

**böhlau**



Wolfram Malte Fues

**DIE ANNULLIERTE LITERATUR.  
NACHRICHTEN AUS DER ROMANLÜCKE  
DER DEUTSCHEN AUFKLÄRUNG**



2017

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Die Druckvorstufe dieser Publikation wurde vom  
Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Titelei des Werkes Antiphrastus, Der vergnügte Ritter in der Einöde.  
Oder: Wunderbare Begebenheiten des Edlen Herrn von Liebensburgs, Frankfurt 1755. © bpk/  
Staatsbibliothek zu Berlin.

© 2017 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien  
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrekturat: Anja Borkam, Jena  
Umschlaggestaltung: Satz + Layout Werkstatt Kluth, Erfstadt  
Satz: Bettina Waringer, Wien  
Druck und Bindung: General Druckerei, Szeged  
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier  
Printed in the EU

ISBN 978-3-412-50738-1

# INHALT

5	Inhalt
7	Vorrede
9	Vorbericht
77	Erzählen im Angang
197	Wiedergänger
279	<i>Volks Roman</i> . Eine dichotomische Geschichte
343	Schillers Ästhetik und der Bürgerliche Roman
392	Nach- und Hinweise
393	Titelregister der im Text behandelten literarischen Werke



## VORREDE

*Den Wanderer auf der breiten Strasse lockt zuweilen ein interessanter Ausblick rechts oder links, abbiegend ihm nachgehend, näher zu sehen, was ihm merkwürdig oder auffallend zu sein scheint. Der Historiker der Literatur, der Analytiker einer Kultur wird es sich nicht genügen lassen, nur in die Augen fallenden Phänomenen Aufmerksamkeit zu schenken. Er kann auf abseitigen Wegen oft finden, was ihm eine Erscheinung auf der breiten Bahn wie mit Einem deutlicher macht. Grosses und Kleines ist ja in der Wirklichkeit des Gegenwärtigen nicht geschieden; solches tut erst die zeitlich spätere ordnende Einsicht.*

Franz Blei



## VORBERICHT

Wer sich als literaturgeschichtlich informierte, aber nicht spezialisierte LeserIn fragt, wie weit ihre/seine Kenntnis des deutschen Romans im 17. Jahrhundert reicht und wo diese im 18. wieder beginnt, wird zumeist antworten: Der späteste mir bekannte deutsche Roman des 17. Jahrhunderts ist Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus* (1668/69) und der früheste des 18. Jahrhunderts Wielands *Geschichte des Agathon* (erste Fassung, zwei Bände, 1766/67). Wer die Namen Ziegler und Lohenstein, Beer und Weise, Bohse und Hunold, Schnabel und Gellert in die Geschichte des deutschen Romans einzuordnen weiß, nähert sich schon dem Spezialistentum, einem Archiv, dessen Räume zwar unmittelbar hinter Kolonnaden des Kanons<sup>1</sup> liegen, dessen Türen aber selten bis nie geöffnet werden. Zwischen Grimmelshausen und Wieland klafft die bekannte, beinahe auf das Jahr genau einhundert Jahre währende ‚Romanlücke‘, und in eben diese Lücke fallende Werke (oder: Nicht-Werke?) wollen die hier folgenden (und vielleicht später noch weitere) Untersuchungen vorstellen. Ist ein solches Projekt aber für die Geschichte des Romans in der deutschen Literatur überhaupt nötig und nützlich? Ist es sinnvoll, eine Reihe von (vielleicht ganz zu Recht) vergessenen Romanen wieder zu vergegenwärtigen, den Lebensumständen ihrer AutorInnen sowie den sozial- und ideologiegeschichtlichen Bedingungen ihrer Entstehung nachzuforschen? Ihre literarische Gestalt, ihre Strukturen und ihre

---

1 Zum Bedenken und zu den Bedenklichkeiten des Kanons um den Anfang des 21. Jahrhunderts siehe Jan Gorak, *The making of the modern canon. Genesis and crisis of a literary idea*, London 1991, Gerhard Kaiser/Stefan Matuschek, Hg., *Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*, „Jenaer Germanistische Forschungen“, N. F. 9, Heidelberg 2001, sowie Simonetta Sanna, Hg., *Das Kanon in der deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, „Akten des 4. Kongresses der italienischen Germanistenvereinigung“, Bern 2009. Zum Problem des Kanons in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts siehe den komplexen und sorgfältig abwägenden Aufsatz von Klaus Manger, Bestseller des 18. Jahrhunderts. Ein Überblick, in: Anett Lütteken/Matthias Weishaupt/Carsen Zelle, Hg., *Der Kanon im Zeitalter der Aufklärung. Beiträge zur historischen Kanonforschung*, Göttingen 2009, S. 17–45. Diejenige Literatur, die uns hier beschäftigen wird, bleibt freilich auch bei ihm unberücksichtigt. Siehe außerdem Uwe Hentschel, *Vom Lieblingsautor zum Aussenseiter. Ein Beitrag zur Kanondebatte des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. 2015 (genauer gesagt: im 18. Jahrhundert).

Figuren der LeserInnenschaft und der Forschung wieder in Erinnerung zu rufen und damit zu beginnen, ihre Erzählweise zu analysieren und ihren gattungsgeschichtlichen Eigentümlichkeiten nachzugehen? Lohnt sich die Wiederentdeckung, oder gibt es da nichts Lohnendes zu entdecken?

Die Germanistik richtet sich, soweit ich sehe, bei aller methodischen Vielfalt und allem kulturgeschichtlichen Eifer hauptsächlich nach der folgenden Feststellung:

Die Geschichte des neueren deutschen Romans im 18. Jahrhundert beginnt mit Wielands ersten Romanen: ‚Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva‘ [erschienen 1764] und der ‚Geschichte des Agathon‘. Diese beiden Erzählungen unternehmen als erste den Versuch, die europäische Kunstform des Romans in die deutsche Literatur zu übernehmen. Gewiss finden sich auch vor Wieland in Deutschland Romane: zwischen die wenigen Höhepunkte des deutschen Barockromans mit Anton Ulrich von Braunschweig und Caspar Daniel von Lohenstein auf der höfischen und mit Grimmelshausen auf der pikaresken Seite und den großen neuen Beginn nach der Mitte des 18. Jahrhunderts lagert sich das breite, wuchernde und kaum überschaubare Terrain des galanten Romans, in dem auf niedrigstem literarischem Niveau das heruntergewirtschaftete Barockrepertoire an Handlungskonventionen und Stilgepflogenheiten zu immer neuen und doch gleichen Mustern zusammengestellt wurde. Dazu gesellten sich je nach der Mode zahllose Robinsonaden und englische Familiengeschichten. Entfernt lässt sich wohl auch in diesen Produkten die Wandlung des europäischen Publikumsgeschmacks von den vielbändigen heroisch-politischen Liebesromanen in der Art der Madame de Scudéry und des Sieur de Calprenède zu den kurzatmigeren und bürgerlich-sentimentalen Familiennovellen des frühen und mittleren 18. Jahrhunderts feststellen, ohne dass aus diesen Derivaten auf eine innerdeutsche Entwicklung der Romanform geschlossen werden könnte. Stärker als in England sind der Barockroman und der Gefühlsroman des 18. Jahrhunderts in Deutschland durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt. Erst mit Wieland erreicht die Nachahmung europäischer Vorbilder als bewusste Nachschöpfung eigenständige und nun selbst vorbildliche Geltung.<sup>2</sup>

---

2 Norbert Miller, Die Rolle des Erzählers. Zum Problem des Romananfangs im 18. Jahrhundert, in: ders., Hg., *Romananfänge. Versuch zu einer Poetik des Romans*, Berlin 1965, S. 43f. Siehe dazu auch Dieter Kimpel, *Der Roman der Aufklärung (1670–1774)*, 2., völlig neu bearb. Auflage Stuttgart 1977. Kimpel gibt auf den S. 41ff. sowie 104ff. je eine Liste mit Titeln aus der oben genannten „unüberbrückbaren Kluft“, geht aber nicht auf Einzelnes ein und schließt sich

Ich fasse zusammen: Es gibt eine europäische – will sagen: französische und englische – Kunstform des Romans. Der deutsche Roman wird erst wieder zur Kunst, als es ihm gelingt, diese Form zu übernehmen und sich anzueignen. An ihrer Entwicklung ist er nicht beteiligt. Neben der französischen und der englischen Erzählkultur mit ihren extensiven und intensiven Ordnungen wuchert das deutschsprachige Erzählen in einem epischen Wildwuchs, dessen Dickicht alle ästhetische und ideologische Ordnung verwirrt und zerstört. Wenn das so ist – weshalb ist das so? Wie lässt sich dieses seltsame Nebeneinander erklären? Genügt es, die sattsam bekannte ökonomische und politische Rückständigkeit Deutschlands seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts anzuführen, um aus ihr auf diejenige der Erzählliteratur zu schließen? Bewahrt vielleicht eben diese scheinbare Rückständigkeit im Medium des Romans Rückstände epochaler Mentalität auf, die in fortgeschritteneren Gesellschaften bereits untergegangen und verstummt sind? Wir brauchen, um diese Fragen zu beantworten, einen Begriff, bescheidener: eine Vorstellung, genauer: ein Modell der eigentümlichen Art und Weise, in der die Epoche der Aufklärung<sup>3</sup> von ihren Anfängen im Rationalismus bis zu ihrer Aufhebung in Klassik und Idealismus ihre Momente aufeinander bezieht, des Bezuges, der

---

dem allgemein negativen Urteil der Literaturwissenschaft an. Siehe im weiteren Jürgen Jacobs, *Das Verstummen der Muse. Zur Geschichte der epischen Dichtungsgattungen im 18. Jahrhundert*, „Arcadia“ 10 (1975), S. 129–146, sowie Werner Rieck, *Zur Vielfalt deutscher Romanliteratur zwischen Barock und Frühaufklärung*, „Studia Germanica Posnaniensia“ 24 (1999), S. 23–36. – Millers Darstellung der Geschichte des deutschen Romans zwischen 1670 und 1770 hat eine Parallele schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Johann Joachim Eschenburg nennt, was den deutschen Roman betrifft, in seiner 1788–1795 angelegten *Beispielsammlung* einige Titel des „historischen und politischen“ aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Grimmelshausen bis Lohenstein und urteilt: „Umsonst [...] aber sucht man Spuren von entschiedenem Talent zur Erfindung und geschickten Behandlung, von wahren Sinn fürs Schöne und Vollendete, in diesen meistens bändereichen Werken, und vermisst in ihnen alles, was irgend Geschmack heißen kann“ (hier zit. nach: ders., *Kleine Geschichte des Romans von der Antike bis zur Aufklärung*, mit einem Nachw. hg. von Till Kinzel, Hannover 2015, S. 75). Dieses Urteil bleibt (mit einer sehr zögerlichen Ausnahme für Gellerts *Schwedische Gräfin*) bis zum Erscheinen der *Geschichte des Agathon* in Kraft.

- 3 „Die Methoden und Themen, die das 18. Jahrhundert beherrschten, waren vielfach schon im 17. Jahrhundert entwickelt worden [...] Mit ‚Aufklärung‘ soll daher hier diejenige kulturelle und soziale Bewegung bezeichnet werden, in deren Verlauf diese Methoden und Themen von einer stetig wachsenden Gruppe von Gebildeten diskutiert, systematisch verbreitet und in die Praxis umzusetzen versucht wurden“ (Barbara Stollberg-Rilinger, *Europa im Jahrhundert der Aufklärung*, Stuttgart 2000, S. 12).

ihren Sinn realisiert, garantiert und charakterisiert. Wir müssen die Verbindung, die Vermittlung suchen, die den Epochenzusammenhang gerade in seinen kleinsten Einheiten knüpft, den Grund-Satz, besser: die überallhin feinverteilte ursprüngliche Grund-Setzung in seinen Hierarchien und Systematiken. Wir könnten uns dafür an die Begriffsgeschichte wenden, die den Begriffen ‚Bürger‘ und ‚bürgerliche Gesellschaft‘ nachgegangen ist und ihren Entwicklungszusammenhang historisch und systematisch rekonstruiert hat.<sup>4</sup> Damit verwandelt sich die Vielfalt der Selbstplakatierungen bürgerlicher Gesellschaft zwar aus einer verwirrenden Ansammlung in eine wohlgeordnete Ausstellung, aber das Muster, das in allen ihren Entwürfen letztlich bezeichnend ist, bleibt auch hinter ihr noch verborgen. Wenn wir erfahren wollen, welche Werturteile auf welchem Weg den deutschen Roman zwischen 1670 und 1770 mit wenigen Ausnahmen aus der Geschichte der deutschen Literatur entfernt haben, müssen wir uns zunächst eine Anschauung der Episteme seiner Epoche verschaffen, des Mus-

4 Siehe dazu die Artikel „Bürger/bürgerliche Gesellschaft“ in *Hist. Wörterbuch der Phil.*, Bd. 1, hg. von Joachim Ritter, Basel 1971, Sp. 962–966 (M. Riedel) sowie in Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Hg., *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, Stuttgart 1972, S. 672–725 (M. Riedel), außerdem Manfred Riedel, Bürgerlichkeit und Humanität, in: Rudolf Vierhaus, Hg., *Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung*, „Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung“ VII, Heidelberg 1981, S. 13–34, und Michael Stolleis, Untertan – Bürger – Staatsbürger. Bemerkungen zur juristischen Terminologie im 18. Jahrhundert, ebd. S. 65–100. Vgl. darüber hinaus Leo Kofler, *Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft*, 7., neu bearb. und erg. Aufl. Neuwied 1979, S. 306ff., aber auch Ernst Nolte, *Was ist bürgerlich?*, Stuttgart 1979, S. 11ff. Zur Geschichte der Stellung und der Funktion des deutschen Bürgertums siehe Wolfgang Zorn, *Deutsche Führungsschichten des 17. und 18. Jahrhunderts. Forschungsergebnisse seit 1981*, „Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur“ 6 (1981), S. 176–197. Zur Ausdifferenzierung und inneren Struktur dieses Bürgertums sowie zu seinem Modernisierungs-Profil siehe Hans-Edwin Friedrich, Fotis Jannidis, Marianne Willems, Hg., *Bürgerlichkeit im 18. Jahrhundert*, Tübingen 2006, wo der Klassen-Begriff problematisiert, aber festgehalten wird: „‚Bürgerlichkeit‘ bleibt eine unverzichtbare Kategorie literarhistorischer Analysen zum 18. Jahrhundert“ (ebd. S. IX). Siehe weiterhin Hans J. Haferkorn, Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz und des Schriftstellers in Deutschland zwischen 1750 und 1800, in: „Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaft“ 3: *Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800*, Stuttgart 1974, S. 113–275, Rudolf Vierhaus, Die aufgeklärten Schriftsteller. Zur sozialen Charakteristik einer selbsternannten Elite, in: Bödeker/Herrmann, Hg., *Über den Prozess der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1987, S. 53–65, und Heinrich Bosse, Gelehrte und Gebildete – die Kinder des 1. Standes, in: „Das achtzehnte Jahrhundert. Zs. der dt. Ges. für die Erforschung des achtzehnten Jhs“ 32 (2008), S. 13–37, sowie schließlich den Artikel „Bürger/Bürgerlichkeit“ in Heinz Thoma, Hg., *Handbuch europäische Aufklärung. Begriffe – Konzepte – Wirkung*, Stuttgart 2015, S. 123ff.

ters, dem das Alltagswissen ebenso gehorcht wie das von ihm abgehobene Theoriewissen, die stummen Praktiken im Sozialen, Technischen und Ökonomischen ebenso wie die beredtesten im Politischen, Kulturellen und Wissenschaftlichen.

Die fundamentalen Codes einer Kultur, die ihre Sprache, ihre Wahrnehmungsschemata, ihren Austausch, ihre Techniken, ihre Werte, die Hierarchie ihrer Praktiken beherrschen, fixieren gleich zu Anfang für jeden Menschen die empirischen Ordnungen, mit denen er zu tun haben und in denen er sich wiederfinden wird. Am entgegengesetzten Ende des Denkens erklären wissenschaftliche Theorien oder die Erklärungen der Philosophen, warum es im allgemeinen eine Ordnung gibt, welchem allgemeinen Gesetz sie gehorcht, welches Prinzip darüber Rechenschaft ablegen kann, aus welchem Grund eher diese Ordnung als jene errichtet worden ist [...] Zwischen diesen beiden so weit auseinanderliegenden Gebieten herrscht ein Gebiet, das, obwohl es eher eine Zwischenrolle hat, nichtsdestoweniger fundamental ist.<sup>5</sup>

Es ist das Gebiet der Episteme, des Wissens, dessen Diskurse zwischen den beiden so weit auseinanderliegenden Polen des Denkens hin und her gehen, zwischen der Besonderheit des Alltagslebens, wovon die fundamentalen Codes einer Kultur versteckt und versenkt sind, und der Allgemeinheit der Wissenschaft, die eben jene Codes zu ihren Gegenständen hat. Die epistemischen Diskurse haben teil an beiden Bereichen, vermitteln sie manchmal, verbinden sie manchmal auch nur, trennen sie manchmal sogar, bestimmen sie und werden ihrerseits im Verlauf der Geschichte einer Epoche von ihnen bestimmt. Wenn es uns gelingt, ihr Ensemble auf ein ihnen wesentliches Modell zu konzentrieren, auf eine Strategie, der sie in allen ihren Abläufen verpflichtet sind, dann können wir erstens entscheiden, ob der verachtete deutsche Roman zwischen 1670 und 1770 nicht doch eine Bedeutung, eine Funktion, einen Wert für seine Epoche hat, und zweitens, wie diese Bedeutung, diese Funktion, dieser Wert von uns aufzufassen und zu verstehen sind. Das ist, zugegeben, ein weit ausgreifendes, umständliches Vorgehen, das überdies Kritik nicht beschwichtigt, sondern herausfordert. Jedoch: „Der Weg des Geistes ist die Vermittlung, der Umweg“;<sup>6</sup>

5 Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, (Paris 1966) Frankfurt/M. 1974, S. 22f.

6 G. W. F. Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*; Werke in 20 Bdn., hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 20, Frankfurt/M. 1971, S. 507.

auch und erst recht angesichts einer neueren Art von Literaturgeschichtsschreibung, für die nur die Jahre von 1770 bis 1830 und von 1900 bis 1950 für die deutsche Literatur zählen.<sup>7</sup> Helfen wir demgegenüber mit bei der Wiederentdeckung der Langsamkeit, der Abschweifung, der Umständlichkeit. Entdecken wir, wenn es sich so ergibt, das Rad neu. An einer so wundervollen Erfindung wie dem Rad gibt es immer Neues zu entdecken. Darin sehen wir uns mit der bis dato neuesten Geschichte der deutschen Literatur<sup>8</sup> einig:

Es ist [...] eine Geschichte, die dem Material nicht eine einzige Ordnung aufzwingt, sondern Spuren vieler Stränge aufweist [...] Der Leser wird jedes Mal, wenn er dieses Werk erkundet, neue Konfigurationen auffinden. Die geschichtliche Anordnung, die dieses Buch präsentiert, ist in Wirklichkeit nur eine bestimmte Anordnung [...], die sich mit jeder Lektüre neu ordnet und neu gruppiert.<sup>9</sup>

Führen nun die so an- und ausgelegten Spuren und Stränge zu Konfigurationen, in denen auch die Romane des von uns ins Auge gefassten Zeitraums Figur machen? Ordnet sich diese Geschichte so, dass sie auch ihnen Platz bietet? Der letzte Roman des 17. Jahrhunderts, den sie zu ihrem Gegenstand macht, ist Daniel Casper von Lohensteins 1689/90 erschienener *Grossmüthiger Feldherr Arminius*. Der Autor des betreffenden Essays bringt ihn umsichtig mit seinen wichtigsten europäischen Verwandten, seinen Vorläufern im 16. Jahrhundert und seinen hellenistischen Vorbildern in Verbindung, notiert sorgfältig seine weiteren Auflagen wie die seiner Geschwister im 18. Jahrhundert und macht sie alle schließlich zu Bedingungen der Möglichkeit dessen, was er den „modernen realistischen Roman“ nennt: Fieldings *Tom Jones* und Goethes *Wilhelm Meister*.<sup>10</sup> Als nächster deutscher Roman nach dem *Arminius* begegnet uns im Ablauf dieser Literaturgeschichte jedoch erst wieder Sophie von La Roches 1771 erschienener Briefroman *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim*.<sup>11</sup> Damit bildet sich eine literaturgeschichtliche Konfiguration, die ohne Umweg die Gruppe der

7 Heinz Schlaffer, *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*, München/Wien 2002. (Sie ist tatsächlich kurz. Sie benötigt für ihren Gegenstand nur 158 Seiten.)

8 David E. Wellbery u.a., Hg., *Eine neue Geschichte der deutschen Literatur*, Harvard 2004/Berlin 2007.

9 Wellbery in seiner Einleitung, ebd. S. 24.

10 Emery Snyder, *Der Barockroman und die Tradition des Liebesromans*, ebd. S. 428ff.

11 Chris Cullens, „Papiern Mädchen erziehen“ und das private Leben meistern, ebd. S. 471ff.

uns angehenden Romane nicht bloß überbrückt, sondern ihr auch den Raum, in dem sie sich gruppieren könnte, durch die Absolutsetzung der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reichenden Tradition des Nachdrucks und der Neubearbeitung deutscher Barockromane streitig macht. Welche Lektüre der Leser auch wählt, welche Ordnung er der Anordnung seines Textes auch abgewinnt – zu dieser Gruppe wird ihn keine führen.

---

## I

Im Herbst 1619 kehrt der im Heer des Kurfürsten Maximilian von Bayern dienende René Descartes von den Krönungsfeierlichkeiten für Kaiser Ferdinand II. aus Frankfurt in sein Winterquartier bei Neuburg an der Donau zurück, wo er „ohne zerstreute Unterhaltung und überdies – zum Glück – ohne von Sorgen oder Leidenschaften geplagt zu sein, den ganzen Tag allein in einer warmen Stube eingeschlossen blieb und hier alle Muße fand, sich mit seinen Gedanken zu unterhalten“.<sup>12</sup> Diese Unterhaltung mündet in den Vorsatz,

dass es nicht sinnvoll wäre, wenn ein Privatmann sich zum Ziel setzte, einen Staat durch grundlegende Veränderung aller Verhältnisse und durch einen auf Neuordnung abzielenden Umsturz zu reformieren, ja, dass es auch nicht einmal sinnvoll wäre, das System der Wissenschaften zu reformieren oder die Lehrmethoden in den Schulen, dass aber ich, bezüglich all der Meinungen, die ich bisher unter meine Überzeugungen aufgenommen hatte, nichts Besseres unternehmen könne, als sie einmal ernstlich wieder abzulegen, um sie nachher entweder durch andere, bessere zu ersetzen oder auch durch dieselben, wenn ich sie an der Vernunft gemessen haben würde.<sup>13</sup>

Wie einst Sokrates stellt sich der Philosoph die Frage: „Was kann ich wissen?“ Anders als Sokrates stellt er sie nicht auf dem Marktplatz, am Ort der Ratsversammlung, im Gymnaseion, stellt er sie nicht den Bürgern, den Politikern, den Lehrenden und Lernenden, sondern er stellt sie sich selbst, als Privatmann, als *particulier*, wie es im französischen Original heißt. Das Teilchen, die Partikel

---

12 *Discours de la Méthode*, übers. und hg. von Lüder Gäbe, Hamburg 1960, Teil II, Kap. 1, S. 19.

13 Ebd. S. 23. – Über den Geist und die Herkunft eines Philosophierens, das zu und von sich ‚Ich‘ sagt, siehe Harald Weinrich, *Erzählte Philosophie oder Geschichte des Geistes*. Linguistische Bemerkungen zu Descartes und Rousseau, in: Reinhart Koselleck/Wolf Dieter Stempel, Hg., *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, „Poetik und Hermeneutik“ V, München 1973, S. 411ff.

des politischen, wissenschaftlichen und ideologischen Komplexes, verzichtet ausdrücklich darauf, das Ganze, dem es ein- und untergeordnet ist, zu kritisieren oder gar zu reformieren, aber es nimmt sich das Recht, sich von diesem Ganzen abzuteilen und alle seine Meinungen und Überzeugungen uneingeschränkter Kritik zu unterziehen – eben die Meinungen und Überzeugungen, die es als Teil des gesellschaftlichen Ganzen angenommen und zu vertreten hat. Darin steckt ein eigenartiger Widerspruch. Das selbstbewusste Ich weiß sich zwar als mehrfach funktionales Teilchen des gesamtgesellschaftlichen Moleküls, aber es weiß sich zugleich als unaufspaltbare Einheit, als Atom, das sich von seinem Platz im Funktionsganzen zu abstrahieren, es seiner Kritik zu unterwerfen und darin anzueignen vermag. Es gelingt diesem atomaren Ich anscheinend ohne Schwierigkeit, seine Selbst-Disposition zum Subjekt von ihm unvoreingenommen zu analysieren, und das genügt ihm, um seine Verdoppelung in ein empirisches in der Welt und ein transzendentes gegenüber der Welt als von ihm selbst produzierte und nicht zu entkoppelnde Disjunktion zu begreifen.<sup>14</sup>

Der *particulier* teilt sich ab von seiner Gesellschaft, an der er zugleich frag- und klaglos weiter teilnimmt. Diese Abstraktion genügt seinem Anspruch an sich selbst jedoch noch nicht. Descartes haust in seinem Winterquartier fern von jeder *conversation* die ihn zerstreuen könnte, fern also von aller geselligen Kommunikation, in völliger Einsamkeit. Er findet sich ohne Sorgen und Leidenschaften, also fern von jeder Gefühlserregung. Er befindet sich schließlich den ganzen Tag allein in einer warmen Stube eingeschlossen, also abgeschnitten vom Wechsel der Sinneseindrücke und eingehüllt in die immer gleiche Körperempfindung wohliger Wärme. Nur ein Raum, in dem Einsamkeit, Er-Regungslosigkeit, eintönige Einfachheit der Sinneswahrnehmung und Selbstempfindung herrschen, ist der geeignete Ort für den uneingeschränkten Zweifel an den bisher vertretenen Meinungen und Überzeugungen. Dieser Raum stimmt, wie ihn Descartes hier beschreibt, nur mit einem ganz besonderen Raum völlig überein:

---

14 „Das cartesianische Paradigma des neuzeitlichen Ichs vereinigt auf undurchsichtige und vorschnelle Weise die individualitätslose Struktur eines reinen Subjekts mit der empirischen Einzelheit eines konkreten Menschen“ (Gerhard Gamm, *Wahrheit als Differenz: Studien zu einer anderen Theorie der Moderne; Descartes – Kant – Hegel – Schelling – Schopenhauer – Marx – Nietzsche*, Frankfurt 1986, S. 15). Dass nicht alles undurchsichtig und vor-schnell ist, dessen Selbstkonstruktion sich nicht schnell einsehen lässt, wird im Folgenden noch deutlicher werden. Siehe dazu vorerst Michael Wladika, *Breite des Ichs. Systematische Studien zu Descartes*, Würzburg 2007, S. 15–86, sowie Thomas Kisser, Hg., *Metaphysik und Methode. Descartes, Spinoza, Leibniz im Vergleich*, „Studia Leibnitiana“ 39, Stuttgart 2010, S. 13ff.

dem Mutterleib. Der universale Zweifel am eigenen Ich, wie es unwillkürlich geworden ist, soll es noch einmal gebären, nicht *inter faeces et urinam*, in die Welt als schon immer in der Welt, wie es das Mittelalter sich stets vergegenwärtigte, sondern in und aus der transzendentalen Geborgenheit kritischen Selbstbewusstseins. Der Mensch erhebt Anspruch auf seine eigene Natur, selbst auf seine physische, und der universale Zweifel bedeutet zunächst nichts weiter als die Weigerung, irgendetwas am eigenen Ich als gegeben hinzunehmen, und sei es das Leben.

Das wahrhaft neue männliche Selbstverständnis wird mit sich als dem Handelnden beginnen wollen und die Erinnerung an die Herkunft von und die Zeit mit der Frau dem Dunkel überantworten. Was die Ebene Geburt-Tod betrifft, wird das Wissen sich von der Geburt weg zum Wissen um den Tod zentrieren, das philosophische Sterbenlernen.<sup>15</sup>

Das trifft für die Philosophie der Antike zu, insbesondere für Plato. Das moderne männliche Selbstverständnis hingegen konzentriert sich auf die Kränkung, von einer anderen erst zur Welt gebracht werden zu müssen, und bringt sich selbst in eine Welt, für deren Anfang, Fortgang und Ausgang es allein ursprünglich sein wird. Erst damit jedoch gewinnt der Mensch ein Bewusstsein seiner selbst als eines durch Vernunft bestimmten Gattungswesens, und erst seitdem ist, wie Hegel einmal bemerkt hat, sinngehend und begrifflich vom Menschen die Rede, ist er ein Programm, ein Projekt und nicht bloß ein Name.<sup>16</sup>

15 Ingvild Birkhahn im Vorwort zu: *Diotima, Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*, „Reihe Frauenforschung“, Bd. 11, Wien 1989, S. 21.

16 Vgl. dazu G. W. F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, § 190; Werke in 20 Bdn., Bd. 7, Frankfurt 1970, S. 348. – „Dass der Mensch ein Lebendiges ist, ist [...] nicht zufällig, sondern vernunftgemäss, und insofern hat er ein Recht, seine Bedürfnisse zu seinem Zweck zu machen. Es ist nichts Herabwürdigendes darin, dass jemand lebt, und ihm steht keine höhere Geistigkeit gegenüber, in der man existieren könnte. Nur das Heraufheben des Vorgefundenen zu einem Aus-sich-Erschaffen gibt den höheren Kreis des Guten, welche Unterschiedenheit indessen keine Unverträglichkeit beider Seiten in sich schliesst“ (ebd. § 123 Zusatz, S. 232). – Wohin die Vorschriften des Programms Mensch und das ihnen gehorchende (Her-)Aufheben des Vorgefundenen führen können, dafür geben *Des weitberühmten Seeländers NIL STAIRS remarquable und höchst merkwürdige Reisen nach denen unbekanntten Insuln des Orientalischen Oceani ...* ein sehr aufklärendes Beispiel. Als die Reisenden auf einer der Inseln ein indianisches Volk entdecken, das ihnen zwar nicht das Geringste zuleide getan hat, aber kannibalisch lebt, werden sie sich sogleich einig, dieses Volk auszurotten: „Es schrye die ganze Equipage, Alons,

Wohin führt nun der Versuch, den Anspruch der Selbsterzeugung, des Sich-selbst-zur-Welt-Bringens einzulösen? Bis zum Zweifel an der Gültigkeit jeden gegebenen Bewusstseinsinhaltes. Aber dieser äußerste Punkt des Zweifels wendet ihn zugleich zur Gewissheit, wie Descartes in einem berühmt gewordenen Zwiegespräch des Denkens mit sich selbst darlegt:

Aber es gibt einen, ich weiß nicht welchen, allmächtigen und höchst verschlagenen Betrüger, der mich geflissentlich stets täuscht. – Nun, wenn er mich täuscht, so ist es also unzweifelhaft, dass ich bin. Er täusche mich, soviel er kann, niemals wird er doch fertig bringen, dass ich nichts bin, solange ich denke, dass ich etwas sei.<sup>17</sup>

Cogito – sum.<sup>18</sup> Das Ich, das hier denkt, projiziert seine Gedanken, seine Meinungen und Überzeugungen, an die Wände des Leibes, in dem es sich denkt, während seine Gedanken das Außen, das Objektive, die Welt meinen, in die man geboren wird. Es kann diesen Leib aber nicht verlassen, weil er in seiner Einsamkeit, Er-Regungslosigkeit und gleichmäßigen Einfachheit, seiner schützen-

---

wir wollen diese Bestien, die nur menschliche Gestalt [!] haben, von dem Erdboden vertilgen“ (Frankfurt und Leipzig 1778, wahrscheinlich 3. Aufl., S. 66f.). Was auch geschieht. Immerhin: Als die gleiche „Equipage“ durch einen Schiffbruch vom Hunger bedroht wird und beschließt, den zehnten Mann auszulösen und zu verzehren, merkt der Ich-Erzähler an: „So weit kan es die Not bringen, dass auch dieselbe alle Menschheit [!] vergesslich machet, und Appetit zu den würket, davor auch die Natur den äussersten Abscheu trägt“ (ebd. S. 106).

- 17 *Meditationes de prima philosophia*, neu hg. von Lüder Gäbe, Hamburg 1959, *Meditatio II*, S. 43. – „Diese bloss negative Seite ist die Hauptsache. Es ist Verwirrung, mit der die Philosophie überhaupt anfangen muss und die sie für sich hervorbringt; man muss an allem zweifeln, man muss alle Voraussetzungen aufgeben, um es als durch den Begriff Erzeugtes wiederzuerhalten“ (Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, ebd. Bd. 18, Frankfurt 1971, S. 466f.). – Vgl. zu diesem altberühmten Text zunächst Gerd Kimmerle, *Kritik der identitätslogischen Vernunft. Untersuchung zur Dialektik der Wahrheit bei Descartes und Kant*, „Monographien zur philosophischen Forschung“ 213, Königstein 1982, S. 7–14, 146–157, 165–168, Wolfgang Röd, *Descartes. Die Genese des Cartesianischen Rationalismus*, 2., völlig überarb. und erw. Aufl. München 1982, S. 58–63, 79–87, 98–101 (mit ausführlicher Bibliographie), Andreas Färber, *Die Begründung der Wissenschaft aus reiner Vernunft. Descartes, Spinoza und Kant*, Freiburg 1999, S. 61ff., Andreas Kemmerling, Hg., *René Descartes: Meditationen über die Erste Philosophie*, Berlin 2009, S. 11ff., sowie Karen Detlefsen, Hg., *Descartes' Meditations. A critical guide*, Cambridge 2013, S. 9ff.
- 18 „Ich muss Gegenstände meines Denkens haben und sie apprehendiren denn sonst bin ich meiner selbst unbewust (cogito, sum; es darf nicht ergo lauten).“ Kant, *Opus postumum*; Kant's gesammelte Schriften, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. XXI, Berlin und Leipzig 1936, S. 82.

den Stille für alle Sinnesempfindung der ideale Raum der Re-Flexion ist, in dem die Dinge der Welt zu Objekten stillstehen, und der Kritik, deren Urteil sie nur hier vollkommen stillhalten. Das Begehren des Cogito, in dem es sich zum Ich bildet, lautet also: zur Welt kommen, ohne geboren werden zu müssen. Die Objektivität, die das Cogito-Ich erreicht, indem es seinem Begehren folgt, ist darum stets reflexiv, reflektiert an und von der Hülle des Leibes, als dessen Mitte es sich behaupten, zum Subjekt seines Selbst-Bewusst-Seins machen kann.

Ich bin, solange ich denke, dass ich etwas sei. Ich bin das, als was ich mich denke, aber dieses Was, dieser Inhalt meines Denkens kann stets Täuschung, Schein, Irrealität sein. Ich bin, indem ich mir die Aufgabe stelle, nur noch ein sich rein denkendes Ich zu sein, was bedeutet, dass ich mich in ein Selbst setze, das mein mit mir identisches Objekt ist, während ich zugleich mit mir nicht identisch weil mir objektiv bin. Ich erfülle die Aufgabe, die ich mir stelle, deren Erfüllung mir mein Selbst stellen soll, dadurch, dass ich alles, was ich erreiche, objektiviere und mir darin ebenso zum Selbst wie nichtig werde. Alles, was ich berühre und was mich berührt, wird mein Objekt und darin ebenso mein mich identifizierendes Selbst wie an sich selbst nichtig. Ich bin denkend, um ganz der zu sein, der sich erdenkt, während ich nicht der bin, als den ich mich denke. Ich bin, während ich an allem zweifle, was ich bin. Ich bin nicht mehr und nicht weniger als mein Zweifel an mir. Der *deceptor nescio quis*, der unbekannte Betrüger, ist niemand anderer als mein eigenes Denken in der Form des universalen Zweifels, zu dem ich mich um meiner selbst, um meines Selbst willen entschlossen habe.<sup>19</sup>

## II

---

Nun kann niemand sein, ohne etwas zu sein, ohne hier und jetzt da zu sein, zu existieren. Will ich berührbar, erkennbar, ansprechbar und erreichbar für andere sein, muss ich mich darauf einlassen, etwas zu sein, zu existieren, und zwar zuverlässig, auf Dauer und nach verstehbaren Regeln, auch wenn ich mir eingestehe, dass diese Selbstbestimmung in jedem Augenblick zugleich Selbsttäuschung ist. Ich muss mir einen Sinn geben und diesen Sinn mit Leib und Lebenspraktik festhalten, auch wenn ich weiß, dass er dem Zweifel, der Vernei-

19 „Diese Einheit, so gesetzt als die Totalität des Bestimmens, wie sie selbst darin als Indifferenz bestimmt ist, ist der allseitige Widerspruch“ (Hegel, *Wissenschaft der Logik*; Werke, ebd. Bd. 5, Frankfurt/M. 1969, S. 451).

nung, der Vernichtung unterliegt und darin das Material für einen anderen, negativ auf ihn bezogenen Sinn abgibt, dem das gleiche Schicksal droht. Das Ich, das Atom, das mit Hilfe des universalen Zweifels seine unteilbare Sinneinheit von Grund und Geburt an zu erzwingen sucht, spaltet sich selbst in eine unendliche Reihe möglicher Sinngebungen, die gleichgültig auseinander hervorgehen und sich durch Verneinung, Vernichtung, Negation, Tod aufeinander beziehen.<sup>20</sup> Gilt der universale Zweifel wirklich universal, macht er an jede Selbst-Bestimmung des Ichs das Vorzeichen der Täuschung, des Scheins, der Nichtigkeit. *Media vita morte sumus*, sagt das Mittelalter; *mors medium vitae*, erwidert ihm die Moderne. Kraft dieses Todes, der das Leben von einem Lebenssinn zum anderen führt, indem er die Form des einen vernichtet und sie darin zum Material für die Geburt des anderen macht, zerfällt die gesuchte notwendige Sinneinheit des Ichs in eine unabsehbare Vielzahl von Sinnentwürfen, die einander der Scheinbarkeit bezichtigen. Keiner kann einen Vorzug vor dem anderen beanspruchen, stammen sie doch alle aus dem universalen Zweifel, dem sie auch alle wieder zum Opfer fallen. Der Sinn, worin der Mensch sich als das Programm eines vernünftigen Gattungswesens zu nehmen und zu geben versucht, entfacht sich zum Wahnsinn, wenn dieser Mensch nicht zugleich gegen sich einschreitet, wenn er sich nicht für einen Sinn entscheidet, für den Sinn der Sinngebung, für die Hierarchisierung und Systematisierung der gleichgültigen Sinnentwürfe in Richtung auf eine Geschichte, die nicht nur objektiv, sondern auch notwendig wird.

Der Bürger ist universale Vernunft und zwar im doppelten Sinne. Er ist unmittelbare Wahrheit der menschlichen Natur, Maß jeder Gesetzgebung, aber er ist gleichzeitig derjenige, für den die Unvernunft sich von der Vernunft trennt. Er ist in den spontansten Formen seines Bewusstseins, in den Entscheidungen, die er von vornherein treffen muss, [...] zugleich der Ort, das Instrument und der Richter der Trennung.<sup>21</sup>

Diese Trennung ist seine ursprüngliche Erfahrung mit seinem Anspruch auf

20 „Das ‚Malin Génie‘ der dritten Meditation ist nicht eine leicht überhöhte Zusammenfassung der trügerischen Kräfte, die im Menschen wohnen, sondern dessen, was Gott am ähnlichsten ist, was seine Allmacht nachahmen, wie Er ewige Wahrheiten aussprechen und bewirken kann, dass zwei und zwei fünf ist. Es ist sein herrlicher Zwillings, bis auf seine Bosheit, die ihn sogleich jede mögliche Existenz verwirren lässt“ (Michel Foucault, *Aktaions Prosa*, in: ders., *Schriften zur Literatur*, Frankfurt/Berlin 1979, S. 105).

21 Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft*, 2. Aufl. Frankfurt 1977 (stw 39), S. 463.

sich als vernünftiges Selbst. Sie bleibt ein Notbehelf, selbst dort, wo sie von der Schule, der Klinik, dem Gefängnis, dem Warenhaus, dem Parlament und der Kirche abgesichert und garantiert wird. Diese Not der universalen Vernunft lässt sich nur wenden, wenn der Bürger ihre ihn bedrohenden Resultate Schritt für Schritt einholt und eingemeindet. Instrument dieses Vorgehens ist er selbst am Ort seines Selbst, und darüber, wie weit er gehen will, entscheidet er in gänzlich eigener Verantwortung.

Abgesehen von der den Menschen vor allen anderen Tieren auszeichnenden Eigenschaft des Selbstbewusstseins, welcher wegen er ein vernünftiges Tier ist [...], so wird der Hang: sich dieses Vermögens zum Vernünfteln zu bedienen, nach gerade methodisch, und zwar bloß durch Begriffe zu vernünfteln, d.i. zu philosophieren; darauf sich auch polemisch mit seiner Philosophie an andern zu reiben, d.i. zu disputieren, und, weil das nicht leicht ohne Affekt geschieht, zu Gunsten seiner Philosophie zu zanken, zuletzt in Masse gegen einander (Schule gegen Schule als Heer gegen Heer) vereinigt offenen Krieg zu führen; – dieser Hang, sage ich, oder vielmehr Drang, wird als eine von den wohlthätigen und weisen Veranstaltungen der Natur angesehen werden müssen, wodurch sie das große Unglück, lebendigen Leibes zu verfaulen, von den Menschen abzuwenden sucht.

Eine kriegerische Sprache für die *Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktates zum ewigen Frieden in der Philosophie*.<sup>22</sup> Welche Lösung des eben an Descartes demonstrierten Problems empfiehlt sie?

Die konfliktrträgliche Einheit von Selbstbehauptung und Negativität wird nicht geleugnet, sondern zur lebenserhaltenden Natur der Gattung erklärt. Der Friede, den ihre Subjekte untereinander zu schließen vermögen, kann denn auch nicht darin bestehen, den Krieg zu beenden, den sie mit sich selbst führt; er kann diesen Krieg nur in die Bahnen einer systematischen Ordnung lenken, die alle gegen sie gerichteten Sätze ihrer Expansion zu integrieren versteht. Diese Integration hat ihr Recht nicht aus Gewalt, sondern aus Einsicht des eingemeindeten Gegensatzes, er habe sich seinen ihm gemäßen Platz selbst angemessen. Als bürgerliches Ideal, als Entelechie des Projekts Mensch ergibt sich also ein „die Vernunfttätigkeit unaufhörlich begleitender bewaffneter Zustand“,<sup>23</sup> der den

22 Kant, ebd. A 488.

23 Ebd. A 493.

Frieden in jedem Augenblick aus dem Krieg herausarbeiten und herstellen muss. Dass Kant den Kampf, den die Vernunft mit sich führt, und seine konstruktive Verwandlung in einen nicht tödlichen, diskursiven Wettkampf im Bild von Krieg und Frieden ausdrückt, wird nun verständlich; nach wie vor seltsam bleibt aber, dass er den Kampf der Vernunft mit sich selbst, den Krieg einer jeden Meinung gegen eine jede Meinung, in den sie als universaler Zweifel ausbricht, als eine „weise und wohltätige Veranstaltung der Natur ansieht, wodurch sie das große Unglück, lebendigen Leibes zu verfaulen, von den Menschen abzuwenden sucht“. Ist das nur metaphorisch oder metaphorisches und wörtlich zugleich, also symbolisch zu verstehen? „Da aber die menschliche Gesundheit (nach dem Obigen) ein unaufhörliches Erkranken und Wiedergenesen ist“,<sup>24</sup> scheint der universale Zweifel, durch den der Mensch von Grund und Geburt an sich zu einem selbstbewusst vernünftigen Wesen bestimmt, zweischneidig zu sein: Er schneidet ins Fleisch wie in den Geist und regiert den Rhythmus ebenso des körperlichen wie des bewussten Lebens. Der Wechsel zwischen Ver-Zweiflung und einsichtiger Einordnung, Aufstand und Selbstdisziplin, Subversion und Submission kennzeichnet nicht nur die gesunde Vernunft, sondern auch den gesunden Leib. Sehen wir hier einmal von der Frage ab, woher diese merkwürdige Auffassung der Gesundheit stammt; lassen wir auch die Anmerkung auf der Seite, dass das 18. Jahrhundert sie durchaus nicht allgemein teilt; halten wir vielmehr fest: Die Selbstbegründung der geistigen Natur des Menschen, wie wir sie mit Descartes rekonstruiert haben, wird mit der Selbsterhaltung seiner physischen gleichgesetzt. Das philosophische ist zugleich ein medizinisches Problem.

### III

Von den Typenbezeichnungen aus der Vier-Temperamenten-Lehre Galens machen wir alle hie und da Gesprächsweise immer noch Gebrauch: Phlegmatiker, Sanguiniker, Choliker, Melancholiker. Die verschiedenförmigen Temperamente entstehen aus der verschiedenartigen Mischung der verschiedenen Körpersäf-

24 Ebd. A 488. – Darin spricht sich für Hegel „die Notwendigkeit des Krieges“ aus, „der [...] die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen die Bestimmtheiten und gegen das Angewöhnen und Festwerden derselben erhält, als die Bewegung der Winde die Seen vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Stille, wie die Völker ein dauernder oder gar ein ewiger Frieden, versetzen würde“ (Über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts 1801/02; *Werke*, ebd. Bd. 2, Frankfurt/M. 1969, S. 482).

te, weshalb man die auf dieser Lehre fußende Medizin Humoralpathologie nennt. Spätmittelalter und Humanismus entwickeln sie per analogiam zu einer universalen Charakteristik weiter, die jedes Temperament, jeden Menschentyp mit allem zwischen Himmel und Erde in wechselseitigen Bezeichnungs- und Erklärungszusammenhang bringt.<sup>25</sup> Derartige Wissenschaft vom Menschen betreibt auch die frühe Aufklärung noch. Christian Thomasius etwa bemüht sich in seiner Schrift *Von der Artzeney Wieder die unvernünftige Liebe, und der zuvor nöthigen Erkänntniss sein Selbst*, „7. Aufl. Halle 1720“, zwar schon um ein vernünftiges System, entnimmt dessen Material aber ohne Zögern einer analogischen Universalcharakteristik. Die weitestgehenden, aber auch seltsamsten und für heutiges Empfinden bizarrsten Verwandtschaften werden dort dem Melancholiker angemutet, jenem Temperament, für das sich die Aufklärung am meisten interessiert und das sie immer wieder zum Gegenstand ihrer Untersuchungen macht.<sup>26</sup>

Die kennzeichnenden Eigenschaften des Melancholikers sind Kälte und Trockenheit. Durch seine Adern fließt schweres, träges Blut, das den Lebensvorgang nur mit Mühe und in immer erneuter Anstrengung in Gang hält. Diesem Leib entspricht laut Heinrich Wilhelm Lawätz 1777 erschienenem *Versuch über die Temperamente* der Geist: Melancholiker sind Menschen,

die mit einem trüben verdrießlichen Auge, mit eingewurzeltm Widerwillen gegen die Welt und deren Bewohner, auf alle Quellen aller menschlichen Handlungen Acht geben, und sich endlich in diesem Labyrinthe, das wirklich grauenvoll ist, so weit verlieren, dass keine menschliche Klugheit sie wieder heraus zu leiten vermag.<sup>27</sup>

25 Vgl. dazu Owsei Temkin, *Galenism. Rise and Decline of a Medical Philosophy*, Ithaca and London 1973, sowie Rudolph E. Siegel, *Galen's System of Physiology and Medicine*, Basel/New York 1968. Siehe ausserdem Wolfgang U. Eckart, *Geschichte der Medizin. Fakten, Konzepte, Haltungen*, 6., völlig neu bearb. Aufl. Heidelberg 2009, S. 43ff. und S. 155ff.

26 Diese und die folgenden Angaben zum Melancholie-Problem im 18. Jahrhundert stützen sich auf Hans-Jürgen Schings, *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1977. Siehe zu Thomasius insbesondere S. 26–28 und S. 41–45. Zu Ursprung und Erscheinungsformen der Melancholie im 18. Jahrhundert in Deutschland vgl. auch Wolf Lepenies, *Melancholie und Gesellschaft*, Frankfurt 1969, S. 79–117. Vgl. außerdem Gabriele Ricke, *Schwarze Phantasie und trauriges Wissen. Beobachtungen über Melancholie und Denken im 18. Jahrhundert*, Hildesheim 1981, Julia Schreiner, *Jenseits vom Glück. Suizid, Hypochondrie und Melancholie in deutschsprachigen Texten des späten 18. Jahrhunderts* (mit reicher Bibliographie), sowie Michel Delon, *Le principe de délicatesse. Libertinage et mélancolie au XVIIIe siècle*, Paris 2011, S. 105ff.

27 Ebd. S. 66f. (hier zit. nach Schings, *Melancholie und Aufklärung*, ebd. S. 47).

Beschreibt das nicht, wenn man die wertenden Adjektive auswechselt, das Verhalten des Philosophen in Neuburg an der Donau, der sich skeptisch und distanziert von der Welt zurückzieht und auf die Vernunft als Quelle menschlichen Handelns in einer Weise achtgibt, die sie am Ende als Labyrinth für die menschliche Klugheit zeigt? (Als ein Labyrinth allerdings, das seine Ver(w)irrung auf Ariadne-Fäden hin auslegt.)

Melancholiker haben empfindliche Nerven.

Bei solchen schwachen Naturen drucken sich [...] alle Bilder im Gehirne, insonderheit diejenigen, die durch ein erkanntes g r o s s e s Uebel erregt werden, tiefer ein; so dass sie hernach durch eine lebhaft und starke Imagination sich die Sache schier als gegenwärtig vorstellen können.<sup>28</sup>

Attraktion und Repulsion, die „durch ihren Streit [...] gleichsam ein dauerhaftes Leben der Natur hervorbringen“,<sup>29</sup> Anziehungs- und Rückweiskraft sind beim Melancholiker aus dem Gleichgewicht. Seiner repulsiven Schwäche wegen drücken sich die von der Welt ausgehenden Affekte tiefer in sein Gemüt als in das anderer Menschen, so dass es verständlich wird, wenn er sie scheut und flieht

28 Adam Bernd, *Eigene Lebens-Beschreibung*, Leipzig 1738; hg. von Volker Hoffmann, München 1973, S. 161f. – Mit dem Humanismus taucht „in den Schriften über Geisteskrankheit [...] der Begriff der ‚Imaginatio‘, der Einbildungskraft auf. Diese Imaginatio ist mit unserem heutigen Begriff der Suggestion verwandt. Sie ist eine Kraft, die körperliche Krankheiten und seelische Störungen hervorrufen, aber auch heilen kann“ (Leo Navratil, *Schizophrenie und Dichtkunst*, München 1986, S. 77). – Zu Bernd vgl. Schings, *Melancholie und Aufklärung*, ebd. S. 97–126, sowie Helmut Pfotenhauer, *Literarische Anthropologie. Selbstbiographien und ihre Geschichte – am Beispiel des Leibes*, Stuttgart 1987, S. 55–76. Siehe außerdem Jürgen Lehmann, *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie*, „Studien zur deutschen Literatur“ 98, Tübingen 1988, S. 89–110, Rolf Wintermeyer, *Adam Bernd et les débuts de l'autobiographie en Allemagne au XVIIIe siècle*, Bern 1993, Götz Müller, Die Einbildungskraft im Wechsel der Diskurse: Annotationen zu Adam Bernd, Karl Philipp Moritz und Jean Paul, in: Hans-Jürgen Schings, Hg., *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert; DFG-Symposion 1992*, Stuttgart 1994, S. 697ff., Norbert W. Schlinkert, *Das sich selbst erhellende Bewusstsein als poetisches Ich: von Adam Bernd zu Karl Philipp Moritz, von Jean Paul zu Sören Kierkegaard; eine hermeneutisch-phänomenologische Untersuchung*, Hannover 2011, S. 54ff., Cornelia Bogen, Der aufgeklärte Religionist Adam Bernd – Autobiographie als Therapie. Der melancholische Selbstmörder als Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, in: Christian Soboth/Udo Sträter, in Verbindung mit Hartmut Lehmann, Hg., *„Aus Gottes Wort und eigener Erfahrung gezeiget“*, Wiesbaden 2012, S. 561ff.

29 Immanuel Kant, *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels*, A 30.

oder sich daranmacht, ihre Eindrücke auf die Tragweite ihres Schmerzes hin kritisch zu untersuchen. Doch was nützt ihm diese Untersuchung?

Man kann die Empfindlichkeit des menschlichen Leibes gegen seine ihn stets beeindruckende Umwelt nicht beseitigen. Man kann auch die Bedrohung, worin die Vernunft diese Empfindlichkeit wahrnimmt, nicht zum Verschwinden bringen. Aber man kann sie beherrschen, indem man die Doppelnatur der zweifelnden Vernunft zwischen Geist und Leib aufteilt: für den Leib der Wechsel der Affekte, die im Eindruck Dauer vortäuschen, um einander nur desto nachdrücklicher zu verdrängen, für den Geist die Stabilität jenes unaufhörlich bewaffneten Friedenszustandes, der jeden Gegensatz zu einem Satz seines Systems beschwichtigt und einhegt.

Der, dessen Gefühl ins Melancholische einschlägt, wird nicht darum so genannt, weil er, der Freuden des Lebens beraubt, sich in finsterner Schwermut härmert [...]. Er hat vorzüglich ein Gefühl vor das Erhabene [...] Sein Wohlbefinden wird eher Zufriedenheit als Lustigkeit sein. Er ist standhaft. Um deswillen ordnet er seine Empfindungen unter Grundsätze. Sie sind desto weniger dem Unbestande und der Veränderung unterworfen, je allgemeiner dieser Grundsatz ist, welchem sie untergeordnet werden, und je erweiterter also das hohe Gefühl ist, welches die niedere<n> unter sich befasst.<sup>30</sup>

In der Gestalt des Melancholikers erblickt der Bürger sich selbst, wie er sich begründet: geeinte Doppelnatur, der Ver-Zweiflung ebenso untertan wie über sie triumphierend. Der Melancholiker, wie Kant ihn sieht, hat ein Gefühl für die Erhabenheit von Grundsätzen über die Tragweite der Erfahrungssätze, die sie unter sich befassen, und damit für die Höhe ihrer Abstraktion. Er hat ebenso sehr ein Gefühl für die Begrenztheit von Grundsätzen – sonst müsste er nicht standhaft sein – und damit für Grenzenlosigkeit. Er hat ein Gefühl für die Universalität des Vernunftanspruchs und damit für den universalen Zweifel. Tod und Wahnsinn, Zerstörung und Verstörung sind ihm ebenso bekannt und nahe wie die Stabilisation des Leibes zu zivilisiertem Leben und die Konsolidierung des Geistes zu kulturierendem Sinn.<sup>31</sup>

30 Immanuel Kant, *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*, A. 30.

31 Man erzählt die Geschichte des Melancholikers heute anders als Kant. „Die Objektbesetzung erwies sich als wenig resistent, sie wurde aufgehoben, aber die freie Libido nicht auf ein anderes Objekt verschoben, sondern ins Ich zurückgezogen. Dort fand sie aber nicht eine beliebige

Wie bezieht nun die bürgerliche Epoche diese ihre Momente aufeinander? Wie charakterisiert sie den Zusammenhang, durch den sie sich auslegt und als Epoche begreiflich macht? Der Bürger erscheint als das Subjekt einer Selbst- und Weltaneignung, die auf radikaler Selbstbegründung beruht und gelingt, indem sie scheitert. Die Vernunft löst das Versprechen, das sie gibt und als das sie sich gibt, nur mittelbar ein, vermittelt über Täuschung und Enttäuschung, Vernichtung und Nichtung. Jede Selbst- und Weltbestimmung ist wie ihre Kritik diesem Scheitern abgerungen und darum Resultat, hergestellt, künstlich, geschichtlich, so erfolgreich sie auch den Anschein erweckt, sie sei nichts als endlich entdeckte Natur oder treu wiedergegebene Tradition. Seit ihrer Entstehung beargwöhnt die bürgerliche, sich und die Welt nach Grundsätzen systematisch und hierarchisch ordnende Vernunft ihren eigenen Ursprung, der die Strenge und Universalität solchen Ordners erst möglich und nötig macht.

Damit schließlich haben wir uns nun ein Modell der eigentümlichen Art und Weise verschafft, in der die Epoche der bürgerlichen Aufklärung von ihren Anfängen im Rationalismus bis zu ihrer Aufhebung in Klassik und Realismus (und vielleicht darüber hinaus) ihre sie bestimmenden Momente aufeinander bezieht. Welche Gestalt nimmt dieses Modell in den deutschsprachigen Original-Romanen der Aufklärung in den Zeiten der ‚Romanlücke‘ an? In den Debatten um diese Literaturgattung? Wie verändern sich welche seiner Bestimmungen? Wodurch und in welche Richtung?

## IV

Während seines Studiums in Leipzig von 1765 bis 1768 macht der junge Goethe gemeinsam mit Schlosser einen Besuch bei Gottsched.

Wir traten hinein zu einer sonderbaren Szene: denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastenen, mit rotem Taft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Türe herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein: denn der Be-

---

Verwendung, sondern diene dazu, eine Identifizierung des Ichs mit dem aufgegebenen Objekt herzustellen. Der Schatten des Objekts fiel so auf das Ich, welches nun von einer besonderen Instanz wie ein Objekt, wie das verlassene Objekt, beurteilt werden konnte. Auf diese Weise hatte sich der Objektverlust in einen Ichverlust verwandelt“ (Sigmund Freud, *Trauer und Melancholie*; Studienausgabe, hg. von Mitscherlich/Richards/Strachey, Bd. III, S. 203).

diente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand [...] zu einer Seitentüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruss zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopfschwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so dass dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Tür hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitatisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit guten Anstand durchführte.<sup>32</sup>

Die Besucher meinen, in einem Empfangszimmer zu sein, und sehen sich auf einer Bühne. Während sie gleichsam aus dem Zuschauerraum kommen, tritt Gottsched, in seinem grotesken Anzug an Monsieur Jourdain aus dem *Bürger als Edelmann* erinnernd, von der entgegengesetzten Seite her auf, um sie zu begrüßen. Diese Szene wird jedoch durch eine andere, wie sie „im Lustspiel zu geschehen pflegt“, unterbrochen, woraufhin der „ansehnliche Altvater“ die anfängliche Szene fortsetzt und zu Ende bringt, als wäre nichts geschehen. Das Subjekt der Handlung, Gottsched, einer der führenden Köpfe der deutschen Literatur zur Zeit der frühen Aufklärung, hat die Praktik ‚Besuchsempfang‘ zum Gegenstand seines Diskurses. Diese Diskurspraktik verdoppelt sich von Anfang an parodierend in die einer Theaterszene, und in die mischt sich als dritte noch eine schon bis zum Klischee typische Lustspiel-episode. Solch diskrete und heteronome Verdreifachung des diskursiven Handelns stört sein Subjekt jedoch nicht im mindesten. Es bemerkt dessen so hervorgerufene Zerstreung und Verflachung nicht einmal und bringt seine ursprüngliche Intention mit ihren irritierten Mitspielern unbeirrt zu Ende.

Diese für Goethes Begegnung mit der deutschen Literatur der frühen Aufklärung bestimmende Szene führt ihn zu dem Schluss,

dass der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze getan werden könne. Bei dem bisherigen Stil konnte man das Gemeine nicht vom Besseren unterscheiden, weil alles unter einander ins Flache gezogen ward.<sup>33</sup>

32 Dichtung und Wahrheit, II. Teil, 7. Buch; *Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe JA in 40 Bdn.*, Stuttgart und Berlin 1902ff., Bd. 23, S. 64f. – Vgl. zu dieser Schilderung Gottscheds diejenige aus dem Brief an Johann Jakob Riese vom 21. Oktober 1765, ebd. Bd. 3, S. 43f.

33 Ebd. Bd. 23, S. 66. – Dieses Urteil über die deutsche Literatur, das Goethe hier auf 1765 zurück-

Das heißt: Eine Literatur eines Stils, der ihre Texte von den Texten kommunikativen Alltagsgebrauchs wesentlich und urteilgewiss unterscheidet, gibt es bis anhin nicht, sondern im Gegenteil nur eine Schreibweise, die jeden Ansatz zu „Bestimmtheit, Präzision und Kürze“ in das Vielerlei indifferenter Allgemeinheit herabzieht. Der Punkt, an dem die poetische Vernunft sich von ihrer Unvernunft trennt, ist in seiner Notwendigkeit nicht gewusst, geschweige denn bestimmt oder gar in Grundsätzen systematisch aufgefasst. Eine eigentliche und besonders wahrzunehmende deutsche Literatur, auf „Bestimmtheit, Präzision und Kürze“ fußend, beginnt erst jetzt, mit den Werken Hallers und Ramlers und insbesondere Lessings und Wielands. Eine deutsche Literatur, die sich deshalb als eigentlich und besonders zu verstehen weiß, weil sie eine wässerig uneigentliche und weitschweifig allgemeine, allgemeinplätzig Illiteratur deutlich von sich unterscheidet.

Lessing

wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der ‚Minna‘, lakonisch in ‚Emilia Galotti‘, später kehrte er erst zu einer heiteren Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im ‚Nathan‘. Wieland, der noch im ‚Agathon‘, ‚Don Sylvio‘, den ‚Komischen Erzählungen‘ mitunter prolix gewesen war, wird in ‚Musarion‘ und ‚Idris‘ auf eine wundersame Weise gefasst und genau, mit grosser Anmuth.<sup>34</sup>

Lessing entwickelt die eine, Wieland die andere Seite eines durch Präzision und Gelöstheit sich auszeichnenden Stils; die Vereinigung beider Seiten steht noch aus. Das ist eine aus dem Rückblick ebenso feinsinnig wie fein sinnig konstruierte Geschichte über die Geschichte der deutschen Literatur. *Idris* und *Musa-*

---

datiert, stammt lebensgeschichtlich wohl erst aus der Zeit nach der Rückkehr aus Italien, als er die Verbindung mit deutschen Publikum wieder sucht und kaum findet. „Von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit, und Ausführung eines Kunstwerks haben sie [die Deutschen] nicht den mindesten Begriff. Das heisst mit einem Worte sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den rohren Teil hat man durch Abwechslung und Uebertreiben, den gebildetern durch eine Art Honettetät zum besten. Ritter, Räuber, Wohltätige, Dankbare, ein redlich biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel pp. und durchaus eine wohlsoutenierte Mittelmässigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt, das sind [...] die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele“ (An Reichardt am 28. Februar 1790; *Goethes Briefe und Briefe an Goethe*, hg. von Karl Robert Mandelkow unter Mitarbeit von Bodo Morawe, Bd. 2: Goethes Briefe der Jahre 1786–1805, 3. Aufl. München 1988, S. 120).

34 Ebd.

tion sind 1768 erschienen, Lessings *Nathan* 1779. 1773 erscheint *Götz von Berlichingen* in der ersten Fassung, 1774 *Die Leiden des jungen Werthers*, und 1779 wird die Erstfassung der *Iphigenie* in Weimar uraufgeführt. So inszeniert man sich als Vollstrecker eines Programms, das man selbst geschrieben hat.<sup>35</sup> Die deutsche Klassik, die mit Lessing und Wieland sich anbahnt und an Goethe ihren ersten wirklichen Vertreter hat, ist die erste Epoche einer wahrhaft bürgerlichen deutschen Literatur;<sup>36</sup> folglich muss alle Literatur vor ihr null und nichtig sein, Illiteratur, bedeutungslos für die Geschichte des bürgerlich fiktionalen Schreibens in Deutschland und allenfalls von antiquarischem Interesse.

Das eingangs zitierte Urteil Norbert Millers und die hier von Goethe gebrauchten Wertbestimmungen verbindet eine merkwürdige Ähnlichkeit. Miller nennt die in Frage stehende Literaturepoche „breit, wuchernd, kaum überschaubar“, Goethe „wässerig, weitschweifig, null“. Sollte Goethes Epochen-Urteil in der Literaturgeschichtsschreibung nach wie vor bis ins Detail Epoche machen?<sup>37</sup>

- 
- 35 Diese Figur der annullierenden Kritik kennt bereits die Frühromantik. Friedrich Schlegel zeigt sich überzeugt, „dass Voß und Wieland [!] der Garve und Nicolai der Poesie sind [...] Ihr Dichten und Trachten scheint mir nicht etwa nur unbedeutend und weniger gut, sondern ihre Poesie ist absolut negativ [...]. Sie hat gar keinen Werth, sondern wirklichen Unwerth, und muss also in Belagerungsstand erklärt werden“ (An Caroline Schlegel-Schelling am 20. Oktober 1798; hier zit. nach: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, hg. von Erich Schmidt, Bd. 1, Leipzig 1913, S. 464f.).
- 36 Ich verwende hier und im folgenden einen erweiterten Klassik-Begriff, der sich über die nachstehend namhaft gemachten, in der Literaturwissenschaft häufigen Verengungen hinwegzusetzen sucht: „Als eigentliche ‚Epoche‘ erscheint die ‚Klassik‘ im engeren Sinne, vom ‚italienischen‘ Goethe bis zu Schillers Tod, vergleichsweise kurz und auf diese beiden Namen eingegrenzt – schon die Weimaraner Herder und Wieland gehören nicht mehr zum engsten Bereich. Die nationale, durch Literaturgeschichtsschreibung verfestigte Gegenstellung von Klassik und Romantik nimmt sich angesichts wichtiger gemeinsamer Fundamente [...] eher künstlich aus. Und schließlich will, wenn man von den Texten ausgeht, die emphatische Abhebung gegenüber der Aufklärung und ihren europäischen Zusammenhängen nicht recht überzeugen“ (Wilfried Barner, *Weimarer Klassik und europäische Romantik: ein Perspektivproblem*, „Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft“, 32/1988, S. 347). Diesem Urteil pflichte ich bei.
- 37 Es scheint, als eröffne bereits das „Athenäum“ diese Epoche, wenn es zur Sache des Romans in Deutschland aus der Publikums-Perspektive urteilt: „Bei ihm [dem Roman] offenbart sich [...] am auffallendsten der ungeheure Abstand zwischen den Klassen der lesenden Menge, die man durch den bloß postulierten Begriff eines Publikums in eine Einheit zusammenschmelzt: hier können die Unternehmungen des Meisters [Goethes, versteht sich], dessen Blick, seinem Zeitalter voraus, in grenzenlose Fernen dringt, dem regsten und vielseitigsten Streben nach Bildung begegnen, so wie eben hier die stupide Genügsamkeit des Handwerkers, der nur denselben Verworfenen Knäuel der Begebenheiten auf- und abzuwinden versteht, unaufhörlich für

Noch Hildegard Emmel beginnt in ihrer *Geschichte des deutschen Romans* das Kapitel über das 18. Jahrhundert folgendermaßen:

Die große Romankunst der Goethezeit, die in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts mit Wieland überraschend einsetzt, in Goethe ihre Mitte hat und am Ende der neunziger Jahre mit Jean Paul, Hölderlin und Novalis sich noch immer lebendig und produktiv zeigt, ist nicht aus der Romanliteratur des 17. Jahrhunderts abzuleiten. Sie steht im Zusammenhang mit der Veränderung der europäischen Lebensverhältnisse und ist Ausdruck des neuen Geistes, der sich in jener Zeit auf viele Gebiete des Lebens auswirkte [...] Zwar wurden die Romane der vergangenen Epoche noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts gelesen und von den Autoren eines breiten, in seiner Fülle schwer zu überschauenden Unterhaltungsschrifttums als unerschöpfliche Magazine für pikante, unterhaltende und erbauliche Stoffe ausgebeutet. Doch die künstlerische Entwicklung beeinflussten sie nicht. Aufklärungsroman, Empfindsamerroman, Bildungsroman [...] sind alle Produkte jenes neuen Geistes.<sup>38</sup>

Diese Sätze fassen Goethes Darstellung und Einschätzung der deutschen Literatur in der Aufklärung für den Roman in eine einfache Formel zusammen: Das Jahrhundert der Romanlücke zwischen 1670 und 1770 repetiert und degeneriert die Romanform des 17. Jahrhunderts, und der überraschend einsetzende Roman der deutschen Klassik verdankt ihm nichts; er hat in Deutschland keine Geschichte, er gibt sie sich selbst, indem er mit sich beginnt wie das cartesianische Ich als Subjekt der Moderne.

Für wichtige Details der Aufklärungsepoche in Deutschland, für die Autoren, die Werke und die literarischen Strömungen wurde das Siebente Buch von ‚Dichtung und Wahrheit‘ in doppelter Richtung kanonisch. Es wurde zum Schlüsseltext für Goethes eigene Einschätzung, und es wurde zur normativen Einführung in die Epoche überhaupt.<sup>39</sup>

---

die Sättigung schlaffer Leerheit arbeitet“ (A.W. Schlegel, Beiträge zur Kritik der neuesten Literatur, Jahrgang 1798, Bd. I, Heft 1; hier zit nach „*Texte deutscher Literatur 1500–1800*“, ausgew. und bearb. von Curt Grützmacher, Bd. I, Reinbek 1969, S. 82).

38 Bd. I, Bern 1972, S. 58.

39 Wilfried Barner, Goethes Bild von der deutschen Literatur der Aufklärung, in: Wolfgang Frühwald/Alberto Martino, Hg., *Zwischen Aufklärung und Restauration. Sozialer Wandel in der deutschen Literatur 1700–1848, FS für Wolfgang Martens*, Tübingen 1989, S. 287. Vgl. dazu ders.,

Wie hat es zu dieser Dogmatisierung kommen können, die, wie Barner in seinem eben zitierten Aufsatz zeigt, einer genaueren Untersuchung nicht standhält? Goethe selbst lehnt bereits im ersten Abschnitt des Siebenten Buches die Rolle des wissenschaftlichen Literaturhistorikers ausdrücklich ab. Was er über die Literatur der frühen deutschen Aufklärung, konstatiert er, „stück- und sprungweise [...] zu sagen gedenke, ist nicht sowohl, wie sie an und für sich beschaffen sein mochte, als vielmehr, wie sie sich zu mir verhielt“.<sup>40</sup> Der Biograph seiner selbst rekonstruiert eine subjektive Erfahrung, aus der nichts als ein subjektives Urteil hervorgehen kann; wie jedoch bestimmt er diese Subjektivität, welche Bedeutung und welchen Rang erkennt er ihr zu? Goethe stellt deren Bestimmung seinem Werk in der Einleitung zu *Dichtung und Wahrheit* programmatisch voran:

Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als den Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt dass man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.<sup>41</sup>

---

Über das Negieren von Tradition – Zur Typologie literaturprogrammatischer Epochenwenden in Deutschland, in: Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck, Hg., *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*, „Poetik und Hermeneutik“ XII, München 1987, S. 3–51. Siehe dazu außerdem Roger Paulin, „im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorbringen“. Bemerkungen zu Goethes biographischer Praxis in ‚Dichtung und Wahrheit‘ VII und XI, in: Konrad Feilchenfeldt, Hg., *Goethezeit – Zeit für Goethe. Auf den Spuren deutscher Lyriküberlieferung in die Moderne*. FS für Christoph Perels zum 65. Geburtstag, Tübingen 2003, S. 99–110.

40 JA, ebd. Bd. 23, S. 53.

41 JA, ebd. Bd. 22, S. 6. – Siehe dazu Harald Schnur, Identität und autobiographische Darstellung in Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘, „Jahrb. des Freien Deutschen Hochstifts“ 1990, S. 28–93, Wolfram Malte Fues, Individuum und Geschichte. Beobachtungen an Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘, in: Wolfram Groddeck/Ulrich Stadler, Hg., *Physiognomie und Pathognomie. Zur literarischen Darstellung von Individualität*. FS für Karl Pestalozzi zum 65. Geburtstag, Berlin/New York 1994, S. 245–264, Fotis Jannidis, *Das Individuum und sein Jahrhundert. Eine Komponenten- und Funktionsanalyse des Begriffs „Bildung“ am Beispiel von Goethes „Dichtung und Wahrheit“*, Tübingen 1996, Detlev Gwosc, „[...] um mir meinen Gang synchronistisch, in dem Gan-

Die Biographie thematisiert das Verhältnis zwischen dem Ganzen und seinem Teil, dem einzelnen Menschen und seiner Zeit. Es wird als ein Gegenüber gedacht, bei dem das Allgemeine den von ihm besondern Einzelnen teils hemmt, teils begünstigt, der Einzelne hingegen, „wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist“, die Summe der allgemeinen Wirkungen, denen er ausgesetzt ist, zu einer objektiven Weltanschauung gestaltet. Der Autor einer Biographie muss ihr Subjekt nicht nur in seinem unauflöslich individuellen Wesen kennen, sondern auch Weg und Bewegung des Jahrhunderts, wie sie dieses Wesen fortreißen, bestimmen und bilden. Das Individuum erscheint in dieser Beschreibung als widerstrebender Ton in den Händen seiner Zeit, die es ebenso nach ihrem Zugriff formen, wie sie seine Wesensform nicht verformen können. Ein so beschreibbares Individuum bewahrt in jedem Zug seinen eigentümlichen, ganz einzelnen Charakter, prägt ihn jedoch in und durch Wirkungen seines Jahrhunderts aus, so dass alle seine Eigentümlichkeiten allgemein bedeutsam werden. Umgekehrt unterwirft es alles, was es aus seinem Jahrhundert an sich zieht, der besonderen Ordnung seiner Individualität, so dass alles Allgemeine sich in ihm verkörpert und verlebendigt. Ein so beschriebenes Individuum erweist sich ebenso wohl als Kind wie als Herr seiner Zeit, also als ihr Symbol.

Damit ist die an den Anfang des Siebenten Buches gesetzte Einschränkung aufgehoben. Das Ich, zu dem sich die Literatur der deutschen Aufklärung dort verhält, gilt nicht nur als Einzel-, sondern zugleich als Gattungswesen, und das heißt im 18. Jahrhundert: als Vertreter einer Nation. Es hat nicht nur personale und damit private, sondern ebenso sehr nationale und damit epochale Bedeutung, wenn dieses Ich urteilt: „Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch.“<sup>42</sup> Es erzählt nicht nur ein Einzelschicksal, sondern betreibt auch Nationalgeschichte, wenn es auf den folgenden Seiten zeigt, wie die Epoche durch dieses Widersprechen mit sich selbst in Widerspruch gerät, um zu dem Schluss zu kommen:

---

ge der Umgebung zu denken.“ Zum Grundsatz von Goethes autobiographischem Hauptwerk *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, in: Heike Bartel/Brian Keith-Smith, Hg., „Nachdenklicher Leichtsinn.“ *Essays on Goethe and Goethe reception*, „Studies in German language and literature“, New York 2000, S. 13–28, Deirdre Vincent, Text as image and self-image: the contextualization of Goethes *Dichtung und Wahrheit*, „Goethe yearbook“ 2001, S. 125–153, sowie Klaus F. Gille, Goethes ‚Dichtung und Wahrheit‘ als kritische Geschichtsschreibung, in: Heinz-Peter Preusser/Helmut Schmitz, Hg., *Autobiographie und historische Krisenerfahrung*, Heidelberg 2010, S. 21–30.

42 JA, ebd. Bd. 23, S. 53.

Habe ich durch diese kursorischen und desultorischen Bemerkungen über deutsche Literatur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir geglückt, eine Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als, im Konflikt zweier, für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen, so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich geltend machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Not [...] zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.<sup>43</sup>

Die Epoche, die sich mit Gottsched und Liscow, Rabener und Gellert eben aus der Öde der flach französisierenden galanten Literatur sowie aus dem Dickicht der wuchernden Mischformen deutscher Original-Romane herausgearbeitet hat, sieht ihr gerade geschaffenes und noch kaum durchgesetztes Konzept rationaler, verständiger Literarität von den Ansätzen zu Empfindsamkeit und Klassik, von Gleim und Bürger, Lessing und Wieland abgewertet, abgeurteilt und zum alten Eisen geworfen. Der Zustand der deutschen Literatur wird ebenso kursorisch und desultorisch, so weitläufig und unbeständig wie derjenige des „armen Gehirns“ des Beschriebenen und das literaturgeschichtliche Exposé des Beschreibenden. Die Rettung aus dieser Unbeständigkeit und Weitläufigkeit rückt schließlich mit dem Zeitpunkt heran, „wo mir alle Autorität verschwinden und ich selbst an den größten und besten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln ja verzweifeln sollte“.<sup>44</sup> Nun: Das Ich, das hier von sich redet, mag von seinen Erfahrungen und Vorstellungen solange ent- und getäuscht sein, wie es will, niemals wird es doch fertig bringen, dass Ich nichts ist, solange Ich denkt, dass Ich etwas sei. Und so beginnt dieses Ich, alle Meinungen, die es bisher unter seine Überzeugungen aufgenommen hat, ernstlich wieder abzulegen, um sie nachher durch andere, bessere zu ersetzen oder auch durch dieselben, nachdem es sie nicht nur an der Vernunft, sondern an allen Kräften und Möglichkeiten seiner symbolischen Individualität gemessen hat, die sich dadurch zu einer epochal bestimmten und ihre Epoche bestimmenden entwickelt. Dass auf die eben zitierten Sätze über den Zustand der deutschen Literatur in der Aufklärung in *Dichtung und Wahrheit* der berühmte Abschnitt folgt, in dem Goethe alle seine

---

43 Ebd., S. 81f.

44 Ebd. S. 98.

Dichtungen als „Bruchstücke einer großen Konfession“<sup>45</sup> bezeichnet, zieht nur die poetologische Konsequenz dieser Entwicklung. Damit ist, meine ich,

erkennbar geworden, welcher Grad an konzeptioneller [...] Subjektivität notwendig war, um überhaupt eine epochale Wertungsstruktur mit teleologischem Sinn hervorzubringen. Nur aus der interessengeleiteten Modelung einer Epoche [...] konnte das hervorgehen, was dann für Generationen nicht nur historiographisches ‚Muster‘, sondern Sinnelement national-literarischer Selbstverständigung wurde.<sup>46</sup>

Hören wir dazu wie dagegen nun eine Stimme der deutschen Aufklärung exemplarisch<sup>47</sup> zur Roman-Literatur der deutschen Aufklärung. Auch sie wird über eine Konzeption von Subjektivität verfügen, die einem Epochen-Sinn Gewähr leistende Werte zu erzeugen versteht und anzuwenden vermag.

Die erste Regel bei Romanen [...] ist, dass man die verschiedenen Charaktere gleichsam wie die Steine im Schachspiel betrachtet und sein Spiel nicht durch Veränderung der Gesetze zu gewinnen sucht, nach welchen sich diese Steine richten, nicht einen Springer wie einen Bauern zieht pp.<sup>48</sup>

Romane haben in ihrer Figuren- und dementsprechend auch in ihrer Handlungsführung ein sie produzierendes Regelwerk so streng zu beachten wie ein mathematischer Beweis, ein naturwissenschaftliches Experiment, eine schlussfolgernde Deduktion. Abweichungen sind nicht gestattet, nicht einmal Modulationen. So errichtet diese Definition einen Damm gegen die breiten Moore der zeitgenössischen Romanliteratur, die uns noch beschäftigen soll, gegen ein Geschehen,

---

45 Ebd. S. 83.

46 Barner, Goethes Bild von der deutschen Literatur der Aufklärung, ebd. S. 304.

47 Unter ‚exemplarisch‘ verstehen wir dabei Folgendes: „Ein einzelnes Exemplar einer bestimmten Klasse von Gegenständen wird vorgeführt, nicht weil es selbst den Begriff abzulesen gestattet, sondern weil es an ihn erinnert oder auf ihn verweist“ (Hans Blumenberg, *Theorie der Unbegrifflichkeit*, aus dem Nachlass hg. von Anselm Haverkamp, Frankfurt/M. 2007, S. 53).

48 Georg Christoph Lichtenberg, Bemerkungen über Dichtung und Sprache; *Ges. Werke*, hg. und eingel. Von Wilhelm Grenzmann, 2 Bde. Frankfurt/M. 1949, Bd. I, S. 350. – Verbindlicher gefasst: Es bleibe festzuhalten, „dass die gemeinen Wege oder Regeln immer nötig blieben, wenn die Genies sich auch noch so weit davon entfernten“ (Justus Möser, *Patriotische Phantasien*; hier zit. nach ders., *Anwalt des Vaterlands. Werke*, ausgewählt und hg. von Friedemann Berger, Leipzig und Weimar 1978, S. 291).

dessen Protagonisten aus einer Situation in die andere springen, ohne eine regelrechte und regelweisende Spur ihres Charakters wie ihres Schicksals zu ziehen. Demgegenüber befürwortet sie ein Erzählen, dessen Figuren und Strukturen sich vorhersehen lassen, sobald man die sie bestimmenden Regeln erfasst hat, zieht es also in die Länge einer Weile, deren Gelände jede Überraschung fehlt. Diese Literatur soll nur unterhalten, um zu belehren: „Lernt denken, Leute“.<sup>49</sup>

Bestimmtheit und Präzision, geregelte Folge und folgerichtiger Fortgang müssen die der deutschen Literatur, insbesondere der Romanliteratur, drohende Ungestalt niederhalten und womöglich ausmerzen. Darin scheinen Lichtenberg und der junge Goethe aus *Dichtung und Wahrheit* sich einig. Die *Leiden des jungen Werthers* jedoch, mit denen dieser junge Goethe 1774 die Absicht in die Tat umzusetzen sucht, greift Lichtenberg sofort heftig an und behauptet, der Roman verderbe die studierende deutsche Jugend:

Indolenz, Unverstand und Unerfahrenheit in allem, was ernste Wissenschaft heisst, hat sie stumpf gemacht zu allem ausser der Spekulation über den Trieb, aus dem haben sie sich eine Naturhistorie geschaffen, eine Ästhetik, eine Philosophie.<sup>50</sup>

Lichtenberg nimmt, scheint mir, den Trieb bei seinem Wort und versteht ihn als das Treibende und Getriebene, als reine Dynamis, die niemals und nirgends als Energiea zu bestimmter Form und damit zu regulärer Gestaltung kommt. Sie scheut und verachtet Regelkonformität als Erstarrung, Präzision als Armut und Bestimmtheit als Öde, ist, wo sie ankommt, in einfacher Ruhelosigkeit stets schon über sich hinaus. Der Trieb existiert nur als seine eigentümliche Metapher, und zur Metapher hat Lichtenberg ein zwiespältiges Verhältnis. Sie ist zwar „weit klüger als ihre Verfasser“,<sup>51</sup> aber: „Die metaphorische Sprache ist eine Art einer natürlichen Sprache, die man sich aus den willkürlichen, aber bestimmten Wörtern baut. Deswegen gefällt sie so sehr.“<sup>52</sup>

49 Ebd. S. 352. – Vgl. dazu Volker Schümmer, *Georg Christoph Lichtenbergs Konzept aufgeklärter Kultur*, Würzburg 2000.

50 Ebd. S. 387. – Vgl. dazu Gerhard Neumann, „Ein Herz mit Testikeln“. Georg Christoph Lichtenbergs Kritik an Goethes *Werther*, in: Karl Eibl/Bernd Scheffer, Hg., *Goethes Kritiker*, Paderborn 2001, S. 11–26, sowie Rolf Wintermeyer, Le dilemme de Lichtenberg ou: Werther contre Albert et les variations d'une philosophie de dialogue (un projet), in: Michel Grimberg, Hg., *Recherches sur le monde germanique*, Paris 2003, S. 169–183.

51 Ebd. S. 406.

52 Ebd. S. 396.

Sie gefällt mir, Lichtenberg, so lange, wie sie als künstliche, als Abart einer natürlichen Sprache verständige Regeln befolgt und die Wortbedeutungen achtet, die aus dieser Regelfolge hervorgehen, sich somit der natürlichen Sprache *clare et distincte* gegenüberstellt. Sie gefiele ihm nach allem, was wir bisher von ihm gehört haben, nicht mehr, sollte sie die Transformations-Regeln dynamisieren und spontaner, gelegentlicher Veränderung unterwerfen, so dass sie der natürlichen Sprache deren Natürlichkeit in einer anderen Art von Natur zurückspegelte, bis sich diese Natur selbst als Metapher überhaupt entpuppte. Die Sprache des *Werther* nährt diesen Verdacht und sich aus ihm. Auch auf eine solche Sprache lassen sich eine Naturgeschichte, eine Ästhetik, eine Philosophie bauen, aber keine, deren Bauweise mit dem Schachspiel zu vergleichen wäre – höchstens mit einem Spiel, das um seine eigenen Regeln spielt.

So entsteht gewiss keine „ernste Wissenschaft“. So entsteht nicht einmal ernst zu nehmendes Wissen. Denn: „Sinn ist Ordnung und Ordnung ist doch am Ende Übereinstimmung mit unserer Natur.“<sup>53</sup> Der geheimnisvolle Abbé aus *Wilhelm Meisters Lehrjahre* wird kaum eine Generation später diese Ordnung differenzieren und jene Übereinstimmung konkretisieren:

Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiss sie zu beherrschen; sie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiss sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch, ein Gott der Erde genannt zu werden.<sup>54</sup>

Der Mensch. Will sagen: der Mensch als Subjekt des bürgerlichen Zeitalters in der Form seiner klassischen Moderne und ihres ichtsicheren Modernisierungsprojekts. Als der Erzähler, wie ihn die Romanliteratur bis heute hegt und pflegt.

Lichtenberg lehnt den *Werther* aus den oben erläuterten Gründen ab. Gibt es demgegenüber einen Roman, den er befürwortet, lobt, für beispielhaft erklärt? Den gibt es: „Warum schreibt ihr denn keine Romane wie den Nothanker?“<sup>55</sup>

53 Ebd. S. 438. – Denn: „Eine Sammlung von Kenntnissen macht keine Wissenschaft aus“ (Hegel, *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, ebd. Bd. 18, Frankfurt/M. 1971, S. 50).

54 Buch I, Kap. 17; JA Bd. 17, mit Einl. und Anm. von Wilhelm Creizenach, ebd. S. 78. (Wilhelm spielt hier *Werther* und wird zurechtgewiesen.)

55 Ebd. S. 375. Vgl. dazu Lichtenbergs Brief an Nicolai vom 2. September 1776, ebd. S. 693f. Vgl. dazu Fritz Wahrenburg, ‚Originale‘ und Genies – Lichtenberg über Romanautoren, in: Winfried

Und es gibt jemanden, der Romane wie *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldu Nothanker* (1773–1776) schreibt. „Ich habe Ihren Siegfried von Lindenberg schon in der ersten Ausgabe mit grosser Theilnehmung gelesen und mit noch mehrerer in der zweiten.“<sup>56</sup> Ich, Lichtenberg, halte Sie nämlich für jemanden von denen, „die gewiss auf dem Wege sind, unser Fielding und mehr zu werden“.<sup>57</sup>

Der Verfasser des *Siegfried von Lindenberg* hat das entsprechende Selbstvertrauen: „So viel ich weiss, bin ich der erste, der es wagte, unserer jetzigen Nati-

---

Menninghaus/Klaus R. Scherpe, Hg., *Literaturwissenschaft und politische Kultur*. Für Eberhard Lämmert zum 75. Geburtstag, Stuttgart 1999, S. 145–153. – Christian Friedrich Daniel Schubart nennt den *Nothanker* den „besten deutschen Roman, wo so viel Menschenverstand und Kenntniß deutscher Sitte ist“ (*Deutsche Chronik auf das Jahr 1774*, „Deutsche Neudrucke“, Bd. I, Heidelberg 1975, S. 142). Das hindert Schubart nicht, seine Vorstellung des Werther mit folgendem Satz zu beginnen: „Da sitz ich mit zerflossnem Herzen, mit klopfender Brust, und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag dir, Leser, dass ich eben die *Leiden des jungen Werthers* von meinem lieben *Gothe* – gelesen? – Nein, verschlugen habe“ (ebd. S. 574).

56 An Johann Gottwert Müller am 10. Februar 1783; ebd. S. 764. – Zu Lichtenbergs Briefkunst im allgemeinen siehe Ulrich Joost, *Lichtenberg – der Briefschreiber*, Göttingen 1993.

57 An denselben am 20. Dezember 1784; ebd. S. 794. Vgl. dazu auch Lichtenbergs Brief an denselben vom 16. Juli 1794, der den Empfänger mit „Deutscher Fielding“ anspricht, seinen Brief an „Herrn Fielding-Müller“ adressiert und den Adressaten wie folgt anspricht: „Über die Uner schöpfflichkeit Ihres Genies, teuerster Freund, muss ich in Wahrheit erstaunen. Sie tragen in dem kleinen Itzehoe ein ganzes London in Ihrem Kopf. Sagen Sie mir doch, wie Sie das anfangen [...], dass Sie an Ihrem geringen Wohnort so tief und richtig in die Welt hineinschauen, dass die Umfahrer und Umsegler derselben hinter Ihnen zurückbleiben.“ (Ebd. S. 901ff.) Man könnte meinen, Lichtenberg spräche von Jean Paul. Über den lesen wir aber bei ihm: „Jean Paul ist doch zuweilen unerträglich und wird noch unerträglicher werden, wenn er nicht bald dahin gelangt, wo er ruhen muss.“ Wenn er seine Dynamik nicht endlich zur Systematik beruhigt? „Wenn er wieder von vornen anfängt, wird er gross werden.“ (Bemerkungen zur Sprache, ebd. S. 390f.) Indem er sich am „Deutschen Fielding“ ein Beispiel nimmt? Vgl. zu diesem Schlagwort auch Harald Bräuner, *Die Suche nach dem „deutschen Fielding“*. *Englische Vorlagen und deutsche Nachahmer in Entwürfen des „Originalromans“ (1750–1780)*, „Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik“ Bd. 199, Stuttgart 1988, sowie Alexander Ritter, „Ich rede von Ihnen, und träume von Ihnen [...] guter Mann, warmer Freund und – deutscher Fielding“: über eine Freundschaft in der Gelehrtenrepublik; Johann Gottwerth Müller und Lichtenberg, in: „Lichtenberg-Jahrbuch“ 2010, S. 81–100. Zur Person Müllers siehe außerdem Alexander Ritter, Johann Gottwerth Müller (genannt von Itzehoe): Aufklärung in der Kleinstadt; von den provinziellen Möglichkeiten literarischer Gelehrsamkeit, in: „Steinburger Jahrbuch“ 44 (2000) 1999, S. 97–128, sowie Dieter Lohmeier, Der Erfolgsautor im Lumpennest. Johann Gottwerth Müller im literarischen Leben Schleswig-Holsteins um 1800, in: Heinrich Detering, Hg., *Die weltliterarische Provinz. Studien zur Kultur- und Literaturgeschichte Schleswig-Holsteins um 1800*, Heide 2005, S. 121–148.

on einen originalen deutschen komischen Roman vorzulegen.<sup>58</sup> Diesen Anspruch soll ein mehrteiliger Katalog derjenigen Literatur rechtfertigen, auf die Müller sich für Form, Stil und Tendenz seines Werks beruft.<sup>59</sup> Den weltanschaulichen Hintergrund bilden Eschenburg, Feder, Garve, Haller, Lichtenberg, Mendelssohn, Platner, Spalding, also die (Popular-)Philosophie der deutschen Aufklärung im Nachgang von Leibniz und Wolf und die mit ihr verschwisterte rationale Theologie, zudem (weniger) Voltaire und (mehr) Rousseau.<sup>60</sup> Den literarischen Hintergrund stiftet Nicolai, dem der Roman gewidmet ist.<sup>61</sup> Zu ihm treten Gleim, Hagedorn, Gellert, Rabner, Ramler, Weisse, insbesondere Lessing und immer wieder Wieland, dessen *Agathon* Müller allerdings mit Stillschweigen übergeht.<sup>62</sup> Seine eigentlichen Vorbilder, denen gerecht zu werden er sich bemüht, findet Müller jedoch im englischen Roman, insbesondere bei Tobias Smollett und Henry Fielding,<sup>63</sup> deren Werke seit der Mitte des Jahr-

- 
- 58 Johann Gottwerth Müller, *Siegfried von Lindenberg. Komischer Roman. Mit Kupferstichen von Daniel Chodowiecki*; hg. und mit einem Nachwort vers. von Friedemann Berger, Leipzig und Weimar 1984, S. 27. Caroline Schlegel-Schelling sieht das anders: „Müller ist zu gedehnt und moralisch um Lachen zu erregen.“ (An Lotte Michaelis 1789; Caroline. Briefe aus der Frühromantik, ebd. Bd. 1, S. 187) – Diese Ausgabe basiert auf der fünften, von Müller selbst redigierten (Leipzig 1790), folgt aber de facto der zweiten Auflage von 1781/82. Vgl. zu diesem Roman Alexander Ritter, Hg., *J.G. Müller von Itzehoe und die deutsche Spätaufklärung*, Heide 1978, S. 119ff.
- 59 „Wer die Absicht hat, sich gründlich und zu einem Manne von festem Geschmack zu bilden, der muss viel, aber ja nicht vielerlei lesen“ (ebd. S. 418).
- 60 „Mit Voltaire’s neunundsechzig Bänden hoff ich sehr, in eben so viel Tagen fertig zu werden.“ Hingegen: „Wie manchmal sass ich [...] bei einem Bogen Rousseau [...] einen ganzen Tag!“ (Ebd.) Vgl. Dazu Valérie le Vot, *Gens du livre et lumières: l’exemple de Johann Gottwerth Müller*, „Recherches sur le monde germanique“, Paris 2003, S. 481–494, sowie Alexander Ritter, Der freie und gelehrte Schriftsteller Johann Gottwerth Müller und seine enzyklopädische Privatbibliothek, in: Ulrich Johannes Schneider, Hg., *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*, Berlin 2008, S. 221–228.
- 61 Siehe dazu Horst Möller, *Aufklärung in Preussen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai*, „Einzelveröffentlichungen der Hist. Komm. zu Berlin“ Bd. 15, Berlin 1974, sowie Rainer Falk/Alexander Košenina, Hg., *Friedrich Nicolai und die Berliner Aufklärung*, Hannover 2008.
- 62 Siehe dazu ebd. S. 7f., S. 284 und S. 417f.
- 63 Siehe ebd. S. 256ff. – „Studiere den Tom Jones und schreib nicht eher, bis du den beurteilen und nahe an ihn dich emporschwingen kannst. Es ist eine Schande für jeden Romandichter, nur mittelmässig oder wenig mehr zu sein, seitdem dieses Meisterwerk existiert“ (Müller ebd., S. 463). Hier zitiert nach dem kenntnis- und informationsreichen Nachwort von Friedemann Berger, das einen detaillierten bio-bibliographischen Abriss liefert, das Werk im Rahmen des deutschen Aufklärungs-Romans situiert und eine Skizze seiner bisherigen literaturwissenschaftlichen Bearbeitung gibt. Man sieht: Lichtenbergs „Deutscher Fielding“ bestätigt Müller in dem

hundreds eifrig ins Deutsche übersetzt werden.<sup>64</sup> Müller sieht Wert und Endzweck seines Romans, der seine Originalität aus den eben genannten Traditionen gewinnen soll, darin, Charaktere zu schaffen, die einerseits eine bestimmte soziale, d.h. adelige oder bürgerliche Rolle typisch verkörpern, andererseits aber so persönlich gezeichnet sind, dass sich jede Leserin und jeder Leser, die/der eine solche Rolle lebt, in der Darstellung „gemeinet, geschildert, und wo möglich belehret und bekehret“<sup>65</sup> finden kann. Das hat, „seitdem es Schriftsteller gibt“, die bekannte Schwierigkeit,

---

Rang, den er anstrebt. Schubart schließt sich dieser Auffassung an: „Willkommen sind mir die Wohlthäter des Menschengeschlechts Richardson, Fielding, Sterne, Smollett“ (Deutsche Chronik auf das Jahr 1775, „*Deutsche Neudrucke*“ Bd. II, ebd. S. 130). Zu Müllers Gesamtwerk siehe Alexander Ritter, Hg., *Freier Schriftsteller in der europäischen Aufklärung. Johann Gottwerth Müller von Itzehoe*, Heide 1986.

64 Siehe dazu Johann Gottfried Herders Dank an die deutschen Übersetzer der britischen Humoristen in: ders., *Briefe zu Beförderung der Humanität*, IV. Sammlung, 51. Brief, sowie Lawrence Marsden Price, *Die Aufnahme englischer Literatur in Deutschland 1500 bis 1960*, Bern 1961, für den im Titel genannten Zeitraum beinahe eine Geschichte der deutschen Literatur in Hinsicht des Einflusses, den die englische auf sie ausübt, Peter Michelsen, *Laurence Sterne und der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts*, 2. Aufl. Göttingen 1972, Horst Oppel, *Englisch-deutsche Literaturbeziehungen. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1971, Michael Maurer, *Aufklärung und Anglophilie in Deutschland*, Göttingen/Zürich 1987, Susanne Stark, Hg., *The novel in Anglo-German context. Papers from the conference held at the University of Leeds from 15 to 17 september 1997*, Amsterdam 2000, Jennifer Willenberg, *Distribution und Übersetzung englischen Schrifttums im Deutschland des 18. Jahrhunderts*, „Archiv für Geschichte des Buchwesens. Studien“ 6, München 2008 (vgl. dazu die außerordentlich lobende Besprechung von Michael Maurer in „Arbitrium“ 28/2010, S. 316ff.). Willenberg gibt auf S. 335–340 einen Überblick des gesamten aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten Schrifttums: „Alle großen englischen Romane des 18. Jahrhunderts wurden übersetzt“ (ebd. S. 177). Siehe im weiteren Rainer Baasner, Zur Formation eines englischen Kanons für die Deutschen im 18. Jahrhundert, in: *Der Kanon im Zeitalter der Aufklärung*, ebd. S. 46–62. Und was das Verhältnis zwischen dem französischen und dem englischen Roman betrifft: „Auf dem Gebiet des Romans [...] haben uns [...] die Engländer weit hinter sich gelassen [...]. Fielding [...] hat [...] Genie, und Jean-Jacques Rousseau ist nur ein Skribent [als Autor der *Nouvelle Héloïse*]“ (Melchior Grimm in der *Correspondance littéraire, philosophique et critique* vom 15. Februar 1763; hier zit. nach Kurt Schnelle, Hg., *Melchior Grimm: Paris zündet die Lichter an*, München 1977, S. 213u.f.). – Zu den deutschen Übersetzungen europäischer Erzählprosa insgesamt siehe Reinhard Tgahrt, *Weltliteratur. Die Lust am Übersetzen im Jahrhundert Goethes [1750–1850]*, „Marbacher Kataloge“ 37, München 1982 (712 S.), Dorothea Kullmann, Hg., *Erlebte Rede und impressionistischer Stil. Europäische Erzählprosa im Vergleich mit ihren deutschen Übersetzungen*, Göttingen 1995.

65 Siegfried von Lindenberg, ebd. S. 292.

dass keiner von ihnen einen Charakter aufstellen darf, ohne sich, wenn man seinen Namen kennt, der Gefahr auszusetzen, dass das Original dazu in dem Kreise, worin er lebet, aufgesucht, und oftmals von zehn verschiednen Deutern in zehn verschiednen Personen ausgefunden werde.<sup>66</sup>

Der Schreibende müsste, um diese Schwierigkeit zu lösen, Charaktere schaffen, die zwar in Typisierung und Personalisierung einer klar erkennbaren Regel folgen, sie jedoch auf der Schwelle des Übergangs in die Realität und damit in die Identifikation anhalten, deregulierend zurücknehmen, um sie für eine Neuformierung und -formulierung des Entwurfs freizugeben. Dieses Vorgehen verstieße jedoch gegen das von Lichtenberg ausgesprochene Gebot, dass der Romanschriftsteller „die verschiedenen Charaktere gleichsam wie die Steine im Schachspiel betrachtet und sein Spiel nicht durch Veränderung der Gesetze zu gewinnen sucht“.<sup>67</sup> Der Autor des *Siegfried von Lindenberg* setzt sich mit diesem Problem in seinem Roman mehrfach auseinander und findet nie eine überzeugende Lösung. Das entfacht und nährt seinen Zorn über Autoren, die es, wie diejenigen der empfindsamen Romane, als Chance sehen und die Identifikation ihrer LeserInnen mit ihren Figuren fördern statt behindern,<sup>68</sup> oder die, wie die Genies,<sup>69</sup> sich um die Konsequenz der Produktionsregeln gar nicht kümmern und sie mit denen ihrer Subjektivität gleichsetzen<sup>70</sup>.

66 Ebd. S. 431f. – Das Problem ist aktuell. Die heutige Literaturkritik gefällt sich im Feuilleton in den meisten Fällen darin, entweder eben dieselbe Jagd nach Vorbildern zu eröffnen, die Müller hier beklagt, oder sich auf den bloßen Stoff des Romans zu konzentrieren und ihn mit gesellschaftlichen Konfliktfeldern kurzzuschließen, die gerade Aufmerksamkeit finden. Die modale, ästhetische und formale Eigentümlichkeit des Textes bleibt in beiden Fällen außer Betracht. Vgl. dazu Felix Philipp Ingold, „Autorschaft; Autors Haft“ sowie „Kritikerschelte“ in: ders., *Gegengabe aus kritischen, poetischen und privaten Feldern*, Basel/Weil am Rhein 2009, S. 402ff. und S. 636ff.

67 Siehe Anmerkung 38.

68 Vgl. S. 256 sowie S. 378 Anmerkung.

69 Der Zorn auf das Genietum zieht sich in ermüdender Wiederholung durch den gesamten Roman und bricht an manchen Stellen in blanke Wut aus „über die Laffen, die, unbekannt mit den ersten Grundlinien irgend einer Disziplin, sich dem toleranten Publikum als Kunstrichter aufdringen, Schriftsteller, deren Superiorität sie fühlen, mit ihrem Geifer bespritzen“ – Müllers besonders inniger Hass gilt den Frankfurter gelehrten Anzeigen – „junge Leute, die oft nicht ohne Kopf und Talent sind, abschröcken, den noch nicht festen Leser irre führen, und zu urteilen glauben, wenn sie eigentlich nur mit ihren langen Ohren gewackelt haben“ (ebd. S. 18). Siehe dazu auch Anmerkung 40.

70 Darüber bricht der Autor sogar in Verse aus: „Wisst, wir sind ein Genie, und zwar vom ersten

Und die Romane, denen hier unser Interesse gelten wird? Die sich, obwohl mit ganz anderen Traditionen weiterhin verquickt, ebenfalls als Erzeugnisse der Aufklärung verstehen, das englische Vorbild durchaus gegenwärtig haben<sup>71</sup> und ab etwa 1740 massenweise zu erscheinen beginnen? Die hält der Autor des *Siegfried von Lindenberg* nicht der Erörterung, nicht einmal der Erwähnung<sup>72</sup> wert, obwohl er sie als fleißiger Mitarbeiter Nicolais, der mehr als dreißig Rezensionen für die *Allgemeine Deutsche Bibliothek* verfasst hat, zur Kenntnis genommen haben muss. Keine Silbe also? Beinahe. Ganz am Schluss, auf den letzten Seiten des Romans, kommen sie doch noch zu Wort, nicht in kritischer, nicht einmal in polemischer Weise, nur in Hohn und Spott.

Kehren wir deshalb diesbezüglich noch einmal zu Lichtenberg zurück. Unter dem Stichwort „Romane“ notiert er in den *Sudelbüchern*:

Unsere Lebens-Art ist nun so simpel geworden, und alle unsere Gebräuche so wenig mystisch, unsere Städte sind meistens so klein, das Land so offen, alles ist sich so einfältig treu, dass ein Mann der einen deutschen Roman schreiben will fast nicht weiss wie er Leute zusammenbringen oder Knoten knüpfen soll [...] Wenn nicht noch zuweilen ein Kloster wäre wo man ein verliebtes Paar unterbringen könnte, so wüsste ich mir keinen eigentlichen deutschen Roman bis auf die dritte Seite zu spielen. Und wenn es einmal keine Klöster mehr gibt, so ist das Stündchen der deutschen Romane gekommen.<sup>73</sup>

---

Rang; / Wir spotten der Regel, gehn unsern eigenen Gang, / Und kennen kein Gesetz, als ihn allein, den Drang / Des hohen Genius, der mächtig in uns wütet“ (ebd. S. 198). Bedenkt man, dass sich unter dieser Karikatur das Konzept des Transzendentalen ankündigt, wie es Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* entwickelt, wird der Krieg verständlich, den der Rationalismus in Deutschland der Transzendental-Philosophie erklärt.

- 71 Zum Beispiel: *Geschichte des Herrn Wilhelm von Hohenberg und der Fräulein Sophia von Blumenthal. Nach dem Geschmack Herrn Fieldings, in vier Büchern beschrieben, Langensalza 1758*. Siehe dazu Wolfram Malte Fues, *The beginning of the realistic novel in England and in Germany, Transactions of the Eighth International Congress of Enlightenment*, Oxford 1993, S. 1353–1356
- 72 Abgesehen von einem kleinen Seitenhieb gegen die Robinsonaden; ebd. S. 426.
- 73 Heft E (1775–1776) Nr. 152; Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe*, hg. Von Wolfgang Promies, Bd. I, 3. Aufl. 1980, S. 373/376f. – Der Kloster-Hinweis bezieht sich meiner Vermutung nach auf Johann Martin Miller, *Siegwart. Eine Klostersgeschichte*, Leipzig 1776. Lichtenbergs Meinung über diesen Autor und seine Werke: „Millers Romane sind im ganzen genommen für mich, was die bitteren Mandeln dem Hundegeschlecht sind. Sie mögen tausendmal Mandeln sein und tausendmal unter die guten gemischt werden, für mich ist's infames Zeug und die Pestilenz“ (An Baldinger am 29. November 1780; *Ges. Werke*, Bd. 1, ebd.

Im Zwischentext, den wir hier ausgelassen haben, vergleicht Lichtenberg die kleinstädtischen deutschen mit den großstädtischen englischen Verhältnissen, aus denen Fieldings Romane ihre Konstellationen und Konflikte immer wieder entwickeln. Die Quelle dieser Möglichkeiten fasst Lichtenberg in die folgende Beobachtung:

In London ist alles feil, was man in andern Ländern gar nicht ums Geld bekommen kann, und was man ganz umsonst hat, alles durcheinander, zu allen Stunden des Tages, in allen Strassen, auf allerlei Art zubereitet, gekleidet, gebunden, gefasst, gepackt, ungebunden, geschminkt, eingemacht, roh, parfümiert, in Seiden und in Wolle, mit oder ohne Zucker, kurz was der Mensch hier nicht haben kann, wenn er Geld hat, das suche er [...] in dieser greifbaren Welt nicht.<sup>74</sup>

London: das Mekka des Tauscherts. Wer (vom hohen Adel bis zum gut situierten Handwerker) über das allgemeine Äquivalent in ausreichender Menge verfügt, kann es gegen alles einwechseln, was er zu begehren vermag. Kein greifbares Ding, das hier nicht als Ware aufträte, um sich mit anderen Dingen auf Grundlage des Wertgesetzes zu vertauschen; kein Ding, das sich nicht als Ware be-greifen und so auf den Markt bringen ließe. Alles tauscht sich ursprünglich gegen alles. Das allgemeine Äquivalent beginnt, allgemeine Äquivalenz als Grundform aller gesellschaftlichen Vermittlung zu installieren. Deren übrige Regulative moralischer oder theologischer oder politischer Art sehen sich von jener Grundform bedroht oder mindestens herausgefordert, was sie in Bewegung, in Unruhe setzt, so dass sie sich in Konflikte von mancherlei Natur verwickeln. Davon zehren, davon leben die von Lichtenberg so hoch geschätzten englischen Romane, insbesondere diejenigen Fieldings. Ein deutscher Roman, der es ihnen gleich täte, müsste deshalb in der Tat von einem „deutschen Fielding“ verfasst sein.

Und die Masse der deutschen Original-Romane, die das nicht sind? Die weit-ab von der Hauptstadt des Tauscherts spielen? Derjenigen Romane, die uns

---

S. 734).

74 Aus London an Johann Christian Dieterich am 19. April 1770; *Ges. Werke*, ebd. Bd. 1, S. 516f. – Siehe dazu Hans Joachim Meyer, „*Ich bin eigentlich nach England gegangen, um deutsch schreiben zu lernen.*“ *Nachdenken mit Georg Christoph Lichtenberg über den Wert des Fremden*, Göttingen 2010, sowie Ulrich Joost, I Briefe aus England e qualche considerazione sul saggio nel Settecento, in: Giulia Cantarutti/Wolfgang Adam, Hg., *Prosa saggistica di area tedesca*, Bologna 2011, S. 53–71.

hier beschäftigen werden? Ihnen fehlt, folgt man Lichtenberg, nicht nur der nötige Stoff, sondern auch dessen notwendige Strukturdynamik, die erst eine Story in einen Plot, eine Reihe von Ereignissen in einen Erzählkomplex zu verwandeln ermöglicht. Welche Gestalt sie auch immer annehmen mögen: Romane sind sie nicht. Wenn von Romanen die Rede ist, kann von ihnen nicht die Rede sein.

Wie sich für den Bürger der Aufklärung die Vernunft von der Nicht-Vernunft scheidet, so scheiden sich hier die Romane von den Nicht-Romanen. Sollte nicht eben darum der Blick von der hellen auf die dunkle, von der oft beobachteten auf die unbeachtete Seite wesentlich sein? Müsste er nicht zeigen, was das Wertgesetz und seine Symbolisierungen ausschließen, was sie als ihr Schatten vielleicht nicht nur begleitet, sondern beeinflusst?

So uneins Goethe und Lichtenberg auch darüber sein mögen, welche Wege aus der wässerigen und weitschweifigen Epoche zu Bestimmtheit und Präzision führen, in der Ablehnung, mehr noch: in der stillschweigenden Verachtung der bisherigen und wie bisher fortgehenden deutschen Roman-Produktion stimmen sie überein. Wie mag die wohl früheste deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, Friedrich Schulz' 1786 in Leipzig erschienene, aus Literaturkritik hervorgehende *Litterarische Reise durch Deutschland* sich zu diesem literaturgeschichtlichen Werturteil verhalten?

Das deutsche Publikum, an das Schulz sich über Briefe an seine Schwester letztlich wendet, „ist unausstehlich begierig nach dem Neuen und wacht mit einer Art von Wuth über das Alte“.<sup>75</sup> Diese Wut will Schulz seinen LeserInnen ab- und ihnen dafür den richtigen Umgang mit dem wahrhaft Neuen angewöhnen. Unter dem Alten versteht Schulz, der selber Roman-Autor ist, insbesondere die ab 1740 anschwellende Roman-Produktion für ein anwachsendes klein- und mittelbürgerliches Lesepublikum, unter dem Neuen – lassen wir uns überraschen.

Die Reise beginnt in Berlin: „Ausser London gibt es keine Stadt in der Welt, wo man öffentlich so frey spricht und schreibt als in Berlin.“<sup>76</sup> Leuchtendstes Beispiel vom rechten Gebrauch dieser Freiheit ist Moses Mendelssohn, „eine Hauptperson in der Geschichte der deutschen Literatur“, die, nach Schulz' Über-

75 Hier zit. nach der von Christoph Weiss in Zusammenarbeit mit Reiner Marx herausgegebenen Ausgabe in „Kleines Archiv des achtzehnten Jahrhunderts“, St. Ingbert 1996, ebd. S. 31. – Nebenbei: Hat sich da bis heute viel geändert?

76 Ebd. S. 8.

zeugung, „die Achtung vollkommen verdient, die ihm unsere Nation einmüthiger als jedem andern aus seinem Fache zu erweisen gewohnt ist“.<sup>77</sup> Nicolai hingegen sei, meint Schulz, „als Schriftsteller sehr ehrenwerth“ und würde zu den besten gehören, „wenn er sich einen gewissen Ton abgewöhnen könnte, der ihm noch aus der Kindheit unserer Litteratur anhängt“;<sup>78</sup> die in Berlin beispielsweise in dem „schlechten Romanendichter Adam Beuvius“<sup>79</sup> fortlebe.

München, die „Hauptstadt der *Europäischen Barbarey*“<sup>80</sup> muss nur der Vollständigkeit und des Kontrastes zu Berlin halber beschrieben und bedacht werden. Leipzig, Halle, Dresden und Prag sind Zentren des deutschen Verlagswesens und damit auch solche der uns angehenden Romanproduktion. Schulz kämmt sie Name für Name durch, lässt an den meisten kein gutes Haar und steigert seinen Widerwillen schließlich zu folgendem Urteil:

Ein elender Romandichter ist *Magister Johann Adam Gotthard Kirsten*. Er hat *Lottchens Reise ins Zuchthaus* geschrieben, und wenn es ein Zuchthaus für schlechte Autoren gäbe, so sollte er hineinreisen, ohne Barmherzigkeit. Und doch hat sein Lottchen eine doppelte Auflage erlebt.<sup>81</sup>

Das deutsche Lesepublikum ... Johann Karl Wezel hingegen gehört „als Romanen- und Schauspiel-Dichter [...] zu den besten Bearbeitern dieser Fächer in unserer Litteratur“ und dann, schreibt er der lieben Schwester, habe ich in Leipzig „den Rittmeister *Friedrich von Blanckenburg*“ kennen gelernt. Höre:

Sein Versuch über den Roman bleibt immer noch das einzige und beste Werk in seiner Art und wird es so lange bleiben, bis wir von dem Wahn [...] zurückkommen, dass dieser Zweig unsrer Dichtkunst die genaue Aufmerksamkeit scharfsinniger Männer nicht verdiene, oder dass es schimpflich für sie sey, in einer Gattung zu arbeiten, die mehr als jede andere bloß für das Amüsement müßiger alter und junger Leute bestimmt zu seyn scheint.<sup>82</sup>

---

77 Ebd. S. 27.

78 Ebd. S. 13.

79 Ebd. S. 15.

80 Ebd. S. 140.

81 Ebd. S. 35. (Alle Kursivierungen i,m Original)

82 Ebd. S. 39f. – Schubart ist ihm in diesem Urteil vorausgegangen: „Ein Preussischer Offizier hat kürzlich einen Versuch über den Roman herausgegeben, der ungemein gut gerathen ist. Seit

Nun aber: Weimar. „Hier sind Männer beysammen, welche die ganze deutsche Nation in Sachen des Geschmacks in ihrer Hand haben und selbst Muster des feinsten Geschmacks sind [...]: Wieland, Herder, Göthe.“<sup>83</sup> So geht es durch das ganze Kapitel fort, an dessen Anfang als Leitlinie die folgende Behauptung steht:

Nicht leicht muss ein Schriftsteller [...] durch ein oder zwey Werke in einem ganzen Fache der Litteratur eines Volks und in dem ganzen litterarischen Sinn dieses Volks selbst solch eine totale Revolution hervorgebracht haben als der geheime Rath *Wolfgang von Göthe*. Man kann sagen, dass Göthe mittelbar oder unmittelbar unsre ganze schöne Litteratur umgeschaffen und schier keinen Stein auf dem andern gelassen habe.<sup>84</sup>

Damit erklärt Schulz bereits 1786 das Programm für verwirklicht, das der Goethe von 1811 in *Dichtung und Wahrheit* dem Goethe von 1765 zuschreibt und mit auf den Weg gibt.<sup>85</sup> Diese Dichtung, ist man versucht zu sagen, hat sich in

---

Jahrhunderten belustigt sich die lesende Welt mit dieser herrlichen Erfindung des menschlichen Witzes [!], den Romanen [...] Also ist's gewiss kein unnöthiges Geschäft, die Natur, die Einrichtung, die Gattung der Romane zu untersuchen. Und dieses hat der Verfasser auf eine so meisterhafte Art getan, dass er verdient, von allen Theoristen der schönen Wissenschaften gelesen und studiert zu werden“ („Dt. Chronik auf das Jahr 1774“, ebd. S. 335). Vgl. dazu auch M. Wehrhahn, Hg., *Christian Friedrich von Blanckenburg. Texte, Rezensionen, Bibliographie*, Hannover 1996. Wie wichtig Blanckenburg selber das Romanschreiben nimmt, zeigt seine Erklärung, „dass ich sehr ernsthafte Absichten, bey Verfertigung dieses Romans, gehabt habe. Mir liegt die Ehre und die Glückseligkeit deutscher Menschen am Herzen [...], die Glückseligkeit, die ein gesunder Körper, ein reines Herz und ein leichter Kopf uns geben können“ (*Beyträge zur Geschichte deutschen Reichs und deutscher Sitten. Ein Roman*; bey Davis Siegerts Witwe, Leipzig und Liegnitz 1775, Vorbericht).

83 Ebd. S. 69f. – Zu Wielands *Agathon* und Goethes *Werther* in Schulz' Einschätzung siehe ebd. S. 76f.

84 Ebd. S. 72.

85 „Zur Leitvorstellung, ja zur Leitkategorie avancierte [...] der Begriff der ‚Überwindung‘: Goethe, und im weiteren die Weimarer Humanitätsklassik, als ‚Überwinder‘ der deutschen Aufklärung, die ihrerseits zur bloßen ‚Vorläuferin‘ der Klassik herabsinkt [...] Regelmässig dienen Zitate aus dem Siebenten Buch von *Dichtung und Wahrheit* als die entscheidenden, authentischen Belege“ (Barner, *Goethes Bild von der deutschen Literatur der Aufklärung*, ebd. S. 290). NB: „Die Neigung, Vorläufer zu suchen [...], ist das deutlichste Symptom der Unfähigkeit zur epistemologischen Kritik. Bevor man zwei Wegstrecken nahtlos ineinander übergehen lässt, sollte man sich zuerst vergewissern, ob es sich wirklich um ein und denselben Weg handelt“ (Georges Canguilhem, *Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Ges. Aufsätze*, hg. von Wolf Lepenies, Frankfurt/M. 1979, S. 34).

der Tat und mit einer Macht bewahrheitet, die sie noch heute vor kritischen Fragen nach den wertästhetischen, literaturpolitischen und strategischen Bedingungen ihrer Möglichkeit weitgehend schützt.<sup>86</sup> Der Roman der Aufklärung gilt allenfalls noch als Vorgeschichte des deutschen Romans von europäischem Rang, der auch für Schulz mit dem *Agathon* beginnt, während die Romane, die uns angehen sollen, zur Ungeschichte und aus ihr verbannt werden. Der Befund, den wir stichprobenartig aus der Literaturgeschichtsschreibung vom Ende des 20. Jahrhunderts erhoben haben, stammt bereits vom Ende des 18. Jahrhunderts.

## V

Das Interesse, das die Dichtung über die Wahrheit der Dichtung leitet, geht bei Goethe dahin, sie aus der wässrigen, weitschweifigen, nullen Epoche durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze herauszuretten. Die entsprechenden Adjektive bei Emmel lauten „breit und schwer überschaubar“, bei Miller „breit, wuchernd, kaum überschaubar“. Alle diese Bestimmungen suggerieren das Bild einer Literaturlandschaft, deren Boden schwammig, schwankend, brüchig ist, ein Sumpf, ein Moor, ein Morast, in dem jede zu bestimmende Gestalt dem Bestimmungsdruck sofort so überaus nachgibt, dass sie sich werdend bereits in eine andere verwandelt. Ebendarum und eben darin ist ein solcher Boden aber auch außerordentlich fruchtbar. Hier wachsen nicht sich konkretisierende Gestalten allmählich zu endgültiger Festigkeit empor, hier schießen sie aus zufälligen Kollisionen plötzlich auf, verwickeln, verwirren sich ineinander, scheinen einen Komplex zu bilden, der Systematisierung und Klassifikation erlaubt, und fallen, während sie sich ordnen, schon wieder auseinander. Nichts bleibt als ein Eindruck von Ähnlichkeit, die aber weder aus Vermittlung noch aus Ableitung hervorgeht, sondern jedes einzelne Exemplar von den ihm anscheinend Verwandten zugleich absetzt. Dass eine solche Literaturlandschaft weitläufig ist, versteht sich, denn sie läuft in sich wiederholender Variation dem Blick ihres Beobachters davon, nicht nur schwer oder kaum, sondern gar nicht überschaubar. Aus

86 Man wird, merken die Herausgeber an, „nicht ganz ohne Erstaunen zur Kenntnis nehmen, dass Schulz' Autorenkanon des 18. Jahrhunderts auch am Ende des 20. Jahrhunderts im Kern noch Bestand hat“ (ebd. S. 172). Das sollte, meine ich, weniger erstaunen als zu denken geben. Die von Schulz aufgebaute Frontstellung wiederholt sich in tatsächlich erstaunlicher Ähnlichkeit bei Günter de Bruyn, *Als Poesie gut. Schicksale aus Berlins Kunststepoche 1786 bis 1807*, Frankfurt/M. 2006, insbesondere S. 156ff.

dieser nullen Epoche, die ihre Bestimmungen immer wieder zunichte macht und ihre Bestimmtheit darin annulliert, sucht sich ihr einzelnes wie ihr allgemeines Subjekt durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze zu retten. Durch Bestimmtheit, die dem Sumpf das Wasser entzieht und ihn zu fester Gestalt austrocknet, durch Präzision, die das Mit- und Nebeneinander seiner Konfiguration in systematische und hierarchische Ordnung bringt, und schließlich durch Kürze, die der Weitläufigkeit ein Ende bereitet und ihre ausgebreitete Heterogenität durch sich homogen diversifizierende Ableitung ersetzt. Das Subjekt des universalen Zweifels arbeitet sich aus dem Nebeneinander gleichgültiger Sinn-Entwürfe in eine hierarchisierende Sinn-Totalität, in der es sich positioniert und über die es damit disponiert, und es misst rückblickend auch seine Literatur an dieser Disposition.

Gilt dieses literaturgeschichtliche Strukturmodell nach wie vor? Betrachten wir unter diesem Aspekt eine unseres Erachtens repräsentative Reihe von enzyklopädisch angelegten Literaturgeschichten aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die noch im Gebrauch und umfangreich genug sind, um auch schwach kanonisierte Bereiche der deutschen Literatur zu berücksichtigen.

Richard Newald sieht im fünften Band der von ihm und Helmut de Boor begonnenen *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart* keinen Anlass, das Werk Christian Weises „sehr nahe an die Aufklärung heranzurücken“.<sup>87</sup> Er hält die Bedeutung von dessen Romanen für die frühbürgerliche Literatur deshalb für gering, weil sie einer Zeit entstammten, in der „noch verschiedene Kräfte der geistig-literarischen Einheit des Bürgertums“ entgegenwirkten, „ehe es sich zur geistigen Selbständigkeit durchringen und zum Bildungs- und Literaturträger werden konnte“.<sup>88</sup> Zur Prosa der frühen Aufklärung gehört indessen als erster und einziger Autor Johann Gottfried Schnabel mit der *Insel Felsenburg*, die einzig sich von der „Masse der Robinsonaden“<sup>89</sup> abhebt und in ihrer Gesellschaftskritik „manches mit der Christian Weises

---

87 *Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit 1570–1750*; sechste, verbesserte Aufl. mit einem bibliogr. Anh. von Georg Bangen und Eberhard Mannack, München 1967, S. 393. – Die von Volker Meid 2009 veranstaltete Neuauflage wird detaillierter. Zu Weise treten Riemer und Beer (S. 646–658), zu Schnabel Utopie und Robinsonaden (S. 674–682). An der perspektivischen Ausrichtung des Abschnitts ändert sich nichts.

88 Ebd.

89 Ebd. S. 479.

gemeinsam“ hat. „Der bürgerliche Standpunkt tritt stark hervor.“<sup>90</sup> Aber damit zugleich aus der Realität: „Die Insel Felsenburg hat ihre Aufgabe [...] als gewollte, von der Außenwelt abgeschlossene Gemeinschaft.“<sup>91</sup> Die Behandlung des Romans in der frühen deutschen Aufklärung zwischen 1670 und 1750 erschöpft sich in zwei Autoren: Weise und Schnabel. Während das Werk des einen zur bürgerlichen Literatur noch nicht gehören kann, weil es noch kein Bürgertum gibt, das für die hierarchische und systematische Totalität seiner sich geltend machenden Sinnggebung politisch entschieden wäre, ist der bürgerliche Standpunkt des anderen zwar nicht zu leugnen, liegt aber in einer Utopie, die auf keine politische Vermittelbarkeit rechnet. Beider Bedeutung für eine Nationalliteratur, in der das Bürgertum seine ideologische Einheit findet, um sie soziopolitisch mit dem Anspruch auf gesellschaftliche Bildung zu verbinden, wird also hier gleich null.

Der VI. Band derselben Literaturgeschichte nimmt die Sache des deutschen Romans zur Zeit der Aufklärung von zwei Fixpunkten her wieder auf: Von Lessings berühmtem Urteil über Wielands *Geschichte des Agathon* im 1767 erschienenen 69. Stück der *Hamburgischen Dramaturgie* sowie von Blanckenburgs *Versuch über den Roman* (1774), der weitgehend auf Wielands Roman fußt, während beide Fieldings *History of Tom Jones, a Foundling* (1749) Entscheidendes verdanken. Ein längeres Zitat aus dem *Versuch* legt den Blickwinkel fest, unter dem die Romane der deutschen Aufklärung betrachtet werden sollen: Sie verdienen nur Aufmerksamkeit, wenn sie in irgendeiner Weise die Forderung wahrnehmen, dass „in dem Romane das Seyn des Menschen, sein innerer Zustand das Hauptwerk zu seyn“<sup>92</sup> hat. Der Mensch jedoch ist bei Blanckenburg im Gegensatz zum Staatsbürger des Absolutismus jener moderne Bürger der Aufklärung, der die Wahrheit der menschlichen Natur unmittelbar in sich findet, um sie in jener hierarchischen und systematischen Sinntotalität auszudrücken und zu verwirklichen, die Vernunft von Unvernunft, den Sinn vom Wahnsinn scheidet und die Unterscheidung schließlich gesellschaftlich durchsetzt. Demgemäß perspekt-

90 Ebd. S. 480.

91 Ebd.

92 Friedrich von Blanckenburg, *Versuch über den Roman*. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774. Mit einem Nachwort von Eberhard Lämmert, Stuttgart 1965, S. 18. – Denn: „Wir wissen noch nicht, was das heisst, Mensch seyn; vielweniger denn, dass wir das Verdienst der Menschheit zu schätzen wüssten“ (ders., *Beyträge zur Geschichte des deutschen Reichs und deutscher Sitten*, ebd., Vorbericht).

tivieren die Verfasser des in Frage stehenden Bandes ihre Darstellung: „Die Theorie des Romans entfaltet sich also vor dem Hintergrund einer bloß zum Konsumieren bestimmten Masse von Romanen und einiger weniger in die Zukunft weisenden, den Bildungs- oder Entwicklungsroman konstituierender ‚Geschichten.‘“<sup>93</sup> Im Fluchtpunkt stehen, wenn auch selten und meist beiläufig genannt, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Alle im Folgenden vorgestellten Roman-typen werden daraufhin überprüft und gewertet, ob und wie viel sie zur oben angedeuteten, ganz im Sinn des Siebenten Buches von *Dichtung und Wahrheit* sich entfaltenden Literaturgeschichte beitragen, handle es sich nun um den empfindsamen Roman (Richardson, Marivaux, Abbé Prévost, Gellert, Hermes, Sophie von La Roche), den ‚mittleren‘ Roman der Aufklärung (Fielding, Wezel), die moralischen und satirischen Lebensläufe (Wezel, Knigge, J. G. Müller, Musäus, Nicolai), die Reiseromane (Defoe, Schnabel), die Reiseberichtsromane in der Nachfolge Sternes (Schummel, Wieland, J. G. Jacobi, Thümmel, Hippel) oder den Staats-Bürger-Roman (Loen, Haller, Wieland). Die Romane, denen unser Interesse hier gilt, sind für diese Literaturgeschichte von keinerlei Wichtigkeit, zum Massenkonsum bestimmte Erzeugnisse einer Trivialliteratur, deren Wert für das Verständnis des deutschen Romans der Aufklärung gleich null ist.

Die noch in der DDR erschienene *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*<sup>94</sup> und die von Horst Albert Glaser herausgegebene *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*<sup>95</sup> schließen sich der oben analysierten Darstellung im Großen und Ganzen an. Die letztere besitzt jedoch ein Kapitel über Familien-, Unterhaltungs- und Reiseromane, das sich mit den uns hier interessierenden Texten auseinandersetzt. Es konzentriert sich zwar auf die Literatur der späten Aufklärung von 1770 bis 1800, greift aber partiell auch bis an den Anfang des Jahrhunderts zurück.

Der unbestreitbare Erfolg dieser „jedermann zugänglichen, meist wohlfeilen Unterhaltungsliteratur“ wird dort zunächst darauf zurückgeführt, dass sich das „saturierte und sich saturierende Kleinbürgertum“ zu den ohnehin schon lesen-

93 Sven Aage Jørgensen/Klaus Bohnen/Per Ohrgaard, *Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik 1740–1789*, München 1990, S. 172.

94 Sechster Band: *Geschichte der deutschen Literatur vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis 1789*, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Werner Rieck (Erster Teil), Berlin 1979, S. 83–90 und S. 168–176.

95 Band 4: *Zwischen Absolutismus und Aufklärung: Rationalismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang, 1740–1786*, hg. von Ralph-Rainer Wuthenow, Hamburg 1980, S. 170–203.

den Schichten – „Adel, Gelehrte, wohlhabende Bürger“<sup>96</sup> – gesellt und aus ihr seine aufklärerische Bildung bezieht. Doch ganz abgesehen von einem in den Texten oft überwiegenden Konservativismus steht „den unstreitig vorhandenen positiven Seiten dieser Literaturart“ ein gravierender Nachteil gegenüber:

Maximen und Theorien sehen sich mit überwuchernder Erzählhandlung [...] verquickt und damit vielfach um ihren Informationswert gebracht; vor lauter Reflexionen bringen Helden es nicht zum eigentlichen Handeln [...] Die den Romanen (und Erzählungen) zugrunde gelegten Themen [...] zeichnen sich durch zeitbedingte Aktualität oder durch vorgebliche Sensationalität aus. Ein rundes Dutzend Themen macht den Grundbestand aus. Zu immer neuen Konstellationen nach dem Schema und Typus des Handlungsromans kombiniert, ergibt sich ein schier unerschöpfliches Reservoir an Handlungsentwürfen und Romanfabeln [...] Zudem begnügen sich die Autoren so gut wie nie mit nur einem Thema, das sie sorgsam und bedacht ausspielen und ausspinnen könnten. Vielmehr hat es ihnen nach barocker Manier die Fülle der Themen angetan. Sie erlaubt es ihnen, ihren Werken eine betriebsame Unruhe, eine hektische Quirligkeit zu geben, der keine Lebendigkeit des Erzählens und keine sprachliche Gewandtheit entsprechen.<sup>97</sup>

Kurz: „Einem erkennbaren künstlerischen Prinzip folgen die Trivialromane des 18. Jahrhunderts nicht.“<sup>98</sup> Schade: Diese hier so lebendig und zutreffend charakterisierte Literatur, die nicht nur unter den neuen Lese-Schichten der Kleinbürger und der Frauen weit verbreitet war, sondern auch unter den traditionellen mehr Anklang fand, als der hohen, heute noch kanonischen Literatur je recht gewesen ist, wird mit den uns schon von Emmel und Miller her bekannten Vorwürfen auf ein künstlerisches Prinzip bezogen, dem sie nie hat genügen wollen. Weshalb sollen Variation und Wiederholung, Sprung und Bruch, Überschneidung und Überblendung, Analogie und Deviation gegenüber Originalität und Individualität, Kontinuität und Vermittlung, panoramischer Totalität und sys-

96 Kurt-Ingo Flessau, Familien-, Unterhaltungs- und Reiseromane, ebd. S. 205.

97 Ebd. S. 206 und S. 214. – Der offenkundige Widerspruch in dieser Charakteristik entspringt zutreffender Beobachtung: Die HeldInnen der fraglichen Romane lähmen sich auf der einen Seite selbst durch eine Überfülle moralischer und religiöser Reflexionen, bis andere dann für sie und mit ihnen handeln, woraufhin sie schon ein paar Seiten später in ebenso rückhaltlose wie rücksichtslose Aktivität ausbrechen.

98 Ebd. S. 218.

tematischer Notwendigkeit a priori minderwertige poetische Strukturregeln sein? Wäre es nicht möglich, dass erst die weitschweifige Unruhe eines betrieb-samen Erzählens die Bedachtsamkeit hat wecken und hervorrufen können, die es zu Bestimmtheit, Präzision und Kürze zu entwickeln vermochte? Den Weg nur schon zu diesen Fragen verstellt sich die Darstellung, indem sie ihren Gegenstand unter dem Begriff der „Trivialisierung und Trivialität“ abbucht und damit abwertet:

„Trivialität ist schamlos“, sagt Martin Greiner zur Trivilliteratur des 18. Jahrhunderts. Sie sei „geradezu ein Ausdruck seelischer Haltlosigkeit; sie ist ein Sich-Gehenlassen und Getriebenwerden ohne Ziel.“<sup>99</sup>

Eine Literatur, die das Ziel nicht kennt, den Sinn vom Wahnsinn zu scheiden und die Differenz zwischen Sinn und Unsinn nach Grundsätzen zu bestimmen und festzulegen; die sich dieser Unterlassung nicht nur nicht schämt, sondern sich ihr mit wachsender Erzähllust überlässt; für die „Sich-Gehenlassen und Getriebenwerden“ keine Abstoßungs-, sondern Anziehungspunkte sind: Ist eine solche Literatur bloß wertlos oder von anderen Werten bestimmt?

Die bisher verständnisvollste und eingehendste Darstellung des deutschen Romans zwischen 1680 und 1770, überlegt dokumentiert von detaillierter Kenntnis der Spezialliteratur zeugend, stammt von Rolf Grimminger und findet sich in der von ihm bei Hanser herausgegebenen *Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Zwar geht auch er davon aus, dass „der Roman [...] bis zu Wieland fast nur provinziell“ bleibt, setzt aber wenige Seiten später hinzu: „Trotzdem spiegelt er von Anfang an die Entwicklung der Aufklärung innerhalb seiner Gattungseigentümlichkeiten [...] wider.“<sup>100</sup> Diese Gattungseigentümlichkeit besteht darin, dass der Roman, von Ästhetik und Poetik bis zu Blanckenburg ignoriert oder bekämpft, ganz vom Interesse seiner LeserInnen abhängt und deshalb nicht nur thematisieren muss, was sie hören sollen, sondern auch das, was sie hören wollen und sich selbst nicht zu sagen wagen. Der politische Roman, der Avanturier und die Robinsonade, selbst noch der empfindsame Familienroman in der Nachfolge Richardsons (von den Mischformen ganz zu schweigen) verknüpfen die

99 Ebd. S. 208.

100 Hansers *Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3/2: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*, hg. von Rolf Grimminger, München (dtv) 1980, S. 635 und S. 638.

Welt bürgerlicher Tugend und Glückseligkeit, wie sie die Moralischen Wochenschriften demonstrieren und propagieren, mit ihrer Verkehrung in ganz andere, ihr fremde, ferne und oft gefährliche Welten.

Sie stellen eine orientierungslose, anarchische Wirklichkeit von Individuen, Gesellschaft und Staat dar, die von den Hauptlastern des 18. Jahrhunderts erzeugt wird: von Intrigenherrschaft, Macht- und Besitzgier, ‚viehischer‘ Sexualität und stets von Aggression [...] Im Widerspruch zwischen abenteuerlichem und vernünftigem Dasein bildet sich also überhaupt die Grundstruktur des Romans im 18. Jahrhundert aus.<sup>101</sup>

Ein Widerspruch, der vor Erzählform und Erzählstil, Handlungsverknüpfung und Figurenzeichnung nicht haltmacht.

Diese „provinzielle“ Gestalt des deutschen Romans wird mit der *Geschichte des Agathon* (1766/67) überwunden: „Als erster und bisher einziger Romancier verlässt Wieland die literarische Provinzialität der Gattung vollkommen, ihre gesamteuropäischen Konventionen sind ihm [...] artistisch verfügbar geworden.“<sup>102</sup> Nach Auffassung Grimmingers, der sich für dieses allgemein verbreitete Urteil selbstverständlich auch wieder auf Lessing beruft, folgt hieraus aber nicht, dass der *Agathon* die bisherige Geschichte des deutschen Romans im 18. Jahrhundert ignoriert und sich ganz nach englischem und französischem Vorbild richtet, sondern dass es dem Roman gelingt, sie sich produktiv anzueignen und in eine eigentümliche ästhetische Einheit zu integrieren. Er beschwichtigt nicht nur den Konflikt zwischen Sitte und Sexualität, Disziplin und Anarchie zum sich gesellig vermittelnden Gegensatz von Tugend und Anmut, sondern reflektiert darüber hinaus durch die Form seines Erzählens diese Vermittlung in eine ästhetisch harmonische Totalität, die gegenüber der Wirklichkeit, auf die sie sich bezieht, ebenso als ideal wie als unrealisiert und möglicherweise unrealisierbar gilt.

Das bewusst Ästhetische überwindet die unvermeidlichen Konflikte der Aufklärung, die der deutsche Roman bislang in seinen Stoffen ‚nachzuahmen‘ pflegte [...] Unter dem strukturbestimmenden Anspruch, seinen Helden über die Desillusionierung seiner Phantasie zur Realitätserkenntnis und über die Realitätserkenntnis zur regulativen Idee einer Tugend zu führen, die sich ihrer Widersprüche voll bewusst bleibt und

---

101 Ebd. S. 641 u.f.

102 Ebd. S. 691.

eben deshalb die neue Versöhnung der ästhetischen Erfahrung braucht, hat Wieland also die Versatzstücke des empfindsamen, des galanten und des Staatsromans gegeneinander ausgespielt sowie das utopische Verlaufsschema der bürgerlichen Tugend im Abenteuerroman benutzt.<sup>103</sup>

Die vom Anfang des Jahrhunderts bis zu Wielands Werk typischen deutschen Romanformen gehen im *Agathon* unter, werden aber zugleich in ihm aufbewahrt. Sie vergegenwärtigen sich in der mit ihm begründeten Tradition des Entwicklungs- und Bildungsromans dadurch, dass die „unvermeidlichen Konflikte der Aufklärung“, die sie begründen und strukturieren, dort in der Problematik einer Individualität wiederkehren, die ihre Widersprüche wohl miteinander ausgleichen, sie aber nicht lösen und schon gar nicht tilgen kann.

Die Heldinnen und Helden der Romane, die wir im Rahmen des hier umrissenen Projekts vorstellen wollen, sind alles andere als standhaft. Während sie ihre Empfindungen unter Grundsätze ordnen, ordnen sie ihre Grundsätze schon ihren Empfindungen unter, deren Unbeständigkeit sie nur dann bereuen, wenn sie schlechte Erfahrungen mit ihr machen. Jeder Vorsatz, den sie fassen, wandelt sich in den Überlegungen, durch die sie ihn begreifen, und in den Handlungen, mit denen sie ihn angeblich verwirklichen, so vollständig in seinen Gegensatz um, dass sie ihn nicht einmal fallen lassen, sondern völlig vergessen. Das Lebensziel, in dem sie nach all diesem Hin und Her ihren Frieden finden wollen (die – nicht zuletzt ökonomisch – ‚wohlgelungene Ehe‘, die ‚einträgliche Handlung‘, der ‚angenehme Landsitz‘), liegt in einem so allgemeinen, so schematischen Glück, dass ihre Geschichte mit ihm verschwindet, indem sie es erfüllt. Ihre Individualität zerstreut sich zwischen Disziplin und Abenteuer in eine Individualität gleichgültiger Sinnentwürfe, die nur deshalb nicht zum Wahnsinn wird, weil sie sich durch eine elementare Kunst des Vergessens, durch unmittelbar existentielle Praktiken des Vergangenheits-Zweifels und der Zukunfts-Hoffnung in einer eigentümlich dispositiven Ordnung hält. Die Provinzen, in die ihre Erzählung sie zerteilt, kennen die Gesetzgebung nicht, die sie zu nationaler Einheit und damit zu Einheiten einer Nationalliteratur macht. Wenn aber, wie Griminger durchblicken lässt, jene Provinzialität in dieser Nationalität nicht endet, sondern sie als Unruhe, als Zweifel, als Ironie weiterhin umtreibt, verkörpern dann die Romane, um die es uns hier geht, nicht inhaltlich, strukturell und ideo-

---

103 Ebd. S. 698 und S. 701.

logisch einen frühen Zustand der Aufklärung, der in der Geschichte des deutschen Romans so lebendig bleibt, dass man etwa Musils *Mann ohne Eigenschaften* als sein Echo und seine Konsequenz entziffern könnte? Annulliert man nicht eine vielleicht immer noch aktuelle Dimension der deutschen Literaturgeschichte, wenn man ihre Romane zwischen 1680 und 1770 für sie annulliert?

Der deutschsprachige Roman bleibe „bis zu Wieland fast nur provinziell“, stellt Grimminger als allgemeine Ansicht der Forschung fest, merkt aber an, dass es eine gegensätzliche Meinung gibt: Ernst Weber, *Die poetologische Selbstreflexion im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts* (Diss. München 1971), Stuttgart 1974. Obwohl wir im Rahmen dieses Vorberichts nicht auf die Spezialliteratur eingehen (das bleibt den Einzelanalysen überlassen), wollen wir mit den Arbeiten von Ernst Weber eine Ausnahme machen, weil sich, soweit wir sehen, in der deutschen Literaturwissenschaft bisher niemand so eingehend und so vorurteilslos wie er mit dem deutschen Roman zwischen 1700 und 1760 auseinandergesetzt hat.

Die oben genannte Arbeit hat zum Gegenstand, was sie die „Romanreflexion“ nennt: die Erörterungen

in der Romanvorrede und dem Erzählerkommentar, im Dialog der Romanfiguren und dem Erzähler-Leser-Gespräch [...] Diese Reflexionen beschreiben und erläutern bestehende Romanpraxis, legitimieren oder diskutieren poetische Verfahren, kritisieren verbrauchte Vermittlungsformen und suchen neue verbindlich zu machen. Sie sind Dokumente des poetologischen Selbstverständnisses des Romans.<sup>104</sup>

Diese Quellen sind für die Formgeschichte des deutschen Romans in der frühen Aufklärung ergiebiger als die ohnehin karge Romantheorie, die bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem Konzepte des 17. Jahrhunderts wiederholt und sich dann plötzlich am zeitgenössischen englischen Roman, vor allem an Richardson, Fielding und Sterne orientiert. Die Absicht, hiermit „zu einer präziseren Darstellung des Romans im 18. Jahrhundert zu kommen“,<sup>105</sup> mündet in ein Entwicklungsmodell, das sich von 1700 bis 1780 erstreckt und in folgende Sta-

---

104 Ebd., S. 13. – Weber hat das Textmaterial, das seiner Untersuchung zugrunde liegt, in um romantheoretische Quellen erweiterter Form separat herausgegeben: Ernst Weber, *Texte zur Romantheorie I (1626–1731)*, München 1974; ders., *Texte zur Romantheorie II (1732–1780)*, München 1981.

105 Ders., *Selbstreflexion*, ebd. S. 16.

tionen gliedert: Roman – Historie – pragmatischer Roman – klassisch-roman-tischer Roman.<sup>106</sup>

Das Strukturprinzip dieser Gliederung liegt im sich allmählich wandelnden Verhältnis zwischen Fiktionalität und Realität. Der spätbarocke Hof- und Staatsroman schafft sich eine mit der Realität unverbundene Wirklichkeit, indem er eine Liebesgeschichte nach klassischem Muster und historiographischem Vorbild konstruiert und sie zum Träger gelehrten Wissens und sittlicher Grundsätze macht; Aktualität gewinnt er nur dadurch, dass er Ereignisse an berühmten zeitgenössischen Höfen in deutbar verschlüsselter Form in seine Erzählung einarbeitet. Demgegenüber besteht die Historie darauf, nichts als wahre Begebenheiten zu berichten, mögen sie auch so wunderbar und zufällig erscheinen, als könnten sie nur der Phantasie ihres Autors entstammen.

Das bedeutet in letzter Konsequenz, dass, nach Meinung einiger Romanautoren, die Wirklichkeit selbst so romanhaft und abenteuerlich erscheint, dass es keiner Erfindung bedarf, um den Leser spannend zu unterhalten. In dieser Perspektive ist Fortuna nicht nur ein literarisches Prinzip, das Zufälle und plötzliche Handlungsumschwünge motiviert, sondern auch eine der Realität inhärente Struktur.<sup>107</sup>

Überlegen wir: In der ständischen Gesellschaft des Feudalrationalismus liegen die Ansprüche und Interessen, die Symbolik in Sprache und Körpersprache der verschiedenen Schichten nicht auf derselben, sondern auf verschiedenen Ebenen, deren Beziehungen deduktiv und restriktiv geregelt sind.<sup>108</sup> Sie bildet gleichsam

106 „Der Begriff ‚Roman‘ umgreift alle Nachfolgeformen des höfisch-historischen Romans, wie den galanten Roman und den sogenannten Intrigen- und Anti-Märchenroman. ‚Historie‘ nimmt die bisherige Einteilung von Robinsonade, Avanturierroman und bürgerlichem Roman in sich auf [...] An ihren Erzählformen knüpft [...] der pragmatische Roman an, der sich schon vor Wieland auszubilden beginnt“ (ebd. S. 18).

107 Ebd. S. 68.

108 Johann Gottfried Schnabels *Im Irr-Garten der Liebe herumtaumelnde[r] Kavalier* (Nordhausen 1738) taumelt vor allem im ersten Teil des Romans zwischen den Liebesformen und -weisen von der Prinzessin bis zur Winzerin und zurück, fasst sich aber jedes Mal rasch (wie es im Text häufig heißt) mit der für die Helden des politischen Romans so typischen *prudencia et circum-spectio*. Gleichzeitig wirft die standesübergreifende Allgemeingültigkeit der bürgerlichen Ehe ihren Schatten voraus, denn: „Was nun Ehestandsaffären anbeträfe, darinn hätte ein gemeiner Reuter soviel Recht als ein Ober- oder Stabsoffizier“ (*Der im Irr-Garten der Liebe herum taumelnde Cavalier*, hg. von Werner Schubert, Leipzig 1973, S. 406). Vgl. zu dieser Ordnung des sozialen Raums Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, 5. Aufl. Frankfurt/M. 1992 (Paris 1979), S. 378ff.

ein Sonnensystem, in dem jeder Stand seinen eigenen Planeten bewohnt, dessen Bahn und Bedingungen er zu gehorchen hat, weil die Stabilität des Ganzen ihren Teilen Gesetze vorschreibt, die sie ebenso ausdrücken wie sicherstellen. Die Stände sind füreinander exterritorial, und die Grenzkonflikte, in die sie geraten, können ihre Eigenständigkeit wohl antasten, aber nicht beseitigen. Diese zentral verfügte Ordnung bricht auseinander, wenn sich die Maxime der freien Konkurrenz, des allgemeinen Erwerbs jeder Art und Richtung in ihr ausbreitet. Kein Territorium, das nicht Besitzgier weckte, kein Anspruch, der nicht plötzlich andere Ansprüche auf sich zöge, kein Gesetz, das sich in der Auslegung durch Einzelinteressen nicht wie von selbst zersetzte. So aktiv die gesellschaftlichen Subjekte auch Träger dieser Umwandlung sein mögen, so sehr erschrecken sie vor ihren Folgen, unter denen sie leiden. Muss es ihnen nicht scheinen, als hinge ihre Existenz je länger desto mehr von den unberechenbaren Launen und Zufällen eines Weltlaufes ab, der sie wie ein *genius malignus* in allem zu täuschen vermag, was sie planen und zu begreifen meinen? Zeichnen die Avanturiers und Robinsonaden, die Lebensläufe und Begebenheiten nicht eine anfängliche Grunderfahrung des modernen Subjekts auf, die es im historischen Prozess seiner Konsolidierung zwar zu beschwichtigen und zu befrieden, aber nicht gegenstandslos zu machen vermag?

Der sich nach 1740, vor allem in den 1750er und 1760er Jahren entwickelnde pragmatische Roman knüpft an die Begebenheiten der Historie an, verknüpft sie aber anders mit ihren Subjekten. An die Stelle der oben geschilderten Erfahrung tritt die Verbindung des Faktischen mit dem Fiktionalen zu einer Wirklichkeit, die in wahrscheinlicher Weise dartut, wie die Heldinnen und Helden des Romans sich mit Erfolg oder Misserfolg den Herausforderungen und Überraschungen der Realität stellen. „Ziel des pragmatischen Romans ist es, dass der Leser sich und seine Erfahrungswelt wiedererkennt.“<sup>109</sup> Sich *und* seine Erfahrungswelt, nicht mehr nur sich *in* seiner Erfahrungswelt.<sup>110</sup> Zwischen dem Sub-

109 *Selbstreflexion*, ebd. S. 120.

110 Novalis scheint in seinen *Vermischten Fragmenten* vom Mai 1798 auf diese beiden Romanformen reflektierend zurückzublicken, um sie auf einen Begriff zu bringen, der sich vom Romanschreiber methodisch handhaben lässt. „Ein eigenthümliches Individuum muss er haben, das die Begebenheiten bestimmt, und von ihnen bestimmt wird. Dieser Wechsel, oder die Veränderungen eines Individuums – in einer kontinuierlichen Reihe machen den interessanten Stoff des Romans aus. Ein Romandichter [...] kann sich z. B. erst eine Menge Begebenheiten aussinnen – und zu der Belebung dieser ein Individuum ausdenken [...] oder er kann sich umgekehrt erst ein Individuum eigener Art festsetzen und zu diesem eine Menge Begebenheiten

jekt und seiner Welt herrscht Vermittlung statt Unmittelbarkeit wie in der Historie, und diese Vermittlung leistet ein Erzähler, der sich seines Auftrags und seiner Rolle zunehmend bewusst wird.

Erzählte Wirklichkeit ist im pragmatischen Roman stets beurteilt, in Lehrsituationen verwandelte Wirklichkeit [...], geprägt von einem individuellen Bewusstsein, das sich jedoch allgemeinen bürgerlich sittlichen Normen verpflichtet fühlt.<sup>111</sup>

Der Lesende begegnet im pragmatischen Roman zwar nicht seiner wahrhaftigen, aber seiner wahrscheinlichen Welt. Die Probleme seiner Erfahrungswirklichkeit und die fingierten Vorschläge zu ihrer Lösung sind stets so aufeinander bezogen, dass die Vermittlung beider ihm als Angebot für seine persönliche Praxis erscheint. Der klassisch-romantische Roman kündigt schließlich auch diese Übereinkunft, indem der dem Leser nicht seine, sondern eine Erfahrungswelt vorschlägt, die er aus der Vermittlung mit sich als durch Erzählung organisiertem Ganzen ermittelt. „Der Romanautor schafft eine neue, eine poetische Wirklichkeit, ein seinen eigenen Gesetzen folgendes ästhetisches Ganzes, dessen Verhältnis zur Empirie vermittelter geworden ist.“<sup>112</sup> Der Roman nimmt die klassische Kunstform an, die homogene Totalität eines organisch sich entfaltenden, unendliche Vermittelbarkeit in sich symbolisierenden Werks, und fordert damit seinen Leser zu der Bildungsweltreise heraus, die eigentümlich selbständige Wirklichkeit des Erzählens mit derjenigen individueller Lebenserfahrung zu vermitteln. (Dass der romantische Roman diese klassische Kunstform bereits wieder sprengt, indem er ihr Versprechen homogen unendlicher Vermittelbarkeit in einer Art negativer Dialektik ironisiert und im Sinne des Wortes diskursiviert, mag in aller Kürze davor warnen, den Geltungsbereich des klassischen Romans zu überschätzen.)

Weber konzipiert eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Romans von 1700 bis 1780, die sich dem literaturgeschichtlichen Schema im 7. Buch von

---

ten erfinden.“ Novalis formalisiert dann diese Entgegensetzung gemäß den möglichen Beziehungen durch, die sie enthält, und kommt so zu dem Schluss: „Wenn man weiß welche Classe dieser verschiedenen Darstellungen der Dichter gewählt, so muß sich alles darinn aus diesem Begriff deduciren und rechtfertigen lassen“ (*Schriften. Das Werk Friedrich von Hardenbergs*, hg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, 3., nach den Hs. erweiterte und verbesserte Auflage, Bd. 2, Darmstadt 1981, S. 580).

111 Ebd. S. 119. – Vgl. dazu auch die weiter differenzierenden Ausführungen in Weber, *Texte zur Romantheorie II*, S. 608ff.

112 Ebd. S. 121.

*Dichtung und Wahrheit* zwar nicht widersetzt, es aber deutlich modifiziert. Sie annulliert die der klassisch-romantischen vorangehende Romanliteratur nicht, sondern hält an ihrem literaturgeschichtlichen Eigenwert ausdrücklich fest. Allerdings betrachtet auch sie den Roman der Klassik ab Wezels *Herrmann und Ulrike* (1780) als den Fluchtpunkt, auf den hin jener Eigenwert erst Kontur und Charakter gewinnt und in dessen Gestalt sich alle seine Ausprägungen einfügen und aufheben. Das kann man auch anders sehen.

Angelpunkt dessen, was man die Episteme der Moderne nennen könnte, ist unseres Erachtens der Wille zu einer Wahrheit des Erfahrungswissens, der alles ideologische und methodologische Misstrauen, das diesem Wissen entgegengebracht wird, immer wieder pariert und durchkreuzt.<sup>113</sup> Die Vorsehung hat dem Menschen schon nach Auffassung der Renaissance

ein fast unendliches Lustgefühl verliehen, das er aus allen Arten des Geschaffenen gewinnen und schöpfen kann, das aber dem Laster zuzurechnen ist, weil Gott dem Menschen die Tugend als Ziel gesetzt hat, die immer mit der Lust wie mit einem inneren Feind kämpfen soll. Aus seinen einzelnen Sinnen nun, aus dem Sehen, dem Hören, dem Riechen, dem Schmecken und dem Fühlen, gewinnt der Mensch ein bestimmteres und heftigeres und überhaupt größeres Lustgefühl als alle übrigen Lebewesen.<sup>114</sup>

Soll. Sollen will über die Grenze dessen, was ist. Aber eben in diesem Willen ist die Grenze gesetzt und stellt sich aus und in ihrer Überquerung wieder her.<sup>115</sup> Das Selbstbewusstsein des modernen Subjekts gerät „unter das Zeichen einer Logik der Begierde und des Begehrens“,<sup>116</sup> die sich selbst als Ausdruck und Instrument eines bösen Geistes weiß, damit Unbehagen und Angst vor sich selbst erzeugt und dadurch auf die Suche nach einer Form gedrängt wird, die beides zu beheben vermag: Die Logik der Begierde und des Begehrens vollzieht sich

113 Zur ursprünglichen Frische dieses Willens siehe beispielgebend Walter Benjamin, Über das Programm der kommenden Philosophie 1917/18; *Ges. Schriften*, unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd. II/1, Frankfurt/M. 1977, S. 157ff.

114 Giannozzo Manetti, *Über die Würde und Erhabenheit des Menschen* [1452], übers. von H. Lepin, hg. und eingel. von A. Buck, Hamburg 1990, S. 83 (III,31).

115 Vgl. dazu G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik*, I. Buch, 2. Kap.: Die Schranke und das Sollen; Werke in 20 Bdn., ebd. Bd. 5, S. 142ff.

116 Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit 1: Der Wille zum Wissen*, 3. Aufl. Frankfurt 1989 (stw 716), S. 98.

zugleich als die Begierde und das Begehren nach der Logik des Verstandes, die Begierde und Begehren zügelt, und nach einer Logik der Vernunft, die das Verhältnis beider Logiken zu regulieren und zu kontrollieren vermag. Zeugen nun die deutschen Romane von Christian Weise bis zur Klassik nicht von dem Bestreben, diese doppelte und gegensätzliche Bestimmtheit des modernen Wissens einerseits zu entfalten und auszutragen, andererseits aber auch zu integrieren und zu harmonisieren? Zeigen sie nicht, dass diesem Versuch (wie nach dem eben Entwickelten nicht anders möglich) sein Scheitern ebenso einbeschrieben ist wie die dem Scheitern unerlässliche Suche nach seinem Gelingen? Gewinnen die zwischen 1680 und 1780 verfassten Texte unter dem Aspekt dieses sich selbst produzierenden und exponierenden Widerspruchs nicht eine formale Eigenständigkeit, die ihnen eine über den bloßen Vorläufer- und Stationen-Status hinausgehende Bedeutung gibt und den Herrschaftsanspruch der klassischen Romankunstform mindestens relativiert?

Rund zehn Jahre nach dem Erscheinen seiner Dissertation resümiert Weber, dass alle seither erschienenen Arbeiten die literaturgeschichtliche Position des Romans zwischen 1680 und 1780 nicht verändert hätten.

Weder gewannen sie der Gattung neue Leser [...], noch durchbrachen sie den schon im späten 18. Jahrhundert abgeschlossenen Kanon bekannter Titel und Autoren. Auch die jüngsten Arbeiten zum Roman der Aufklärung suchen den Zugang zur Gattungsgeschichte vor allem über das Werk immer wieder interpretierter Autoren.<sup>117</sup>

Noch immer fehle eine

sozialgeschichtlich fundierte und funktionsgeschichtlich ausgerichtete Gattungsgeschichte, die die ganze Bandbreite der Romanproduktion im 18. Jahrhundert in ihren regionalen Unterschieden und ihrer unterschiedlichen ‚Fortschrittlichkeit‘ beschreibt und der Masse der anonym erschienenen und gesellschaftlich bedeutsamen Romanliteratur endlich Rechnung trägt.<sup>118</sup>

---

117 Ernst Weber/Christine Mithal, *Deutsche Originalromane zwischen 1680 und 1780. Eine Bibliographie mit Besitznachweisen*, Berlin 1983, S. 8. – Unser Unternehmen verdankt dieser Arbeit viele wesentliche Hinweise und Funde. Erweiterungen und Korrekturen, die sich ergeben haben, werden wir bei der Behandlung des jeweiligen Textes kenntlich machen.

118 Ebd. S. 9. – Sie fehlt bis heute.

Die in den folgenden Kapiteln vorgelegten Einzeluntersuchungen können eine solche Geschichte nicht erbringen. Sie vermessen die Moorlandschaft des deutschen Romans zwischen 1670/80 und 1770/80 nicht, sondern spüren stets einzelnen, manchmal recht schmalen Wasserläufen nach, die ebenso Teil weit verzweigter wie eng verschlungener Strömungsverhältnisse sind. Sie situieren und kartographieren, eine gründliche wissenschaftliche Analyse mit Wasserproben, Quellenstudien, Strudeln und Fließprofilen mehr vorbereitend als bereits vollziehend. Der Vorbericht eröffnet und umreißt das literarische Feld, auf dem die Einzelanalysen sich mit ihrer besonderen, von jener Eröffnung abhängigen Methode bewegen werden. Ihre mit diesem Band, wie zu hoffen steht, erste und nicht letzte Reihe, die jeden Text sozial- und funktionsgeschichtlich, ideologisch und erzähltheoretisch vorzustellen trachtet, soll an die noch fehlende, von Weber zu Recht angemahnte Gattungsgeschichte erinnern, sie anregen und ihr vorarbeiten. Vielleicht gelingt ihr das eher als den leider kaum bekannten, unkommentierten Nachdrucken des Minerva-Verlages in Frankfurt oder den im Metzler-Verlag in Stuttgart erschienenen, sorgfältig begleiteten, schön gestalteten „Deutschen Neudrucken“, die allerdings zur Hauptsache Werke wieder zugänglich machen, die im Kanon der Literaturgeschichte enthalten sind, wenn auch nicht in seinen ersten Paragraphen. Beide Editionen sind übrigens schon seit längerem eingestellt und restlos vergriffen.

Solcher Resignation ins Altbekannte widersetzt sich unser Vorhaben nicht zuletzt um der Zukunft der Literaturwissenschaft willen. Die Theoriediskussion der letzten Jahrzehnte hat nicht nur ihre Themen vervielfältigt, sondern auch ihren traditionellen Textbestand aufgebrochen und nach vielen Seiten zu Diskursen anderer Ordnungen hin geöffnet. Das schürt Unmut.

Im vergangenen Jahr [1994] zogen in Amerika einige ‚klassische Rebellen‘ Konsequenzen, als sie sich von dem mehr als hundert Jahre alten Philologenverband Modern Language Association (MLA) trennten und eine neue Gesellschaft, die Association of Literary Scholars and Critics (ALSC) gründeten. Sie wendeten sich vor allem gegen die in ihren Augen beklagenswerte Transformation des klassischen Text- und Themenkanons der MLA im Zeichen der jüngeren Theoriediskussion.<sup>119</sup>

---

119 Torsten Hitz/Angela Stock, Hg., *Am Ende der Literaturtheorie? Neun Beiträge zur Einführung und Diskussion*, Münster 1995, S. III f.

Das immer engmaschigere Link-Netz des Internets, an und in dem je länger desto mehr Drucksachen aller Jahrhunderte und ganze Bibliotheken hängen, revolutioniert die Verfügbarkeit literarischer und kulturhistorischer Zeugnisse und erlaubt auf diesem Weg, die bisher begangenen Pfade des Kanons mühelos zu verlassen. Die am *cultural turn* beteiligten und ihn verantwortenden Wissenschaften machen in Konsequenz der von ihnen geführten Theorie-Diskussion davon ausgiebig und ergiebig Gebrauch. Da aber, soweit ich sehe, dieser Aufbruch in der deutschen Literaturwissenschaft von keiner Revision der überlieferten literarischen Wert-Kriterien begleitet wird, ist sie ihrem kanonischen Werk-Bestand treu geblieben, den sie, ihn zugleich allmählich noch verringernd, mit immer neuen Methodiken, Symbolisierungen und Diskurs-Dispositiven wie mit immer neuen Horizonten umgibt und umkreist. Die hier folgenden Untersuchungen suchen dem zu begegnen, indem sie ihre Texte monographisch<sup>120</sup> so behandeln, als gehörten sie dem Kanon an und besäßen den ihm entsprechenden literarischen Wert, was Anlass dazu geben mag, die Wertfrage aus scheinbar abseitiger Lage neu und anders zu stellen.

## VI

Descartes ist bei aller zur Schau getragenen Selbstbescheidung durchaus bewusst, dass seine Gedanken aus der perfekten Privatheit der eingeschneiten Bauernhütte eine neue Episteme, eine neue Form epochalen Wissens, in die abendländische Geschichte bringen. Dieser Privatheit entsprechend gibt er jenem Bewusstsein jedoch nicht die Form einer allgemeinen Deklaration, sondern wählt den Umweg der Metapher, eines besonderen Entwurfs von exemplarischer Bedeutung.

Die Gedanken, die sich der Philosoph in seiner warmen Stube macht, führen ihn auf die Überlegung,

dass Werke, die aus mehreren Stücken bestehen und von der Hand verschiedener Meister stammen, häufig nicht so vollkommen sind wie die Arbeiten eines einzelnen. So kann man beobachten, dass Bauten, die ein Architekt allein unternommen und

120 „[M]onografisch‘ bleibt meine Devise“ (Walter Benjamin am 18. Oktober 1924 an Erich Rothacker; *Gesammelte Briefe*, hg. von Christoph Göttsche und Henri Lonitz, Bd. II: Briefe 1919–1924, Frankfurt/M. 1996, S. 498). Meine auch.

ausgeführt hat, für gewöhnlich schöner und harmonischer sind als solche, die mehrere versucht haben umzuarbeiten, indem sie alte, zu anderen Zwecken gebaute Mauern benutzten. Ebenso sind jene alten Städte, die [...] erst im Laufe der Zeit zu Großstädten geworden sind, verglichen mit jenen regelmäßigen Plätzen, die ein Ingenieur nach freiem Entwurf auf einer Ebene absteckt, für gewöhnlich ganz unproportioniert; zwar findet man oft ihre Häuser betrachtet man jedes für sich – ebenso kunstvoll oder gar kunstvoller als in anderen Städten, – wenn man jedoch sieht, wie sie nebeneinander stehen, hier ein großes, dort ein kleines, und wie sie die Strassen krumm und uneben machen, so muss man sagen, dass sie eher der Zufall so verteilt hat und nicht die Absicht vernünftiger Menschen.<sup>121</sup>

Dieses Bild veranschaulicht den Unterschied und die Zäsur zweier Epistemai, zweier Grundformen des Wissens und der Wahrheitsproduktion, in der abendländischen Geschichte. Vom frühen 11. Jahrhundert an wachsen sich die Städte aus kleinen Flecken allmählich zu großen und weitläufigen Anlagen aus. Dieses Wachstum verläuft aber nicht nach einem allgemeinverbindlichen Plan von der Ebene des Reißbretts auf die Ebene des Bodens, sondern zufällig, sozusagen ereigniswüchsig, dem Wechsel der historischen Zustände blind und unmittelbar ergeben. Jeder Stadtbewohner baut sein Haus nach seinen Bedürfnissen und Möglichkeiten, nach der Vorstellung des Gebildes Stadt, die aus ihnen ebenso hervorgeht, wie sie sich nach ihr richten. So wächst ein Dickicht miteinander wetteifernder Stadtbilder und Stadt-Lebens-Sinn-Entwürfe heran, wovon jedes und jeder für sich allein Vernünftigkeit beansprucht, während sie einander die Vernunft streitig machen und dadurch insgesamt unsinnig werden. (So jedenfalls erscheint es der Vernunft des Ingenieurs.) Diese Entwicklung reift in Renais-

---

121 *Discours de la Méthode*, Teil II, ebd. S. 19. – Zum historischen, sozialen und politischen Hintergrund dieser Metaphorik vgl. André Leroi-Gourhan, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Frankfurt 1988 (Paris 1964/65), S. 387ff., Wilhelm Heinz Schröder, *Moderne Stadtgeschichte*, Stuttgart 1979, Anthony Vidler, *The writing of the walls: architectural theory in the late enlightenment*, Princeton 1987, Antoine Picon, *Architectes et ingénieurs au siècle des lumières*, Marseille 1988, Gotthardt Frühsorge, Hg., *Stadt und Bürger im 18. Jahrhundert*, Marburg 1993, Leonardo Benevolo, *Die Stadt in der europäischen Geschichte*, München 1993, S. 147ff., Vittorio Magnago Lampugnani/Katia Frey/Eliana Perotti, Hg., *Anthologie zum Städtebau*, Bd. 1: Die Modernisierung der Stadt von der Aufklärung zum industriellen Zeitalter, Berlin 2005, sowie Ruth Eaton, *Die ideale Stadt*, Berlin 2013. Siehe aber auch Erich Kleinschmidt, *Die ungeliebte Stadt. Umriss einer Verweigerung in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*, „LiLi“ 12 (1982), S. 29–49.

sance und Humanismus zur vermittelten Konkurrenz aus, nicht nur im Städtebau, sondern auch im Bau der kulturellen und wissenschaftlichen Welt. Künstler und Gelehrte sehen mit wachem Eigen-Sinn auf die Gesellschaft und die Geschichte, jeder hat ein Symbol, ein Projekt, einen Aufriss für ihre Vernunft, und alle diese Prospekte berühren einander konvenient und emulativ, bilden Gruppen per analogiam und beziehen sich ebenso auf andere solche Gruppen. Sympathie und Antipathie, Freundschaften und Feindschaften halten die Dynamik dieses spannungsvollen Zeitraums in ständiger Bewegung.<sup>122</sup> Ulrich von Hutten und Crotus Rubeanus' *Epistolae obscurorum virorum* (1515) zeichnen ein lebendiges Bild dieses andauernd umspringenden Welt-Geist-Zustandes, der sich bildenden und zerfallenden Koalitionen, der Fernst- und Nächstliegende verbindenden Emulationen, der durchgängigen Konvenienz in Liebe und Hass, in Bündnis und Fehde.<sup>123</sup> Dem setzt Descartes die Vernunft der Moderne entgegen, in der ein Ingenieur seinen Plan von der Ebene seines Reißbretts frei auf die Ebene ihm völlig zur Verfügung stehenden Bodens überträgt und jedes Haus dieser Übertragung gehorcht, um sie im Rahmen ihm zugestanderer Individualisierung positiv zu verwirklichen. Der modernen Episteme des sich subjektiv konzentrierenden Wissens und seiner Selbstbestimmung zum Konzept des Men-

122 Vgl. zu dieser kürzestgefassten Darstellung des analogischen Denkens Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge*, ebd. S. 46ff. – Vgl. dazu Otto Stephan, *Das Wissen des Ähnlichen*. Michel Foucault und die Renaissance, Frankfurt/M. 1992, Gottfried Gabriel, Logik in Literatur: Über logisches und analogisches Denken, in: Christiane Schildknecht, Hg., *Philosophie in Literatur*, Frankfurt/M. 1996, S. 109–133, Karen Gloy/Manuel Bachmann, Hg., *Das Analogiedenken. Vorstöße in ein neues Gebiet der Rationalitätstheorie*, Freiburg i.Br./München 2000, sowie Klaus Hentschel, Hg., *Analogien in Naturwissenschaften, Medizin und Technik*, Halle 2010.

123 Ulrich von Hutten schreibt am 25. Oktober 1518 an Willibald Pirckheimer: „Du kennst [...] meine Natur nicht, wenn du mich aus dem menschlichen Verkehr entfernen zu können vermeinst, einen Menschen, der bei aller Befähigung für die Studien dabei doch vor keinem ehrenwerten Umgang und Verkehr, zuweilen auch der Gesellschaft mit Andersgestimmten, zurückschreckt. Und wenn du mich richtig kennenlernen willst: ich kann viel leichter dieses Getöse, dies fremde Gedränge ertragen, worin ich mir nicht selten die grösste Einsamkeit schaffe, als dass ich allein zu sein vermöchte.“ Hutten versteht sich noch keineswegs als an und für sich selbst daseiendes Subjekt; sein gelehrter humanistischer Briefpartner ist es seinem Verständnis nach ebenfalls durchaus nicht: „Als ob [...] du dich nicht in dem allerbetriebsamsten Hofe hin und her bewegtest und von Sorgen und Geschäften verzehrt wirst oder sogar in den Krieg gehst und die Truppen deiner Stadt befehligst, während du die Studien unterdessen nicht aufgibst [...]“. Mit einem Wort: „Ich kann gleichzeitig den Ehren nachgehen und sie verachten.“ ‚Ich‘ kann gleichzeitig einem Lebensinrentwurf nachgehen und einen anderen verfolgen (Ulrich von Hutten, *Deutsche Schriften*, hg. von Peter Ukena, München 1970, S. 318, 323, 334).

schen erscheinen die analogisch miteinander ausschweifenden Vernunft-Ansprüche als Teilhaber eines Verschwendungswettkampfes, der nur endet, wenn sie der Zentralisierung, dem System und der Hierarchie unterworfen und eingemeindet werden. Wie geht nun Descartes' Ingenieur, das ursprüngliche Subjekt der Moderne, dabei vor?

Er baut zunächst als *particulier*, als Privatmann, sein Haus mitten in eine alte und von alters her bewohnte Stadt und verwirklicht in dessen Architektur die Episteme bürgerlicher Vernünftigkeit so rein, dass keiner der übrigen Hausbesitzer und Häuserbauer sich ihrem Eindruck völlig entziehen kann, obwohl sich niemand gezwungen findet, ihn vollkommen in seine Vorstellungen aufzunehmen. Jeder von ihnen zeigt sich nach Bildung, Beruf und Herkunft von einem anderen Moment beeindruckt: der eine von der Raumaufteilung, der andere von den Treppenaufgängen, der dritte von den Fensterfronten und der vierte von den Türstürzen. Jeder nimmt dieses Moment der sich ihm anbietenden epochalen Episteme als bloßes Detail, das sich seinem noch eigensinnigen Bauplan gehorsam einfügt, während sie in eben dieser Fügsamkeit sich anschickt, seinen Eigensinn zu überwältigen, ihn zum Symbol ihrer eigentümlichen Sinngebung zu machen. Das Gesetz des Modells belebt und erweitert, es erläutert und erklärt, es kann zuhören und antworten. Aller Zwang, den es übt, ist der zwanglose Zwang des besseren Arguments, die Aufforderung zum Gebrauch nächstliegender und nahegelegter Freiheit. Die epochale Episteme ist in Botschaften disponiert, in denen sie sich dezentral verallgemeinert und veralltäglicht. Ihre Sta(d)t(t) bietet den ebenso vertrauenerweckenden wie befremdenden Anblick von Verwandtschaft und Heterogenität: den Anblick einer Vernunft, die von sich abweicht, um zu sich zu arrondieren, die sich zerstreut, während sie ihre Totalität begründet. In der beginnenden Aufklärung sind bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die wesentlichen Momente der modernen Vernunft zwar bereits aufeinander bezogen, aber noch voneinander geschieden und verweisen in diesem Unterschied auf ihre progressive Vereinigung. Die Vernunft gesteht noch ein, dass sie sich eine Voraussetzung macht, der sie sich aussetzt, um sie schließlich als ihre eigentümliche Bedingung in sich aufzuheben. Die sich vollendende Aufklärung, die mit ihrem Progress übereinstimmende Moderne, sucht diesen Verweis aus der Geschichte des Wissens der Moderne um sich selbst zu tilgen.<sup>124</sup> Diesen Versuch

---

124 „Die Neuzeit [...] ist, im Unterschied zum Mittelalter, nicht eher da als ihre Selbstausslegung, durch die sie zwar nicht hervor-getrieben wird, deren sie aber ständig zu ihrer Formierung

hat uns das Siebente Buch von *Dichtung und Wahrheit* beispielhaft vorgeführt. Aber gerade er heftet das zu vertilgende an das vertilgende Wissen. Er verdrängt es ins Dunkel der Überlieferung, in eine ausgeblendete, stumme Tradition, der das hier vorgestellte Projekt wieder Gegenwart und Stimme geben möchte.

Soll das gelingen, muss es die bisher übliche Blickrichtung umkehren. Es wird das Modellhaus des *particulier* nicht als Perspektive für den Blick auf die sich aus ihm entwickelnde Totalität nehmen; es wird die Häuser der Alteingesessenen nicht als mehr oder minder geglückte Voraussetzungen seiner eigentümlichen Form betrachten oder sie gar auf ihren Abbruch hin ansehen. Es wird ihre Architektur vielmehr als über die ganze Stadt verteilte Bedingungen der Möglichkeit des Modellhauses auffassen und darauf zu achten suchen, welche davon für dessen künftiges Potential konstitutiv bleiben, welche sich verändern und welche zunichte werden.

Aus alledem geht hervor, dass der Zugang zu den hier zu untersuchenden Texten die Annullation, mindestens die Sistierung zentraler Begriffe bedingt, mit denen wir uns der deutschen Literatur seit ihrer Klassik zu versichern gewohnt sind. Wir werden keinen ‚Werken‘ begegnen, denn jedes ‚Werk‘ ist klassisch bürgerlicher Autonomie-Ästhetik zufolge Ausdruck einer Idee, einer hierarchisch genau bestimmten und selber hierarchisch bestimmenden Sinngebungseinheit. In der wechselgestaltigen Literaturlandschaft, in der wir uns bewegen, gibt es keine Werke, keine sinnenfällige Darstellung hierarchisierender und harmonisierender Ideen, sondern nur eine Vielfalt ver- und zersprengter Ideale, die einander gleichgültig oder eifersüchtig reflektieren. Damit entfällt alle ästhetische Wertung, die ein Werk an der Qualität seiner Idealität misst und demgemäß einschätzt, und mit ihr der Kanon, die Positiv-Liste dessen, was man lesen muss, um die epochale Gestalt einer Literatur oder einer literarischen Gattung zu kennen. Damit entfällt schließlich die Trennung zwischen Hochliteratur und Trivialliteratur, die das gebräuchliche ästhetische Werturteil durch die Unterscheidung zwischen Idealität und Un-Idealität vornimmt. Kritische Betrachtung des üblichen literaturwissenschaftlichen Vorgehens lässt überdies den Verdacht aufkommen,

---

bedarf. Das Selbstverständnis ist eines der konstitutiven Phänomene der beginnenden Geschichtsphase. Das macht den Epochenbegriff selbst zum signifikanten Element der Epoche“ (Hans Blumenberg, *Aspekte der Epochenschwelle: Cusaner und Nolaner*, Frankfurt 1976, stw 174, S. 19).

dass an ‚triviale‘ Texte [...] Fragen herangetragen werden, die niemals an die hohe Literatur gerichtet würden. Deshalb erscheint es fast so, als würden die unterschiedlichen Sehweisen eine dichotomische Teilung des Gegenstandes ‚Literatur‘ in hohe und niedere, in Kunst und Kitsch erst schaffen.<sup>125</sup>

Um diese Falle zu vermeiden,<sup>126</sup> werden wir alle unsere Texte so auffassen, als ob sie der hohen Literatur zweifellos angehörten;<sup>127</sup> ob ihre Behandlung dann Zweifel weckt oder den LeserInnen Zweifel nahelegt, wird sich erweisen. Schließlich noch ein Wort zu den Anmerkungen, die diese Einleitung und die ihr folgenden Essays begleiten. Sie versuchen für gewöhnlich dort, wo ich es für nötig und möglich halte, bibliographische und forschungsgeschichtliche Hinweise zu geben, die dazu anregen sollen, sie aus eigenem Interesse weiterzuverfolgen. An einigen wenigen, für meine Fragestellung besonders wesentlichen und leicht zu erkennenden Punkten bemühe ich mich, einen möglichst vollständigen Überblick der aktuellen Forschungslage zu geben. Dass diese Bemühung stets ergänzungsbedürftig ist und bleibt, versteht sich von selbst. An der Stillung dieses Bedürfnisses mitzuarbeiten ist jede und jeder jederzeit freundlich gebeten.

---

125 A. Dörner/L. Vogt, *Literatursoziologie. Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur*, Opladen 1994, S. 191.

126 In die Geschichten der sogenannten Trivialliteratur mit unschöner Regelmäßigkeit gehen. Siehe etwa Paul English, *Geschichte der erotischen Literatur*, Stuttgart 1927, S. 169ff., sowie Gustav Sichelschmidt, *Liebe, Mord und Abenteuer. Eine Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur*, Berlin 1969, S. 25–110. Noch am objektivsten um ästhetische Analyse bemüht Hainer Plaul, *Illustrierte Geschichte der Trivialliteratur*, Leipzig 1983, S. 42ff.

127 „Unter Philologie soll“ hier nach wie vor „die Kunst, gut zu lesen, verstanden werden – Tatsachen ablesen können, ohne sie durch Interpretation zu fälschen, ohne im Verlangen nach Verständniss die Vorsicht, die Geduld, die Feinheit zu verlieren. Philologie als Ephexis in der Interpretation“ (Friedrich Nietzsche, *Der Antichrist. Fluch auf das Christenthum*, Nr. 52; *Kritische Studien-Ausgabe*, hg. von G. Colli/M. Montinari, Bd. 6, München 1980, S. 233). Zu den methodischen Problemen einer derartigen Philologie siehe die bedenkenswerten Ausführungen bei Nikolaus Wegmann, Was heißt einen ‚klassischen Text‘ lesen? Philologische Selbstreflexion zwischen Wissenschaft und Bildung, in: J. Fohrmann/W. Vosskamp, Hg., *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1994, S. 419ff. Zum gegenwärtigen Selbstverständnis der Philologie vgl. Kai Brennen/Uwe Wirth, Hg., *Texte zur modernen Philologie*, Stuttgart 2010, S. 7–47 (Einleitung).

## VII

Kommen wir noch einmal auf Webers Etappierung des deutschen Romans von 1700 bis 1780 zurück: Roman (hochhöfischer Staatsroman, heroisch galanter Roman) – Historie (Avanturier, Robinsonade, wahre Begebenheiten, *memoires*) – pragmatischer Roman (Das Leben des ..., Die Geschichte des ...) – klassisch-romantischer Roman (*Die Geschichte des Agathon, Wilhelm Meisters Lehrjahre, Heinrich von Ofterdingen*). Eine so gebaute Form- und Funktionsgeschichte schlug eine Brücke über den Sumpf der „wässrigen, weitschweifigen, nullen Epoche“<sup>128</sup> und verbände die trockenen Ufer des Barock-Romans und des Romans der deutschen Klassik zuverlässig miteinander. Ihre Pfeiler allerdings müssten in deutlichem Abstand voneinander fest verankert sein, so dass man Abteil für Abteil in der Transformation des Verhältnisses zwischen Fiktionalität und Realität und ihrer sukzessiven Entfaltung bürgerlicher Subjekt-Macht sicher voranschritte. Was aber, wenn die Texte dieser Voraussetzung nicht gehorchten? Wenn Mischformen nicht die Ausnahme, sondern die Regel bildeten? Diesen Verdacht würde nur die Untersuchung einer repräsentativen Anzahl der betreffenden Romane bestätigen oder zerstreuen, also die in Frage stehende Form- und Funktionsgeschichte selbst, die es auf ihr Gelingen oder ihr Scheitern ankommen ließe. Diesem Projekt können und wollen wir hier nicht vorgreifen, aber als Vorschau eine Reihe von Steckbriefen in Stichworten vorlegen, in denen die Schwierigkeiten sich möglicherweise abzeichnen, denen die von Weber angemahnte Literaturgeschichte ausgesetzt wäre.

*Geheime Nachrichten Des unglücklichen Ritters Floramondi, Entworffen und abgetheilet In Zweyen Theilen Darinnen er die ihm zu Wasser und Land betroffene Unglücks-Fälle Als auch Seine um Dienst und Gewerb halben erlittene viele Verfolgung in seinem Vaterland zeigt. Alles mit lustigen, dabey nützlichen und in die Litteratur laufenden Anmerkungen erläutert und vorgestellt von Evandro. Franckfurt und Leipzig 1735.* Den Handlungsrahmen eines barocken Staatsromans füllt ein im Stil des galanten Romans erzählter politischer Roman. Textgestalt: ein in Paragraphen abgeteilter juristischer Schriftsatz, mit gelehrtem Latein gespickt und mit in die entsprechende Fach-, „Litteratur laufenden Anmerkungen“ durchsetzt. Der Autor verirrt sich derart in diesem Durcheinandertal,

---

128 Siehe Anm. 29.

dass er im zweiten Teil eine längere Passage des ersten wörtlich wiederholt. Ob der Setzer mitkonzipiert hat?

*Abentheuerliche Reise-Beschreibung nach der Brunnen-Cur bey der Stadt Rim-bach in vielen seltsamen Begebenheiten bey Gebrauch derselben durch Celindo, Leipzig 1737.* Eine versprengte Episode aus einem der Schelmen-Romane Grim-melshausens oder Johann Beers? Eine Historie, wie die „seltsamen Begebenhei-ten“ nahelegen? Ein galanter Roman, wie das Autoren-Pseudonym vermuten lässt? Dem Inhalt nach in der Spur des Schelmen-Romans und der Historie, dem Stil nach in derjenigen des galanten Romans, zur Hauptsache aber ein sehr spä-ter Ableger des politischen Romans in Nachfolge Christian Weises. Der politi-sche Roman geht, nimmt man in der Literaturgeschichtsschreibung an, ab Anfang der 1720er Jahre in den nun aufkommenden Moralischen Wochenschriften auf und unter. Ob diese Ausnahme hier die Regel bestätigt?

*Das Luft=Schloss, oder Lebens= und Liebes=Geschichte eines Magisters der Weltweisheit, Frankfurt und Leipzig 1749* (Der Text dürfte aus Leipzig stammen, da er in sehr oberflächlicher Verschlüsselung die Ortsnamen Leipzig, Dresden und Meißen zeigt.) Es handelt sich, unter dem Titel eines pragmatisch biogra-phischen Romans, um eine Kombination aus politischem Roman und akade-mischem Roman. Für beides liegt er sehr spät, was ihm auch vorgehalten wor-den ist, wie der Hinweis des Verfassers auf die Kritik einer „nüchternen Monatsschrift“ zeigt. Als politischer Roman kritisiert der Text einerseits die wahnhaftige Selbstüberschätzung seines Helden, seine unzureichende Realitäts-wahrnehmung und -prüfung, also seinen Mangel an Klugheit, auf der anderen Seite seine allzu heftige Sinnlichkeit, die ihn immer wieder in für ihn blamabel bis schmerzhaft ausgehende Abenteuer verstrickt, seine Triebhaftigkeit, seinen Mangel an Überlegung. Als akademischer Roman erzählt er derbe Scherze unter Studenten, streift das akademische Milieu ein wenig und verlegt sich zur Haupt-sache auf die Schlüpfrigkeit – siehe den kleinen eingeschobenen Softporno *Geschichte eines L[eipzige]r Studentens*, ein kleiner Roman im Roman, der sei-nen großen Bruder nach Motivik, Erzählgestus, Handlungsführung bestens charakterisiert (und last but not least auf einer pornographisch recht witzigen Pointe beruht). Das Gleiche gilt auch noch für *Das Leben und die lustigen Bege-benheiten eines biss jetzo noch in Nürnberg lebenden Kaufmanns von Ihm selbs-ten aufgesetzt, Frankfurt u. Leipzig 1764*. Ein akademischer Roman, ins Milieu eines kaufmännischen Familien-Unternehmens übertragen, wobei man über das typische Leben, Denken und Arbeiten der Kaufmannschaft so gut wie nichts

erfährt – dafür einen schlüpfrigen bis schwankhaften Liebeshandel nach dem anderen.

*Leben und merckwürdige Begebenheiten des Selinthes, Bremen 1752.* Ein sehr schönes Beispiel für das, was Johann Gottwerth Müller „einen sehr schalen Modeman“ nennt,<sup>129</sup> für die Vielzahl von Unterhaltungs-Romanen, mit denen das deutsche Publikum aus dem Klein- und Mittelbürgertum ab der Mitte des 18. Jahrhunderts seinen Lesehunger stillt. Ich skizziere kurz die Motivfolge: Sohn eines kleinen Landgutbesitzers. Entführung durch die Amme. Aufwachsen in einem Diebeshaus im finsternen Wald. Jünglingszeit bei einem Einsiedler, Kennenlernen der künftigen Ehefrau, Beginn großer trennender Irrfahrten bis zum Happy End (O-Bein-Roman), als da sind: Entführung Climenes (entführt wird in beinahe jedem dieser Art von Romanen). Eingeschobene Lebensgeschichte ihres Vaters mit Seereise und Robinsonade, mit getreuer und mit ungetreuer Ehefrau (dieselben Episoden wiederholen sich teilweise später in Selinthes' Biographie). Die ungetreue entpuppt sich als sehr getreue Ehefrau, weil sie nach dem einen Fehltritt fünfzehn Jahre (!) keusch auf ihren geflüchteten Ehemann wartet und sich mit ihm wieder vereinigt, als wäre keine Zeit verflossen.<sup>130</sup> Selinthes wird Student, duelliert sich und muss flüchten, wird bestohlen und muss sich anwerben lassen, hat aber als Soldat wegen seiner Kenntnisse, seines mustergültigen Gehorsams und seiner Loyalität ein gutes Leben. Er nimmt den Abschied, weil er es nirgends lange aushalten kann, findet seine Eltern wieder, verlobt sich unbekannterweise mit seiner Schwester und kommt nur knapp am Inzest vorbei (offenbar ein brennend interessantes Thema, das auch in anderen ähnlichen Texten immer wieder vorkommt). Er findet Climene wieder, deren Keuschheit ebenfalls – trotz Entführung durch Lüstling – intakt ist, an ihr das Muster einer gehorsamen Ehefrau und lebt fortan mit ihr in Frieden und Glück, wie es seit den Robinsonaden in derartigen Romanen der Brauch ist. – Diese Motive finden sich in Dutzenden von vergleichbaren Texten, ein bisschen abgewandelt und jeweils anders zusammengesetzt. Sie schaffen einen Erzählbericht, der sich aus dem politischen, dem akademischen, dem Schelmen- und dem Abenteuer-Roman bedient und für seine Liebespaare gern auf den hochhöfischen Roman zurückgreift.

129 *Siegfried von Lindenberg*, ebd. S. 450. – Vgl. dazu auch den Exkurs in der Erstauflage von Gellerts *Leben der Schwedischen Gräfin von G\*\*\**, Bd. I, S. 16f., der in der Zweitaufgabe getilgt ist.

130 Dieses in dieser Art von Romanen äußerst beliebte Motiv hat Henry Fielding im IV. Buch, Kap 7–9 seiner *Geschichte des verstorbenen Mr. Jonathan Wild, des GROSSEN* (London 1743) auf das witzigste parodiert.

*Der verliebte Vogelsberger, in den merkwürdigen Begebenheiten Jobst Schlehendorns, eines gebohrnen Vogelsbergers. Mit untermischten artigen Liebes-Geschichten anderer Personen, Worinnen insonderheit bewähret wird, wie eine reine Beständigkeit, jederzeit einen beglückten Ausgang zur Belohnung zu erhalten pfleget. Copenhagen und Leipzig, bey Friedrich Christian Pelt, 1754.* Auf die dem hochhöfischen Staatsroman selbstverständlich handlungsleitende Maxime muss jetzt ausdrücklich hingewiesen werden. Avanturier, untermischt mit einem galanten Roman, in dessen Stil auch erzählt wird. Eingeschoben ist eine ungewöhnlich einfallsreiche Robinsonade.

*Der in dem wilden America von seiner Wildheit befreyte Europäer. Oder: merkwürdige und lustige Lebens-Geschichte des Herrn von M\*\*\* zu einem angenehmen und zugleich nützlichen Zeitvertreibe von ihm selbst ans Licht gestellet, Franckfurth und Leipzig. Anno 1756.* Seinem Titel nach unzweifelhaft ein pragmatischer Roman. Schon bei einer ersten „Durchlesung“ (wie die Zeitgenossen sagen) kann man jedoch ohne Mühe folgende Textgattungen unterscheiden: die Memoiren-Literatur des 17. Jahrhunderts, die Helden-Lebens-Geschichte des höfisch-heroischen Romans, die pietistische Lebensbeschreibung, den Reisebericht, den Avanturier und die Robinsonade. Alle diese Erzählformen hängt die durchgehend autobiographische zwar aneinander, verknüpft sie aber nicht und integriert sie schon gar nicht zu einem homogenen Ganzen. Der Grundriss moderner Subjektivität, in deren Biographie Notwendigkeit und Zufall miteinander verwoben sein müssen, setzt sich an dem Bau, den er dirigieren soll, in Teile verschiedener und widerspenstiger Art und Bestimmung auseinander. Der Text schafft Raum für heterogene und diskrete Diskurse, die sich nach dem Verhältnis von Wiederholung und Variation, Überdeterminierung und Ausschließung aufeinander beziehen, während sie die Tendenz dieses Raums zu künftiger Homogenität bereits zeigen.<sup>131</sup>

*Der Schulmeisters Sohn, oder die wunderbare Geschichte Rudolph von Senzion, Frankfurt und Leipzig 1760.* Ein durch unglückliche und geheimnisvolle Umstände deklassierter junger Adelige erringt seinen ursprünglichen Stand mitsamt dessen Reichtum zurück. Trotz des Worts „Geschichte“ im Titel kein pragmatischer, sondern ein Avanturier-Roman; die obligate Robinsonade und die ebenso obligate erotische Episode fehlen nicht. Allerdings ein Avanturier-Roman in

---

131 Zum Theoriemodell solcher Doppelperspektivik vgl. Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt 1981 (stw 356), S. 281ff.

einem ganz besonderen Stil: Er enthält einerseits, durch größere Type und Fettdruck hervorgehoben, Morallehren nach Art und im Sinn des politischen Romans (und das noch 1760, als sogar die große Zeit der Moralischen Wochenschriften schon vorüber ist), andererseits Wendungen des spätbarocken hochhöfischen Staats-Romans. Zum Beispiel: „Kaum beleuchtete die hellglänzende Sonne wiederum der Welt Körper, so sahen sie“ (S. 9) Darüber macht man sich zu dieser Zeit bereits lustig: „Die Sonne war izo am höchsten gestiegen und brennte von der hohen Bühne des Olymp herab [...]; prosaisch zu reden, war es Mittag“ (Wilhelm Ehrenfried Neugebauer, *Der teutsche Don Quichotte Oder die Begebenheiten des Marggraf von Bellamonte*, komisch und satyrisch beschrieben, aus dem Französischen übersetzt [dt. Original], Breßlau und Leipzig, Verlegts Carl Gottfried Meyer, 1753, S. 1). Oder auch: „Die schöne Natur lebte bey dem angehenden Frühling wieder auf. Die Erde [...]. Doch dergleichen Beschreibungen und Abbildungen sind abgekommen, und die ietziige Welt gehet billig kürzer. Wir wollen denn ganz einfältig sagen, dass der April-Monath angieng“ (*Die in der Liebe herumschweifende oder bestrafte Untreue*, beschrieben von der Frau von D. Anno 1763, S. 3). Die Anspielung auf Johann Gottfried Schnabels *Der im Irrgarten der Liebe herum taumelnde Cavalier* (erschieden 1738 bei Johann Heinrich Groß in Nordhausen, die nächsten Auflagen folgen 1740 und 1746) ist nicht zu überhören.

*Der Sächsische Adolph Welcher in dem ehemaligen dreyßigjährigen Kriege Seine ihm zugestossene sonderbare Begebenheiten sowohl zu Wasser, als zu Lande aufrichtig erzählt. Dreyßden bey Johann Nicolaus Gerlach 1762.* Parallele zu den Titelhelden der zwischen 1680 und 1690 entstandenen spätbarocken hochhöfischen Staatsromane Eberhard Werner Happels („Italienischer Spinelli“, „Französischer Cormantin“, „Spanischer Quintana“, „Teutscher Carl“ usw.). Adolph stammt in der Tat aus sächsischem Adel und nimmt die Tradition auf, in die sein titelgebender Autor ihn stellt. „Welcher in dem ehemaligen dreyßigjährigen Kriege“: wann und wo die Jugendgeschichte spielt, mit deutlichem Seitenblick auf diejenige in Grimmelshausens *Abentheuerlichem Simplicissimus Teutsch* (1669). „Seine ihm zugestossene sonderbare Begebenheiten sowohl zu Wasser, als zu Lande aufrichtig erzählt“: womit der Roman sich nach Inhalt und Form zugleich als Historie zu erkennen gibt, deren Ereignisse von Böhmen über Holland nach England und in einer ‚eingeschalteten Begebenheit‘ bis nach Neumeiko führen. Das hat 1762, unter dem starken Einfluss des englischen Romans Smolletts und Fieldings, bereits an Aktualität verloren, wie der Autor dieses

Romans weiß: „Die Schreibart desselben ist nicht nach dem Geschmacke der heutigen Welt“ (Vorwort). Er, der Autor, „hat sich begnüget, alles natürlich vorzustellen“ (ebd.). Bemerkenswert, wie sich der Erzähler das Verhältnis zwischen Adel und Bürgertum denkt: Der Bürger hat mit stets offener Börse für den standesgemäßen Unterhalt des Edelmanns zu sorgen, weil der eine bestimmte Lebens- und Denkweise, einen Habitus (im Sinne Bourdieus) verkörpert, der um seiner selbst willen alimentiert werden muss. Der adlige Titelheld versteht nur zu kämpfen, zu erben und zu erheiraten, aber nicht, etwas zu erlernen und damit etwas zu erwerben. Originalton: „Wozu dient uns das abgeschmackte Zeug? Wir werden doch nichts anderes als Soldaten oder Jäger, und unsre Kunst kann uns Brod geben“ ([Anonym], *Die Pagen, Oder lustige Begebenheiten und Streiche am Hof und auf Reisen*, Frankfurt und Leipzig 1765, I. Theil, S. 11).

*Die glückliche Trennung in der Geschichte der Fräulein von S.*, 1767. Vorbild: Gellerts *Leben der Schwedischen Gräfinn von G\*\*\**, 2. Aufl. Leipzig 1750, ohne jedoch dessen formale Konsequenz und individualpsychologische Genauigkeit zu erreichen. Durchaus noch ein typischer pragmatischer Roman, aus einer Biographie in Ich-Erzählung gebaut. In diesen Roman spielen hinein: a) ein, wie ich diese Textgruppe vorläufig nenne, ‚Kaufmannsdiener-Roman‘ mit den „Begebenheiten“ eines Prokuristen oder auch nur kaufmännischen Angestellten (derartige Romane nehmen ab der Mitte des 18. Jahrhunderts zu), b) ein Avanturier-Roman, c) eine Robinsonade, bei der die Leichtigkeit des Frauenwechsels auf die Spitze getrieben wird – allen langwierigen Überlegungen über die ideale und ach so schwer zu führende und zu findende Ehe zum Trotz. Defoes Robinson ist strengster Ein-Siedler, die meisten deutschen Robinsone sind mindestens Zwei-, wenn nicht Mehr-Siedler, wobei das Zwei oder Mehr in den allermeisten Fällen Frauen betrifft. Die ängstlich strenge Sittlichkeit, die in Schnabels *Insel Felsenburg* (vier Bände 1731–1743) herrscht, fehlt in den deutschen Robinsonaden.

Soweit diese kleine, sehr kleine Auswahl; nicht mehr als ein Wasserglas voll aus dem großen Meer der Romane zwischen 1730 und 1770. Die Analyse seines Inhalts entwickelt aber eine Chemie, die möglicherweise auch für das ganze Meer gilt. Webers Projekt einer Literaturgeschichte für die ‚Romanlücke‘ beruht auf dem Fortschrittsprinzip: Sich aus den ihm vorausgesetzten Bestimmungen ständischer Repräsentation allmählich lösend, steht das bürgerliche Subjekt den neuen gesellschaftlichen Zusammenhängen und Szenarien, die sich ihm bieten, als einer Fülle von Begebenheiten zunächst ohnmächtig neugierig gegenüber.

Dann ordnet es sie aus der Erfahrung seiner diskurspraktischen Macht<sup>132</sup> zu seiner Geschichte, seiner Lebensbeschreibung und verfügt im klassisch-romantischen Roman schließlich so souverän über sie, als ob die fiktionalen Bedingungen ihrer Möglichkeit ihre politischen und sozialen zu prägen und zu steuern vermöchten. Die kleine Auswahl, die wir eben getroffen haben, nährt hingegen den Verdacht, die ‚Romanlücke‘ gehorche dieser Anlage eines Zeit-Raums nicht, verkehre sie vielmehr in eine Raum-Zeit, die ihren Fortgang als Fortschritt so konsequent dementiert, dass sie sich als eine Art dauernd unruhiger Stillstand kenntlich macht. Die Erzählstile und die sich in ihnen aussprechenden Perspektiven auf Ich und Welt springen vor und zurück, auswärts, seitwärts, als fürchteten die Erzähler, auf dem Entwicklungsweg ihres Erzählens etwas zu verlieren, was zugleich nur in ihrer Reichweite bleibt, wenn sie ihn weiter verfolgen. Die Differenz zwischen dem einen und dem anderen Diskurs hebt nicht den einen in den anderen konkretisierend und bereichernd auf, sondern kommt so spontan und so radikal auf sich zurück, als wollte sie sich von ihrem eigentümlichen Unterschied unterscheiden, in jedem jetzt gültigen den letztgültigen suchend und verfehlend.<sup>133</sup> Ökonomie, Moral, Recht, Politik, Kunst, Wissenschaft, Sexualität, die Kernbereiche der sich bildenden bürgerlichen Gesellschaft, stehen in der meist biographisch oder autobiographisch aufgefädelten Erzählung unmittelbar nebeneinander und folgen so rein und rücksichtslos aufeinander, als vergröße das moralische Subjekt das ökonomische und das sexuelle das moralische.<sup>134</sup>

132 Wir verwenden das Begriffsdreieck ‚Diskurs – Praxis – Macht‘ in Anlehnung an den Gebrauch, den Foucault von ihm macht. Siehe dazu Petra Gehring, *Innen des Außen – Außen des Innen: Foucault, Derrida, Lyotard*, München 1994, S. 41ff., sowie den Aufriss bei Michael Ruoff, Diskurs, in: ders., *Foucault-Lexikon. Entwicklung – Kernbegriffe – Zusammenhänge*, München 2007, S. 91–101.

133 Vgl. zu dieser ‚Ent-Be-Griffs-Figur‘ Jacques Derrida, Die *différance*, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, 2., überarb. Aufl. Wien 1999, S. 31–56. – „Das Postmoderne wäre dasjenige, das im Modernen in der Darstellung selbst auf ein Nicht-Darstellbares anspielt“ (Jean-Francois Lyotard, Beantwortung der Frage: Was ist postmodern?, in: Wolfgang Welsch, Hg., *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*, Weinheim 1988, S. 202). NB: Im Modernen; nicht nach dem Modernen.

134 Man könnte, die Definition durch Foucault zugrunde legend, von einem negativen Dispositiv sprechen. Siehe dazu ders., Ein Spiel um die Psychoanalyse. Gespräch mit Angehörigen des Departement de Psychanalyse der Universität Paris-VIII/Vincennes, in: *Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin 1978, S. 119ff. (jetzt auch in: *Dits et Ecrits*, Bd. 3, Paris 1994, S. 391ff.). Vgl. dazu Gilles Deleuze, Qu'est-ce qu'un dispositif? In: *Michel Foucault philosophe. Rencontre internationale Paris 9,10,11 janvier 1988*, Paris 1989, S. 185–195.

Dadurch tritt der Begriff, der den jeweiligen Bereich in der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft regulieren wird, mit einer Einseitigkeit und damit einer Schärfe hervor, die schon zur Zeit der beginnenden deutschen Klassik als fremd und bizarr empfunden wird. Jedem derartigen Extrem antwortet in einem anderen Text ein ähnliches, als bildete sich das noch ausstehende Regulations- und Harmonisierungs-Konzept aus einer chaostheoretisch verlaufenden Genealogie.<sup>135</sup> Je mehr die Texte sich ihrer äußeren und inneren Form nach fragmentieren, desto rhizomatischer verwuchern sie ineinander. Liegt dann in dieser doppelt sich brechenden Individualität vielleicht gerade das Individuelle<sup>136</sup> der in Frage stehenden Romane? Wie gestaltet sich dieses Individuelle inhaltlich und formal, diegetisch-rhetorisch und historisch-ideologisch? Lassen die Triebfedern dieses dauernd unruhigen Stillstandes sich in ihrem Zusammenspiel begreifen oder mindestens exponieren? Um diese Fragen in einer Weise zu beantworten, die dem besonderen Text ebenso gerecht wird wie seinen eben

---

135 Vgl. zu dieser Vermutung Friedrich Cramer, *Chaos und Ordnung. Die komplexe Struktur des Lebendigen*, 3. Aufl. Stuttgart 1989, Christine Landfried, *Chaostheorie. Die neuen Sichtweisen von Kausalität, Komplexität und Stabilität*, in: „Politische Vierteljahresschrift“ 1995, Sonderh. 26, S. 253–266, Günter Küppers, Hg., *Chaos und Ordnung. Formen der Selbstorganisation in Natur und Gesellschaft*, Stuttgart 1996, S. 97ff., John H. Argyris, *Die Erforschung des Chaos. Eine Einführung in die Theorie nichtlinearer Systeme*, völlig neu bearb. und erw. 2. Aufl. Heidelberg 2010, sowie Werner Kinnebrock, *Bedeutende Theorien des 20. Jahrhunderts. Ein Vorsatz zu den Grenzen von Berechenbarkeit und Erkenntnis*, 4., verb. und aktual. Aufl. München 2013, S. 113ff.

136 „La biographie d'un individu est devenu le type même de la construction romanesque“ (Michel Butor, *Répertoire II*, Paris 1964, S. 81). – Alle hier begegnenden Romane haben (auto-)biographische Grundstruktur. Zugrunde liegt jedes Mal die Geschichte einer Subjektivität, die entweder ihr Schicksal sich in es schickend erleidet oder die anfängt, aktiv mit ihm umzugehen und es zu gestalten. Logisch gesprochen: Es geht um eine Subjekt/Objekt-Beziehung, die entweder der objektiven Logik angehört, weil das Objekt Genese und Kontur des ihm unterworfenen Subjekts unmittelbar bestimmt, oder bereits der subjektiven Logik, weil es sich um eine Reflexions-Beziehung wechselseitiger Negativität handelt, in der ein allgemeiner Grundsatz der Vermittlung beider dadurch merkbar wird, dass er (noch) aussteht. Der erste Fall scheint uns vorgebildet in John Aubreys *Lebensentwürfen* von 1680ff. (vor allem in seinem eigenen, mit dem sein Buch beginnt), der zweite in den *Historiettes* von Tallemant des Réaux von 1657/58. (Die Zeitgeschichte geht mit der Logik der Geschichts-Zeit nicht immer gleichen Schritt.) Beide haben nicht die Subjekte unserer Romane zum Gegenstand: Aubrey Land- und mittleren Hofadel (inkl. Dichter, Gelehrte und Huren als exotische Einsprengsel), *Réaux noblesse d'épée* und (weniger) *noblesse de robe* von Heinrich IV. bis zu Ludwig XIII. (mit Dichtern und Huren als exotischen Einsprengseln). Unsere Romane holen das Muster in der eben angedeuteten Weise ins mittlere deutsche Bürgertum.

beschriebenen Verknüpfungen und Verkettungen, werden wir bei Analyse und Interpretation der ausgewählten Romane paradigmatisch<sup>137</sup> vorgehen.

## VIII

---

Im Inferno-Paradiso, der Elysium-Hölle, die Arno Schmidt für seine Kolleginnen und Kollegen entwirft,<sup>138</sup> gilt der Grundsatz: „Jeder ist so lange zum Leben hier unten verdammt, wie sein Name noch akustisch oder optisch auf Erden oben erscheint [...] Bis er weder genannt wird, noch irgendwo mehr gedruckt oder geschrieben vorkommt.“<sup>139</sup> Ich bitte hiermit schon jetzt alle Betroffenen um Entschuldigung.

---

137 „Das Paradigma neutralisiert die Dichotomie zwischen dem Generellen und dem Partikularen und ersetzt seine dichotomische Logik durch ein Modell, das zugleich analogisch und bipolar ist“ (Giorgio Agamben, Was ist ein Paradigma?, in: ders., *Signatura rerum*, Frankfurt/M. 2009, S. 37).

138 Zum Vergil wählt Schmidt/Dante übrigens Christian August Fischer (1771–1829), unter dem Namen Althing Verfasser einer langen Reihe trivial erotischer Romane. Die pornographischen Romane, deren Verfasserschaft er ableugnet, lässt er unter dem Pseudonym Pruzum erscheinen. 1804 bis 1817 lehrt Fischer als Professor der Culturgeschichte und der schönen Litteratur in Würzburg. *Honny soit qui mal y pense*.

139 Tina oder über die Unsterblichkeit; *Das erzählerische Werk in 8 Bänden*, Bd. 6, Zürich 1985, S. 16.



## ERZÄHLEN IM ANGANG

Der Erzähler der *Ilias* an die Musen: „Ihr seid Göttinnen und wart bei allem und wisst es; / Unser Wissen ist nichts; wir horchen allein dem Gerüchte.“<sup>1</sup> Der Erzähler der *Aeneis* spricht es ihm nach: „Et meministis enim, divae, et memorare potestis; / at nos vix tenuis famae perlabitur aura.“<sup>2</sup> Anrufung der Musen, nicht einer Muse. Aller Künste und Wissenschaften, nicht einer besonderen. Was erwarten die Erzähler der *Ilias* und der *Aeneis* von dieser Gemeinschaft? Wer wäre sie? Was wäre sie? Zuerst und zunächst: unsterblich. Wesen wie wir, die auf einer von Anfang und Ende begrenzten Zeitstrecke existieren, können unmöglich bei allem sein. Wir sind bei diesem und jenem, bei dem einen und dann bei dem anderen, und alles, bei dem wir sind, hat den Ausschluss all dessen an sich, bei dem wir nicht zugleich sein können oder wollen. Wesen, die bei allem sind, erleben ihre Zeit nicht als Ablauf, sondern als einfachen Augenblick sich selbst unmittelbar durchdringenden und vollständig darstellenden Verlaufs. Dann und allwissend. Einem solchen Wesen wäre nichts Erfahrbares fremd und der Unterschied zwischen Fremdheit und Vertrautheit nur Markierung, Zäsur, Übergang wie von einem Pulsschlag zum nächsten. Die Gesamtheit aller Erfahrung aller subjektiven Vermögen überhaupt, die für uns ein Grenzbegriff, eine regulative Idee ist,<sup>3</sup> wäre für ein solches Wesen alltäglich. Erfahrend und erkennend können

- 
- 1 II. Gesang, Verse 485–486; in der Übertragung von Johann Heinrich Voß, Hamburg 1793, Neudruck München 1957. – Vgl. dazu Renate Schlesier, APHX. Anfang als Ursprungs- und Herrschaftskonzept. Zu religiösen und literarischen Aspekten des Archaischen in der griechischen Antike, in: Udo Friedrich/Andreas Hammer/Christiane Witthöft, Hg., *Anfang und Ende. Formen narrativer Zeitmodellierung in der Vormoderne*, Berlin 2014, S. 31ff.
  - 2 VII. Buch, Verse 645–646; *Aeneis*, Lateinisch/Deutsch, übers. und hg. von Edith und Gerhard Binder, Stuttgart 2008. – Ovids *Metamorphosen* greifen den Gedanken auf: „Scitis enim, nec vos fallit spatiosa vetustas.“ XV. Buch, Vers 623; Lateinisch/Deutsch, übers. und hg. von Michael von Albrecht, Stuttgart 1994.
  - 3 „Erfahrung ist [...] blos die Tendenz zu einem Vollständigen aber doch nie vollendeten System derselben [...] ist immer nur ein problematisches, (nicht ein assertorisches, noch weniger ein apodictisches) Wissen sondern besteht blos im Forschen und auch fortschreiten zu ihr“ (Immanuel Kant, *Opus postumum*; Kant's gesammelte Schriften, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 21, Dritte Abtheilung: Handschriftlicher Nachlass, Bd. 8, Berlin/Leipzig 1936, S. 99).

wir uns solchem Wesen nicht vergleichen – aber möglicherweise erzählend? Vielleicht wirft die so begehrenswerte Idee von der Allpräsenz des Bewusstseins ja ihren Schein auf die nicht endenden und darin auf Unendlichkeit weisenden Vollzüge des Erzählens? Göttlich nennt Vergil die Gemeinschaft der Musen deshalb, weil für sie *meminisse* und *memorare* ein und dasselbe sind, Ereignis und Erzählung in unmittelbarer Einheit aufgehen, jede Wahrheit beanspruchende Geschichte also mit der Geschichte der Wahrheit zusammenfällt. Für uns nicht. Für uns verlangt das *meminisse* nach dem *memorare*, das *memorare* beruft sich auf das und ruft nach dem *meminisse*, so dass beide in der unendlichen Arbeit negativer Reflexion eine Einheit anstreben, die sie nie erreichen.

Erzählen, Herzählen, Aufzählen, Abzählen, Zusammenzählen – die Fähigkeit, in berechnender Willkür Sachen und Sachverhalte zu Gegenständen, Objekten zu isolieren und aus einem augenblicklichen Beschluss aufeinander zu beziehen: Basis-Kategorie des Unterschiedes zwischen Tier und Mensch, Ur-Sprung des Denkens, Erkennens und Wissens. Der Mensch ist ein erzählendes, alle seine Mitwesen sind erzählte Tiere, denen ihre Bezüglichkeiten gegeben sind, während er sie sich schafft. – Erzählen bringt zusammen, was nicht naturgemäß und -gesetzlich zueinander gehört. Grammatik und Syntax bieten einen unendlich kombinierbaren S(ch)atz von Werkzeugen an, die sich zu solcher Bezugs-Stiftung nutzen lassen. Ihrer unendlichen Kombinierbarkeit halber ermöglichen sie eine endlos variierbare Fülle analoger, gleichberechtigter Ordnungen solcher Bezüge, deren keine einen Vorzug gegenüber der anderen behaupten kann. Sprache widersetzt sich der Sinn-Stiftung nicht, sie ist offen für sie und stellt sich ihr zur Verfügung, aber sie erzeugt sie nicht. – Sinn-Stiftung ist das Werk der sich auf die zentrifugale Anarchie des Sprach-Spielens beziehenden Logik. Sie macht sich daran, aus dem Aggregat gleichberechtigt anarchischer Ordnungen eine einzige, totale, hierarchisch systematische Ordnung zu formen, in der die vielen einzelnen Sprach-Spiel-Ordnungen nur Momente sind, die ihren Ort im System behaupten, indem sie ihren Bezug zu den sie umgebenden Ordnungen als notwendig und unveränderbar nachweisen. (Dass die zentrifugale Anarchie der Sprache gegen die zentripetale Systematik der Logik immer wieder den Aufstand probt, bezeugt die europäische Literatur seit der deutschen Romantik; dass die Philosophie sich diese Neigung zunutze machen und sich von ihr zu ihrem eigentümlichen Geschäft befremden lassen kann, bezeugt sie von Nietzsche über Heidegger bis Derrida.) – Sinn schlechthin wird also durch die Totalisierung eines Systems aus Ordnungen gestiftet, die so miteinander vermittelt sind, dass sich

jede an ihrem Platz und zu ihrer Zeit als notwendig erweist. Von jeder her kann das gesamte System in seiner Vermittlungs-Dynamik erschlossen werden (was es expansiv macht), ebenso sehr aber erschließt es sich auch durch sich selbst (was es monumental macht). Notwendig? Notwendig? Wessen Not wird da wie und wodurch gewendet? Die Not der am Grund des Ursprungs aller Vermittlung stets lauerten willkürlichen Unmittelbarkeit dadurch, dass diese Unmittelbarkeit in eine bestimmte totalisierbare Vermittlungsform aufgehoben scheint; die Not der ursprünglichen Gleichgültigkeit jeden vermittelnden Moments, das sich unmittelbar mit jedem anderen verwechseln könnte, durch die einfach abschließend bestimmte Gültigkeit seines Soseins und Daseins; die Not des Verschwindens und Vergehens, die aller gleichgültigen Unmittelbarkeit in allen ihren Momenten anhaftet, durch die garantierte Präsenz definitiv bestimmter Vermittlung.<sup>4</sup> Erzählen spielt auf beiden Klaviaturen. Es bildet ein Dispositiv aus der Not des *meminisse*, der in sich und durch sich gleichgültigen Erinnerung, wie die Sprachzeichen sie anzeigen und bewahren, sowie aus der Wende dieser Not durch das *memorare*, die richtunggebend berichtende, hierarchisch systematische Sinn-Ordnung, wie die Instrumente der Logik sie herstellen. Eine dritte, zwischen diesen beiden vermittelnde Klaviatur gibt es nicht. Die bildet jeder Erzähltext in seinem Verlauf als den Ort aus, an dem er seine ganz besondere Wirklichkeits-Melodie spielt. Solches Erzählen kann fingerübend, fingerfertig, virtuos sein. Wie stellt es sich in dem Cluster<sup>5</sup> deutscher Romane aus der Mitte des 18. Jahrhunderts dar, dem die folgenden Untersuchungen gelten? Wie spielt es? Was für Melodien? Bleibt es rückwärtsgewandt konventionell, oder lässt es Vor-Spiele hören?

4 Vgl. dazu die aufschlussreiche Disposition „Erzählen ist serielle Rede von zeitlich bestimmten Sachverhalten“ in: Dietrich Weber, *Erzählliteratur*, Göttingen 1998, S. 11ff. – Zum gegenwärtigen Stand von Erzähltheorie und Narratologie vgl. Matias Martinez/Michael Scheffel, *Einführung in die Erzähltheorie*, 2. Aufl. München 2000, Jörg Schönert, Zum Status und zur disziplinären Reichweite von Narratologie, in: Vittoria Borso/Christoph Kann, Hg., *Geschichtsdarstellung. Medien – Methoden – Strategien*, Köln/Weimar 2004, S. 131–143, Wolf Schmidt, *Elemente der Narratologie*, Berlin 2005, Albrecht Koschorke, *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt/M. 2012, sowie Bernd Kracke/Marc Ries, Hg., *Expanded Narration. Das neue Erzählen*, Bielefeld 2013.

5 „Als Ertrag der Methode beginnen die parallel geschalteten Texte einander auszulegen“ (Friedrich Kittler, bisher unpubliziertes Vorwort zu: *Aufschreibsysteme 1800–1900*, München 1985, hier zit. nach: „Zeitschrift für Medienwissenschaft“ 6/2012, S. 124). In der erinnernden Wahrnehmung der Lesenden, steht zu hoffen.

Wir befassen uns zuerst mit einem erklärtermaßen schlechten Roman: *Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix*, Frankfurt und Leipzig 1754.

Wenn dieser Titel nicht schon einen elenden Roman verriethe, so dürften wir nur sagen, dass es ohngefähr eine Nachahmung der bekannten *Felsenburg* seyn solle. Sie ist [...] unendlich elender als das Original; aber eben deswegen [...] weit lesbarer.<sup>6</sup>

Ein sehr schlechter Roman also. Aber weswegen weit lesbarer als ein bloß schlechter? Weil „das ganz Schlechte, wenn es einen gewissen Grad der Tiefe erlangt hat, eben deswegen, weil man es sich schwerlich schlechter einbilden kann, eine Art von Belustigung bey sich führt“. Man beginnt nämlich, meint Lessing, sich an der Einfalls- und Ausdrucks-Armut des Autors zu ergötzen, man fängt an, seine Bewunderung für seine kläglichen Ideen zu bewundern, „man genießt mit ihm das Vergnügen, durch ganze Alphabete nicht die geringste Spur eines gesunden Verstandes zu finden [...] Aus diesen Gründen also wagen wir es, auch Lesern von Geschmack die *Donna Charmante* anzupreisen.“<sup>7</sup> Aus nicht ganz denselben Gründen wagen wir es, unsere Leserinnen und Leser nun mit der *Donna Charmante* zu behelligen. Vielleicht liegt ja hinter der Untiefe des ganz

6 Gotthold Ephraim Lessing in der Berlinischen privilegierten Zeitung vom 4. Julius 1754. *Sämtliche Werke*, hg. von K. Lachmann/F. Muncker, Bd. 5, Stuttgart 1890, S. 415.

7 Ebd. S. 415f. – Lessings harsche Kritik scheint im Raum des Genres nicht ohne Echo geblieben zu sein. „Eine Begebenheit, die Liebhaber finden soll, muß wohl zusammenhängende Begebenheiten, nützliche Anmerkungen, und eine feine fließende Schreibart in sich fassen und geringere Umstände auf das geschwindeste vorüber gehen“ (*Der reisende Weltweise oder wunderbare Begebenheiten und seltsame Schicksale M. \*\* P. \*\* mit nutzbaren Anmerkungen und merkwürdigen Nachrichten*. Frankfurt und Leipzig, 1766, Vorrede). – Siehe zu diesem Roman Barbara Potthast, *Die verdrängte Krise. Studien zum ‚inferioren‘ deutschen Roman zwischen 1750 und 1770*, „Studien zum 18. Jahrhundert“ 21, Hamburg 1997, S. 97ff. Potthasts Untersuchung, die sich durch gründliche bibliographische Recherche und solide Kenntnis der Forschungsliteratur auszeichnet, arbeitet gemäß folgender Perspektive: „Freuds Auffassung von der ‚inferioren‘ Literatur als genuine Form des verdrängten kollektiven Unbewussten ist ein vielversprechender Impuls für bewusstseinshistorische Studien zur deutschen Aufklärung [...] Die literarische Form, die [...] verdrängten Bilder des Durchschnittsmenschen des 18. Jahrhunderts [...] auszudrücken vermag, entsteht um die Mitte des 18. Jahrhunderts: der ‚Unterhaltungsroman‘“ (Ebd. S. 43 u.f.).

Schlechten eine Tiefe, deren Grund wir heute klarer erkennen können, als es Lessing möglich war.

Der Verlagsort ist wie so oft fingiert, der Autor anonym. Sein Roman enthält jedoch einige Hinweise, die es erlauben, ihm wenigstens umrisshaft Profil zu geben. Die Einrichtungen des auf der St.-Felix-Insel üblichen politischen Systems verraten eine recht genaue Kenntnis der preußischen Staatsverwaltung (Domänenwesen, Außenhandelskontrolle, die 1717 proklamierte allgemeine Schulpflicht, das 1733 beim Militär eingeführte Kantonssystem). Ihr Autor muss also entweder in Preußen selbst oder in einem der umliegenden nordwest- oder mitteldeutschen Staaten gelebt haben; als Süddeutscher hätte er sich eher an Kurbayern oder Österreich orientiert. Er schreibt und versteht Latein, wie er immer wieder gern beweist, hat also eine Universität und dort mindestens die Artistenfakultät besucht. Die Figur des Horatius, des geistlichen Begleiters und Beraters des Titelhelden, ist mit besonderer Wärme und Anteilnahme gezeichnet. Ein Sonntag unter seiner pfarrherrlichen Leitung beginnt für die gesamte Inselbevölkerung schon am Samstagabend, „da denn derselbige eine sehr gelehrte Rede hielt, allerseits zu rechter eifriger Feyerung des Sonntags ermahnte, und diese Andacht mit schönen Gesängen endete“.<sup>8</sup> Die Feier wird am nächsten Tag mit dem „Morgensegen“ fortgesetzt, „worauf mit ein paar vortrefflichen Morgengesängen die Frühandacht beschlossen wurde; man ging von da in das Haus, und jeder bekam [...] etliche Tassen Caffee“.<sup>9</sup> Nach Vormittagspredigt und Abendmahl „hielte man eine recht vergnügte Mittagsmahlzeit“,<sup>10</sup> wonach man „der Nachmittagspredigt beywohnete, welche [...] beynae drittelhalb Stunden dauerte, worauf [...] denn jeden frey stund, sich nunmehr ein erlaubtes Vergnügen zu machen“:<sup>11</sup> Erlaubt sind Musizieren und Promenieren, sogar das sonst heftig umstrittene Tanzen, Karten-, Würfel- und Kegelspiel. Dem geistlichen Festtag entspricht ein weltlicher, die Sorge für die Seele macht die für den Leib nicht gegenstandslos, und der Abend vor der kommenden Arbeitswoche dient dem Abstand von beiden. Horatius wird schließlich Inselbischof, erhält „den für ihn neben der Ritterkirche fürtrefflich erbaueten Palast zu Wohnung“<sup>12</sup>

8 *Don Felix*, ebd. S. 247.

9 Ebd.

10 Ebd. S. 248.

11 Ebd. S. 249.

12 Ebd. S. 269.

und hat „alle Landschulmeister unter seinem Vorsteheramt“<sup>13</sup>. Hier malt sich ein Absolvent der protestantischen Theologie, der nach abgelegten Examina darauf wartet, dass eine Pfarre für ihn frei wird, den Traum seiner privaten und beruflichen Zukunft aus, während er seinen Lebensunterhalt damit bestreitet, für einen der auf solche Literatur spezialisierten Verlage (in oder um Leipzig vielleicht) gut verkäufliche Romane zu verfassen.<sup>14</sup> Einer von denen, die für „das Gesinde der deutschen Nation“ schreiben, ein „Namenlose[r]“, der „weiß, dass er die Nation mit seinen Hefen der Aufklärung verderbe“.<sup>15</sup>

Was ist das für eine Art von Roman, der es gelingt, den vereinten Zorn von Aufklärung und Klassik auf sich zu ziehen?

„Es werde“, verspricht die Vorrede, „der werthgeschätzte Leser viel nützliche Lehren, geographische Nachrichten und einen angenehmen Zeitvertreib bey der Durchlesung finden“.<sup>16</sup> Der angenehme Zeitvertreib beginnt in Form eines galanten Romans mit der Herkunfts- und Jugendgeschichte der Donna Charmante und des Don Felix. Dieser Roman geht ohne weiteren Umstand als den einer Absichtserklärung in einen Ritter-Roman über, der den *Don Quijote* in Handlungsstruktur und Hauptfiguren aufgreift, ohne allerdings dessen fiktionale Dimension auch nur zu streifen.

Damaliger Zeiten hatte man eine Art herumschweifender Ritter, welche zu Wasser und zu Lande grosse Thaten verrichteten. Diejenigen, welche sich zu dieser Ritterschaft begeben wollten, meldeten sich bey dem zu Toledo residirenden Ordensmeister, allwo sie der Ritterrolle einverleibet wurden [...] Auf dem Harnisch rechter Hand, war eine Sonne, linker Hand aber der Mond zu sehen [...], und wurden diese Ritter deshalb die Sonnen- und Monden-Ritter genannt [...] Diese Ritter hatten ungemeyne Freyheiten, und sich durch ihre Heldenthaten einen so grossen Ruf, Ruhm und

13 Ebd. S. 270.

14 „Den Begabten oder Protegierten halfen Stipendien an Stiften und Universitäten, aber nicht wenige mussten sich durchhungern, warteten auf einen Freitisch, übernahmen Privatunterricht, Schreibarbeiten, Chorsingen gegen Entgelt. Nach den Examina an der Universität und vor dem Konsistorium mussten viele sich erst als Hauslehrer oder Schulmeister durchschlagen, ehe sie in eine Pfarre als Lebenszeitstelle eingewiesen wurden“ (Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reichs bis zur defensiven Modernisierung der Reformära: 1700–1815*; München 1987, S. 272).

15 Johann Gottfried Herder, *Briefe zu Beförderung der Humanität*, 9. Sammlung, 113. Brief; Werke in zehn Bdn., Bd. 7, hg. von Hans Dietrich Irscher, Frankfurt/M. 1991, S. 653f.

16 *Don Felix*, ebd. S. 8.

Furcht in der ganzen Welt zuwege gebracht, dass [...] niemand [...] sich mit ihnen in ein Gefecht gern einließ.<sup>17</sup>

Dieser historisch aufgeäumte Bericht entsteht aus einem Stichwort im 12. Kapitel des XI. Buches im zweiten Band des *Don Quijote*, wo ein Ritter vom silbernen Monde den Titelhelden ritterromangemäß herausfordert, ihn ebenso überwindet und ihm auferlegt, ohne weitere Abenteuer in sein Heimatdorf zurückzukehren.<sup>18</sup> Dieser Ritter vom silbernen Monde ist in Wirklichkeit, so stellt sich im folgenden Kapitel heraus, der Baccalaureus Simon Carrasco, ein Nachbar Don Quixotes, der ihn von seinen Irrfahrten abbringen will und den die Leserinnen und Leser aus dem 3. und 4. Kapitel des VII. Buches des zweiten Bandes bereits kennen. Der Autor unseres Romans kümmert sich um diesen Zusammenhang nicht. Er nutzt seine berühmte Vorlage einzig als Quelle eines Bildes, an dem ihm weder die poetische noch die astronomische Symbolik, sondern nur die unmittelbar sich darstellende Realität wichtig ist (ein beigegebener Kupferstich zeigt den „Sonnen- und Mondenritter“ Don Felix),<sup>19</sup> um daraus die Historie eines Ritterordens zu gewinnen, den er sich wohl ähnlich wie denjeni-

17 Ebd. S. 33 u.f. – Zur zeugnisreichen und lebhaften Übersetzungs- und Rezeptions-Geschichte des *Don Quixote* in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der deutschen Literatur und Literaturtheorie sowie seine Beliebtheit beim Lesepublikum siehe Thomas Habel, Wilhelm Ehrenfried Neugebauers *Der deutsche Don Quichotte*. Zur Don-Quijote-Rezeption und Fiktionskritik im deutschen Romans des 18. Jahrhunderts, in: Theodor Wolpers, Hg., *Gelebte Literatur in der Literatur: Studien zu Erscheinungsformen und Geschichte eines literarischen Motivs: Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1983–1985*, Göttingen 1986, S. 72–81, sowie Lucien Calvié, ‚Don Quichotte‘ dans la discussion allemande sur la théorie des romans, ‚Chroniques allemandes‘ 6 (1997), S. 51–60. Zum Roman Neugebauers siehe auch Wolfram Malte Fues, *Wirklichkeit im Spiel*. Wilhelm Ehrenfried Neugebauers Roman *Der deutsche Don Quichotte* als Paradigma der Entstehung bürgerlicher Fiktionalität, ‚Text & Kontext‘ 12 (1984), S. 7–30. Siehe außerdem Jürgen Jacobs, *Don Quijote in der Aufklärung*, Bielefeld 1992, Johannes Hartau, Goya, Don Quijote und die Aufklärung, in: Christoph Frank/Sylvaine Hänsel, Hg., *Spanien und Portugal im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt/M. 2002, S. 425ff., sowie Klaus-Dieter Ertler, Hg., *Der widerspenstige Klassiker. Don Quijote im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 2007.

18 Möglicherweise an der Entstehung der Figur ebenso sehr beteiligt: Matthaues Hoffstetterus, *Der Edele Sonnenritter*, Gießen 1611; nach Pedro Hernández de Villambrales, *El caballero del Sol, o sea la peregrinación de la vida del Hombre*, 1552. In diesem Fall wäre der Sonnen- und Mondritter Don Felix aus beiden Romanen kompiliert.

19 Siehe zur Frage nach den Illustrationen Rosemary Hoffmann Scholl, *Illustration and text in German belletristic literature of the 18th century*, Urbana/Ill. 1971 (Diss., masch.schr. vervielf.).

gen der Johanniter oder der Malteser denkt. Bizarr für heutige Leserinnen und Leser, dass dabei dem Don Felix diejenigen Eigenschaften ernsthaft zugeschrieben werden, die Don Quixote sich wahnhaft zuschreibt.

Da der Autor, wie für einen Roman dieser Art üblich, behauptet, „die Geschichte und Begebenheiten des Don Felix haben sich in der That also zugetragen, wie ich sie entworfen und zur Ausarbeitung empfangen“,<sup>20</sup> muss er sich einer Herausgeber-Fiktion bedienen, die seinen Text für die Aufzeichnungen eines „Friedrich Theobald von Grietz, verpflichteter Rath derer See- und Schiffsgerichte des Königreichs St. Felix“ vom „16. August des 1751sten Jahres“<sup>21</sup> ausgibt. „Damaliger Zeiten“ meint also gemäß der Chronologie der *Donna Charmante* etwa die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert oder dessen erste Jahrzehnte. Ein Ritterorden der frühen Aufklärung nach Art der Ritterromane des 15./16. Jahrhunderts; wenn die Sinn-Realität der Geschichten mit dem Real-Sinn der Geschichte in Konflikt gerät – desto schlimmer für die Geschichte, die allerdings als solche gar nicht anwesend ist, was den Konflikt obsolet macht.

Der Ritterroman des Don Felix/Don Quixote endet erwartungsgemäß mit glücklicher Heirat, woraufhin er sich in einen Avanturier verwandelt, denn Don Felix und seine Donna Charmante gehen nun auf eine weite Reise in die Südsee, die zu damaliger Zeit im Fadenkreuz der Entdeckungs-Projekte liegt:<sup>22</sup> „Die Insul Felix auf der mittägigen Seite des Oceans, gegen die Terram antarcticam zu, sey derjenige Ort, wohin er seinen Lauf nehmen wolle, indem allda sein Vater

20 *Don Felix*, ebd. S. 6.

21 Ebd. S. 527.

22 Bis zum Erscheinungs-Zeitpunkt des *Don Felix* sind vor allem die Spanier, Portugiesen und Holländer im Südmeer unterwegs. Möglich, dass unser anonymen Autor sich an Charles de Brosses, *Histoire des Navigations aux Terres Australes* (1736) bei seiner Routen-Beschreibung orientiert hat. Die heute weitaus bekannteren Entdeckungsfahrten der Briten und Franzosen beginnen erst nach 1760. Siehe dazu P. Werner Lange, *Südseehorizonte. Eine maritime Entdeckungsgeschichte Ozeaniens*, Leipzig 1983, S. 34–134. Zur Gattung des Reiseberichts im allgemeinen siehe Ralph-Rainer Wuthenow, *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt/M. 1980, Wolfgang Griep/Hans-Wolf Jäger, Hg., *Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen*, Heidelberg 1986, Peter J. Brenner, *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, Tübingen 1990, Hans-Wolf Jäger, Hg., *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung*, Heidelberg 1992, sowie ders., *Reisefacetten der Aufklärungszeit*, in: ders., *Vergnügen und Engagement*, Bremen 2001, S. 85–111. Vgl. auch den Artikel „Reiseliteratur“ von C. Sittig in: Gert Ueding, Hg., *Hist. Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 7, Tübingen 2005, Sp. 1149ff.

Herr einer von ihm angebauten Insul sey.“<sup>23</sup> Bevor jedoch die Reisenden an Bord gehen, will der Erzähler

diejenigen mit Namen melden, welche diese Reise zu unternehmen bey dem Don Felix sich anmeldeten [...], und wir werden nicht unrecht thun, wenn wir sie paar und paar setzen, wie sie einander durch das Band der Ehe [...] zuteil worden.<sup>24</sup>

Folgen neun Seiten, die aufzählen: erstens diese Paare, zweitens die gesamte Besatzung aller Schiffe, nach Geschlecht und nach Beruf mit Namen geordnet, drittens die 32 verschiedenen Windarten, die es auf dem Ozean, und viertens die 26 verschiedenen Religionen, die es auf der Erde gibt. Benennen und vor allem Zählen von Menschen und Dingen sind – bis zur Obsession – Lieblingsbeschäftigungen des Erzählers, die seinen Text so von Anfang bis Ende durchziehen, wie es auch bei den deutschen Avanturiers und Robinsonaden ab den 1720er Jahren der Fall ist. Dabei befindet sich

das Denken [...] in einer Tätigkeit, die zugleich äußerste Entäußerung seiner selbst ist, in der gewaltsamen Tätigkeit, sich in der Gedankenlosigkeit zu bewegen und das keiner Notwendigkeit Fähige zu verknüpfen.<sup>25</sup>

Die Romantiker um Friedrich Schlegel, denen dieser Romantyp vertraut war und die davon ausgingen, er werde immer noch viel gelesen, sahen in dieser „gewaltsamen Tätigkeit“ den Grund für die „Schlechtigkeit der bisherigen Romane [...], weil Begebenheiten allemal vieldeutig und unendlich sind“.<sup>26</sup>

Die weitläufig erzählte Reise, die aus dem Don Felix mehrerer eroberter und

23 *Don Felix*, ebd. S. 122. – Zur „Terra antarctica“ siehe Christine Küchler Williams, *Erotische Paradiese. Zur europäischen Südseerezeption im 18. Jahrhundert*, „Das achtzehnte Jahrhundert. Supplementa“ 10, Göttingen 2004, S. 17ff.

24 *Don Felix*, ebd. S. 123.

25 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Wissenschaft der Logik*; Werke in 20 Bänden, hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 5, Frankfurt/M. 1969, S. 244. Vgl. dazu Jacques Derrida, *Der Schacht und die Pyramide. Einführung in die Hegelsche Semiologie*, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, hg. von Peter Engelmann, 2., überarb. Aufl. Wien 1999, S. 128ff. – Schizophrene teilen diese Obsession anscheinend aus Gründen der „Affektabwehr“, einem „betonte[n] Streben nach Objektivität“ (Leo Navratil, *Schizophrenie und Dichtkunst*, München 1986, S. 70).

26 Friedrich Schlegel, *Lucinde*, Friedrich Schleiermacher, *Vertraute Briefe über Lucinde*, eingel. von Rudolf Frank, Leipzig 1907, S. 317.

besiedelter Inseln halber schließlich einen König Felix macht, reichert den Aventurier mit allen üblichen Motiven der Robinsonade an und bedient sich dazu gründlich aus dem Episodenschatz der *Insel Felsenburg*. Recht genau in der Mitte des Romans langt sein Held auf der „Insul Felix“ bei seinem Vater an, dessen Mitregent und späterer Nachfolger er wird. Dementsprechend verwandelt sich der Text nun in einen utopischen Staatsroman nach Art Ludwig Ernst von Faramonds (das ist: Sinold von Schütz) *Die glücklichste Insul auf der gantzen Welt oder Das Land der Zufriedenheit* [...], Frankfurt und Leipzig bey Peter Conrad Monath 1728.<sup>27</sup> Alle diese Inseln liegen wie die *Insul Jacketan* [...] *Josephii Mauritii von Brachfeld* in den „Unbekannten Sud-Ländern“ (Frankfurt, Leipzig 1739), und alle sind auf ganzseitigen Karten verzeichnet sowie detailgenau beschrieben, damit bei ihren Leserinnen und Lesern keinerlei Zweifel an ihrer Realität aufkommen.<sup>28</sup> Unser Roman bemüht sich nun, ein möglichst vollständiges Bild aufgeklärt absolutistischen Regiments, seiner Institutionen und Prozeduren, seiner Probleme und Chancen zu geben<sup>29</sup>: bürokratisch reguliertes Justiz-, Han-

27 Siehe dazu Hans Wagener, Faramonds „Glücklichste Insel“. Eine pietistische Sozialutopie, in: „Symposium“ 26 (1972), S. 78–89, sowie Ludwig Stockinger, *Ficta res publica: gattungsgeschichtliche Untersuchungen zur utopischen Erzählung in der deutschen Literatur des frühen 18. Jahrhunderts*, Tübingen 1981, S. 248ff., und zu ihrem Verfasser Sinold von Schütz Johannes Arndt, Verkrachte Existenzen? Zeitungs- und Zeitschriftenmacher im Barockzeitalter zwischen Nischenexistenz und beruflicher Etablierung, „Archiv für Kulturgeschichte“ 88 (2006), S. 101–115.

28 „The South Seas has been the preferred site of utopias ever since Thomas More invented the genre in 1516; and the myth of a terrestrial paradise there was rather confirmed than dispatched by voyagers from de Quiros to Bougainville“ (Jonathan Lamb/Vanessa Smith/Nicholas Thomas, Hg., *Exploration & Exchange. A South Seas Anthology 1680–1900*, Chicago 2000, S. xiv). Der *Don Felix* steht also noch ganz im Bann der Raum-Utopie; die Wende zur Zeit-Utopie bahnt sich erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an, etwa mit Louis-Sébastien Mercier, *L'An deux mille quatre cent quarante. Rêve s'il en fût jamais*, Amsterdam 1770. Siehe im allgemeinen Martin Winter, *Bibliographien der europäischen Utopien des 17. bis 19. Jahrhunderts*, „Metzler Repertorien“ 8, Stuttgart 1976, Wilhelm Vosskamp, Hg., *Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*, 3 Bde. Stuttgart 1982, Klaus L. Berghahn, Hg., *Literarische Utopien von Morus bis zur Gegenwart*, 2. Aufl. Königstein 1986, Wolfgang Braungart, *Die Kunst der Utopie vom Späthumanismus bis zur frühen Aufklärung*, Stuttgart 1989, Götz Müller, *Gegenwelten. Die Utopie in der deutschen Literatur*, Stuttgart 1989, Klaus Geus, *Utopien, Zukunftsvorstellungen, Gedankenexperimente: Literarische Konzepte einer ‚anderen‘ Welt von der Antike bis zur Gegenwart*, Frankfurt/M. 2011, sowie Wilhelm Vosskamp, *Emblematik der Zukunft. Poetik und Geschichte literarischer Utopien*, Berlin 2015.

29 Siehe dazu Monika Neugebauer-Wölk/Richard Saage, Hg., *Die Politisierung des Utopischen im 18. Jahrhundert. Vom utopischen Systementwurf zum Zeitalter der Revolution*; Tübingen 1996.

dels- und Zollwesen. Ein feudales Jagdrecht, das den Grundsatz der Erhaltung der Wildarten und damit des bürgerlich vernünftigen Maßhaltens befolgt: „Don Felix hatte, wenn eine solche Jagd [...] angestellt wurde, in Gewohnheit, mehr nicht als das gesetzte Maas jeder Sorte Wildprets zu erlegen, welches niemals, ausser im Nothfall, wenn sich dasselbe nemlich allzusehr mehrte, überschritten wurden.“<sup>30</sup> Ein Militärwesen, das für Raub- und Eroberungskriege zur See kasernierte Spezialtruppen hält, während die Landesverteidigung auf einer Milizarmee beruht. Allgemeine Schulpflicht: „Jeder Unterthan musste seine Kinder vom 3. Jahre an bis ins 10. auf die[se] Schule geben, und jährlich etwas gewisses entrichten, wofür die Kinder unterhalten und unterrichtet wurden.“<sup>31</sup> Wissenschaft und Forschung auf Staatskosten und unter Staatsaufsicht auf der „gelehrten Insul“, eine Akademie, an die man sich wendet, „wenn man [...] einen Staatsmann, einen Officier, einen Geistlichen, einen Künstler, einen Musicum, einen Oeconomum und endlich einen Schiffmann im Lande und zur See brauchte“.<sup>32</sup> Klagerecht der Untertanen gegen die Beamtenschaft. Das Inselkönigreich unterhält ein „Umlaufschiff, welches alle Quartal die Klagen der Unterthanen schriftlich einholen und zur Untersuchung nach Felicia bringen musste“.<sup>33</sup> Umstellung auch des inländischen Kleinhandels von Tausch- auf Geldwirtschaft. Das neu „geprägte Geld wurde, damit es unter die Unterthanen kommen möchte, gegen Vieh und Landeswaare vertauscht, und ein Münzhaus auf dem Schloßhofe errichtet, alwo das Geld geprägt und zu grossen und kleinen Sorten [...] ausgegeben wurde“.<sup>34</sup> Staatlich kontrollierter Devisenhandel. Die Untertanen nahmen „von denen fremden Schiffen ausländisches Geld an, und verwechselten es gegen einländisches auf dem Münzhause. Solchemnach wurde hierdurch das Commercium auf den besten Fuß, der nur seyn mag, gesetzt“.<sup>35</sup> Ausbau des Handwerks zur Verlagswirtschaft. Staatlich garantierte Krankheits- und Altersvorsorge. Siedlungspolitik, die mit fiskalischen Maßnahmen und direkten Subventionen das Bevölkerungswachstum fördert.<sup>36</sup> Besonders eindringlich erörtert wird die Fra-

30 *Don Felix*, ebd. S. 291.

31 Ebd. S. 308.

32 Ebd. S. 328 u.f.

33 Ebd. S. 331.

34 Ebd. S. 402.

35 Ebd. S. 402f.

36 Das alles gemahnt an den von Christian Wolff entworfenen Wohlfahrts-Staat. Vgl. dens., *Jus Naturae, methodo scientifica pertractatum*, 8 Bde. Halle 1740–1748, Bd. VIII, § 583.

ge, wie mit der jüdischen Bevölkerung umzugehen sei. Das Schicksal der portugiesischen und spanischen Juden im 16. Jahrhundert sowie das Hof- und Schutz-Judentum des 18. (die Geschehnisse um Joseph Süß-Oppheimer am württembergischen Hof liegen noch keine zwanzig Jahre zurück) stehen im Hintergrund dieser Erörterung. Der Roman schließt, indem er die Gestalt eines Fürstenspiegels annimmt, der am Beispiel des Mätressen-Un-Wesens zeigt, welche moralischen Anforderungen an den Charakter eines absoluten Herrschers zu stellen seien. Friedrich II. und Ludwig XV. werfen ihre Schatten.

Last, but not least: die „geographischen Nachrichten“. Von ihnen birst der Text geradezu.<sup>37</sup> Er benutzt jede Gelegenheit, um Landeskunde zu treiben: Geographie, Regierungs- und Gesellschaftsform, politische Geschichte, Religion, Sitten und Gebräuche, Ökonomie, Sehenswürdigkeiten und Kuriositäten. Unser Autor geht offenbar davon aus, dass seine Leserinnen und Leser seinen Roman auch als Schaufenster zur Welt, als Geo-Magazin und zur Geschichtsklitterung nutzen.<sup>38</sup>

37 Knappe zwanzig Jahre später scheint sich das im Bereich der uns hier beschäftigenden Romane überlebt zu haben: „Da ich nicht gesonnen bin, eine Reisebeschreibung von Inseln, Städten und anderen Merkwürdigkeiten zu machen, weil man solches hie und da schon findet, so werde ich von unsrer Reise nichts weiter melden“ (*Noch eine englische Geschichte zum Zeitvertreib auf dem Sofa. Als eine Fortsetzung der Geschichte der englischen Gräfin von K\*\*\**; Magdeburg und Leipzig 1773, verlegt Johann Christian Zapffe, S. 207f.). Dieser Begebenheiten-Roman balanciert auf der Grenze einer versinkenden Erzählwelt: Schiffbruch und Robinsonade, Seeräuberüberfall und Sklaverei in Algier kommen zwar noch vor, werden aber sehr viel kürzer gehalten als in analogen Texten der deutschen Literatur von den 1720er Jahren bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Sie brechen ab, als sei ihrem anonymen Autor plötzlich eingefallen, er verirrte sich in abgetane Stoffe und Motive. Das eigentliche Thema seines Romans ist ein anderes. Wir werden darauf noch zurückkommen.

38 Damit steht er nicht allein. „Sonderlich werden die Beschreibungen des Zustands auswärtiger Völker, die Verfassung blühender Städte und Länder dem Leser zugleich nützlich und angenehm seyn“ (*Der reisende Weltweise ...*, ebd., Vorrede). 1747 beginnt in Leipzig die erste Sammlung *Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande* zu erscheinen, die es bis 1774 auf 20 Bände bringt. Deutschland scheint im 18. Jahrhundert ein besonders fruchtbarer Boden für Reiseliteratur zu sein, auch und gerade bei der intellektuellen Elite. Ich gebe zwei m. E. bezeichnende Beispiele für vermutlich viele weitere. „Ich lese zur selben Zeit [um 1717] sehr viele Reisebeschreibungen“ (Friedrich Christoph Oetinger, *Genealogie der reellen Gedancken eines Gottes-Gelehrten*, hg. von Dieter Ining, Leipzig 2010, S. 36). Am 29. März 1795 schreibt Schiller an Cotta: „Ich habe unter ihren Verlagschriften auch eine Sammlung von Reisebeschreibungen gefunden. Diese bitte ich mir von Ihnen aus“ (Nationalausgabe der Werke und Briefe, Bd. 27: *Schillers Briefe 1794–1795*, hg. von Günter Schulz, Weimar 1958, S. 169). Diese Art Buch ist auch eine Generation später in Deutschland noch beliebt: „Das Buch, von dem ich

Galanter Roman, Ritterroman, Avanturier, Robinsonade, Staatsroman, Fürstenspiegel, Fachbuch – wie passt das zusammen? Wie geht das zusammen? Sehen wir uns ein paar typische Beispiele näher an.

„Auf dieser Reise ereignete sich bis nach der Insul Maltha nichts merkwürdiges [...] Es gehöret diese Insul zweifelsfrey zu Europa, vid. Burchardi Niederstädt 1659 herausgegebene Beschreibung von alt und neu Maltha.“<sup>39</sup> Damit beginnt der Erzähler seine eigene, der ein ganzseitiger Kupferstich eines „Ritters von Malta“ beigegeben ist. Kurz vor dem Happy End des Ritterromans muss dessen Held von „traurigen Gedanken“ abgelenkt werden, was dadurch erreicht werden soll, dass man ihn nach dem Königreich Spanien, nach seiner „Beschaffenheit und seiner Einwohner Sitten und Gebräuche“<sup>40</sup> fragt, worüber nun Don Felix einen zehnsseitigen, reich mit Namen und Zahlen, Statistiken und Ämterlisten gespickten Bericht abstattet. Eine Erzählung, die sich auf diese Weise Stichwörter liefert, ufert leicht aus:

Wir könnten ein ganzes Buch mit Beschreibung derer Insuln, welche unsere Schiffahrenden besuchten, anfüllen, wann wir uns nicht statt der Weitläufigkeit vielmehr einzuschränken hätten, und nur die Hauptumstände erzehlen wollten, welche sich auf dieser Reise zugetragen.<sup>41</sup>

Immerhin füllen solche Beschreibungen von Inseln, Ländern, Städten mindestens ein gutes Drittel dieses Buches. „Wir wollen nun den Befehlshaber Horch alda ausschiffen [...] lassen, uns aber indessen wieder aufs Meer begeben, um zu sehen, wie es dem Don Felix und seinem Schiffe ergangen sey.“<sup>42</sup> Der auktoriale Erzähler ist allgegenwärtig und darin Herr über Raum und Zeit. Wir, die wir uns hier in diese Allmacht plötzlich und unverhohlen einbezogen finden, sind sonst an Erzähler gewöhnt, die ihre Macht behutsam gebrauchen, schritt- und nicht sprungweise vorgehen. Unser Erzähler versagt sich derartige Vermitt-

---

mich heute magnetisieren liess, ist eine sehr ingeniose [...] fortlaufende Verbindung von Geschichte, Geographie und Astronomie in ihren Grundzügen. Diese kleinen Enzyklopädien sind eine grosse Bequemlichkeit unserer Zeit.“ (An Julie am 28. Dezember 1828; Hermann von Pückler-Muskau, *Briefe eines Verstorbenen*, Bd. I, hg. von Therese Erler, Berlin DDR 1987, S. 465)

39 *Don Felix*, ebd. S. 63.

40 Ebd. S. 99.

41 Ebd. S. 153f.

42 Ebd. S. 161.

lungs-Schritte jedoch ausdrücklich: „Wollte man hier moralisieren, würde man darzu sattsamen Stoff bekommen; doch wir geben nur Bericht [...] und gehen einzig *historice*.“<sup>43</sup>

Was also macht die eben aufgezählte Reihe von Romanen im Roman zu einem Roman? Der Zufall im Sinne des Wortes, das, was dem Erzählen im Verlauf seiner Berichterstattung Wort an Wort zu-fällt, eine allseits gleichgültige Verknüpfung, „der die Notwendigkeit fehlt“ und die deshalb imstande ist, „das keiner Notwendigkeit Fähige zu verknüpfen“.<sup>44</sup> Das Erzählen übt sich nicht nur immer wieder im Nennen und Zählen, es geht zugleich auch in diese Tätigkeiten als in seinen Grund und seinen Ursprung zurück. Die Vermittlung zwischen seinen einzelnen Momenten erweist sich demgemäß als reine Willkür, damit aus Sicht der Vermittelten als unbestimmt und somit als unmittelbar. Jede Episode, jedes Motiv, jedes Ereignis wird von seinem ihm folgenden so vollkommen abgelöst, dass es keine weitere Bedeutung anzunehmen vermag als die solcher Ablösung. Jeden Sinn, den die Erzählung aufzubauen sich anschickt, löscht sie im gleichen Zug wieder aus, so dass dem „werthgeschätzte[n] Leser“ am Ende nur die Feststellung übrig bleibt, der Text habe das Versprechen seiner Vorrede gehalten und in der Tat einen „angenehmen Zeitvertreib“<sup>45</sup> geboten.

Walter Benjamin zufolge ist es „schon die halbe Kunst des Erzählens, eine Geschichte, indem man sie wiedergibt, von Erklärungen freizuhalten“.<sup>46</sup> Diese Kunst beherrscht, wie wir gesehen haben, unser Roman aus dem Grund. Er verbietet sich jeden begleitenden Kommentar, jede eingeschobene Reflexion so ganz, dass die Wiedergabe seiner Geschichte ihrem reinen Bericht ausnahmslos treu bleibt. Wendet man die Definition auf ihn an, mit der Aristoteles im neunten Kapitel seiner *Poetik* den Dichter vom Geschichtsschreiber unterscheidet, dass nämlich „der eine das wirklich Geschehene mitteilt, der andere, was gesche-

43 Ebd. S. 294. – Jenseits des Horizonts dieses Erzählers liegt also, was schon für den jungen Goethe „alles Schreibens Anfang und Ende ist die Reproduktion der Welt um mich, durch die innere Welt die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigner Form, Manier, wieder hinstellt“ (An Friedrich Heinrich Jacobi am 21. August 1774; *Goethes Briefe*, Bd. 1–4, hg. von Karl Robert Mandelkow und Bodo Morawe, 4. Aufl. München 1988, Bd. 1, S. 166). – „Die Alternative Erzählen – Berichten bleibt unerörtert, da ‚Bericht‘ und Erzählung als identisch suggeriert werden“ (Klaus Kanzog, *Erzählstrategie*, Heidelberg 1976, S. 15f.).

44 Hegel, *Wissenschaft der Logik*, ebd. S. 244.

45 *Don Felix*, ebd. S. 8.

46 Denkbilder: Kunst zu erzählen; *Gesammelte Schriften*, Bd. IV/1, Frankfurt/M. 1972, S. 437.

hen könnte“<sup>47</sup> dann entpuppt sich sein Autor als Historiker, der die erfundene Geschichte eines erfundenen Helden und des von ihm aufgefundenen Landes fakten- und aktenkundig überliefert. Es sei, haben wir uns eben von Benjamin sagen lassen, „die halbe Kunst des Erzählens, eine Geschichte [...] von Erklärungen freizuhalten“. Was macht dann die andere Hälfte dieser Kunst aus? Das, antwortet Benjamin, „was am Erzähler das Wunderbarste ist: dass er nämlich sein Leben erzählen kann, diesen Docht sich in der sanften Flamme des Erzählens verzehren lässt“<sup>48</sup>. Der Erzähler zehrt sein Leben auf, indem er es erzählt. Es wird zu einer sanften Flamme, die ein ruhiges, stetiges, niemals flackerndes Licht auf das wirft, was sie umgibt, so dass es gleichmäßig hell wird, seine Flächen und Linien, seine Höhen und Tiefen deutlich hervortreten. Was aber umgibt den Erzähler, der sein Leben erzählt? Das Leben seiner Leserinnen und Leser, die im Licht der Erzählung ihr eignes klarer, deutlicher, schärfer erkennen, indem sie in seinem Hintergrund die Prinzipien und Kategorien, die Beweggründe und Leidenschaften wahrnehmen, die es beherrschen. In dieser Absicht muss das Erzählen die bloße Tatsächlichkeit des erzählten Lebens in eine Möglichkeit verwandeln, die sich von den epochal wirkenden Bedingungen menschlicher Existenz ableitet, um sie in seinem Fortgang für die auf ihre zufällige Daseinsform scheinbar festgelegten Individuen sichtbar und nachvollziehbar zu machen. „Der Romanendichter zeigt uns in seinem Werke [...] die möglichen Menschen der wirklichen Welt.“<sup>49</sup> Diese Menschen zeigt uns der Roman, mit dem wir uns hier beschäftigen, nie und nirgends. Einzig *historice* gehend verfehlt er den Weg, auf dem er *anthropologic*e und damit nach klassischer Auffassung literarisch vorzugehen vermöchte.

Wozu dann der ganze Aufwand an Analyse und Überlegung? Für nichts? Im Gegenteil. Unser unglücklicher, vielgescholtener Roman legt vielmehr eine unumgängliche Strecke auf dem Weg von ständisch umgrenzter und bestimmter, reproduktiver Subjektivität zu bürgerlich entgrenzter und sich bestimmender, produktiver Subjektivität zurück. Er gibt noch kein Beispiel für die große Erzählung<sup>50</sup> von sich totalisierender Subjekt-Identität in Form symbolischer Individualität,

47 *Poetik*; griechisch/deutsch, hg. und übers. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1982, S. 29.

48 *Das Taschentuch*; Ges. Schriften, ebd. Bd. IV/1,2, Frankfurt/M. 1972, S. 742.

49 Friedrich von Blanckenburg, *Versuch über den Roman*; Faksimileabdruck der Originalausg. von 1774, mit einem Nachwort von Eberhard Lämmert, Stuttgart 1965, S. 257.

50 Siehe zu diesem Begriff und seinen scheinbaren Gegenspielern Jean-Francois Lyotard, *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, Paris 1979/Wien 1986, S. 157ff.

aber er gibt die ursprüngliche Bedingung an, von der solche Beispiele künftig abhängen. Zwischen dem Docht und dem Licht schürt er das Feuer, das den einen entzündet und das andre erhellt.

Der unabschließbare Modernisierungsprozess bürgerlicher Subjektivität entspringt Descartes' berühmten „Cogito – sum“.<sup>51</sup> „Es darf nicht ergo lauten.“<sup>52</sup> Der Gedankenstrich annulliert jeden Versuch, die unmittelbare Gleichung von Denken und Sein vermittelnd aufzuweichen, die Setzung in einen Satz, den Anspruch in eine Maxime zu verwandeln. Jede Vorschrift, jede Regel, jedes Stadtregiment, jede Hof- oder Zunftordnung, die sich an seine Stelle zu schieben versucht, wird sogleich wieder durchgestrichen. Am Ort der Vermittlung, den dieses Durchstreichen anzeigt, bleibt nichts als eine leere Unmittelbarkeit, die sich zu jeder sie erfüllenden Vermittlung ebenso positiv bestimmen wie darin wieder negieren lässt. Sie erlaubt eine Existenzform, die weiß, „dass der Moment alles ist und dass [...] der Vorzug eines vernünftigen Menschen darin bestehe, sich so zu betragen, dass sein Leben [...] die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte“.<sup>53</sup> Um dieses Ziel zu erreichen, muss sie allerdings noch einiges mehr wissen. Zuerst nämlich hat ein vernünftiger Mensch sich darüber klar zu werden, wie seine Vernunft sich ihm darstellt und welchen Begriff er sich demzufolge von sich, seinem Denken und Handeln sowie schließlich von dem darin möglichen Glück macht. Dieser Begriff wird eine „Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten“ nicht einfach zusammenballen, sondern sie in eine Konsequenz entfaltend vermitteln, die jedem Moment seinen Ort so zuweist, dass er mit allen anderen ohne Misston zusammenstimmt und somit als glücklich erlebt werden kann. Gelingt das, hat das ‚Ich denke‘ im ‚Ich bin‘ seinen gültigen Ausdruck gefunden. Aber nicht seinen endgültigen. Denn die Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt, dem Anspruch der Vernunft und ihren ihn realisierenden Momenten, ist und bleibt ebenso positiv wie negativ, ebenso wirklich wie darin weiterhin möglich. Also darf auch das glücklich individuierte Subjekt die Vorläufigkeit seines Glücks nie außer Acht lassen. Es muss vielmehr darauf bauen,

---

51 Siehe dazu dens., *Meditationes de prima philosophia*, meditatio II: De natura mentis humanae: Quod ipsa sit notior quam corpus.

52 Immanuel Kant, *Opus postumum*; ebd. S. 82 (vgl. auch ebd. S. 102f.).

53 Johann Wolfgang von Goethe, Italienische Reise; *Sämtliche Werke*, Jubiläumsausgabe JA in 40 Bdn., Stuttgart und Berlin 1902ff., Bd. 27, S. 137.

dass jede Individualität in dem Grade idealisch ist, als sie selbständig ist d.h. als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschließt, und dem Gehalt nach alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist.<sup>54</sup>

Für das Erzählen möglicher Menschen in einer wirklichen Welt ergibt sich daraus:

Bey dem schriftstellerischen Vortrag soll auf die Gattung gewirkt werden, und das muss durch die Gattung geschehen. Es soll aber zugleich auf jedes Individuum, als solches, gewirkt werden, und das muss durch Individualität geschehen. Also ist die Forderung: generalisierte Individualität.<sup>55</sup>

Dieser Forderung ist unser Roman offensichtlich nicht gewachsen. Er versagt ja bereits vor derjenigen nach einfacher Individualität. Weshalb graben wir ihn dann wieder aus, statt ihn ruhig vermodern zu lassen?

Auf der Reise von Neapel nach Rom erinnert sich Goethe „mit großem Behagen“ an die „Eindrücke der vergangenen Monate“, fühlt aber, „dass eine eigentliche Mitteilung unmöglich sei. Der Erzählende muss alles einzeln hinstellen; wie soll daraus in der Seele des dritten ein Ganzes gebildet werden?“<sup>56</sup> Wir haben die Antwort eben gehört: durch Individualisierung, die an die Stelle der leeren Unmittelbarkeit zwischen einzelnen Daseins-Momenten bestimmte, Sinnzusammenhang stiftende Vermittlung setzt, sowie durch Idealisierung solcher Vermittlung, die ihre wirkliche Besonderheit zum Erscheinungsort ihrer möglichen Verallgemeinerung symbolisiert. Ähnlichkeit, Analogie und Metapher sorgen dafür, dass derartige Vermittlung nicht auf eine bestimmte Gestalt ausschließlich festgelegt ist, sondern dass sie zugleich für weitere, sich durch sich stetig erweiternde Gestaltungen offenbleibt. Die reine und radikale Negativität, in der die jeweiligen Einzelnen im Erzählen unmittelbar aufeinander bezogen sind,

54 Friedrich Schiller an Wilhelm von Humboldt am 4. Januar 1796; *Nationalausgabe der Werke und Briefe*, Bd. 28, hg. von Norbert Oellers, Weimar 1969, S. 154. – Ich könnte, überlegt Clemens Brentano, „den in seiner Individualität Vollendeten [...] jenen nennen, der auf allen Punkten seiner selbst gleich stark empfängt und gibt, und diesen denke ich mir als eine Kugel, nenne ihn den Gesunden, Natürlichen, den Gebildeten“ (ders., *Der Philister vor, in und nach der Geschichte*; *Ges. Werke*, hg. von Heinz Amelung und Karl Vietor, Bd. 1, Frankfurt/M. 1923, S. 483).

55 Schiller an Körner am 10. November 1794; *Nationalausgabe*, Bd. 27, hg. von Günter Schulz, Weimar 1958, S. 81.

56 *Italienische Reise*; JA Bd. 27, S. 35.

scheint in diesem Vorgang am wachsenden Horizont konkreter Vermittlungen allmählich zu verschwinden. Scheint. „Der Gegenstand ist der abstrakte Gedanke der Äußerlichkeit selbst.“<sup>57</sup> Folglich bildet er in solcher Abstraktheit und Äußerlichkeit die unabdingbare Voraussetzung seiner Erinnerung zu Individualisierung und Idealisierung. Die klassische Ästhetik des Romans (und nicht nur des Romans) drängt diese Voraussetzung aus ihrem Produktionsbewusstsein. Sie erklärt deren schlechthinige Zeugnisse zu Manifestationen erzählerischen Unvermögens, statt sie als ursprüngliche Bedingung der Möglichkeit entwickelter Darstellungskraft anzuerkennen und zu achten.<sup>58</sup>

Soll derart abstraktes Erzählen als Bedingung des symbolischen wirksam werden, muss es zu dessen Möglichkeiten in irgendeiner Weise ursprünglich beizutragen vermögen. Es muss in noch zu entdeckender Beziehung zu jener Gestalt der Fiktion stehen, die das Erzählen zu seiner Zeit mit gesellschaftlicher Notwendigkeit anzunehmen im Begriff steht. Einen solchen Beitrag scheint der *Don Felix* auf den ersten Blick schlicht zu verweigern. Sein Verfasser nennt ihn ein Werk, ein Buch, aber nirgends einen Roman. Er beharrt wie in Begebenheiten-Romanen üblich vielmehr darauf, nicht mehr und nichts weiter als einen Tatsachenbericht vorzulegen:

Die Geschichte und Begebenheiten des Don Felix haben sich in der That also zuge-  
tragen, wie ich sie entworfen zur Ausarbeitung empfangen, wobey ich mich sehr ge-  
hütet, den geringsten Zusatz zu vermeiden, oder dem Entwurf zuwider, eine Sache  
vergrössern oder verkleinern zu suchen; dahero darf man dieses Werk um so viel we-  
niger unter die Erdichtungen zehlen, oder dem Autori eingemischte Erfindungen ei-  
niges Zusatzes beymessen.<sup>59</sup>

Sieht man genau hin, fällt einem ein merkwürdiger Widerspruch ins Auge, der den Verfasser sogar grammatisch in Bedrängnis bringt: „wie ich sie entworfen

57 Hegel, *Wissenschaft der Logik*, ebd. S. 244.

58 Auch als ursprüngliche Bedingung der von ihr favorisierten Rezeptionsweise. Romane der hier analysierten Art „sind dazu da, verschlungen zu werden. Sie lesen ist eine Wollust der Einverleibung. Das ist nicht Einfühlung. Der Leser versetzt sich nicht an die Stelle des Helden, sondern er verliebt sich ein, was ihm zustösst [...] Kurz, wenn es eine Muse des Romans gibt [...] so trägt sie die Embleme der Küchenfee. Sie erhebt die Welt aus dem Rohzustande, um ihr ihren Geschmack abzugewinnen“ (Benjamin, *Denkbilder*, ebd. S. 436).

59 *Don Felix*, Vorrede, ebd. S. 6.

zur Ausarbeitung empfangen“. Wie ich sie entworfen und zur Ausarbeitung empfangen habe? Was hat er entworfen? Die Geschichte als Geschichte? Als Story, die er, wie sich gezeigt hat, zu einem Plot gerade nicht ausarbeitet? Was hat er dann empfangen? Ein wirres Bündel von Tatsachen, ein Aggregat von Sachverhalten, eine Geschichte, die keine Geschichte ist und sich folglich weder ereignet noch zugetragen haben kann, so dass dasjenige, was sich zuträgt, allein vom Entwurf stammt, der dann die Geschichte verantwortet? Zählt damit sein Werk nicht prinzipiell unter die Erdichtungen, gerade weil es trachtet, seinem Entwurf treu zu bleiben, gerade weil es von den Sinn erzeugenden Verdichtungen und Verschiebungen, die dieser Entwurf ihm anbietet, keinen Gebrauch macht? Bringen wir Ordnung in diese Verwirrung, indem wir eine Fiktionalitäts-Theorie beiziehen, die mit dem in der Verwirrung verborgenen Fiktions-Modell befasst ist. Dieser Theorie zufolge vermittelt der fiktionale Text durch Selektion und Kombination zwischen dem Realen und dem Imaginären, indem er aus dem jeweils gegebenen Realen jene Elemente selektiert, die sich mit Momenten des Imaginären kombinieren lassen. Der so entstehende Text fingiert eine Überschreitung des Realen auf das Imaginäre hin und eine Konkretisierung des Imaginären mit dem Realen, eine Begegnung des immer schon Vergangenen mit dem immer noch Zukünftigen, die im zeitlosen Vorgang des epischen Präteritums eine ortfreie und deshalb allörtige Gegenwart schafft. Das Reale ist

als die außertextuelle Welt verstanden, die als Gegebenheit dem Text vorausliegt und [...] dessen Bezugsfelder bildet. Diese können Sinnsysteme, soziale Systeme und Weltbilder genauso sein wie [...] andere Texte [...] Folglich bestimmt sich das Reale als die Vielfalt der Diskurse, denen die Weltzuwendung des Autors durch den Text gilt.<sup>60</sup>

Demgegenüber zeigt sich das Imaginäre im Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung: „Während für die Wahrnehmung immer ein Objekt gegeben sein muss, sind die ‚Gegenstände‘ der Vorstellung [...] immer ein Nicht-Gegebenes bzw. ein Abwesendes.“<sup>61</sup> Infolgedessen besitzt das Imaginäre

60 Wolfgang Iser, *Akte des Fingierens. Oder: Was ist das Fiktive im fiktionalen Text?*, in: Dieter Henrich/Wolfgang Iser, Hg., *Funktionen des Fiktiven*, „Poetik und Hermeneutik“ X, München 1983, S. 123, Anm. 2.

61 Wolfgang Iser, *Negativität als tertium quid von Darstellung und Rezeption*, in: Harald Weinrich, Hg., *Positionen der Negativität*, „Poetik und Hermeneutik“ VI, München 1975, S. 531.

kein sich selbst aktivierendes Potential, sondern bedarf der Mobilisierung von außerhalb seiner [...] Dem Imaginären eignet keine Intentionalität, vielmehr wird es erst mit einer solchen durch [...] Inanspruchnahme aufgeladen.<sup>62</sup>

Demzufolge enthält das Imaginäre dasjenige Bedeutungspotential, das von den zweckrationalen und funktionsgerichteten Konstruktionen des Realen zwar ausgeschlossen wird, in eben diesem Ausschluss aber latent und in seiner Latenz präsent bleibt. Der literarische Erzähltext aktiviert dieses Potential, indem er die Diskurse des Realen so selegiert, dass sie mit dem ausgeschlossenen Imaginären in einschließende Kombination treten. Fazit:

1. Der fiktionale Text erlaubt es seinen Lesern, die jeweilige Position zu transzendieren, an die sie in der Lebenswelt gebunden sind. 2. Der fiktionale Text ist keine Widerspiegelung gegebener Realität, sondern deren Vollendung in einem jeweils bestimmten Sinne.<sup>63</sup>

Dieses imponierende Theorie-Modell beruht auf Voraussetzungen, die es nicht erörtert, auf die sein Plan aber zwingend hinweist. Sie sind für unser Problem erschließend.

Die Theorie versteht unter dem Realen „die Vielfalt der Diskurse, denen die Weltzuwendung des Autors durch den Text gilt“. Die Welt, der er sich zuwendet, ist erstens durchgängig diskursiv bestimmt; sie duldet folglich keinen Stillstand keines ihrer Segmente in sinnlichen oder begrifflichen Konfigurationen. Sie ist zweitens vielfältig, bleibt sich also in ihrer durchgängigen Diskursivität nie und nirgends gleich, sondern entfaltet ihre Elemente diversifizierend und variierend unablässig weiter. Sie liegt demnach dem sich konstituierenden fiktionalen Text keineswegs als bloße Gegebenheit einfach voraus. Sie macht ihm kein Angebot, von dessen Auslage er sich Rückbezug nehmend in aller Ruhe bedienen könnte. Er muss vielmehr in solchem Rückbezug eine als Außen bestimmte Welt auswählend und zusammenfügend erst schaffen, sie in einer Momentaufnahme ihrer diskursiven Dynamik stillstellen, einer Aufnahme, die desto wesentlicher

62 Wolfgang Iser, *Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie*, Frankfurt/M. 1991, S. 377. – Vgl. auch ders., Fingieren als anthropologische Dimension der Literatur, in: Aleida Assmann, Hg., *Positionen der Kulturanthropologie*, Frankfurt/M. 2004, S. 21–43.

63 Wolfgang Iser, Die Wirklichkeit der Fiktion – Elemente eines funktionsgeschichtlichen Textmodells, in: Rainer Warning, Hg., *Rezeptionsästhetik*, 2. Aufl. München 1979, S. 312.

und damit desto äußerlicher wird, je genauer sie die aktuellen Triebkräfte jener Dynamik erfasst. Erst auf solcher Grundlage kann der literarische Text ans oben beschriebene Geschäft seiner Fiktionalisierung gehen, in dem, versteht sich, diese Grundlage zugrunde geht und somit aus der Wahrnehmung der RezipientInnen (vielleicht sogar der AutorInnen) verschwindet. Damit entpuppt sich *Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix* als ein literarischer Text, der den Schritt zur Fiktion noch nicht getan, aber die transzendente Bedingung erfüllt hat, die allein ihm den Weg ebnet. Als Roman vor dem Roman, als Roman, in dem das eigentümlich romanhafte Erzählen noch aussteht und der sich deshalb vor der Bezeichnung Roman hütet, zeigt er jene transzendente Bedingung so unverhüllt, wie es erst *Der Mann ohne Eigenschaften*, nun allerdings in sie problematisierender Reflexion, wieder tun wird.<sup>64</sup>

„Der Erzähler“, behauptet Adorno, „war von jeher der, welcher der universalen Fungibilität widersteht, aber was er in der Geschichte bis auf den heutigen Tag zu berichten hat, war immer schon das Fungible.“<sup>65</sup> Der Erzähler, mit dem wir es hier zu tun haben, widersteht der „universalen Fungibilität“ keineswegs. Im Gegenteil, er entdeckt sie überall, nutzt sie, um einzig *historice* zu gehen, durch Schritt für Schritt fortschreitendes Erzählen das Gerüst einer Universalgeschichte zu errichten, das jeden von ihm her konstruierbaren Sinnzusammenhang von Ereignissen verschiedenster Daseins-Modi trägt und erträgt. Er ahnt die Tragweite des Unternehmens, an dem er sich beteiligt. Nachdem er dem „werthgeschätzten Leser“ wie in den Begebenheiten-Romanen der Zeit üblich in seiner Vorrede versichert hat, sein Werk werde nichts Erdichtetes, also unwahrscheinlich Phantastisches enthalten, setzt er nachdenklich hinzu:

Wiewohl es heutzutage fast zu behaupten stünde, dass keine Erdichtung so närrische, abentheuerliche und wunderbare Erfindungen ausfündig zu machen vermögend sey, welche sich nicht bereits schon, obgleich mit andern Umständen, hier und da, jetzo, oder in vorigen Zeiten, sollten zugetragen haben.<sup>66</sup>

64 Vgl. zu Isters Fiktionalitätstheorie Margit Sutrop, *Fiction and imagination. The anthropological function of literature*, Paderborn 2000, Ben de Bruyn, *Wolfgang Iser. A companion. „Companions to contemporary German culture“* 1, Berlin 2012, sowie Andreas Kablitz, *Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur*, Freiburg 2012, S. 189ff.

65 Ders., *Über epische Naivetät*; Noten zur Literatur I, Frankfurt/M. 1981, S. 35.

66 *Don Felix*, Vorrede, ebd. S. 7.

Erzählen stellt Sinn stets dadurch her, dass es sich für eine bestimmte Vermittlung der von ihm aufgenommenen Ereignisse entscheidet und alle übrig mögliche hintanstellt. Es bemüht sich, seiner Entscheidung den Anschein der Notwendigkeit zu geben, indem es beispielsweise das empirisch Erfahrbare von den Erzeugnissen der Einbildungskraft trennt und die Trennung für prinzipiell erklärt. In (seiner) Wirklichkeit stellt sie jedoch nur ein bestimmtes Verhältnis dar, das zwischen Ereignis-Komplexen vermittelt, indem es sie in das Licht ihrer wechselseitigen Reflexion setzt. Quelle und Mündung dieses Lichts können ohne weitere Umstände ihre Plätze tauschen. Das Positive erweist sich dann als ebenso negativ wie das Negative nunmehr als positiv. Der abstrakte Gegensatz, die deutliche Trennung, durch die jeweilige Vermittlungsformen ihren Sinn bestimmen, geht im Erzählen zugrunde. Dieser Grund

ist als das aufgehobene Bestimmte nicht das Unbestimmte, sondern das durch sich selbst bestimmte Wesen, aber als unbestimmt oder als aufgehobenes Gesetzsein bestimmtes. Er ist das Wesen, das in seiner Negativität mit sich identisch ist,<sup>67</sup>

also in ihr und durch sie positiv, in seiner Übereinstimmung mit sich gesetzt und entwickelt. In diesem Wesen liegt das Wesentliche moderner, sich unabschließbar modernisierender Subjektivität. In Romanen wie der *Donna Charmante* nimmt sie allmählich Gestalt an, die Gestalt eines Subjekts, das sich objektiviert, indem es den Gedankenstrich des „Cogito – sum“ ebenso sehr als Gleichsetzungszeichen auffasst, wie es dieses Zeichen durch seine eigene Setzung gestrichen findet. Ein Erzählen, das sich dieser Subjektivität verpflichtet, mündet in die ursprünglich doppeldeutige Form aller modernen Identitätsstiftung: Grenzen ziehend und Grenzen sprengend, Identität individualisierend und sie zugleich über alle Individualität hinaus totalisierend.<sup>68</sup>

Die große Erzählung von der symbolischen Individualität beruht auf Notwendigkeit und Zufall, zwischen die das Erzähl-Subjekt sich vermittelnd so stellt, dass das Notwendige erscheint, als käme es zufällig, und das Zufällige, als folge es einer von seinem Fall verdeckten, aber ihm immer gegenwärtigen Notwen-

67 Hegel, *Wissenschaft der Logik*, ebd. Bd. 6, S. 84.

68 Deshalb unterhalten ihre Subjekte zu ihr bis heute eine doppeldeutige Beziehung: „bist du system bist du / mein untertan der mich / beherrscht“, fragt Elfriede Czurda in ihrem „identität“ unterschriebenen Gedicht (*ich, weiß. 366 mikro-essays für die westentasche*, Wien 2008, 29. April).

digkeit.<sup>69</sup> Die deren Größe ursprünglich bedingende Erzählung von der bürgerlich modernen Identität beruht hingegen, ließe sich mit Leibniz sagen, auf Vorsorge und Zufall. Sie könnte als „ein Spiel gedacht werden, das man das Spiel der *Vorsorge* oder der *Zufälle* nennen könnte: *wenn das geschieht, was könnte sich zutragen?*“<sup>70</sup> Dieser Frage muss sich der Erzähler des *Don Felix* andauernd stellen. Er muss Vorsorge treffen, dass ihn keiner der Zufälle, die ihm in die Feder fallen, durch seinen besonderen Fall von der Möglichkeit eines vermittelnden Sinnzusammenhanges und damit von dem abschneidet, was sich ihm zutragen könnte. Aber kann er das? Was liegt vor der Sorge um das Arrangement des äußerlich objektiven Zusammenhanges, den er erzählt? Welche Sicherheit? Welche Gewissheit welcher Kategorie, die ihm garantiert, dass die Kontingenz der Zufälle, die der zu erzählenden Identität dienen, nicht abreißt? Die allem, was geschieht, Weiteres, Weiterführendes zuträgt? Gewiss, das Wesen des erkennenden Denkens, insofern es in unmittelbarer Unterscheidung besteht, erscheint als reine Negativität, die mit sich einfach übereinstimmt und darin gesetzt, positiv wird. Aber kann sich das Erzählen auf diese Erscheinung verlassen? Und wenn es das tut, wie in unserem Roman offensichtlich wird, wenn es sich in die Kontingenz des Objektiven anscheinend unbekümmert auswildert, welcher Spur, welcher Fährte folgt es? Bloß dem Sich-Aufsummieren seiner unmittelbaren Existenz-Gewissheit? Oder steht es in negativer Reflexion mit einem realen Widerspiel, deren Positivität es nun zu bestimmen gälte?

Auf der „St. Felix Insul“ wird, wie wir gesehen haben, die Natural- durch die Geldwirtschaft ersetzt. An die Stelle des Viehs (*pecus*) als einem Äquivalent von räumlich und sachlich eng begrenztem Umfang tritt das Geld (*pecunia*) als ein allgemeines, dessen Umfang weder sachlich noch räumlich Grenzen kennt. Die am Fernhandel lebhaft interessierte und beteiligte Insul tauscht sogar schon Geld gegen Geld, stimmt also dem Prozess zu und in ihn mit ein, durch den das allgemeine Äquivalent seine nationale Einschränkung ebenso bestätigt wie aufhebt. „Solchemnach wurde [...] das Commercium auf den besten Fuß, der nur seyn mag, gesetzt.“<sup>71</sup> Weshalb? Was treibt den Autor zu einem seiner seltenen

69 Gemäß der Einlassung des geheimnisvollen Abbés in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Buch I, Kap. 17; JA ebd. Bd. 17, S. 78.

70 Leibniz zit. nach Herder, *Briefe zu Beförderung der Humanität*, 5. Sammlung, 61. Brief, ebd. S. 350.

71 *Don Felix*, ebd. S. 402f. – „In den Vorstufen der bürgerlichen Gesellschaft beherrscht der Handel die Industrie; in der modernen Gesellschaft umgekehrt“ (Karl Marx, *Grundrisse der Kritik*

Erzählerkommentare, überdies zu einem derart enthusiastischen?<sup>72</sup> Offenbar die Verwandlung der Landes- wie der Auslandsprodukte aus Gebrauchsgütern in Waren, wodurch sich die Aufmerksamkeit der handelnden Subjekte von den Extremen des Bedarfs und der Bedarfsbefriedigung auf die Vermittlung zwischen ihnen richtet, statt auf Anfang und Ende des Tausches auf den Tausch selbst. Unter der Perspektive dieses Tausches öffnet sich die Welt zu einem unabsehbaren Nebeneinander des Objektiven, insofern es Produkt, Gegenstand methodisch-technischen Zugriffs gewesen ist.<sup>73</sup> In derartige Warenbeziehung lässt sich alles, dem menschliche Arbeit Wert gegeben hat, so einbeziehen, dass seine mannigfache qualitative Verschiedenheit gleichgültig gegenüber der bloß quantitativen wird, die allein das Maß seiner Beziehung auf- wie untereinander ausmacht.<sup>74</sup> Jene Qualitäten werden dadurch weder unerheblich noch gar beeinträchtigt. Sie gewinnen im Gegenteil erst jetzt den völligen Reichtum ihrer

---

*der Politischen Ökonomie*, Berlin 1974, S. 741). Allerdings fördert ein Handel, der die Industrie beherrscht, den Fortschritt dieser Industrie, indem er ihr Kapital für ihre Entwicklung zur Verfügung stellt: „Es gibt zwei Typen von Austausch: Der eine ist alltäglich und basiert auf Konkurrenz, weil er einigermaßen transparent ist; der andere – die höhere Form – ist komplex und an Herrschaft orientiert [...] Nicht im ersten, sondern im zweiten Typus liegt die Sphäre des Kapitalismus“ (Fernand Braudel, *Die Dynamik des Kapitalismus*, 2. Aufl. Stuttgart 1991, S. 58). Der Autor unseres schlechten Romans zeigt sich damit fortschrittlicher, radikalliberaler als spätere und berühmtere Zeitgenossen: „Ich glaube immer der Umlauf des Geldes müsste hauptsächlich in Städten erhalten werden [...] Landleute, die wenig Geld haben, aber auch das Geld nicht achten, weil sie einen Überfluss von Gütern haben [...] Mittelmäßige Landstädte [...], voller nützlicher Manufacturen und mit mäßigen Geldeinkünften, die sie durch die Industrie beständig im Umtriebe erhalten. Einige Handelsstädte die die Arbeit der Landstädte ausführen. Eine große Residenzstadt, in der die Capitalisten ihr Geld angenehm verzehren, in der Manufacturen des Luxus blühen, wo der Reichtum und die Bequemlichkeit die schöne Künste und Wissenschaften begünstigt“ (Friedrich Nicolai am 14. September 1771 an Isaak Iselin; Holger Jacob-Friesen, Hg., *Profile der Aufklärung. Friedrich Nicolai – Isaak Iselin. Briefwechsel (1767–1782)*, „Schweizer Texte“ Bd. 10, Bern/Stuttgart/Wien 1997, S. 283).

72 Vorahnung eines entschieden bürgerlichen Bewusstseins? „Es ist Grundlage der kapitalistischen Produktion, dass das Geld als selbständige Form des Werts der Ware gegenübertritt oder dass der Tauschwert selbständige Form in Geld erhalten muss“ (Karl Marx, *Das Kapital III*, MEW 25, Berlin 1969, S. 532).

73 „Die Tätigkeit, welches immer ihre individuelle Erscheinungsform, und das Produkt der Tätigkeit, welches immer seine besondere Beschaffenheit, ist der Tauschwert, d.h. ein Allgemeines, worin alle Individualität, Eigenheit negiert und ausgelöscht ist“ (Marx, *Grundrisse*, ebd. S. 75).

74 „Könnten die Waren sprechen, so würden sie sagen, unser Gebrauchswert mag den Menschen interessieren. Er kommt uns nicht als Dingen zu. Was uns aber dinglich zukommt, ist unser Wert. Unser eigener Verkehr als Warendeingeweise beweist das. Wir beziehn uns nur als Tauschwerte aufeinander“ (Karl Marx, *Das Kapital I*. MEW 23, Berlin 1969, S. 97).

unmittelbar gegeneinander negativen Bestimmtheit, weil für ihre Vermittlung durch ein jeweils anders bestimmtes Quantum allgemeinen Äquivalents Vorsorge getroffen ist, das ihre eigentümlichen Bestimmungen völlig unberührt lässt. Dem ökonomischen Handeln der Subjekte entspricht der logische Handel, den sie miteinander wie mit sich selbst treiben. Im negativen Abstand des „Cogito – sum“ summiert sich der Aufwand an Verstandes-Arbeit,<sup>75</sup> der nötig ist, um ein Objekt des denkenden Subjekts in sein Produkt, einen in sich bestimmten und durch sich gesetzten Begriff zu verwandeln. Ein solcher Begriff steht mit anderen ebensolchen Begriffen in eben derjenigen abstrakten Vermittlung, in der ein Gut sich auf das andere in der Warenform bezieht. Der Gedankenstrich, der ‚Cogito‘ und ‚sum‘ trennt wie verbindet, bestimmt ebenso das Verhältnis der Begriffe wie dasjenige der Waren. Auch in der Verstandes-Arbeit erweist sich deren einfache Anstrengung der mannigfachen Verschiedenheit ihrer Resultate gegenüber als gleichgültig. Auch hier leidet diese Verschiedenheit nicht unter jener Gleichgültigkeit, sondern nimmt dank ihr an Differenz- wie an Definitionsreichtum zu. Der Prozess bürgerlicher Identitäts-Findung und -Bildung sowie derjenige des geldvermittelten Warentausches metaphorisieren, intensivieren und korrigieren einander wechselseitig so, dass der Letztere den Ersteren geschichtlich und gesellschaftlich verwirklicht, während der Ersterer den Letzteren strukturiert und entfaltet.<sup>76</sup> Die letzte Konsequenz des „Cogito – sum“ ist demgemäß die des „mich selbst affizierenden Subjekts“ aus dem „Princip der Idealität des Objects“,<sup>77</sup> die parallele Produktion der äußeren Welt der Dinge und der inneren Welt des Ichs. Die Interessen-Konflikte *zwischen* den Menschen gehen in einer warentauschenden Gesellschaft denjenigen *im* einzelnen Menschen kooperierend wie konkurrenzierend parallel. In einer ständisch stratifizierten Gesellschaft kann es für den Einzelnen nur darum gehen, seine Gefühle standesgemäß zu ordnen und sie dementsprechend in den Griff zu bekommen. Der defensive, es vor sich selbst schützende Umgang des Subjekts mit Liebe, Hass,

75 „Die Tätigkeit des Scheidens ist die Kraft und Arbeit des Verstandes, der verwundersamsten und größten oder vielmehr der absoluten Macht“ (Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, ebd. Bd. 3, Frankfurt/M. 1970, S. 36).

76 „Von allem Anfang an war die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise einerseits ein ökonomischer, andererseits ein intellektueller Prozess, und beides in anscheinend zufälliger, aber in Wahrheit notwendig bedingter geschichtlicher Gleichzeitigkeit“ (Alfred Sohn-Rethel, *Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis*, 2. Aufl. Frankfurt/M. 1973, S. 26).

77 Kant, *Opus postumum*, ebd. S. 99, siehe auch S. 102f.

Neid, Ehrgeiz usf. mündet in Grenzziehung und Grenzschutz, die Affekte in ihrer gefährlichen Macht zügelnd und fesselnd. Erst der Wechsel zur freien Konkurrenz des Warentausches, dem der Affektentausch sich anschließt, bringt jenes verwirrend reiche, immer offensive und stets komplexe Gefühlsleben hervor, wie es sich in der deutschsprachig bürgerlichen Gesellschaft mit der Empfindsamkeit zum ersten Mal Bahn bricht. Das *commercium* des äußeren Lebens und dasjenige des Innenlebens eröffnen und erweitern einander, der Geist des Geldes und das Geld des Geistes reichen sich die Hände.<sup>78</sup> Unser sehr schlechter Roman steht am Grund dieser während der Epoche der Aufklärung allmählich sich bildenden Verbindung. Er beruht noch ganz auf dem über latente Sinnmöglichkeit vermittelten Begebenheiten- oder Ereignis-Tausch. Seine Figuren erschöpfen sich in dessen Funktion und Realisation, ohne dass sie in ihren Gefühlsregungen von ihm affiziert wären. Seine Vorrede bekennt das freimütig, indem sie ihn zu etwas erklärt, „dessen Nutzbarkeit [man] dem Leser aufs beste vormahle, und dass ers kaufen möge, gleich einem Krämer, seine Waare lobe und einrede“.<sup>79</sup>

Auf dem Fundament derart einfach unmittelbarer Identitäts-Akkumulation errichtet das bürgerliche Individuum sein symbolisches Haus, dessen Architektur der deutsche Roman wenige Jahrzehnte später auf ihre inneren und äußeren Expansions- und Differentiations-Möglichkeiten hin zu erkunden beginnt. Das Erzählen der fundierenden Identifikation, in dem die Macht des „Cogito – sum“ ein-, aber nicht ausgespielt wird, geht in diesen Erkundungen unter, aber nicht verloren. Die Ökonomie des Benennens und Beschreibens, die ihren Subjekten Totalität verspricht und die Erfüllung ihrer Zusage aufschiebt, während sie sie Zug um Zug einzulösen scheint, durchzieht das realistische Erzählen des 19. Jahr-

78 „Erzählen [...] genügt, obwohl es vielleicht schon jedem, für den Austausch des menschlichen Denkens, genügen würde, schweigend ein Geldstück aus der Hand des andern zu nehmen oder in die hineinzuzeigen“ (Stéphane Mallarmé, *Avant-dire au Traité de Verbe de René Gil* (1886), hier zit. nach: Manfred Starke, Hg., *Der Untergang der romantischen Sonne. Ästhetische Texte von Baudelaire bis Mallarmé*, Leipzig/Weimar 1980, S. 242).

79 *Don Felix*, ebd. S. 5. – Hat das den Erfolg, dass die Nachfrage steigt, wird das Angebot nachziehen: „Solte dieser Teil des reisenden Weltweisen also, wie der Verleger [!] mit Grunde hofet, guten Beyfall finden, so soll gewiß noch ein Theil von der gleichen Art künftige Messe oder wohl noch eher folgen“ (*Der reisende Weltweise ...*, ebd., Vorrede). Der Schluss des Romans bereitet diese Folge, die anscheinend nicht realisiert worden ist, bereits vor: „Ich muß aber gestehen, hätte ich die grossen Widerwärtigkeiten, die mir bey dieser Fahrt begegneten und mich so viel Bitteres schmecken liessen, vorher gesehen, so würde solche unterwegs gelassen haben. Ich werde solche meinen Lesern im folgenden mittheilen“ (ebd. S. 215f.).

hundreds in allen seinen Spielarten und feiert noch in der aktuellen Roman-Produktion immer wieder Auferstehung.

Der *Don Felix* steht mit seiner Hochachtung des Geldes unter den deutschen Begebenheiten-Romanen nicht allein. Der Held und Ich-Erzähler in *Noch eine englische Geschichte zum Zeitvertreib auf dem Sopha. Als eine Fortsetzung der Geschichte der englischen Gräfin von K\*\*\**; sieht im Geld nicht nur das Mittel zur bestmöglichen Ordnung des „commerciums“, sondern geradezu und immer wieder seinen „Abgott“.<sup>80</sup> Als Sohn eines Juweliers und damit Angehöriger des wohlhabenden mittleren Handelsbürgertums wird er uns präzise und detailliert sagen können, wie man diesen „Abgott“ zu verehren hat. Sehen wir zu.

Bevor der Erzähler seine Lebensgeschichte beginnt, schickt er ihr einige Überlegungen voraus, wie das Geld zum „Abgott“ der Menschen geworden ist.

Dieser Abgott scheint jeden angenehm, noch angenehmer aber ist er denselben, wenn sie ihn erlangt. Darum schreckt die Verehrer keine Gefahr. Sie bieten dem größten Unglück Trotz. Sie wagen noch alles, wäre es auch mit Verlust der Seligkeit.<sup>81</sup>

Dafür gibt es drei Gründe. Erstens: „Die Menschen wollen lieber in Pallästen und hohen Häusern, als in niedrigen und schlechten wohnen. Viele finden an Zierrathen und Ausschmückungen ihr Vergnügen, und worauf sie auch große Kosten verwenden.“<sup>82</sup> Zweitens: „Wie könnte das Leben ohne Wein, Music und lustige Gesellschaft angenehm seyn?“<sup>83</sup> Schließlich: „Der dritte Bewegungsgrund

---

80 Magdeburg und Leipzig, verlegt Johann Christian Zapffe 1773. - Verlag und (auch hier anonym) Autor haben, wie der Titel zeigt, die Leserinnen englischer Romane im Visier. Der Text macht sich nach Form und Inhalt mit dem wohlüberlegten Realismus Smolletts oder Fieldings wenig zu schaffen, desto mehr mit dem moralisch empfindsamen Pathos Richardsons. - Bei Hugo Hayn/Alfred N. Gotendorf, Hg., *Bibliotheca Germanorum Erotica & Curiosa*, Bd. II, unveränd. Nachdruck Hanau 1968, S. 574, findet sich folgender bibliographischer Nachweis: *Geschichte der englischen Gräfin von K\*\*\*, von ihr selbst beschrieben*. Aus dem Englischen Frankfurt (Chemnitz, Stößel) 1774 (ed. I: 1772?) Die *Fortsetzung* wird ebd. - nicht sehr einleuchtend - auf 1772 datiert. Trifft dieser Nachweis zu, dann handelt es sich beim ersten Titel ganz sicher und beim zweiten möglicherweise um eine Übersetzung. Bei Ernst Weber/Christine Mithal, Hg., *Deutsche Originalromane zwischen 1680 und 1780*, Berlin 1983, fehlt beim ersten Titel der Zusatz „Aus dem Englischen“ (ebd. S. 138). Beide Werke werden als deutsche Originalromane aufgeführt (siehe auch ebd. S. 161).

81 Ebd. S. 1f.

82 Ebd. S. 4.

83 Ebd. S. 5.

ist das Spiel und die Neigung zum Frauenzimmer.<sup>84</sup> Also: Komfort, Luxus, Konsum, Unterhaltung, Sexualität (würde die Liste heute sehr anders lauten?). Alle diese Dinge und Sachverhalte sind Güter und daher käuflich: „Mit Geld [...] dringet man überall durch. Alles kann man durch dasselbe erlangen.“<sup>85</sup> Folge: „Aus Liebe zu dieser Verführerin [dem Geld] verräth, betrügt, schindet und würget man.“<sup>86</sup> Gelderwerb durch Arbeit betreibt man nach Ansicht des Juweliers-Sohnes hingegen nicht. Geld gilt ihm einzig als Mittel zum Eintausch von Gebrauchsgegenständen schlechthin. Dass es selbst durch Tausch gegen Arbeitszeit erworben werden kann oder gar muss, fällt ihm nicht ein.

Hier noch nicht. Später, nachdem er durch Schatzbildung erworbenes Vermögen mehrfach durch Diebstahl, Schiffbruch und ähnliche Vorkommnisse verloren hat, dann doch. Als er während seiner Sklaverei in Algier seinem Herrn einen guten Rat zu geben vermag und dafür die Freiheit erhält:

Ich sahe und erkannte, dass Klugheit und etwas Gelehrsamkeit besser sey als Gold, Perlen und andere Schätze. Diese waren mir alle geraubet worden, doch dieses Wenige hatte ich noch. Ich merkte, dass man durch gelehrte Klugheit Gold und Perlen erwerben, aber mit diesen jenes nicht erkaufen könne. Dahero hielte meine Wissenschaft hoch.<sup>87</sup>

---

84 Ebd.

85 Ebd. S. 3.

86 Ebd. S. 32. – Das ist Aufklärung: „Solange [...] der Mensch im Wissen fortschreitet und seine Sitten sich veredeln, müssen wir erwarten, gleichzeitig seine Bedürfnisse erweitert, seine Begierden verfeinert und seine Laster vergrößert zu sehen“ (Bernard Mandeville, *Die Bienenfabel*, London 1714, hg. und eingel. von Walter Euchner, Frankfurt/M. 1980, S. 223). Der 1728 publizierte zweite Teil der *Bienenfabel* ist 1761 in deutscher Übersetzung erschienen: *Anti-Shaftesbury, oder die Entlarvte Eitelkeit der Selbstliebe und Ruhmsucht. In philosophischen Gesprächen nach dem Englischen*, Frankfurt am Mayn 1761. Vgl. dazu Bernard Fabian, *The reception of Bernard Mandeville in eighteenth-century Germany*, „Studies on Voltaire and the eighteenth century“ 152 (1976), S. 693–722. Dem begegnen die insbesondere von Montesquieu in Frankreich und von James Stuart in England verfochtenen Theorien von der sanften und unschuldigen Leidenschaft des Gelderwerbs durch Handel (auch das ist Aufklärung). – Siehe dazu Werner Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, Bd. 2/1: *Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, vornehmlich im 16., 17. und 18. Jahrhundert*, München 1928, Albert O. Hirschmann, *Leidenschaft und Interessen. Politische Begründungen des Kapitalismus vor seinem Sieg*, Frankfurt/M. 1987, S. 65ff. Joyce Oldham Appleby, *Die unbarmherzige Revolution. Eine Geschichte des Kapitalismus*, Hamburg 2011, S. 169ff., sowie Olaf Asbach, Hg., *Der moderne Staat und ‚le doux commerce‘. Politik, Oekonomie und internationale Beziehungen im politischen Denken der Aufklärung*, Baden-Baden 2014, S. 39–206.

87 *Noch eine ...*, ebd. S. 108.

Was für eine Wissenschaft? Darüber erfahren wir nichts Genaueres. Uns wird nur mitgeteilt, dass der Ich-Erzähler in Leipzig studiert und nach zwei Jahren Hofmeister eines gutmütig gutwilligen, etwas verwilderten adligen Geschwisterpaars wird, das einen sehr reichen Vater in London hat. Latein und religiöse Unterweisung übernimmt er selbst, Französisch, Tanz, Harfe, Klavier unterrichtet eine Französin – sozusagen eine „Petite Maitresse“. Wir haben es also wie bei dem Verfasser des *Don Felix* anscheinend mit einem Theologen zu tun, der sich seinen Lebensunterhalt anderweitig verdienen muss, diesmal als Informator. Pfarrer wird dieser Theologe allerdings nie. Er nutzt die „Klugheit und Gelehrsamkeit“, die er durch seine Wissenschaft erworben hat, in ganz anderer Weise.

Durch sein Hofmeisteramt kommt der Erzähler, der zwar alle seine Figuren, sich selber jedoch nie beim Namen nennt, mit dem intereuropäischen Adel in Verbindung: aus Deutschland, aus Kurland, aus England. Sie alle haben etwas gemeinsam: Sie lieben „Staat, Pracht, Veränderungen und Vergnügungen“, die sie von dem bestreiten, was sie „als Interessen zu verzehren“<sup>88</sup> haben. Für sie alle ist Geld nicht einmal ein Mittel, mit dem man sich gewünschte Güter verschafft und das man deshalb sammeln, vermehren, hüten muss, das man verlieren und dessen man beraubt werden kann, sondern etwas, das sich unmittelbar in diese Güter umsetzt, sich in sie aufzehrt, in ihnen sogleich verschwindet, so dass es als es selbst gar nicht in wahrnehmbare Erscheinung tritt. Folglich sind sie mit allen Prozeduren und Prozessen, in denen Geld vermittelt und als Vermittler behandelt werden muss, unvertraut und zu ihnen unfähig. Hier springt der Ich-Erzähler mit seiner „Klugheit und Gelehrsamkeit“ ein. Er wickelt Kauf und Verkauf, Tausch und Verpachtung von Landgütern ab, er leiht und verwahrt Kapital, stellt Dienstboten ein und entlässt sie, stellt Ehe- und Scheidungsverträge auf. Er versteht sich überdies nicht nur auf den Umgang mit dem realen Äquivalent, sondern auch auf den mit dem symbolischen. Er facht alte Paarbeziehungen wieder an und leitet neue in die Wege, er schlichtet Zwistigkeiten zwischen Freunden ebenso wie zwischen Verwandten, drängt aber auch auf Trennungen und legt Feindschaften offen. Er scheint den Mittler aus Goethes *Wahlverwandtschaften* vorwegzunehmen, mit dem Unterschied allerdings, dass er für seine Dienste Lohn fordert, der ihn am Ende reich macht.<sup>89</sup> Sieht man

---

88 Ebd. S. 51.

89 Noch mehr gleicht er dem im vierten Teil von Johann Gottwerth Müllers 1779 erschienenen

genau hin, wird jedoch deutlich, dass dieser vielseitige Agent nichts fordert. Nie. Er braucht es gar nicht. Er wird beschenkt. Für die ihn beschäftigenden Adligen gehört er offenbar ebenso unmittelbar in die Sparte „Veränderungen“ wie Reisen, Spazierfahrten, Assembleen, Visiten, und ihr Geld setzt sich in seine Tätigkeiten genau gleich unmittelbar um, ohne jede weitere Überlegung und Verhandlung.

Welche *commercias* verbinden sich also nach alledem für den Helden unseres Romans mit Geld, seinem „Abgott“? Einerseits kennt und verehrt er es als allgemeines, einfaches, dauerhaftes Mittel, gutes Leben zu gewinnen und zu sichern. Andererseits begreift er es aber auch schon als Erwerb aus der Beziehung zwischen Arbeit und Lohn, auch wenn ihm dieser Begriff noch in doppelter Weise verdeckt ist: einmal durch das unmittelbare Ineinandergreifen von Leistung und Schenkung, das die Arbeit/Lohn-Beziehung aufhebt, andererseits dadurch, dass der Erzähler im Dienst allgemeiner gesellschaftlicher Produktivkräfte steht (Politik, Jurisprudenz, Lebensberatung, realer und symbolischer Tausch) und nicht in demjenigen der Produktivkräfte der gesellschaftlichen Arbeit, die Geld in der Form von Mehrwert schaffendem Kapital ebenso voraussetzen wie erzeugen.<sup>90</sup>

---

Roman *Siegfried von Lindenberg* zum ersten Mal auftretenden „braunen Mann“, der ihn allerdings am strenger Uneigennützigkeit und reiner Menschlichkeit weit übertrifft. Müller hat an dieser Figur derart großen Gefallen gefunden, dass er sie als fiktiven Autor für acht Bände *Komische Romane aus den Papieren des Braunen Mannes* (1784–1791) benutzt hat. Ob es sich bei *Meine Geschichte, eh' ich geboren wurde. Eine anständige Posse vom Mann im grauen Rocke*, Berlin 1795, tatsächlich um einen ‚autobiographischen‘ Roman Müllers handelt, wie der Herausgeber behauptet, ist umstritten.

- 90 Über die systematische und historische Bedeutung dieser beiden von Marx geprägten Begriffe sowie ihren gesellschaftlichen Funktionszusammenhang siehe Wolfram Malte Fues, *Zurück in die Zukunft? Wende-Perspektiven*, in: ders., *Rationalpark. Zur Lage der Vernunft*, Wien 2001, S. 79ff. – Wir befinden uns fraglos noch im vorindustriellen Zeitalter. Trotzdem: Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nehmen Produktion in Verlagsweise und Manufakturwesen auch im deutschsprachigen Raum einen so starken Aufschwung, dass ein entsprechender Reflex in einem unserer Romane nicht überraschend wäre. Siehe dazu Peter Kriedte/Hans Medick/Jürgen Schlumbohm, *Industrialisierung vor der Industrialisierung: gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*, Göttingen 1977, Fernand Braudel, *Sozialgeschichte des 15. bis 18. Jahrhunderts*, Bd. 3: *Aufbruch zur Weltwirtschaft*, Paris 1979/München 1986, S.305ff., Hans Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. I: Von 1700 bis 1815*, ebd. S. 94ff. Allerdings: Neuere Forschung sieht einen der Ursprünge des Kapitalismus in Großbritannien in der englischen Landwirtschaft, in der seit dem 16. Jahrhundert Pächten, um die bäuerliche Bewerber konkurrieren, die alten feudalen Naturalabgaben verdrängen. Die Gutsbesitzer gewinnen Einkünfte, die ihnen erlauben, ihre Landgüter zu er- und zu verhandeln wie jede andere Ware. (Siehe darüber James Fulcher, *Kapitalismus*, Stuttgart 2007/

Vom Geld als Medium des Binnen-, Außen- und Devisen-Handels weiß der angebliche Juweliers-Sohn erstaunlicherweise nichts.

## II

Wie stellen sich nun Begebenheiten-Romane aus der Perspektive des eben behandelten ihrer Gattung nach dar? Erstens als Biographien nach Maßgabe des hochhöfischen Barockromans beziehungsweise nach derjenigen der etwa in Loens *Begebenheiten des Grafens von Rivera* eingeschobenen novellistischen Lebensläufe. Die beschränken sich aber nicht mehr auf KönigInnen und PrinzessInnen oder Angehörige des Adels, auch nicht mehr auf den Pöbel beziehungsweise das Lumpenproletariat des Schelmenromans, sondern:

Wir leben jetzo in einem Zeitpuncte, da man [...] einen neugierigen Leser mit Aufzeichnung, entweder anderer, oder seiner eigenen Lebensgeschichte, zu unterhalten sucht; die Menge derselben mag ich nicht zählen. Unter denselben aber findet man Personen beynahe von allen Ständen.<sup>91</sup>

Insbesondere findet man Personen aus dem bürgerlichen Stand, die sich auf der Suche nach einer Lebensform in durch äußere Umstände bestimmter Selbstorganisation üben. Soziologisch gesprochen geht es um niederen (Land-)Adel, städtisches Beamtentum, Pfarrer, Lehrer- und Schülerschaft in Schule und Universität, Kaufmannschaft, eher selten um das Handwerk und gar nicht um die Arbeiterschaft in Handwerk, Verlagswesen und Manufaktur sowie um die Bauern. Zweitens: Was diesen deutschen Roman vom zeitgleichen englischen unterscheidet, ist, dass es ihm nicht gelingt, das neue (bürgerliche) Leben angemessen aufzufassen, weil er keine innere und äußere Form findet, es zu beschreiben, zu analysieren und zu charakterisieren. Er greift deshalb auf die Handlungen und Schauplätze, die Figuren und die Strukturen älterer Formen zurück – spätbar-

---

London 2004, S. 36ff. Siehe dazu außerdem Braudel, *Dynamik des Kapitalismus*, ebd. S. 97ff.) In diesem Handel ist unser Ich-Erzähler als Agent gegen entsprechende Kommission eifrig tätig.

91 *Besonders merkwürdige Lebensgeschichte des Herrn Paul Leydoffels, Welcher in allen drey Hauptständen einen Versuch gethan und sowohl in seiner Jugend, als auch auf der Universität und auf Reisen viele Glücks- und Unglücksfälle erlebet. Auf Ansuchen einiger Historienfreunde der Presse überlassen*, Dreßden und Leipzig, bey Johann Nicolaus Gerlach und Sohn 1765, S. 1.

cker bis galanter Roman, akademischer Roman, politischer Roman, utopischer Roman, Abenteuerroman, Robinsonade. Drittens: Bei dieser Lage der Dinge kann das Interesse an diesen Texten kaum ihren Charakteren und deren Motiven, ihren Handlungsabläufen und ihren Erzählhaltungen gelten, die all das vermissen lassen, worin wir seit *Wilhelm Meisters Lehrjahre* die Qualitäten des Romans zu sehen gewohnt sind. Es kann nur auf dasjenige gerichtet sein, was sich in den Fugen zwischen diesen Kategorien abspielt, auf ihre Kombination und Kontamination, ihre Verwerfungen und Überlagerungen. Dieser Subtext lässt die Mentalität des bürgerlichen Subjekts in seiner Frühzeit, sein sich politisch und sozial, ökonomisch und kulturell praktisch werdendes Ich-Selbst als Grundlage künftiger Individualität erkennen (wobei die Geschlechterbeziehungen nicht die geringste Rolle spielen). Unsere schlechten Romane zeigen die Entwicklung bürgerlicher Gesellschaftlichkeit in einer Phase, in der sie sich *nicht mehr* im bloßen An-sich-Sein, also in ihren ihr selber unbewussten, unbegriffenen Erscheinungen befindet, die sie erst und nur für Spätere kenntlich machen, aber *noch nicht* im abstrakt bestimmten Für-sich-Sein ihres ihr deutlich werdenden Wesens, von ihrem revolutionären An-und-für-sich-Werden ganz zu schweigen. Dieser hybride Zwischenzustand ist in dem Begriff untergegangen, den wir uns seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts von Ursprung und Absicht bürgerlicher Gesellschaft in ihrer Geschichte machen. Untergegangen ist damit zugleich ein Kranz, ein Strauß von Möglichkeiten, die Momente dieser Konzeption aufeinander zu beziehen und miteinander zu vermitteln, all das, was sie auf dem Weg ihrer Präzisierung und Konkretion verneint und verworfen hat. Die Romane, mit denen wir uns hier beschäftigen, halten die Ansätze und Anläufe zu diesen nicht verwirklichten Möglichkeiten noch fest, kurz: Sie führen uns eine andersartige Sinngebung in anderen Formen der Bürgerlichkeit vor.

Die ‚Romanlücke‘ erweist sich aus dieser Perspektive als die Heimat von Romanen, in denen die Indifferenz zwischen Ordnungen verschiedener Natur und Qualität als wesentliches Moment bürgerlicher Selbst-Konstitution hervortritt. Sie umkreisen – in je nach Komposition, Stil und Weltsicht anderer Weise – den Indifferenzpunkt wesentlich differenter Lebens-Sinn-Anlagen, indem sie das unmittelbare Miteinander von folgerichtig sich Ausschließendem arrangieren und organisieren.<sup>92</sup>

---

92 „Das Ignorieren der Konsequenz lässt Faktum und die ihm widersprechende Theorie ruhig nebeneinander bestehen“ (Hegel, *Wissenschaft der Logik*, ebd. Bd. 5, S. 451).

Einen Vertreter dieses Roman-Typs haben wir eben exemplarisch ausführlich analysiert. Wir lassen ihm einen weiteren folgen, bei dem sich die oben beschriebene Struktur anders herstellt, weil sie sich an einem anderen kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Übergang festmacht. Wir verknüpfen diese Darstellung mit Ausblicken auf Texte verwandter Erscheinung und schließen mit einer weiteren Stichwortliste analog verfahrenender Romane, die, wie wir meinen, eingehenderer Untersuchung wert wären. Vielleicht gelingt es auf diesem Weg, das Interesse von Literaturtheorie und Literaturwissenschaft für Texte anzufachen, die sie bisher (zu Unrecht, wie wir meinen) kaum beachtet haben.

### III

Wir stellen demgemäß nun dem *Don Felix* zur Seite: *Der vergnügte Ritter in der Einöde. Oder: Wunderbare Begebenheiten Des edlen Herrn von Liebensburgs, Beschrieben von Seinem aus der Gefangenschaft erlösten Freunde Antiphrasto. Frankfurt und Leipzig 1755*. Auch hier wird der wahre Verlagsort verschleiert. Eine Vorrede fehlt, obwohl der ein Jahr früher erschienene *Don Felix* behauptet:

Es ist ein im Schwange gehendes Vorurtheil derer Menschen, welche den Inhalt und die Beschaffenheit eines Buches schlechterdings aus der Vorrede beurtheilen wollen. Ist die Vorrede wohl eingerichtet, so lesen sie das Werk; finden sie aber keine Vorrede, so meynen sie, das Werk sey unvollkommen, und dieser Ursache wegen lassen sie es ungelesen liegen.<sup>93</sup>

Dafür geht der Text nach Art des hochhöfischen Staatsromans sogleich *medias in res*:

Schmerz, Bekümmernis, Unruhe, und der Verlust eines geliebtesten Pyllades [Prolepse] sind gewis Umstände, welche auch den gesetztesten Geist niederzuschlagen vermögend sind. Diese Leidenschaften sind ein Gift des Lebens, ein nagender Wurm des Gemüthes, und eine heimliche Schlange, die uns das Herz abnagt [...] Wir befinden uns gleichsam in einem dicken Nebel, durch welchen auch die stärcksten Sonnenstrahlen zu brechen nicht vermögend sind. Wir gleichen denen Mumien, die kein Gefühl mehr von Vergnügen haben, welches sie in der Welt genossen.<sup>94</sup>

93 Ebd. S. 5. – Ist das, wenn man die Klappentexte mit berücksichtigt, heute anders?

94 Ebd. S. 5f. – Der Verfasser straft sein Pseudonym schon mit seinen ersten Sätzen Lüge. Er ver-

Hier spricht jedoch kein vertriebener Prinz, kein geschlagener Heerführer, kein landflüchtiger König, sondern, wie sich später zeigen wird, nicht einmal ein Adliger. Den Vergleich, mit dem er seinen einführenden Erzählerkommentar schließt, nimmt er wörtlich; alte, in Trümmern liegende Burgen sucht er auf, zerfallende Grabstätten mit erlöschenden Inschriften, „Denkzeichen der menschlichen Hinälligkeit“,<sup>95</sup> um sich mit dem Anblick des Todes anderer über den unausweichlichen eigenen Tod zu trösten. Während solcher Betrachtung wird er von einem Besucher überrascht, der ihn erstaunt fragt: „Wie [...] ist es möglich, dass Sie bey den vermoderten Gebeinen ein Vergnügen finden können?“<sup>96</sup> Auf ein derartiges Stichwort scheint der Erzähler nur gewartet zu haben, um eine Lehr-Rede halten, einen kurzgefassten Grundkurs in Anthropologie.

Der Unterricht beginnt nach einem Seitenblick auf die zeitgenössische Physiologie, allem Anschein nach auf diejenige Albrecht von Hallers und seiner Schule, mit der Naturlehre des Materialismus.

Mein Körper wird, in viel tausend Stäubgen nach und nach zertheilt. Dieses Stäubgen wird nach Osten, jenes nach Westen, und in andre Gegenden geföhret. Sollte ich zweifeln, dass die würckende Natur selbigen nicht von Neuem überaus gut anwenden sollte? [...] Ich sehe die Verwesung meines Körpers nur als eine Verwandlung an.<sup>97</sup>

---

steht sich mit ihm m.E. als Feind des Phrasenmachens, als Anti-Phraso, dem er das „t“ des lateinischen Partizip Perfekt Passiv eingeschoben hat. Kenntnis des Griechischen besitzt er wohl nicht; sonst hätte ihm auffallen müssen, dass dort φραστήρ einen Ratgeber und Erklärer bedeutet. ‚Phrase‘ wird im 17. Jahrhundert aus dem französischen *phrase* entlehnt, das seinerseits wieder vom griechischen φράσις stammt (nichtssagende Redensart). In diesem Gebrauch bei Aegidius Albertinus und Schuppius nachgewiesen. Vgl. dazu die Gebrüder Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 7, Leipzig 1889, Sp. 1834.

95 Ebd. S. 12.

96 Ebd. – Im Hintergrund stehen vermutlich Edward Youngs *Night Thoughts on Life, Death, an Immortality* (1742), die 1751 ins Deutsche übertragen werden.

97 Ebd. S. 14/16. – Gewährsmann unseres Autors, der sich, wie wir noch sehen werden, auf seine Französisch-Kenntnisse viel zugute tut, dürfte Denis Diderot mit den *Pensées philosophiques* (1746) und der *Lettre sur les aveugles* (1749) sein. Vgl. dazu Friedrich Albert Lange, *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart* 1866, Erstes Buch: Geschichte des Materialismus bis auf Kant; in 2 Bdn. hg. und einged. von Alfred Schmidt, Frankfurt/M. 1974, S. 326ff., Wolfgang Röd, *Geschichte der Philosophie*, Bd. VIII: Die Philosophie der Neuzeit 2: Von Newton bis Rousseau, München 1984, S. 185ff., Pierre Lepape, *Diderot. Eine Biographie*, Paris 1991/Frankfurt, New York 1994, S. 354ff., Jean-Claude Bourdin, *Diderot: le matérialisme*, Paris 1998, S. 26ff., Paolo Quintili, *La pensée critique de Diderot: matérialisme, science et poésie à l'âge de l'Encyclopédie*, Paris 2001, S. 85ff., Annie Ibrahim, *Diderot: un matérialisme*

Damit nicht genug. Um sich völlig verständlich zu machen, gibt der Dozierende ein Beispiel dafür, wie die Natur sein „Stäubgen“ möglicherweise verwenden wird, und das ist seltsam: „Einige führt sie in eine schöne Rose, andere in den Leib einer liebenswürdigen Lucretien, die sich, wenn sie es wissen sollte, vielleicht eckeln würde, von einem toten Menschen etwas zu essen.“<sup>98</sup> Einerseits eine Vorstellung, bei der man sich lesend miteckelt; andererseits schlägt die Lehre von der Erhaltung der Materie in ihrer absoluten Substantialität plötzlich im Stil einer galanten Erzählung in die Evokation des Geschlechtsaktes um. Dieser jähe Bruch mit dem ihn leitenden Diskurs scheint den Erzähler nicht zu stören. Ebenso wenig stört ihn sein unvermittelter Übergang vom Materialismus zum Idealismus des physiko-theologischen Gottesbeweises:

Der unendliche Urheber des gantzen Welt-Alles hat mich aus Liebe zur Würcklichkeit gebracht; er muss allerdings an mir ein Vergnügen gefunden haben. Er verknüpfte mich mit der Reihe der Dinge dergestalt, daß auf allen Seiten Ströhme des Vergnügens ausfliessen musten [...] Alles, was auser meiner Seele ist, zieleet zu meinem Vergnügen ab.<sup>99</sup>

Folglich ist das vormalige Aggregat von „Stäubgen“ sich auch seiner unsterblichen Seele völlig sicher:

Weg also mit einem Narren-Glauben, daß meine Seele nicht ewig leben werde [...] Im Gegentheil erhebt mich der Gedancke von dem ewigen Leben zu einer unendlichen Gröse und Hoheit. Alle meine Unternehmungen gehen in das Unendliche, und meine Entschlüsse haben so wenig Grentzen, als mein künftig ewiges Leben.<sup>100</sup>

Nicht als ob diese Seele, wenn sie ihre sterbliche Hülle verlassen hat, ein unbegreiflich ewiges Leben in und bei Gott fände; nein: Sie lebt im Jenseits so weiter, wie sie im Diesseits gelebt hat, weshalb alle ihre Unternehmungen und Ent-

---

*éclectique*, Paris 2010, S. 25ff. und S. 164ff., Kristin Reichel, *Diderots Entwurf einer materialistischen Moral-Philosophie (1745–1754). Methodische Instrumente und poetologische Vermittlung*, Würzburg 2012, S. 124ff., sowie Colas Duflo, *Diderot: du matérialisme à la politique*, Paris 2013, S. 25ff.

98 Ebd. S. 14.

99 Ebd. S. 20.

100 Ebd. S. 20/23.

schlüsse schon hier den Anschein der Ewigkeit an sich tragen. Diese Seele ist nicht in oder bei Gott, sondern in Fortführung ihrer irdischen Gestalt wie Gott. Die Diskursfigur, die wir eben schon einmal beobachtet haben, wiederholt sich: Der bedachtsame Theismus der Physiko-Theologie schlägt ohne weiteres in einen kruden und naiven Pantheismus um. Welche Regel zeigt demgemäß die vom Autor eingerichtete Diskursordnung? Oder besser: welche Nicht-Regel?

An beiden Stellen, die uns heutige Leserinnen und Leser stutzen machen, stoßen zwei Diskurse zusammen, die sich unserem Verständnis nach ausschließen: das eine Mal auf der Stil-, das andere Mal auf der Theorie-Ebene. Das eine Mal kann nur der eine Diskurs zutreffend darstellen, während der andere diese Darstellung verfehlt, das andere Mal kann nur der eine wahr sein, während der andere falsch sein muss. Zwei der drei großen Ausschließungssysteme, die Foucault zufolge in der abendländischen Moderne den Diskurs treffen, sind tätig: das verbotene Wort und der Wille zur Wahrheit.<sup>101</sup> Beide Ausschluss-Regeln werden hier jedoch so umstandslos nicht beachtet, als ob diese Nicht-Beachtung selber eine Diskurs-Regel wäre. Nicht dass wir, lesend und wieder lesend, den Ausschluss für unumgänglich hielten; aber wir sehen eine Vermittlungs-Regel für notwendig an, die ihn auf das hin öffnet, was in ihm ungesagt geblieben ist. Der Autor unseres Textes nicht. Er sieht offenbar keine Notwendigkeit, eine derartige, Kontinuität garantierende Regel zu befolgen. Er folgt einer anderen, dem „Prinzip der Diskontinuität“. Er behandelt seine Diskurse „als diskontinuierliche Praktiken [...], die sich überschneiden und manchmal berühren, die einander aber auch ignorieren oder ausschließen“.<sup>102</sup> Die allseits vermittelbare Kontinuität, die wir einfordern, entspringt demgegenüber dem Wunsch und dem Willen, „aus dem menschlichen Bewusstsein das ursprüngliche Subjekt allen Werdens und jeder Anwendung [zu] machen“.<sup>103</sup> Dieses Subjekt ist das Cogito/Sum-Subjekt der Aufklärung und sein Bewusstsein dasjenige, in dem sich der Bürger seiner Welt und seiner selbst als einer durchgängig vermittelten Totalität bewusst wird. Trifft das zu, dann begegnen uns hier in diesem unbeachteten, abseitigen Roman die Symptome eines Bewusstseins, das von jenem Wunsch und Willen so völlig frei ist, dass es noch nicht einmal Zeichen dieser Freiheit setzt.

---

101 Vgl. dazu Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Paris 1971/Frankfurt/M. 1977, S. 7ff.

102 Ebd. S. 36.

103 Foucault, *Archäologie des Wissens*, Paris 1969/Frankfurt/M. 1973, S. 23.

Der Fremde, dem Antiphrasto seine nicht ganz phrasenfreie Lehr-Rede hält, ist, wie sich nun herausstellt, der Titelheld, dessen „Lebens-Geschichte“<sup>104</sup> nun folgt. Dieser Herr von Liebensburg stellt sich im Verlauf seiner Begebenheiten als ein beinahe völlig getreues Abbild des Herrn von Riesenburg aus dem sechsten Buch von Johann Michael von Loens 1740 erschienenem Roman *Der Redliche Mann am Hofe; Oder die Begebenheiten des Grafens von Rivera* dar. Er schlägt, wie es sich für jemanden aus „einem altadelichen Geschlechte“<sup>105</sup> gehört, mit großem Erfolg die Militärkarriere unter einem König ein, in dem man mit ein wenig Phantasie Friedrich II. in seinen Schlesischen Kriegen wiedererkennen kann. Nach geendigtem Bericht fordert der Herr von Liebensburg Gegenrecht. Somit erzählt nun „Antiphrasto [...] die Schicksale seines Lebens“.<sup>106</sup>

Ich hatte, berichtet er, „von dem Himmel das Geschicke, von begüterten Eltern in einer vornehmen Stadt N.[ürnberg?] Teutschlands gebohren zu werden“.<sup>107</sup> Antiphrasto entstammt also der patrizischen Oberschicht des Stadtbürgertums oder mindestens seiner Mittelschicht, deren Kern jenes zünftige Handwerk bildet, das es zwar kaum zu Reichtum, aber doch zu Wohlstand zu bringen vermag. Leider bleiben seine Angaben zu ungenau und zu dürftig, als dass man ihn einer der beiden Schichten eindeutig zuordnen könnte. Einerseits besucht er „alle hohe Schulen, auf welche die größten Männer zu finden waren“. Das lässt Herkunft aus der Oberschicht vermuten. „Insbesondere“, fährt er fort, „liebte ich, unter allen Wissenschaften, die neuere Weltweisheit und die Artzney-Gelahrtheit“. (Das erklärt uns einiges und wird uns später noch weiteres erklären.) „Erstere gewährte mir deutliche Begriffe und führte mich zur deutlichen Erkenntnis.“ (Die Proben davon haben wir gesehen.) „Letztere gab mir Gelegenheit, besser in das innere der Natur einzudringen.“<sup>108</sup> (Die Proben davon werden wir noch sehen.) Andererseits verliert er bald nach seiner Rückkehr nicht nur seine Eltern, sondern bei einem Brand sein gesamtes Vermögen derart, dass er seine Heimatstadt verlassen und seinen Lebensunterhalt anderwärts suchen muss, was wieder eher für Herkunft aus der Mittelschicht spricht, die kaum oder gar nicht über aushäusige Kapitalanlagen verfügt. Demnach heuert er als Arzt auf einem Schiff im Mittelmeer an, woraufhin das folgt, was seit dem 8. Kapitel des V. Buches

---

104 *Antiphrasto*, ebd. S. 31.

105 Ebd.

106 Ebd. S. 85.

107 Ebd. S. 86.

108 Ebd.

aus dem Ersten Teil des *Don Quijote* nun unweigerlich folgen muss, nur dass unter dem Einfluss der Robinsonaden die Seeschlacht durch einen Seesturm ersetzt wird: Korsarenüberfall – Sklavenmarkt – Sklavendienst. Dann aber, wie in den Erlebnisberichten aus algerischer oder türkischer Sklaverei Entkommener seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht unüblich: Besinnung auf die eigenen (bürgerlichen) Fähigkeiten – Aufstieg durch den Nachweis besonderer Nützlichkeit – Aufstieg zur Vertrauensstellung – Liebesverbindung mit der einzigen Tochter des ehemaligen Herrn. Von hier aus nimmt diese um die Mitte des 18. Jahrhunderts recht verbreitete Geschichte eine ganz eigene Wendung.

Diese Tochter ist zwar „so schwarz, dass es einem Mahler schwer fallen sollte, dergleichen Farbe aufzutragen“,<sup>109</sup> was ihrer Schönheit in den Augen Antiphraustos jedoch keinen Abbruch tut.<sup>110</sup> Sie erscheint ihm zwar ungebildet, jedoch keineswegs dumm, und folglich bildungsfähig: „Der ungebaute Verstand zeigte [...] im Verborgenen, dass er fähig wäre, etwas höhers zu begreifen“,<sup>111</sup> vor allem aber:

Zur Französischen Sprache hatte sie einen ungemeinen Trieb [...] War ich allein mit ihr, so war das mein Geschäfte, in dieser Sprache mit ihr zu reden [...], und ich machte mir ein Geschäfte daraus, sie immer näher zu den höflichen Sitten anzuführen, welche die Menschlichkeit erfordert.<sup>112</sup>

Dazu gehören nach Meinung unseres Erzählers auch die Musik und insbesondere die Tanzkunst. Binnen kurzem gelingt es ihm, eine „Tantz-Schule von Frauenzimmern“<sup>113</sup> zu gründen und die Söhne der Vornehmen mit einzubeziehen. Alle diese Unternehmungen sollen erreichen, dass „diese Barbaren bessere Begriffe von der menschlichen Natur bekommen“.<sup>114</sup>

109 Ebd. S. 95.

110 „Ich bin schwartz / Aber gar lieblich“ (*Das Hohelied Salomonis*, Kap. I, Vers 5 in Luthers Übersetzung Wittenberg 1545).

111 *Antiphrausto*, ebd. S. 96.

112 Ebd. S. 96 u.f.

113 Ebd. S. 98. – Vgl. dazu Marie-Thérèse Mourey, Tanzen als Schule galanten Gebarens, in: Ruth Florack/Rüdiger Singer, Hg., *Die Kunst der Galanterie. Facetten eines Verhaltensmodells in der Literatur der Frühen Neuzeit*, Berlin 2012, S. 275–299.

114 Ebd. S. 99. – Vgl. dazu Andrea Wicke, Politisches und galantes Verhaltensideal im frühen 18. Jahrhundert: Ueberschneidungen und Differenzen. *Ergo, in Politica, generalia praecepta*

Für Antiphrasto verwirklicht sich die Menschlichkeit der menschlichen Natur in höflichen, will sagen: höfischen Sitten, deren Ort und Inbegriff die französische Sprache ist. Sein Pseudonym erinnert also nicht von ungefähr an diejenigen, die sich die Autoren des Galanten Romans in der deutschen Literatur auf der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert wählen.<sup>115</sup> Antiphrasto begnügt sich nun keineswegs mit Musik, Tanzkunst und der Erziehung der Tochter seines Herrn.<sup>116</sup> Er lehrt vielmehr das gesamte Volk die französische Sprache, mit durchgreifendem Erfolg: „So rauh ihre Gemüther sonst waren, so artig fiengen sie an, einander jetzo zu begegnen.“<sup>117</sup> Sie begegnen insbesondere ihm so artig, dass sein Herr ihm seine Tochter zur Frau anbietet. Als dessen künftiger Schwiegersohn muss er, wie sich versteht, die Gesetze seiner neuen Heimat annehmen und seinem christlichen Glauben abschwören, also zum Renegaten werden. Das ficht ihn nicht an; es ist ihm keine Überlegung, keine Selbstprüfung, kein Zögern wert. (Wir werden die Ursache dieser Gleichgültigkeit bald erfahren.)

Damit nicht genug. Antiphrasto fertigt Feuerwaffen an und stellt mit Hilfe allgemeiner Wehrpflicht eine Milizarmee auf, die er selber ausbildet und befeh-

---

*tradenda sunt, die allen Leuten helfen.* Nicolaus Hieronymus Gundling, in: Thomas Borgstedt/Andreas Solbach, Hg., *Der galante Diskurs. Kommunikationsideal einer Epochenschwelle*, Dresden 2001, S. 313–330. – Im Hintergrund dieses Volks-Erziehungs-Projekts steht meiner Vermutung nach die *Geschichte der Troglodyten* aus dem 11. bis 14. Brief der 1721 erschienenen *Lettres Persanes* von Montesquieu. Allerdings mit einem wesentlichen Unterschied: Die Troglodyten Montesquieus belehren sich selber, die Barbaren Antiphraustos müssen von ihm belehrt werden. Siehe dazu Wolfgang Röd, *Geschichte der Philosophie*, Bd. VIII, ebd. S. 164f., Christophe Martin, *Les Lettres persanes de Montesquieu*, Paris 2013, sowie Philip Stewart, Hg., *Les ‚Lettres persanes‘ en leur temps*, Paris 2013. Zur Publikationsgeschichte siehe Edgar Mass, *Literatur und Zensur in der frühen Aufklärung. Produktion, Distribution und Rezeption der ‚Lettres persanes‘*, Frankfurt/M. 1981, sowie Winfried Weisshaupt, *Europa sieht sich mit fremdem Blick. Werke nach dem Schema der ‚Lettres persanes‘; insbesondere in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*, 3 Bde. Frankfurt/M. 1979 (Bd. 3, der die deutschsprachigen Texte enthält, umfasst 500 Seiten).

115 Zum Galanten Roman siehe zunächst John A. McCarthy, *The gallant novel and the german enlightenment*, in: „DVjs“ 59 (1985), S. 47–78, Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 2: *Die Literatur des 17. Jahrhunderts*, hg. von Albert Meier, München 1999, S. 590ff. Zu Geschichte und Begriff der Galanterie im europäischen Kontext siehe zunächst Daniel Fulda, Hg., *Galanterie und Frühaufklärung*, „Kleine Schriften des IZEA“ 1 (2009).

116 Die er später in der Ehe mit ihr zum erwünschten Abschluss bringt: „Ihre Hochachtung gegen mich, gieng so weit, daß sie öfters vor mir auf die Knie fiel, wenn sie einen Fehler begangen hatte, und merckte, daß er mir misfallen“ (*Antiphrasto*, ebd. S. 107).

117 Ebd. S. 102.

ligt.<sup>118</sup> Er privatisiert das bebaubare Land und modernisiert die Ackergeräte, so dass jede Familie bei gehörigem Fleiß vom Ertrag auskömmlich leben kann, um „den Müßiggang vorzubeugen, welchen dieses Volck ungemein nachhängte“.<sup>119</sup> Er gründet eine Schule und arbeitet auf die Einführung der allgemeinen Schulpflicht hin. Die Lehrziele lauten:

Ich brachte ihnen eine natürliche Moral bey, nach deren Grund-Sätzen sie mit Vernunft beurtheilen konten, was gut oder böse, was sündlich und verwerflich, oder zu ihren künftigen Wohl wahrhaftig gereichen könnte. Die Naturlehre flößte ich ihnen spielend ein [...] Auf diese Naturlehre gründete ich die natürliche Erkenntnis eines allerhöchsten Wesens.<sup>120</sup>

In zwei Worten: Leibnizo-Wolffianismus und physiko-theologischer Gottesbeweis. Aber damit noch nicht genug. Antiphrasto will nun die hergebrachte animistisch götzendienerische Religion seines neuen Volkes ausrotten<sup>121</sup> und an ihre Stelle eine vernunftgemäße setzen, die mit seinen oben genannten Lehren übereinstimmt. „Denn, sagte ich, meine Freunde! Wenn ihr lasterhaft lebt, einander vervortheilet, hasset und tötet, so könnt ihr keine Menschen genennet werden.“<sup>122</sup> Er hat Erfolg:

Es war Treue und Redlichkeit unter ihnen. Sie verabscheuten eine schandbare Vermischung in fleischlichen Lüsten. Sie liebten einander als getreue Freunde, die insgesamt für das allgemeine Beste der Landschaft sorgen musten. Die Slaven wurden nicht mehr so jammer-voll gehalten, sondern sie liesen ihnen das Recht der Natur wiederfahren.<sup>123</sup>

---

118 Siehe ebd. S. 122. – Diesem Projekt sind wir im *Don Felix* auch schon begegnet.

119 Ebd.

120 Ebd. S. 108f.

121 Was ihm dadurch gelingt, dass er den (Gut-)Gläubigen einen der Hauptsätze der französischen Aufklärung demonstriert: Priester sind Betrüger. Vgl. ebd. S. 114ff.

122 Ebd. S. 118.

123 Ebd. S. 119. – NB: „Wir wollen eine Ordnung der Dinge, wo alle niedrigen und grausamen Leidenschaften unbekannt sind; alle wohlthätigen und edlen Neigungen von den Gesetzen aufgemuntert werden; der Ehrgeiz in dem Wunsch [...], dem Vaterland Dienste zu leisten, bestehe“ (Maximilien Robespierre, Rede vom 5. Februar 1794: Über die Prinzipien der politischen Moral; hier zit. nach: Peter Fischer, Hg., *Reden der Französischen Revolution*, München 1974, S. 342).

Den Titel Mensch verdient demnach nur, wer die Grundsätze des Naturrechts und der natürlichen Theologie einsieht und beachtet. Wer sich weigert, fällt in die Tierheit, sogar noch unter sie zurück, weil die Tiere den Gesetzen ihrer Natur gehorchen. Gesellschaft beruht auf Freundschaft, deren Bindeglied das gemeinsame Interesse am „allgemeinen Besten“ bildet.<sup>124</sup> Von der Abschaffung der Sklaverei ist keine Rede; dass man den Sklaven das Recht ihrer moralischen Natur vorenthält, bekümmert niemanden, auch Antiphrasto nicht; es genügt, wenn man ihnen das Recht ihrer physischen gewährt.

Aber damit immer noch nicht genug. Antiphrasto will in seiner neuen Heimat nicht nur eine naturteleologisch begründete Vernunftreligion einrichten, er will ihr auch ein monumentales Symbol und einen Kult schaffen:

Ich that [...] einen Vorschlag, einen [...] Tempel zu bauen, darinnen ich ihnen die Lehre ihrer Pflichten vorhalten wollte [...] Ich verbannte daraus alle Götzen, und baute dem höchsten Urheber der Natur einen kostbaren Altar auf. Alle Opfer fielen weg, weil aus dessen Schaffungs-Hand alles kommt, was Sterbliche ihm darbringen können. Wir hatten darinnen tägliche Zusammenkünfte, dabey wir uns mit den Lehren zur Tugend und wahren Glückseligkeit beschäftigten.<sup>125</sup>

Welchem Gott baut Antiphrasto eine Kirche? Dem theistischen oder dem deistischen? Dem theistischen, denn die Kirche enthält einen Altar. Aber dieser Altar ist und bleibt leer.<sup>126</sup> Also doch dem deistischen? Selbst dann müsste er irgendein Zeichen tragen, dass auf diesen Gott hinweist, ein Symbol, das „Sterbliche ihm darbringen können“, um ihn mit seiner möglichen Anwesenheit erwidern zu lassen. Wozu braucht diese Kirche überhaupt einen Altar? Wozu brauchen „die

124 Dieser Gedanke trifft sich eigentümlich mit der *Politik* des Aristoteles, in der die κοινὴ πολιτικὴ, die Gemeinschaft der Bürger, ihren Endzweck im gemeinsamen guten Leben hat. „Uns erscheint die Freundschaft als das höchste der Güter für die Staaten [...], und Sokrates erhebt mit dem höchsten Lobe die Einigkeit des Staates, und sie erscheint auch ihm als der Freundschaft und Liebe Werk“ (Buch II, Kap. 4 in der Uebers. von Eugen Rohlfes; Philosophische Schriften Bd. 4, Hamburg 1995, S. 37). Vgl. dazu Henning Ottmann, *Geschichte des politischen Denkens*, Bd. I/2, Stuttgart 2001, S. 171ff.

125 *Antiphrasto*, ebd. S. 118/120f.

126 Als die Französische Revolution Ende 1793 die Kirchen leert, ersetzt sie die Märtyrer des Christentums rasch durch die Märtyrer der Freiheit. Der Bilderdienst ändert nur das Sujet. Siehe dazu zunächst Albert Soboul, *Die Große Französische Revolution*, 2. Aufl. Frankfurt/M. 1973, S. 310ff.

Aeltesten unter dem Volck“,<sup>127</sup> die sich hier täglich versammeln und über die „Lehren zur Tugend und wahren Glückseligkeit“ debattieren, eine Kirche? Würde dafür nicht ein frauenloser Salon, ein städtisches Clubhaus, ein nahegelegenes Landgut, ein Ort ernsthafter Geselligkeit schlechthin genügen?<sup>128</sup>

Was bedeutet also dieser leere Altar? Nicht den unbekanntenen, den abwesenden Gott. Der Gott ist bekannt: Die natürliche Vernunft, die als Vernunft der Natur dem Universum, das sie selber einschließt, seine Gesetze vorschreibt und darin sich selbst so absolut einsichtig und gegenwärtig gegeben ist, dass noch ihre Verwandlung in ihre reine Andersheit ihre Angelegenheit bleibt. Hat etwa eben diese Vernunft an den sich durch sie regulierenden wie auf sie hin exponierenden Diskursen Antiphrastras und seiner Freunde am leeren Altar das Zeichen ihrer anwesenden Abwesenheit?<sup>129</sup>

Herr geworden, nimmt der ehemalige Sklave seinen nunmehrigen Untertanen als Erstes die eigene Sprache,<sup>130</sup> dann die maßgeblichen gesellschaftlichen Einrichtungen, danach die Denkweise und schließlich die Religion. Dies alles ersetzt er durch französische Galanterie und deutsche Philosophie, um sie aus

127 *Antiphrastras*, ebd. S. 120.

128 Ihren Ort allerdings müsste sie unbedingt haben. „Geselligkeit ist ein natürliches Bedürfnis und ein sozialetisches Erfordernis zugleich“ (Wolfgang Martens, *Geselligkeit im „Geselligen“ 1748–50*, in: Ortrud Gutjahr/Wilhelm Kühlmann/Wolf Wucherpfeffnig, Hg., *Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung*. FS für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag, Würzburg 1993, S. 173). – Siehe dazu Maurice Aymard, *Freundschaft und Geselligkeit*, in: Philippe Ariès/Georges Duby, Hg., *Geschichte des privaten Lebens*, Bd. 3: Von der Renaissance zur Aufklärung, hg. von Philippe Ariès/Roger Chartier, Paris 1986/Frankfurt/M. 1991, S. 451ff., sowie Ulrich Im Hof, *Das gesellige Jahrhundert. Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung*, München 1982, S. 185ff., Markus Fauser, *Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland*, Stuttgart 1991, S. 21–75, Emanuel Peter, *Geselligkeiten. Literatur, Gruppenbildung und kultureller Wandel im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1999, Wolfram Mauser, *Konzepte aufgeklärter Lebensführung. Literarische Kultur im frühmodernen Deutschland*, Würzburg 2000, S. 17–49, Friedrich Vollhardt, *Selbstliebe und Geselligkeit. Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtlichem Denken und moraldidaktischer Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen 2001, S. 211ff., Sebastian Görtz/Kathrin Baltzer, Hg., *Geselligkeiten im 18. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Ueberlieferung in Museen und Archiven Sachsen-Anhalts*, Halle 2012, S. 41ff. und S. 81ff.

129 Woraus folgen würde, dass man die *différance* auch und vielleicht gerade in den unscheinbarsten Situationen der Aufklärung aufspüren muss. Vgl. dazu Jacques Derrida, *Die différance*, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, hg. von Peter Engelmann, 2., überarb. Aufl. Wien 1999, S. 31–56.

130 „Wer mir meine Sprache verdrängt [...], will mir auch meine Vernunft und Lebensweise, die Ehre und Rechte meines Volks rauben“ (Johann Gottfried Herder, *Briefe zu Beförderung der Humanität*, ebd. S. 66).

Barbaren zu Menschen umzuformen, die er, als er sie nach dem Tod seiner Frau verlässt, eine „gesittete Barbarey“<sup>131</sup> nennt. Vierzig Jahre später wendet sich Herder aufs Schärfste gegen solchen eurozentristischen Kulturimperialismus:

Am wenigsten kann [...] unsre Europäische Kultur das Maß allgemeiner Menschen-  
güte und Menschenwertes sein [...] Was soll überhaupt eine Messung aller Völker  
nach uns Europäern? wo ist das Mittel der Vergleichung? Jene Nation, die ihr wild  
oder barbarisch nennt, ist im Wesentlichen viel menschlicher als ihr; und wo [...] be-  
sondere Umstände im Lauf ihrer Geschichte ihr die Sinne verrückten; da schlage sich  
doch jeder an die Brust, und suche den Querbalken seines eignen Gehirnes.<sup>132</sup>

Hier endet die Lebensgeschichte Antiphrastos, und der Roman wendet sich „Des  
Herrn von Liebensburgs fernere[n] Begebenheiten auf dem uralten Berg-Schloß  
N.“ zu: der Gespenster-Chemie und der Schatz-Hebung.<sup>133</sup> Eines Nachts hat  
Antiphrasto eine Erscheinung, die er allem Augenschein nach für ein Gespenst  
halten muss, aber, belehrt er den Herrn von Liebensburg am nächsten Morgen:  
„Ich halte gänzlich dafür [...], dass nicht alles, was der gemeine Mann für  
Gespenster hält, für gegründet zu halten sey.“<sup>134</sup> Diese Meinung bekräftigt er  
mit einem Vortrag über Irrlichter und Sternschnuppen, die er gemäß Erkennt-  
nissen der zeitgenössischen Chemie erklärt, in gut aufklärerischer Manier den

131 *Antiphrasto*, ebd. S. 128.

132 *Briefe zu Beförderung der Humanität*, ebd. S. 700/688.

133 An Schatzsuche und vor allem an Schatzfindung und -hebung zeigt sich die deutsche Literatur seit Grimmelshausen noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis in die Zeit der hier behandelten Romane lebhaft interessiert. Ich gebe einige wenige Beispiele: *Neue Sammlung merckwürdiger Geschichte von unterirdischen Schätzen, Höhlen und Gängen, wie auch einige besondern Begebenheiten von wahrhaften und betrüglichen Erscheinungen der Geister, sonderbaren Träumen, Vorbedeutungen, auch Zaubereyen etc.* Von C. E. F. Breslau 1756 (528 S.). Der gleiche Zwiespalt zwischen Gier nach Reichtum und rationalistischer Skepsis auch schon bei Variamundus [Johann Zacharias Gleichmann], *Historische Nachrichten von unterirdischen Schätzen welche in alten Kirchen, Schlössern, Klöstern und Höhlen verborgen gelegen, und theils glücklich gehoben worden, theils aber noch in dem Schoose der Erden vergraben sind. Nebst merckwürdigen Geschichten, so sich in unterirdischen Hölen und Gängen und mit betrüglichen Geister-Erscheinungen zugetragen haben.* Franckfurt 1738 (454 S.) Das Gleiche, gekürzt und bearbeitet sowie ohne Pseudonym, aber vom selben Verfasser unter dem Titel *Historischer Schauplatz sehr merckwürdiger Geschichte von unterirdischen Schätzen ...*, Hannover 1747 (352 S.) – Vgl. dazu Johannes Dillinger, *Auf Schatzsuche. Von Grabräubern, Geisterbeschwörern und anderen Jägern verborgener Reichtümer*, Freiburg 2011, S. 59ff.

134 *Antiphrasto*, ebd. S. 138.

Aberglauben durch die Naturwissenschaft vertreibend.<sup>135</sup> „Allein was soll ich von der Gestalt und dem Bilde sagen, so mir in dieser Nacht erschienen.“<sup>136</sup> Falls es sich um die Seele einer Toten handelt – wie soll die Seele sich ohne Verkörperung sichtbar machen? Da der tote Körper aber zerfällt:

Soll sich diese [...] Seele selbst einen Körper bauen [...]? Oder soll sie den zerstäubten Körper wieder samlen, von neuen bauen, und in demselben sich zu erkennen geben? Beydes zu glauben kommt mir hart und wunderbarlich vor [...] Ich weiß nicht, was ich darbey denken soll. Ich will demnach mein Urtheil aufschieben, und in der Erfahrung erwarten, was mir künftige Nacht begegnen wird.<sup>137</sup>

Der Ich-Erzähler vermag nicht zu entscheiden, wie er dieses besondere *commercium mentis et corporis* theoretisch deuten soll.<sup>138</sup> Also hält er gemäß den Regeln

135 Zum Stand der Chemie im 18. Jahrhundert vgl. Elisabeth Ströker, *Theoriewandel in der Wissenschaftsgeschichte. Chemie im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1982, Ursula Klein, *Verbindung und Affinität. Die Grundlegung der neuzeitlichen Chemie an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert*, Basel 1994, Jutta Berger, *Ideen über die Verwandlung der Stoffe: chemische Materietheorien und Affinität im 17. und 18. Jahrhundert*, Berlin 1998, Katja Schmiederer, *Das ‚Dictionnaire de chymie‘ von Pierre Joseph Macquer (1718–1784). Die Originale und die Uebersetzungen als Spiegelbild der Entwicklung der Chemie und Pharmazie im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 2008, S. 7–60, Lothar Beyer, *Essays zur Chymie im 18. Jahrhundert an der Universität Leipzig*, Leipzig 2010, S. 11–46.

136 Ebd. S. 140. – Zu den magischen Kontexten und Praktiken bei Schatzsuche und Schatzhebung vgl. Hanns Bächtold-Stäubli/Eduard Hoffmann-Krayer, Hg., *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. VII, Berlin u. Leipzig 1936, Sp. 1002–1015.

137 Ebd. S. 141.

138 Zum Verständnis des *commercium mentis et corporis* in der Anthropologie der Aufklärung überhaupt vgl. etwa Hans-Jürgen Schings, Hg., *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 1994, Gabriele Dürbeck, *Einbildungskraft und Aufklärung. Perspektiven der Philosophie, Anthropologie und Aesthetik um 1750*, Tübingen 1998, S. 113ff., Carsten Zelle, Hg., „Vernünftige Ärzte“. *Hallesche Psychomediziner und die Anfänge der Anthropologie in der deutsche Frühaufklärung*, Halle 2001, Karl Eibl, *Aufklärung und Anthropologie*, Hamburg 2002, Walter Schmitz/Carsten Zelle, Hg., *Innovation und Transfer. Naturwissenschaften, Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, Dresden 2003, Hans-Peter Nowitzki, *Der wohltemperierte Mensch. Aufklärungsanthropologien im Widerstreit*, Berlin 2003, Jörn Garber, Hg., *Zwischen Empirisierung und Konstruktionsleistung. Anthropologie im 18. Jahrhundert*, „Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung“ 24, Tübingen 2004, Larry Wolf/Marco Cipolloni, Hg., *The anthropology of the Enlightenment*, Stanford 2007, Manfred Beetz, Hg., *Physis und Norm. Neue Perspektiven der Anthropologie im 18. Jahrhundert*, Göttingen 2007, Lucas Mario Gisi, *Einbildungskraft und Mythologie. Die Verschränkung von Anthropologie und Geschichte im 18. Jahrhundert*, Berlin 2007, Annette Meyer, *Von der Wahrheit zur Wahrscheinlichkeit. Die Wissenschaft vom Menschen in der schotti-*

wissenschaftlich exakten Vorgehens sein Urteil so lange zurück, bis weitere empirische Daten ihm den Weg dazu bahnen.<sup>139</sup> Derartige Daten enthält die nun folgende Schatz-Findungs- und -Hebungs-Geschichte nicht, dafür ein schon in der nächsten Nacht stattfindendes Gespräch mit der Toten, die von ihrem verborgenen Reichtum erlöst werden will, damit ihr Körper zerfallen kann (Antiphrasto wird seine wissenschaftliche Frage magisch beantwortet) und ihr Geist Ruhe findet. So weit so gut, wären da nicht zwei von einem höheren Geist eingesetzte grässliche Gespenster, die jeden zu zerreißen drohen, der sich dem Schatz nähert. Keine Sorge, beruhigt die Tote ihren Erlöser, indem sie ihn einen Zauberspruch lehrt, der die Wächter auf der Stelle vertreibt. Nach diesem Ausflug ins Geisterreich und in angewandte Kabbalistik<sup>140</sup> erinnert sich der Erzähler wieder seines eigentlich wissenschaftlichen Interesses und will von dem Abschied nehmenden Geist „noch einige Umstände aus dem Reich der Todten [...] erforschen“.<sup>141</sup> Er fragt ihn also:

---

*schen und deutschen Aufklärung*, „Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung“ 36, Tübingen 2008, Ernst Stöckmann, *Anthropologische Aesthetik. Philosophie, Psychologie und ästhetische Theorie der Emotionen im Diskurs der Aufklärung*, Tübingen 2009, S. 43–148, Thomas Nutz, „Varietäten des Menschengeschlechts.“ *Die Wissenschaften vom Menschen in der Zeit der Aufklärung*, Köln/Weimar/Wien 2009 (mit ausf. Lit.verz.), Stefan Borchers, *Die Erzeugung des ‚ganzen Menschen‘. Zur Entstehung von Anthropologie und Aesthetik an der Universität Halle im 18. Jahrhundert*, „Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung“ 39, Berlin 2011, Carsten Zelle, *Anthropologisches Wissen in der Aufklärung*, in: Michael Hofmann, Hg., *Aufklärung: Epoche – Autoren – Werke*, Darmstadt 2013, S. 191–207, ders., *Anthropologie: Literatur – Wissen – Wissenschaft*. Ausichten einer „literarischen Anthropologie“ der Aufklärung, in: Stefanie Stockhorst, Hg., *Epoche und Prospekt: Perspektiven der Aufklärungsforschung*, Göttingen 2013, S. 285–302, Laura Anna Macor, *Die Bestimmung des Menschen (1748–1800). Eine Begriffsgeschichte*, Stuttgart/Bad Cannstatt 2013 (mit ausf. Lit.verz.), sowie Ann Thomson, *Làme des Lumières. Le débat sur l'être humain entre religion et science : Angleterre/France (1690–1760)*, Seyssel 2013 (mit ausf. Lit.verz.).

139 „Wie mehr die Augen gesehen haben, desto mehr sieht der Verstand“ (Johann Georg Zimmermann, *Von der Erfahrung in der Arzneykunst*, 1763/64, hier zit. nach: Andreas Langenbacher, Hg., Johann Georg Zimmermann. Mit Skalpell und Federkiel – ein Lesebuch. „Schweizer Texte. Neue Folge“ 5, Bern/Stuttgart/Wien 1995, S. 125).

140 „Die Buchstaben des Alphabets [...] oder gar die der ganzen Tora [...] haben geheime, magische Gewalt. Der Eingeweihte vermag sie anzuwenden“ (Gershom Scholem, *Zur Kabbala und ihrer Symbolik*, Darmstadt 1965, S. 219). – Alain-René Lesage lässt in seinem 1707 erschienenen *Diable boiteux* noch ohne jeden ironischen Kommentar einen Kabbalisten auftreten, vor dessen Zaubersprüchen die ganze Hölle erzittert. Salomon Maimon nennt dann die Kabbala in seiner 1792/93 erschienenen *Lebensgeschichte* „eine Kunst, mit Vernunft zu rasen, oder [...] eine auf Grillen beruhende systematische Wissenschaft“ (Von ihm selbst geschrieben und hg. von Karl Philipp Moritz. Neu hg. von Zwi Batscha, Frankfurt 1984, S. 77).

141 *Antiphrasto*, ebd. S. 152f.

Wie ist es möglich, dass der Körper, welchen wir im Leben getragen, liegen bleiben [...] und man doch erscheinen kann? Habt ihr auch eine Erkenntnis gegen einander, und eine Sprache, wodurch ihr einander eure Gedancken zu verstehen geben könnt? Worinnen besteht euer Zeitvertreib, wenn ihr etliche Jahrhundert [...] ohne Ruhe schweben müsset?<sup>142</sup>

„Wie ist es möglich, dass der Körper, welchen wir im Leben getragen, liegen bleiben [...] und man doch erscheinen kann?“ Antiphrasto beginnt seinen Versuch, die Gespenster-Erscheinung vernünftig zu erklären, bei einem jener mittleren Sätze,<sup>143</sup> in denen sich rationale Regel und empirische Erfahrung zur Natur-Erkentnis vermitteln. Diese Vermittlung erlaubt es, die einzelnen, zunächst disparaten Momente des Phänomens in eine funktionale Gleichung zu transformieren, deren Variablen der kalkulierende Verstand um ihrer technischen Nutzung willen zu handhaben vermag.<sup>144</sup> Er befolgt also, wenn auch mit einem Seitenblick auf die dem 17. Jahrhundert so lieben mechanischen Künste, das Prinzip und das Prozedere moderner Naturwissenschaft, wie René Descartes und Francis Bacon, Gottfried Wilhelm Leibniz und Isaac Newton es entwickelt

142 Ebd. S. 153. – Die Antworten des Geistes bestehen in Gemeinplätzen und Ausflüchten, die hier wiederzugeben nicht lohnt.

143 „Die untersten Sätze sind wenig von der bloßen Erfahrung verschieden [...] Jene höchsten und allgemeinsten sind Ausgebirten des Denkens, abstrakte Dinge ohne Zuverlässigkeit. Dagegen sind die mittleren Sätze jene wahren zuverlässigen und lebendigen, auf denen das Leben und das Glück der Menschen beruht“ (Francis Bacon, *Neues Organon*, Erstes Buch, Aphorismus 104; lat.-dt. mit einer Einl. hg. von Wolfgang Krohn, Teilband 1, Hamburg 1990, S. 223). Siehe dazu Wolfgang Röd, *Geschichte der Philosophie*, Bd. VIII, Die Philosophie der Neuzeit 1: Von Francis Bacon bis Spinoza, München 1978, S. 17ff., Lothar Schäfer, *Das Bacon-Projekt. Von der Erkenntnis, Nutzung und Schonung der Natur*, Frankfurt/M. 1993, Wolfgang Krohn, Die Natur als Labyrinth, die Erkenntnis als Inquisition, das Handeln als Macht: Bacons Philosophie der Naturerkenntnis betrachtet in ihren Metaphern, in: Lothar Schäfer/Elisabeth Ströker, Hg., *Naturauffassungen in Philosophie, Wissenschaft, Technik, Bd. II: Renaissance und frühe Neuzeit*, Freiburg/München 1994, S. 59–100, ders., *Francis Bacon*, München 2006, B. H. G. Wormald, *Francis Bacon. History, politics and science*, Cambridge 2003, S. 261ff., Paolo Rossi, *Francis Bacon*, Hoboken 2013, sowie Joseph Agassi, *The very idea of modern science: Francis Bacon and Robert Boyle*, Dordrecht 2013, S. 15ff.

144 So wird eine Beziehung hergestellt, die „nicht mehr als erschlichene Umgehung der Natur, sondern als legitime Teilnahme an ihrer Gesetzlichkeit erscheint, wenn sie auch das faktisch in der Natur vermittelte Leistungsmass zu überbieten vermag“ (Galileo Galilei, *Sidereus Nuncius*, hg. und eingel. von Hans Blumenberg, Frankfurt 1980, S. 20f. (aus der Einleitung)).

haben.<sup>145</sup> Kaum mit dem so analysierten Geist wunderbarerweise ins Gespräch gekommen, vergisst er seine wissenschaftliche Bildung, um die magische Analogie kabbalistischer Sprach-Kosmogonie<sup>146</sup> an ihre Stelle zu setzen. Als der Schatz gehoben ist, kehrt er ebenso rasch und ebenso vollständig zu wissenschaftlich vernünftigen Fragen zurück. Wie ist das möglich? Was für eine Form vernünftig sich modernisierender Subjekt-Totalität haben wir da vor uns?

Eine, die auf Identität dringt, aber noch nicht auf Individualität. Sie legt es zwar darauf an, sich jeden Dinges zu bemächtigen, das ihr so begegnet, dass sie sich zu ihm in Beziehung zu setzen wünscht, aber die Methoden, die sie dazu benutzt, sind ihr gleichgültig. Da nun die Methode das Ding zum Objekt bestimmt, indem sie über seinen Charakter, seine positiven und negativen Bestimmungen und damit über seine Vermitteltheit entscheidet, versammelt das Subjekt, das sich so abstrakt verschiedener Zugriffe bedient, eine wachsende Menge disparater Objekte um sich, die untereinander nichts weiter verbindet als der Lebenslauf ihres Aneigners. Ebenso sehr aber bestimmt sich dessen Charakter durch Ansammlung und Anhäufung derart verschiedener Objektivität, durch eine Folge von Begebenheiten, die zwar subjektiven Zusammenhang, aber keinen Subjekt-Sinn ergeben. Die bürgerliche Persönlichkeit, die uns in Antiphraστο und seinesgleichen begegnet, verfügt bereits über die Technik der Selbst-Akkumulation, aber noch nicht über die der Selbst-Organisation. Ihre Identität hat noch keine Individualität, keinen Grundsatz entwickelt, der die Methoden ihrer Objektivierung miteinander vermittelt und als Kohärenzprinzip aller ihrer Bezugspunkte Systeme, Hierarchien und Ausschlusspraktiken kreiert, die, sich jede Lebensäußerung unterstellend, symbolische Totalität schaffen: Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit, in der Gewissheit des Wissens, in der Sicherheit der Machtausübung, in der Zuverlässigkeit technischer Herrschaft, in der Verlässlichkeit des Kapitalwachstums. Dass solche Individualitäten, die nicht nur für Personen, sondern auch für Gemeinschaften unterschiedlicher Art gelten, konkurrieren, sich arrangieren oder in das Theater eines die Aufzüge wechselnden

---

145 Siehe dazu Karen Gloy, *Das Verständnis der Natur, Bd. I: Die Geschichte des wissenschaftlichen Denkens*, München 1995, S. 162ff.

146 „Die Vorstellung, das Universum sei durch die Kraft der göttlichen Sprache geschaffen worden, entspricht antiker jüdischer Tradition [...] Die leitende Idee lautete offenbar, die Gesetze der Schöpfung seien [...] die Gesetze der Sprache“ (Joseph Dan, *Die Kabbala. Eine kleine Einführung*, Stuttgart 2007, S. 32). Zur Faszination, die diese Idee auf die neuplatonisch christliche Mystik und okkulte Philosophie ausübte, siehe ebd. S. 83ff.

Rollenspiels übergehen können, ist eine Erfahrung, die der Geschichte der Aufklärung nicht mehr angehört.

„Des Herrn von Liebensburgs glücklich geendete Liebe“ in der Heirat mit seiner Geliebten zieht das gleiche Ende für den Erzähler nach sich.

O! erwiderte die Fräulein [...], wenn dieses die Umstände seyn, die eine Hinderniß in unsere Liebe werfen sollen, so will ich Ihnen vors erste versichern: dass weder mein Herr Vater noch ich den Adel nach der Geburt, sondern nach den Tugenden der Seele schätzen; und dass Sie einige Jahre älter, als ich, sind, ist mir angenehm, weil durch ihre Erfahrung die meinige kann verbessert werden.<sup>147</sup>

Antiphrasto erfüllt das Ende des Romans einen Bürgertraum und einen Männertraum ineins: die Ehe mit einer sehr viel jüngeren Frau von Adel.<sup>148</sup>

#### IV

Wir schließen unsere exemplarische Analyse des bürgerlichen Schicksalsromans aus der Zeit der Romanlücke mit einem vorläufig letzten Beispiel ab, in dem die Inkonsequenz des Erzählens von sich konstituierender und situierender Subjektivität, die unvermittelte, harte Fügung ihrer Fakten und ihrer Gefühle, die Harmonisierung in systematischer Totalität fordert, aber nicht zu leisten vermag, auf einem anderen Feld ausgetragen wird: Liebe und Ehe.

1754 erscheint in „Frankfurt und Leipzig“, wie es auf dem Titelblatt heißt, der Roman *Die misvergnügte Ehe in Adaliens Lebensgeschichte*.<sup>149</sup> (Der Name der Titelfigur mag nicht ohne Absicht von Christian Friedrich Hunolds, genannt Menantes, 1702 erschienenem galanten Roman *Die liebenswürdige Adalie* entlehnt sein.) Die Angabe verschleiert auch hier den wahren Verlagsort. Das mir vorliegende Exemplar (vielleicht das letzte noch existierende) überrascht durch seine kostbare Ausstattung: Ganzledereinband, Goldschnitt, besonders festes,

147 *Antiphrasto*, ebd. S. 184.

148 Der zweite Teil des Traums verbindet sich für einen überzeugten Mittelstandsbürger wie Rétif de la Bretonne bruchlos mit den Idealen der Französischen Revolution: Sie verwirklicht „die wahre Menschlichkeit und nicht die oberflächlichen Unterschiede zwischen dem Adligen und dem Bürger, die ohnehin bald für immer verschwinden werden“ (ders., *Die Nächte von Paris 1789–1793*, übers. und hg. von Martina Bender, Leipzig und Weimar 1989, S. 75).

149 Vgl. dazu Potthast, *Die verdrängte Krise*, ebd. S. 133f.

pergamentähnliches Papier, sorgfältig gezeichnete und gedruckte Kupferstiche, ein Satz, der möglicherweise nur für dieses Buch gegossen und verwendet worden ist (bei als Massenware gehandelten Romanen stellt man im 18. Jahrhundert häufig fest, dass alte, schon sehr abgenutzte und bis an der Grenze der Unlesbarkeit ausgeschlagene Lettern verwendet werden). Das Buch richtet sich offenbar an vornehme oder vermögende Käufer, den Land- und den Hofadel, das Beamten- und Handelsbürgertum. Der Autor – oder die Autorin? – nennt sich auch in diesem Fall nicht. Genaue Informationen über das Leben und die Skandale des Münchener Hofes, in dessen Kreisen der Roman längere Zeit spielt, sowie Kenntnisse des Lateinischen und des Italienischen, die in der Vorrede mit Stolz ausgebreitet werden, lassen jedoch vermuten, dass wir es mit einem humanistisch gebildeten Mann zu tun haben – vielleicht einem Kandidaten der Medizin oder der Jurisprudenz (für beides liefert der Inhalt Indizien), der, zu arm, um die Kosten seiner Promotion zu bezahlen, sich als Hofmeister, als Informator und als Romanautor durchbringt, bis er eine eigene Praxis eröffnen kann oder ein Amt in Verwaltung oder Justiz erhält. Die Vorrede trägt außer lateinischen Zitaten, insbesondere aus dem Horaz, die ebenfalls auf dessen *Ars poetica* zurückgehende Formel von der Unterhaltung und der Belehrung vor, die ein poetisches Werk seinen Lesern verschaffen müsse und deren Gebrauch häufig der von der herrschenden Poetik verachteten Gattung des Romans ästhetisches Ansehen bringen soll. Sie schließt mit den Worten:

Wir hoffen demnach, es werde unsere Adalie manchem derer geneigten Leser nicht ohne Nutzen seyn, und liegt nichts daran, er halte die Geschichte selbst für wahr, oder für erdichtet, ob sie gleich dennoch nicht unter die Erfindungen zu setzen ist, sondern als eine würckliche Geschichte ihren guten Grund hat.

Es sei gleichgültig, behauptet der Autor zuerst, ob der Leser seinen Text für einen Bericht oder für eine Fiktion halte; dann erklärt er, es handle sich keineswegs um eine Fiktion und schließlich bezeichnet er seine Erzählung als eine Geschichte, die ihren guten Grund in der Wirklichkeit habe. Und das über ihm Errichtete, von ihm Getragene? Der Grund „ist das Wesen, das in seiner Negativität mit sich identisch ist“,<sup>150</sup> also auf das von ihm Begründete in negativer Reflexion bezogen. Nichts hindert diese Beziehung, ihre Negativität als die Differenz

150 Hegel, *Wissenschaft der Logik*, I. Abschnitt, 3. Kapitel; ebd. S. 84.

zwischen realem Grund und fingiertem Begründeten zu bestimmen und die Güte des Grundes in seine Macht zu solch kategorialer Verschiedenheit zu legen. Derartiges Schwanken zwischen Bericht und Fiktion, derartige Unschlüssigkeit, welchem Bereich der eigene Text angehört und in welchem ihn sein Leser lieber angesiedelt sähe, ist typisch für die deutschen Original-Romane unserer Epoche und wird uns noch mehrfach begegnen.

Die Abscheidung des fiktionalen vom realen, des Textes der Erfindung von demjenigen der Auffindung, ist eine der großen Ausgrenzungen, mit denen das ästhetische Konzept der Moderne seinen Werken Autonomie erringt und den Prosatext in sein Reich aufzunehmen vermag. Gerade er mischt unter dem Vorzeichen der „Curiositaet“, des Verlangens nach dem Absonderlichen, Bizarren, Unerwarteten, im 16. und 17. Jahrhundert in den Geschichts- und Geschichtenbüchern, den Reiseberichten und Lebensbeschreibungen unbekümmert das Reale und das Phantastische, das Alltägliche und das Außerordentliche, das Triviale und das Magische. In den literaturästhetischen Debatten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden diese parallelen Gegensatzpaare allmählich auf den Gegensatz wirklich – möglich/wahr – wahrscheinlich reduziert und konzentriert, wie es einer Gesellschaft entspricht, die kalkuliert statt zu spekulieren und Betrachtung durch Berechnung ersetzt. Dieser Gegensatz ist aber von ganz anderer Gestalt und Struktur als die ihm vorausliegenden. Zwischen dem Alltäglichen und dem Außerordentlichen herrscht die unmittelbar ausschließende Negation, die Grenze, die keine Übergänge vom einen zum anderen zulässt und deshalb eben dieser Übergang in ihrer ganzen Ausdehnung ist. Da sie die Form der bestimmten Negation hat, in der die beiden Gebiete, die sie voneinander trennt, einander berühren und wechselseitig bestimmen, lässt sie sich so genau festlegen, wie Kinder es tun, wenn sie einen Strich zwischen Himmel und Hölle ziehen. Folglich begegnen sich in der unter ihrem Vorzeichen stehenden Literatur das Alltägliche und das Außerordentliche in ihren hauptsächlichen Erscheinungsweisen auf Schritt und Tritt in fester Gegensätzlichkeit.

Zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen herrscht eine andere Beziehung. Das Mögliche steht nicht im Gegensatz zum Wirklichen, sondern ist als seine Vervollständigung und Ergänzung, als seine Herausforderung und seine Zukunft immer schon in ihm enthalten. Den Übergang zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen schafft also eine Grenze, die sich immer erst in der vermittelnden Reflexion zweier Momente jenes Ganzen bildet, aus dem das Wirklich-Mögliche besteht und in dem sich das Mögliche vom Wirklichen scheidet.

det. In dieser Vermittlung wird die Grenze nicht von dem bestimmt, was sie trennt und was sich ihrethalber berührt; sie bestimmt sich vielmehr aus der Reflexion dessen, was sie begrenzt, selbst und macht darin zugleich das sie Begrenzende zum Gegenstand ihres Bestimmens. Erstens also erscheint diese Grenze nicht zunächst als Trennung und erweist sich dann als Übergang, sondern sie erscheint nur als Trennung, weil sie Übergang ist; zweitens wirkt sie nicht als unmittelbar allgemeine Trennlinie zwischen dem von ihr Begrenzten, sondern verwirklicht sich trennend wie übergehend nur an bestimmten Punkten einer überall pendenten Markierung; drittens hat sie schon während ihrer Setzung ihre Veränderung und Verschiebung an sich, da sie sich aus der Reflexion ihrer Bezugs-Momente selbst bestimmt und folglich sich und sie in deren Fortgang umzubestimmen vermag.

Der Begebenheiten- und der pragmatische Roman, die beiden herrschenden Formen des bürgerlichen Schicksalsromans um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der deutschen Erzählliteratur, gebärden sich oft und hartnäckig so, als träfen sie das von ihnen gemeinte Wirklich-Mögliche, indem sie das Phantastische von ihm abwehren. Zum Beispiel:

1754, im Erscheinungsjahr des *Don Felix* und der *Adalie*, zwei Menschenalter nach Ziglers *Asiatischer Banise*, veröffentlicht Christian Ernst Fidelinus seine *Begebenheiten der Prinzessin von Sussex, in einer Liebes- und Helden-Geschichte der curiosen Welt mitgetheilet*, die von ihrem Autor auch so genannte „engeländische Banise“, und drückt in deren Vorrede seine Meinung über werte und unwerte deutsche Romane aus. Sein besonderer Abscheu gilt dem „schändlichen Amadis, von welchem zu wünschen wäre, das niemals eine Zeile davon das Licht erblicket hätte“.<sup>151</sup> Seine Verachtung erstreckt sich darüber hinaus auf den sogenannten „*Sonnenritter*, und andere mit abgeschmackten Unwahrheiten angefüllte Romainen [...], welchen allen der Auctor des *Don Quixotte* den Text rechtschaffen gelesen“, womit gewiss der oben schon genannte *Edele Sonnenritter* des Hoffstetterus von 1611, möglicherweise aber auch der *Don Felix* gemeint ist.

---

151 Siehe zu dieser Heftigkeit zunächst den Artikel „Roman der Aufklärung“ in *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, hg. von Gert Ueding, Bd. 1, Tübingen 1992, Sp. 1241ff., über die scharfe Differenz zwischen *romance* und *novel*. Siehe dazu außerdem Ioan Williams, *Novel and romance 1700–1800; a documentary record*, London 1970, Karl H. Göller, *Romance und novel. Die Anfänge des englischen Romans*, Regensburg 1972, Corinne J. Saunders, *A Companion to Romance from Classical to Contemporary*, Malden, Mass. 2004, sowie Barbara Fuchs, *Romance*, New York 2004, S. 105ff.

Dabei fällt ihm „noch eine Schrift von solchem Gelichter bey [...] Ich mag dem gütigen Leser keinen Ekel erwecken mit Anführung der abgeschmackten Erdichtungen, welche wider alle Vernunft und Wahrscheinlichkeit streiten.“ Der Roman, der ihm am Schluss seiner Vorrede als abschreckendes Beispiel noch einfällt, heißt mit vollem Titel: *Das neu entdeckte Berg-Schloss Belvidere, der Prinzessin Belimene See-Residenz. Nebst ausführlichen Bericht des zeithero unbekannt gewordenen See-Reichs Syrenien*. „Aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt, nach dem Original. Frankfurt und Leipzig: Vogelsang 1753“.<sup>152</sup> Er dürfte seinerseits dem *Don Felix* als Vorlage gedient haben. Und worin bestehen nun die „abgeschmackten Erdichtungen“, die Fidelinus so in Zorn versetzt haben? Sehen wir uns einen Ausschnitt von „Eintheilung und Inhalt dieses Tractats“<sup>153</sup> an:

§ 6. Beschreibung des Berg-Schlusses Belvidere, die künstliche Rede-Uhr, der grosse Speise-Saal und Kunst-Tafel. Die von alabasternen Statuen gemachte Tafel-Music. Steinerne durch ein Uhrwerck getriebene Bilder bringen das Geträncke zur Tafel. Nach der Tafel fährt man auf einer Luft-Kutsche von dem Speise-Saal herunter, und beschliesset diesen Tag mit einer Spazierfahrt auf dem Sebienna-Strohm und dem schwimmenden Garten.

152 Nach Johann Joachim Schwabe, *Catalogus Bibliothecae Selectae Duabus Partibus Consignatae*, Leipzig 1785, deutsches Original. So der Hinweis in Ernst Weber/Christine Mithal, Hg., *Deutsche Originalromane zwischen 1680 und 1780*, Berlin 1983, S. 120. Hayn/Gotendorf kennen den Roman nicht.

153 „Tractat“? Wie kommt der unbekannte Verfasser dazu, seinen Roman ein Traktat zu nennen? Unter dieser Textform versteht die rhetorische Tradition, die sie entwickelt hat, für gewöhnlich etwas sehr anderes, siehe dazu Ueding, *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, ebd. Bd. 9, Tübingen 2009, Sp. 724ff. Allerdings verwendet Scaliger in seinen *Poetices libri septem* (1561) den Begriff der *tractatio* einerseits für die anschaulich augenfällige Beschreibung von Gegenständen, andererseits für die Personendarstellung. Das passt. Aber wie könnte dieser Begriffsgebrauch zur Kenntnis unseres unbekanntes Autors gelangt sein? Für Martin Opitz ist „der Göttliche Julius Scaliger“ (ders., Widmungsvorrede zu: *Deutsche Poemata*, hier zit. nach: ders., *Buch von der Deutschen Poeterey*, hg. von Herbert Jaumann, Stuttgart 2002, S. 111) einer der Kronzeugen seiner Poetik. Bei Johann Christoph Gottsched hin wiederum heißt es: „Der einzige Opitz hatte aus Griechen und Römern, Holländern und Franzosen, sich die Regeln des guten Geschmacks bekannt gemacht. Er folgte denenselben in seinen Gedichten, und verwarf alles, was seine Vorfahren gestümpelt hatten. Als bald wachte ganz Deutschland auf“ (ders., *Versuch einer Critischen Dichtkunst*, Vierte, sehr vermehrte Auflage Leipzig 1751, S. 130). Vielleicht ist auch unser unbekannter Autor aufgewacht und hat sich über Gottsched zu Opitz und dessen Gewährsleuten reorientiert. Beweisen lässt sich das nicht, aber es wäre möglich, weil die uns hier beschäftigenden Romane immer wieder auf Texte aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückgreifen. Wir werden auf einen exemplarischen Fall noch zu sprechen kommen.

§ 7. Die Besichtigung des Spiegel-Bergs, worauf ein köstlicher Garten und Haus-Teich mit fliegenden Fischen zu sehen ist. Der Weinberg mit denen köstlichen Weintrauben. Der Schäfer-Berg und dessen Eigenschaften, der Bade-Berg, nebst dem aus 8 Muscheln bestehenden Bade-Haus. Der Höhlen-Berg, mit dem unterirdischen Naturalien-Schlosse, und endlich der Kunst-Berg mit dem gläsernen Thurme und Feuer-Flammen.

Fidelinus, der zwar Barclays *Argenis* von 1621 und Ziglers *Banise* von 1689 als Inbegriff der Romankunst verehrt, seiner *Banise* aber den Charakter einer praktischen und tüchtigen Bürgerin gibt, hält offenbar Objekte für abgeschmackt, in denen sich Naturstoff und mechanische Künste auf wunderbare, Phantasie anregende Weise verbinden. (Im *Don Felix* kommen derartige Objekte auch vor; aber hier ist die wunderbare Verbindung bereits durch eine verständige ersetzt.) Nicht erdichtet, sondern wirklich wahr ist für Fidelinus hingegen alles, was von der sensuellen, intellektuellen und moralischen Erfahrung seiner Heldin bewältigt und gemeistert wird, und wahrscheinlich dasjenige, was solche Erfahrung für die mögliche Zukunft ihrer Wirklichkeit ansieht.

Diesen Weg schlagen die deutschen Begebenheiten- und pragmatischen Romane für gewöhnlich ein. Den Autor der *Adalie* beschleichen jedoch allem Anschein nach Zweifel. Woher? Und von welcher Art könnten sie sein?

Die Heldinnen und Helden dieser Romane sind nicht immer dem Stand und dem Namen, der Sache nach aber immer bürgerliche Subjekte, die für ihr Glück, ihre ökonomische, soziale und moralische Lebensführung, selber verantwortlich und darin nur denjenigen Einschränkungen ausgesetzt sind, denen sie in ihrem geschichtlichen und gesellschaftlichen Umfeld begegnen. Was für sie wirklich ist und möglich wird, hängt von ihrer Herkunft, ihrem Charakter, ihrer Bildung und damit von ihrer Fähigkeit zu jener Fremderfahrung ab, aus der Selbsterfahrung als Weg zu sich sinnvoll konkretisierender Subjektivität erst entsteht. Was ihren Leserinnen und Lesern als wahr erscheint und was sie als wahrscheinlich anerkennen, wird von diesem ursprünglichen Grundriss bürgerlicher Individualität erzeugt. Er realisiert sich aber von Roman zu Roman in zwar ähnlichen und verwandten, aber nie gleichen Figuren; er weist auf eine gesellschaftlich allgemeine und damit schlechthin verbindliche Bestimmtheit des Verhältnisses von Wirklichem und Möglichem und damit von Wahrem und Wahrscheinlichem als seine Substanz und sein Prinzip zwar hin, aber er löst den Hinweis in keiner der von ihm dirigierte Erzählungen klar und deutlich ein. Ist es da nicht am sichersten,

man zieht sich, nach dem Zweck seines Erzählens gefragt, auf die Übermittlung abstrakter moralischer Grundsätze zurück – „und liegt nichts daran, er [der Leser] halte die Geschichte selbst für wahr, oder für erdichtet“. Aber dieser Ausweg ist dem Begebenheiten- wie dem pragmatischen Roman verschlossen. Seine Leserinnen und Leser, die Familien der kleinen und mittleren Verwaltungsbeamten, Pfarrer und Lehrer, gebildete Handwerkermeister, Kaufleute aus dem kleinen und mittleren Handel (Groß- und Fernhandel liegen in anderen Händen)<sup>154</sup> wollen nichts hören von beispielgebend heroischen Subjekten, die einen geringen Satz von Regeln in den immer gleichen Situationen tadellos befolgen. Sie interessieren sich vielmehr für Subjekte, die einen ähnlichen Satz von Regeln ausgesprochen oder (meist) unausgesprochen auf das Verhaltensprinzip der Selbstgewinnung und -bewahrung beziehen, um ihn dem Erfolg oder Misserfolg anzupassen, der sich einstellt. Er muss als Kern jeder erzählten Figur von seiner wirklichkeitsfähigen Wahrheit überzeugen, damit das ihr Mögliche wahrscheinlich wird. Also beeilt sich der Autor der *Adalie* zu versichern, „dass sie [seine Geschichte] nicht unter die Erfindungen zu setzen ist“. Überblickt man die Heldinnen- und Helden-Figuren der hier in Frage stehenden Romane, so entstammen sie, falls sie nicht aus dem von bürgerlichem Denken geprägten Reform-Adel kommen, alle den oben genannten Schichten und Berufen (Bauern und Arbeiter, Stadtpatriziat und das frühe Unternehmertum fehlen erwartungsgemäß vollständig). Alle fangen ihre Geschichte unter ähnlichen, aber nicht unter gleichen Bedingungen an, alle beziehen folglich ihren Regelsatz unter ähnlichen, aber nicht gleichen Bedingungen auf das leitende Prinzip ihrer Subjektivität. Jede dieser Figuren verweist insofern ihrer Wirklichkeit nach auf die mögliche Andersartigkeit einer anderen. Was für die eine in Wahrheit wirklich möglich ist, wird

---

154 Siehe dazu zunächst Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. I, ebd. S. 304ff. Siehe außerdem Werner Schubert, Vom Laster des Romanlesens. Prosaerzählungen und Lesepublikum im frühen 18. Jahrhundert, in: *Impulse. Aufsätze, Quellen, Berichte zur deutschen Klassik und Romantik*, Berlin 1982, S. 310–331, John A. McCarthy, Lektüre und Lesertypologie im 18. Jahrhundert (1730–1770). Ein Beitrag zur Lesergeschichte am Beispiel Wolfenbüttels, „Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur“ 8, Tübingen 1983, S. 35–82, ders., The art of reading and the goals of the German Enlightenment, in: „Lessing yearbook“ 16 (1984), S. 79–94, Hans Erich Bödeker, *Lesekulturen im 18. Jahrhundert*, Hamburg 1992, Christian Berthold, *Fiktion und Vieldeutigkeit: zur Entstehung moderner Kulturtechniken des Lesens im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1993, Paul Goetsch, Hg., *Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich*, Tübingen 1994, S. 27–49 und S. 49–62, Sigrid Schmidt-Bortenschlager, Lesen im 18. Jahrhundert, in: Gabriele Groschner, Hg., *StillLesen*, Salzburg 2001, S. 36ff.

für die andere andersartende Wahrscheinlichkeit. Damit gerät das leitende Prinzip selbst in die gleitend übergängliche Beziehung zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen, die es wahrscheinlich macht, dass es eine feste und allgemeingültige, also wahre Bestimmtheit dieses Verhältnisses zwar geben mag, dass sie aber in den uns hier beschäftigenden Romanen unfassbar wird, obwohl jeder von ihnen im Verbund mit seiner Gattung auf sie hinweist. Demgemäß korrigiert sich der Autor der *Adalie* noch einmal: Dass seine Geschichte „nicht unter die Erfindungen zu setzen ist“, macht sie zwar noch nicht zu einem Tatsachenbericht, aber zu einer „würcklichen Geschichte“, die „ihren guten Grund hat“ – deren Erfindungen in einer jenseits aller Findung liegenden gründen.

Bleiben wir noch eine Weile bei der Vorrede. Das horazische „Aut prodesse volunt / aut delectare poetae“ wird in der *Adalie* wie in den ihr (zeit-)verwandten Romanen in der Regel als Stereotyp benutzt, dem man nicht weiter nachzudenken braucht. Keine Regel ohne Ausnahme. Auch diese nicht. Zum Beispiel: *Liebes- und Lebens-Geschichte der schönen und tugendhaften Hennrietta, In einer Sittenreichen Erzählung vorgestellt*, „Frankfurth und Leipzig 1752“. Der Verfasser nennt sich statt beim Namen nur einen „billigen Vorredner“ und behauptet überdies in seiner Vorrede, nicht der Verfasser zu sein.

Die Absicht eines Schriftstellers [...] ist ein für allemahl sein Leser, dem er einen Dienst zu leisten gedencket. Er macht sich demselben auf eine gedoppelte Art nutzbar: Denn er wird entweder seine Belehrung oder seine Belustigung suchen.<sup>155</sup>

Schriftsteller sind Dienstleister. Ein für allemal. Sie beliefern einen Markt, auf dem sie ihre Kunden kennen und sich durch Absatz bewähren müssen. Politische und ästhetische Theorien, die das Produkt als Ort einer Reflexion-in-sich auffassen und es damit seiner ökonomischen Verwertung zwar nicht vorenthalten, aber ihr einen Vorbehalt machen, kommen nicht in Betracht. (Noch nicht.) Die Dienstform ist auch hier im horazischen Stereotyp ausgedrückt. Aber mit diesem Ausdruck begnügt sich der Vorredner nicht. Er untersucht jeden dieser Dienste genauer, zuerst den der Belehrung.

Der lehrende Scribent [...] gehet in das innerste der Gelehrsamkeit hinein, und bringt aus demselben die wichtigsten Gründe hervor; wie ein Bergmann, der sein kostbares

---

155 Ebd. S. 2.

Ertzt aus dem Eingeweyde der Erden heraus langet. Die Gründe werden von ihm ausgeputzt und weiter getrieben; und aus ihren Folgen fließet hernachmahls dasjenige, was seine Lesern zur Lehre dienet.<sup>156</sup>

Der „billige Vorredner“ nutzt die Bergbau-Metapher mit erstaunlichem Geschick. Der Verfasser einer gelehrten Abhandlung dringt ins Innere des Wissens wie der Bergmann in seine Mine, bringt aus ihr die wichtigsten Gründe (Prinzipien und Maximen) nach oben, indem er die gewichtigsten, erreichsten Gründe des Wissensgebirges aufsucht und öffnet. Er putzt diese Gründe aus, sie sorgfältig restlos leerend, und treibt ihren Ertrag durch diese Sorgfalt weiter; er stattet sie (als Prinzipien und Maximen) mit allen Argumenten und Vorschriften aus, die an ihnen irgend zu entdecken sind, und treibt sie so endlich über sich hinaus zu den ihnen nächstliegenden. Aus den so begründeten Folgen – hier lässt der Autor die Bergbau-Metapher fallen. Nicht ohne Grund. Aus allem bisher zutage Geförderten leitet der Leser nun die theoretischen und praktischen Folgerungen nicht in kritischer Aneignung selbst ab, nein: Daraus fließt, folgt unmittelbar und zwingend die Nutzenanwendung, die der Leser auf sich, sein Denken und Handeln, zu machen hat. Belehrung hat nicht den Zweck, den Belehrteten dazu zu bringen, „sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen“.<sup>157</sup> (Noch nicht.)

Der „lehrende Scribent“ bedient den Verstand seines Lesers. „Der andre Schriftsteller [...] will gefallen, indem er das Vergnügen rege machet“. Um dieses Ziel zu erreichen, muss er „über die lange Weile seiner Leser [...] siegen und ihre Grillen [...] zerstreuen“. Also zeitverkürzend unterhalten und von den alltäglichen Sorgen ablenken. (Wie die Unterhaltungsmedien heute noch.) „Hierzu sind [...] schertzhafte Erzählungen aufgeklärter Einfälle“ am geeignetsten. Aufgeklärter, nicht wundergläubiger oder märchenhafter. Dass sich die *Schöne und tugendhafte Hennrietta* an diese Vorschrift später nicht hält (siehe die Erzählung vom weißen Hirsch, ebd. S. 176ff.), könnte ein Indiz für die Verschiedenheit von Vorredner und Autor sein. Diese Erzählungen teilen „uns entweder Wahrheiten, oder Erdichtungen“ mit. Wieder die in Romanen dieser Art so häufig beschworene Dichotomie? „Bey beyden aber beobachten sie [die Schriftstel-

156 Alle folgenden Zitate stammen, wo nicht anders vermerkt, aus der *Vorrede*. – Zum Status der Bergbaumetapher in der Mitte des 18. Jahrhunderts siehe zunächst den Artikel „Berg“ von Hartmut Böhme in: Ralf Konersmann, Hg., *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, 3., erw. Aufl. Darmstadt 2011, S. 61.

157 Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? „Berlinische Monatsschrift“ 4 (1784), S. 481.

ler] dieses, dass sie eine lebhaftere Schreib-Art erwählen. Wollten sie das Gegentheil thun, so würde der Leser vor eitel Lust einschlafen.“ Wirklichkeit oder Möglichkeit, Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit hin oder her: Der Dienst an der Unterhaltung, Zerstreuung, Ablenkung des Lesers geht vor. Er erzwingt einen Stil, der, indem er Überraschung, Verblüffung, Neugierde hervorbringt, „Wahrheiten“ wie „Dichtungen“ durchquert und seinen Diskursregeln unterwirft. (*Surprise* statt *suspense*: Diese Maxime der heutigen audiovisuellen und digitalen Unterhaltungsmedien befolgen diejenigen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts auch schon.)

Damit sind die Ratschläge des Vorredners nicht erschöpft.

In den erdichteten Sachen muss die Wahrscheinlichkeit so hoch als möglich getrieben werden: [...] Ein Scribent muss dahin bedacht seyn, die Leydenschaften seyner Leser auf das stärkste zu rühren. Dieses wird er ohne jenes nicht thun können. Der Leser muss mit den Drangsaalen des erdichteten Helden, ein grosses Mitleiden haben, als ob er völlig von der Untrüglichkeit der Geschichte überzeugt wäre.

Die „lebhaftere Schreib-Art“, der Zickzack-Parcours der Wendungen und Pointen reicht für die Erfüllung des geforderten Dienstes am Leser nicht aus. Sie muss durch eine Schreibart ergänzt werden, die in offenkundigem Widerspruch zu ihr steht: Kontinuität statt Kontingenz, Konsequenz statt Diversion, Notwendigkeit statt Zufall. Weshalb?

Worin besteht, genau genommen, die „lebhaftere Schreib-Art“? Was ist ihre Aufgabe? Sie soll einem rezeptionsbereiten Subjekt, dem aus Mangel an innerer und äußerer Erfahrung seine Lebenszeit lang wird, dem diese Überdehnung seine Selbst- und Weltanschauung zu „Grillen“, zu Fratzen, fixen Ideen und Vexierbildern verzerrt, diese kürzen und jene zerstreuen. Sie wird ihm zu diesem Zweck sich (auf-)drängende Vorschläge von Erfahrbarem machen und seine obsessiven Vorstellungsschleifen mit kontrastreich abrollenden Veduten durchkreuzen. Sie verhält sich also strukturanalog zu dem, was sie bekämpft. Sie wiederholt die Bewusstseinsform der Langeweile als in sich reflektierte und damit in ihre Negativität übersetzte, womit sie Gefahr läuft, das sich Reflektierende im Reflektierten zu installieren und zu reaktivieren. Am Ende langweilt sich der Leser vor lauter Kurzweil und wendet sich gelangweilt von seinem kurzweiligen Roman ab. (Das Medium verschriftlichte Erzählung beziehungsweise Buch kann das Problem nicht wie heutzutage die audiovisuellen Medien durch fortschreitende Selbstüberbietung lösen;

es würde sich in Unverständlichkeit auflösen oder in Selbstironie überkippen.) Er soll sich aber nicht abwenden und seine Unterhaltung anderswo anderswie suchen. Er soll bei der Sache, er soll bei diesem Roman und nicht nur bei ihm, sondern als auf Dauer verlässlicher Kunde bei der Gattung bleiben.<sup>158</sup> Also muss eine die Gefahr der „lebhaftten“ bannende Schreibart entwickelt werden, die jene nicht verbannt, aber gegenstrebig begleitet, überlagert und unschädlich macht.

Der Unterhaltungsschriftsteller muss „die Leidenschafften seiner Leser auf das stärckste [...] rühren“. Die Mit-Leidenschafften. Und zwar „in den erdichteten Sachen“. Das wirklich Wahre braucht in der Erzählung nur so gestellt und gestaltet zu sein, dass der Leser es so unmittelbar (an-)erkennt wie die Tatsachen und Regeln, die Sachverhalte und Gesetze seines alltäglichen Lebens. Das Mögliche jedoch, das, was jene Wirklichkeit an Varianten und Chancen, an mehrfacher Zukunft und mehrwegiger Gegenwart zu bieten hat, muss ebenso sehr in seine äußerste Entfaltung wie in seine innerste Vermitteltheit mit seinem Wirklichen getrieben werden, damit der Leser ebenso vom Reichtum des Möglichen gefesselt ist wie er es als seine Möglichkeit begreift. Nur wenn das gelingt, wird der Leser „völlig von der Untrüglichkeit der Geschichte“, von ihrer Stichhaltigkeit in Bezug auf seine eigene Geschichte überzeugt sein. Gelingt es, verwandelt sich der Erzähl-Diskurs aus etwas, was seinen Leser unterhält, in etwas, was ihn erhält, was sich ihm notwendig macht, weil es ihn nicht über sein Leben belehrt, sondern ihn leben lehrt. Die Bedingung solchen Gelingens werden in der deutschen Literatur erst gut zwanzig Jahre später auf ihr Prinzip gebracht: „Der Romanendichter zeigt uns in seinem Werke [...] die möglichen Menschen der wirklichen Welt.“<sup>159</sup> Wer uns die möglichen Menschen der wirklichen Welt in den Heldinnen und Helden seiner Roman-Erzählung zeigte, zeigte uns die Gattung unter den gesellschaftlichen und geschichtlichen Bedingungen, die am Ort und zur Zeit seines Zeigens herrschen. Darin erscheint noch einmal zwanzig Jahre später das Ideal dieses Schreibens schlechthin:

Bey dem schriftstellerischen Vortrag soll auf die Gattung gewirkt werden, und das muss durch die Gattung geschehen. Es soll aber zugleich auf jedes Individuum, als

---

158 Darauf weisen ihn viele Romanschlüsse ausführlich an. Der vorletzte Satz der *Schönen und tugendhaften Hennrietta* lautet deshalb: „Der Fürstin Penteteuze [die Tochter Henriettas] merckwürdiger Lebenslauf, indem sie mehr Glück als Recht gehabt, wird sich nächstkünftig in einer besonderen Beschreibung dem geneigten Leser darstellen.“

159 Siehe Anm. 49.

solches, gewirkt werden, und das muss durch Individualität geschehen. Also ist die Forderung: generalisierte Individualität.<sup>160</sup>

Was als Warenbeziehung am Literaturmarkt in einer bestimmten Konstellation von Angebot und Nachfrage, als Kundendienst beginnt, löst sich kraft der zunehmend institutionalisierten Konstruktion ästhetischer Theorie allmählich von der Konsumtions- und geht auf die Produktionsseite über. Der anfänglich vom Dienstleister umworbene Kunde tut sich nun selbst einen Dienst, wenn er die Bildungstechniken und -praktiken erwirbt, unter deren Voraussetzung er das Angebot des symbolisch hoch kapitalisierten Anbieters zu nutzen vermag.

Der Vorredner der *Schönen und tugendhaften Hennrietta* scheint das vorauszuahnen.

Bringt es ein Scribent, der belustigen will, so weit, so hat er gewonnen, und seine Ehre steigt so hoch, als die Ehre des lehrenden Schriftstellers. Man wird einen Lucian, einen Barclajus, einen Scarron, einen Fielding so hoch schätzen müssen, als einen Plato, Scotus, und Newton.

Was für ein Gruppenbild! Was für ein Gegenüber! Auf der einen Seite: Lukian (120–180), dessen Satiren und Dialoge die französische wie in ihrem Gefolge die deutsche Aufklärung wegen ihrer Feindschaft allem Wunder- und Aberglauben gegenüber schätzt und den unser Vorredner wahrscheinlich durch Gottscheds Übersetzung von Fontenelles *Nouveaux dialogues des morts* (1683) kennt,<sup>161</sup> John Barclay (1582–1612), dessen 1621 neulateinisch erschienene, von Martin Opitz verdeutschte *Argenis* (Breslau 1627/Amsterdam 1644) als Prototyp des

160 Siehe Anm. 54. – Generell zum Individualitäts-Konzept der Aufklärung in Deutschland siehe Steffen Martus, *Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert. Ein Epochenbild*, 2. Aufl. Darmstadt 2015, S. 763ff.

161 Gegenüber den alten Lukians. Die *Totengespräche* der Gottsched-Übertragung – nicht zu vergessen die 1718 bis 1739 in Leipzig von David Fassmann veröffentlichten *Gespräche in dem Reiche der Toten* – sind auch Wieland und dem jungen Goethe vertraut. Wielands eigene, das Gesamtwerk nahezu vollständig wiedergebende Lukian-Übersetzung erscheint allerdings erst 1788/89. „Ich habe nicht geglaubt, dass in Lucian so herrliche Wahrheit steckt. Man kann von dem heutigen Paris und unsern großen Städten keine schönern und treffendern Tableaux finden als Lucian [...] C'est tout comme chez nous“ (Schiller am 19. Dezember 1787 an Körner; *Nationalausgabe*, ebd. Bd. 24, hg. von Karl Jürgen Skrodzki, Weimar 1989, S. 185).

hochhökischen Staatsromans gilt,<sup>162</sup> Paul Scarron (1610–1660), dessen *Roman comique* (1648ff.) dem hochhökischen das Widerspiel bietet, indem er gegen die Welt des Hofes und des Adels die Welt des Bürgertums und seiner Stadt setzt,<sup>163</sup> und schließlich Henry Fielding (1707–1754), dessen große Romane dem Vorwort zum *Joseph Andrews* zufolge sich den *roman comique* zum Vorbild nehmen und den bürgerlichen Realismus durch die realistische Darstellung des englischen Bürgertums begründen.<sup>164</sup> – Auf der anderen Seite: Plato (427–347) darf als einer der beiden Gründerväter abendländischer Philosophie unter den „lehrenden Scribenten“ nicht fehlen. (Der andere, Aristoteles, fehlt hingegen; woran das möglicherweise liegen könnte, darauf kommen wir noch zu sprechen.) Dann

- 
- 162 „Man geht nicht zu weit mit der Behauptung, dass der historisch-idealistisch-satirische Schlüsselroman und der heroische Roman bis an das Ende des Jahrhunderts auf den Spuren wandeln, die ihnen Barclay in der europäischen und Opitz als dessen Vermittler in der deutschen Literatur vorgezeigt hatten“ (De Boor/Newald, *Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. V: Vom Spät-humanismus zur Empfindsamkeit, ebd. S. 164). Die Spur führt, wie wir sehen, sogar bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Siehe außerdem zunächst Albert Meier, Der Heroische Roman, in: ders., Hg., *Die Literatur des 17. Jahrhunderts*, „Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur“, Bd. 2, München 1999, S. 300ff.
- 163 Das zeigt sich am Erzählstil. In der als 9. Kapitel des I. Teils eingeschobenen Novelle *Die Geschichte von der unsichtbaren Geliebten*, die aus dem 1640 erschienenen Roman Alonso de Castillo Solorzanos *Los Alivios de Cassandra* stammt, stehen die bürgerlich realistischen Erzählerkommentare dem höfisch heroischen Ton der Erzählung selbst in karikierender Absicht unmittelbar entgegen. Das zeigt sich auch in der Handlungsführung: Der *roman comique* ist ein Paradebeispiel für die Ersetzung von *suspense* durch *surprise*. Siehe dazu zunächst Jürgen Grimm, Hg., *Geschichte der französischen Literatur*, Stuttgart 1989, S. 153ff. – Die erste deutschsprachige Ausgabe des *roman comique* erscheint im selben Jahr wie die *Schöne und tugendhafte Henrietta*: Des Herrn Scarron *Comischer Roman*. Zwei Teile, übers. von B. [d.i. Friedrich Immanuel Bierling], Mit Titelvignette von Haas (Büste Scarrons). Hamburg, bey Johann Carl Bohn 1752.
- 164 „Das Gericht nun, das wir hier zubereitet haben, ist kein anderes als die menschliche Natur. Ich befürchte auch nicht, mein empfindlicher Leser [...] werde sich abwenden, mäkeln oder beleidigt sein, weil ich ihm nur einen einzigen Gegenstand genannt habe“ (*Tom Jones. Die Geschichte eines Findlings*, Buch I, Kap. 1; übertragen von Siegfried Lang, München 1975, S. 6). Und nach welchem Grundsatz entfaltet sich diese Natur am glücklichsten? Dem, „nicht zu teuer zu kaufen“ (Buch VI, Kap. 3; ebd. S. 244). Siehe zu Fielding Ludwig Borinski, *Der englische Roman des 18. Jahrhunderts*, 2. Aufl. Wiesbaden 1978, S. 183ff., Martin C. Battestin with Ruthe R. Battestin, *Fielding. A Life*, London/New York 1989 (738 S.), Donald Thomas, *Henry Fielding*, London 1990, Hans Ulrich Seeber, Hg., *Englische Literaturgeschichte*, 2. Aufl. Stuttgart 1993, S. 186ff., sowie Harold Pagliaro, *Henry Fielding: a literary life*, Basingstoke 1997. Zur Bedeutung Fieldings für die deutsche Romanliteratur ab der Mitte des 18. Jahrhunderts siehe die Hinweise im Vorbericht.

aber: Scotus? Wie und weshalb figuriert Johannes Duns Scotus (1266–1308), der ‚Doctor subtilis‘ der Franziskaner-Scholastik, als einer der drei Weisen unserer Vorrede? Das Denken des Scotus steht auf der Schwelle zur Wissenschaftsform der Moderne: prinzipielle Selbstbegründung, freie Reflexion, methodische Kritik, ohne diese Schwelle jedoch zu überschreiten. Philosophie und Theologie bleiben aufeinander bezogen, aber in einer Weise, die ihre Trennung vorbereitet. Die Metaphysik bleibt ‚Erste Philosophie‘, während ihre Scheidung von der Physik und ihre Transformation in Erkenntnistheorie sich abzeichnen. In dieser Doppelgestalt beherrscht die Tradition des Scotismus bis tief ins 18. Jahrhundert hinein die philosophische Lehre an den deutschen Universitäten. Die Wirkung der Reform-Universitäten Halle, gegründet 1694, und Göttingen, gegründet 1737, wird erst in der zweiten Jahrhunderthälfte allgemein.<sup>165</sup> Last, but not least: Isaac Newton (1643–1727), Aristoteles der Jüngere. Die genetische Naturauffassung des Älteren und die ihr entsprechende induktiv phänomenologische Methode werden beim Jüngeren durch die mechanistische Naturauffassung und die ihr dienende mathematische Methode ersetzt. Die Welt der Physik ist endgültig revolutioniert, die neue Welt wird zum dominierenden Weltbild.<sup>166</sup> (In Deutschland allerdings erst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Erstaunlich, dass sich unser Vorredner bereits auf ihn beruft.)

Wie passt das alles zusammen? Lässt sich in dieser Porträtgalerie ein gemeinsames Band ausfindig machen? Falls ja: Welche Farben könnte es tragen?

Beginnen wir mit der Seite der „lehrenden Scribenten“. Metaphysik als Theologie – Metaphysik und Theologie ins Reflexions-Verhältnis gesetzt – Metaphysik durch Physik als ihre begriffene Wahrheit ersetzt: Was haben diese Lehren gemein-

165 Zu Scotus siehe für unseren Zusammenhang insbesondere Kurt Flasch, *Das philosophische Denken im Mittelalter*, Stuttgart 1986, S. 430ff., sowie die detaillierte Darstellung seiner Lehre bei Theo Kobusch, *Die Philosophie des Hoch- und Spätmittelalters*, „Geschichte der Philosophie“, hg. von Wolfgang Röd, Bd. V, München 2011, S. 346ff. Zur Universitätsgeschichte vgl. zunächst Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, ebd. Bd. I, S. 292ff. Siehe außerdem Notker Hammerstein, Hg., *Universitäten und Aufklärung*, Göttingen 1995, ders., Die deutsche Universitätslandschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert, in: Gerhard Müller, Hg., *Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800; Tagung des Sonderforschungsbereichs 482 „Ereignis Weimar-Jena. Kultur um 1800“ vom Juni 2000*, Stuttgart 2001, S. 13–26, sowie Rainer Pöppinghege/Dietmar Klenke, Hg., *Hochschulreformen früher und heute. Zwischen Autonomie und gesellschaftlichem Gestaltungsanspruch*, Köln/Weimar 2011.

166 Siehe über Newton in weltanschaulicher Perspektive zunächst Wolfgang Röd, *Geschichte der Philosophie*, Bd. VIII: Die Philosophie der Neuzeit 2. Von Newton bis Rousseau, München 1984, S. 15ff.

sam? Dass sie den zu Belahenden als objektive Grundsätze entgentreten, die uneingeschränkt Anerkennung und Gehorsam fordern, wofür sie den Subjekten, die ihnen folgen, universale Orientierung in Form eines Wissens bieten, das sie mit den eigenen Verstandeskräften theoretisch nachvollziehen und praktisch verwirklichen können. Der „Scribent, der belustigen will“, kämpft gegen diese Subjekt/Objekt-Beziehung nicht an. Er kehrt sie um. Die Subjekte seiner Texte sehen sich, die lesenden Subjekte mit sich kurzschließend, in „lebhaftem“ Ablauf intimen, sozialen, ökonomischen und moralischen Situationen ausgesetzt, die zu ihrem Verständnis die Bezugnahme auf Grundsätze verlangen. Sie unterwerfen sich diesen Grundsätzen aber nicht, sondern schieben sich ihnen mitsamt ihren höchst privaten Wünschen, Interessen und Absichten unter, prüfen, messen, vergleichen, und, je nach dem Ergebnis: Sie gehorchen, sie weichen aus, sie stellen sich taub, sie vergehen sich lustvoll und bereuen notfalls ebenso lustvoll, sie argumentieren und diskutieren, bis sie den allgemeinen Grundsatz ihrem privaten Vorsatz angepasst haben. Das objektiv Allgemeine der „lehrenden Scribenten“ richtet sich an jedes gesellschaftliche Subjekt, insofern es nichts weiter als Subjekt ist, allenfalls Person eines Standes oder einer Zunft; der „Scribent, der belustigen will“, besonders diese Ausrichtung, indem er das Subjekt, auf das sie zielt, privatisiert, dem objektiv Allgemeinen das subjektiv vereinzelt Allgemeine entgegenstellt – mindestens ebenbürtig, der Tendenz nach manchmal sogar überlegen. Der lehrende „Scribent“ vertritt das Dogma, der belustigende die Kritik – am Dogma, noch nicht des Dogmas. So weit gehen die Autoren des Begebenheiten- und des pragmatischen Romans nicht. Sie zweifeln nicht offen an, sie denken nicht neu, sie formulieren nicht um. Aber ihre Heldinnen und Helden wagen erste Versuche, die Leitung ihres Verstandes durch andere zu beurteilen und sich so ein paar Schritte weit von ihr zu lösen. „Bringt es ein Scribent, der belustigen will, so weit, so hat er gewonnen, und seine Ehre steigt so hoch, als die Ehre des lehrenden Schriftstellers.“

John Barclay will mit seiner *Argenis* unserer Lesart nach nicht unterhalten, sondern belehren. Der Roman strotzt von Grundsätzen und Maximen, seine Heldinnen und Helden führen sie gern und häufig im Munde, ohne sie anders auf ihre eigene Lage anzuwenden als in logisch und rhetorisch kunstgerechter Ableitung. Sie ziehen sich und andere nur als Personen, nie als Individuen in Betracht. So kommentiert beispielsweise der Autor kurzweg, dass „die Völker den am treuesten lieben, den zu fürchten sie die meiste Ursache haben“.<sup>167</sup> *Ratio*

---

167 John Barclay, *Argenis*, II. Buch, 10. Kap.; aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Gustav Waltz,

*status*, ohne Rücksicht auf das Weh und Aber der ihr unterworfenen Subjekte. Gut zwei Generationen später lässt Zigler in der *Asiatischen Banise* seinen Oberpriester sehr anders argumentieren: „Welchen man zuviel fürchten soll, den hasset man, und welchen man schon hasset, der sollte viel lieber tot denn lebendig sein.“<sup>168</sup> Der kommentierende Autor rechnet bereits mit der besonderen Gegenwehr sich privatisierender Subjekte und hält sie für so gewichtig, dass er vom Gebrauch „des verdammlichen Ratio Status“<sup>169</sup> dringend abrät. Der Vorredner der *Hennrietta* hätte sich also klüger auf die seiner Zeit ja durchaus nicht unbekannte *Banise* als auf die *Argenis* berufen. Ob er schon im Bezug allgemein objektiver Grundsätze auf Figuren, wie ihn die Erzählung über die Abhandlung hinaus schafft, den Ansatz zu Unterhaltung und Belustigung sieht?

Der *Adalie*-Roman, zu dem wir hiermit nach dem obigen weiten Ausflug zurückkehren, entfaltet sich nicht weniger disparat und heterogen als der *Don Felix*. Er erweist sich als pragmatischer Roman, dessen Titelfigur sich wie die heroische Heldin eines hochhöfischen Staatsromans und zugleich wie eine nüchtern kalkulierende Bürgerfrau gebärdet, deren Grundsätze den Moralischen Wochenschriften entstammen. Das Curiöse und das Magische einerseits, das Zweckrationale und das Naturwissenschaftliche andererseits treffen ebenso unmittelbar aufeinander wie die feudalen und die bürgerlichen Konzepte von Liebe und Ehe. Die Kunst der mannigfach verschlungenen und überkreuzten, für gewöhnlich an Biographien geknüpften Handlungsstränge stammt aus dem Barockroman; in der *Adalie* wird diese Kunst dadurch überanstrengt, dass Staatsaffären und Fürstinintrigen Fragen der Ökonomie, der Administration und der Justiz und die wiederum Alchemie- und Magie-, Abenteuer- und Kriminal-Erzählungen begegnen. Die Liebe zu Zahlen-, Waren- und Namenlisten.<sup>170</sup> zur positiv additiven Genauigkeit, teilt der Roman mit dem *Don Felix*.

Anders jedoch als der *Don Felix* und darin über dessen Konstruktion hinausgehend besitzt die *Adalie* eine konsequente Kategorie, aus deren Blickwinkel die Titelfigur nach Meinung ihres Erzählers das, was ihr geschieht, beurteilt und

---

München 1891, S. 207. – Vgl. dazu Susanne Siegl-Mocavini, *John Barclays ‚Argenis‘ und ihr staatstheoretischer Kontext*, Tübingen 1999.

168 Anshelm von Zigler, *Die Asiatische Banise*, II. Buch; mit einem Nachwort hg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli, München 1965, S. 233.

169 Ebd. S. 319.

170 Dabei bedient er sich gern ohne Umschweife sprechender Namen. So heißen z.B. die Regimentschefs des Fürstentums Allarm (!): Mord, Todt, Rauch, Lerm, Krieg, Wind (siehe ebd. S. 409).

handhabt, eine Kategorie, die zwischen den verschiedenen Dimensionen und Episoden des Romans zwar nicht vermittelt, sie aber verbindet und auf einen gemeinsamen Fluchtpunkt bezieht: das Missvergnügen. Vergnügen meint zunächst das, was zufriedenstellt, was einem bestimmten Anspruch genügt, während die Vorsilbe miss- eine Verkehrung anzeigt, die eine Verfehlung zur Folge hat. Missvergnügen ist also ein Vergnügen, dessen Genugtuung sich im Vollzug in sich selbst verkehrt, es damit verfehlt und so ins Gegenteil mündet. Die Erfahrung solchen Missvergnügens durchzieht den Roman ebenso leitmotivisch wie das Wort selbst, sie prägt seine Heldin derart, dass er statt *Die misvergnügte Ehe in Adaliens Lebensgeschichte* ebenso gut heißen könnte: Die Lebensgeschichte der missvergnügten Adalie, obwohl, wie wir sehen werden, der Hauptgrund ihres Missvergnügens tatsächlich in ihrer Ehe beziehungsweise in ihren Ehen liegt.

Adalie, so werden wir zu Anfang unterrichtet, stammt von sehr reichen Eltern aus dem bayrischen Landadel ab und ist, wie es sich für eine Romanheldin gehört, außerdem ungemein schön und wohlgebildet (in jeglicher Beziehung). Kaum dass sie das Alter von vierzehn Jahren erreicht hat, meldet sich deshalb auch schon ein Freier, ein Kammerherr vom Hofe in München. Adaliens Eltern prüfen den Bewerber sorgfältig auf Vermögen, Abkunft und Einfluss, und da die Prüfung zufriedenstellend ausfällt, ersuchen sie ihre Tochter, in die Heirat einzuwilligen, was sie wie eine gut erzogene junge Adlige ganz dem Ermessen ihres Vaters anheim stellt. Im vertrauten Gespräch mit ihrer Kammerzofe Clara schlägt sie jedoch ganz andere Töne an, die zur Mentalität einer adligen Dame und ihrer Auffassung der Ehe merkwürdig dissonant klingen (ich zitiere Ausschnitte des Gesprächs, das der Roman in die Form des Bühnen-Dialogs<sup>171</sup> fasst):

171 Vielleicht ist dem Verfasser der *Adalie* Karl Friedrich Troeltschs *Vorrede von dem Nutzen der Schauspiels-Regeln bei den Romanen zu dessen Roman Geschichte einiger Veränderungen des menschlichen Lebens, In dem Schicksale des Herrn Ma\*\*\**, Leipzig 1753, zu Gesicht gekommen, in der es heißt: „Die Vorstellung machet ohnstreitig, dass der Dichter seine Ausdrücke danach einrichten muss. Er muss dem Schauspieler alle Worte in den Mund legen, und da dieser rühren soll, so muss er sich auch so ausdrücken, dass dieses erreicht werde. Und dieses hat gewiss in einem Romane seinen grossen Nutzen. Man lässt da die Leute gemeiniglich selbst erzählen, und man kann dabei oft die lebhaftesten Ausdrücke anwenden“ (ebd. S. 8f.). Troeltsch schlägt vor, die Regeln der Bühne für den Roman in Sprache und Handlungsführung, Charakterzeichnung und Spannungsaufbau zu nutzen, hält aber Episches und Dramatisches kritisch auseinander. Siehe hier zu ihm Liselotte E. Kurth, Karl Friedrich Troeltsch und der Roman der Aufklärung, „Modern Language Notes“ 85 (1970), S. 663–685. Johann Balthasar Kölbele geht in seinen *Pflichten des Christlichen Dichters in dem Dramatischen*, Frankfurt am Mayn 1769, einen

*Adalie*: Clara, du [...] wirst es sehen, dass mich der sogenannte Ehestand, in welchen mich meine Eltern stecken wollen, um meine ganze Freyheit und zeitliche Wohlfahrt bringen, in eine unzufriedene Gemüthsunruhe stürzen, und in die misvergnügteste Clavery bringen wird. Ich möchte nur wissen, worinnen der Stand der Ehe eigentlich bestehe, und was für Eigenschaften darzu vonnöten sind.

*Clara*: Gnädiges Fräulein! [...] Wann [...] Personen von beyderlei Geschlecht zu ihren mannbaren Jahren kommen, so entstehet bey ihnen eine geheime Neigung gegeneinander. Ein Cavalier sucht einer Dame, und diese ihm hinwiederum zu gefallen. Anfänglich heist man solche Triebe eine Hochachtung, nach und nach heisset es Liebe, [...] und da entstehet der Ehestand.

*Adalie* (mit dieser Erklärung unzufrieden): Ich soll [...] in den Ehestand treten, und empfinde gleichwohl gegen den Kammerherrn keine andere Neigung, als ich gegen dich hege.

*Clara*: Die Neigung wird sich bey ihnen zeitig genug finden [...] Haben sie [...] nicht, gnädiges Fräulein, gesehen, dass der junge Kammerherr die Zeit seines Hierseyns [...] ihre Gunst und Gewogenheit auf alle Art zu erwerben gesucht, sich stets zu ihnen gehalten, mit feurigverliebten Augen dieselben angesehen, durch reizende Mienen zu verstehen gegeben, dass er sie liebe, mit zärtlichen Worten ihnen offenbaret, dass er sie höher achte als alle Damens von der Welt, und sich glücklich schätzen würde, so er ein so schönes und tugendhaftes Frauenzimmer, als das Fräulein Adalie ist, zu seiner Eheliebste bekommen sollte. Dieses ist die Liebe, welche er zu ihnen trägt; sobald sie nun diese seine Neigung an ihm wahrnehmen, seine Bemühungen, ihnen zu gefallen, vermerken, und seine Verdienste in Betrachtung ziehen, sobald entstehet bey ihnen eine Hochachtung gegen ihm, sie nehmen seine Dienstleistungen willig und gerne an, sie erwidern solche mit zärtlichen Worten, und suchen sich ihm auf alle Art wieder gefällig zu erzeugen, und daraus wird eine so zärtliche Liebe, dass sie nichts mehr wünschen, als dass sie stetig ungetrennt in seinem Umgange leben möchten, denn sie halten ihn für den schönsten und würdigsten unter allen Mannspersonen.<sup>172</sup>

---

Schritt weiter: „Ich verstehe aber unter dem Dramatischen alle Arten von Heldengedichten, Romanen, Schauspielen und dergleichen“, denn: „Das Dramatische eine Nachahmung der Geschichte. Nach verschiedenen Arten“ (ebd. S. 11). Um seine Pflichten gegenüber der Form des Romans zu erfüllen, resümiert schließlich Johann Karl Wezel, „vereinigte der Verfasser alle Mittel, die dem Dichter verstattet sind – Erzählung und [!] Dialog, worunter man auch den Brief rechnen muss, der eigentlich ein Dialog zwischen Abwesenden ist“ (ders., *Herrmann und Ulrike*, Leipzig 1780, hg. und erl. von Gerhard Steiner, Leipzig, 1980, S. 8).

172 *Die misvergnügte Ehe*, ebd. S. 18–20.

Erstaunlich. Wie es sich für eine junge Adlige schickt, überlässt Adalie den ganzen Ehehandel zunächst ihrem Vater. Die Ehe symbolisiert im Feudalismus des 17. Jahrhunderts ein Abkommen, durch das sich zwei Familien, zwei Sippen, zwei Fraktionen um ihres ökonomischen oder politischen Vorteils willen miteinander verbinden. Von den Eheleuten, die diese Verbindung durch ihre Person und ihre Körper zu garantieren haben, werden nur Manieren und Haltung verlangt, „contenance“, die einen jederzeit freundlich distanzierenden und stets repräsentativen Umgang gewährleistet. In ihrer Unterredung mit Clara fordert Adalie nun plötzlich „Neigung“ gegen ihren künftigen Ehemann, die über die Achtung konventioneller Beziehungs-Regeln hinausreicht und sie damit stört. Dieser Widerspruch beherrscht den ganzen Roman: Seine Heldin Adalie betrügt und bewegt sich stets als adlige Dame, sie sagt sich von der feudalen Lebens-Ordnung nirgends los, aber sie denkt und empfindet bürgerlich. Der Erzähler versucht nirgends, diesen Konflikt zu entfalten oder gar auszutragen, obwohl er ihn unter dem Stichwort des Missvergnügens immer neu anzettelt. Beide Diskurse laufen unmittelbar neben- und ineinander. Die Grenze, die sie nach Meinung der Fortschrittsgeschichte voneinander trennen müsste, verringert sich zur Zäsur, zur Markierung eines Abstands, dessen Fuge zwar der Figur, nicht aber ihrem Erzähler zum Problem wird. Ihre soziale Glaubhaftigkeit und ihre persönliche Konsequenz stehen für ihn nie in Frage.

Die Neigung, die sie fordere, werde sich schon rechtzeitig einstellen, versichert Clara ihrem Gnädigen Fräulein. Wie denn? Nach Art und Weise eines semiotischen Rituals. Adaliens Bewerber hält sich stets in ihrer Nähe, sieht sie mit „feurigverliebten“ Augen an, zeigt ihr „reizende Mienen“ und sagt ihr „zärtliche Worte“. Körperhaltung, Blick, Gesichtsausdruck, Sprechstimme machen in dieser Bestimmtheit die Liebe aus, „welche er zu ihnen trägt“. Diese Bemühungen, ihr zu gefallen, sich also in streng formalisierter Gegenwärtigkeit auf sie zu beziehen, wird Adalie, meint Clara, nicht nur wahrnehmen, sondern ihre fehlerfreie Kunstfertigkeit so (be-)achten, dass sie deren Ensemble sich aneignet und sie so erwidert. Das Signifikat ‚Liebe‘ wird als im gesellschaftlichen Raum deutbares Symbol durch einen festgelegten Aufzug von Signifikanten erzeugt, der beim Körper und seiner Neigung (im Sinne des Wortes) beginnt und bei der Sprache und ihren Zu-Wendungen (wieder im Sinne des Wortes) endet. Sobald dieser Aufzug vollendet und sein Signifikat als Symbol gebildet ist, beginnt nun keineswegs der höchst verwickelte und komplizierte Prozess, der zwischen der Entzifferung des Symbols durch seinen Adressaten beziehungsweise seine Adres-

satin, seinem Eintrag in dessen beziehungsweise deren Selbstbewusstsein einerseits und der Umschrift des Eintrags in die aus ihm folgende Praxis andererseits stattfindet (von der Unerschöpflichkeit dieses Prozesses, seinen schier unendlichen Möglichkeiten des Verstehens und Missverstehens seiner beiden Protagonisten, zehren seit den *Leiden des jungen Werthers* alle bürgerlichen Liebesromane). Clara setzt vielmehr die Erzeugung des Symbols unmittelbar ineins mit seiner Realisierung. Kaum dass sie das Zeremoniell der Signifikanten, den Aufzug der Liebeszeichen an ihrem künftigen Ehemann wahrnimmt, so entsteht bei Adalie auch schon Hochachtung gegen ihn (die auf nichts anderes zurückzuführen sein kann als auf korrekten Zeichengebrauch) und daraus umstandslos zärtliche Liebe.

Machen wir uns kurz klar, in welchem literaturgeschichtlichen Umfeld dieser Text steht: Seit Anfang der 1740er Jahre wird in der Diskussion zwischen Leipzig und Zürich, zwischen Gottsched auf der einen, Bodmer und vor allem Breitinger auf der anderen Seite der starre Rationalismus der frühaufklärerischen Poetik zunehmend gebrochen, Einbildungskraft, Phantasie, Gefühl beansprucht und erhalten mehr und mehr poetische Rechte. Seit Mitte der 1740er Jahre rezipiert die deutsche Leserschaft mit immer steigender Intensität die großen rührenden Romane Samuel Richardsons, *Pamela* (1740) und *Clarissa* (1747/48). Der Richardson-Verehrer Christian Fürchtegott Gellert veröffentlicht im Erscheinungsjahr der *Clarissa* seinen ersten und einzigen Roman (*Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\**), der den Erfolg der *Pamela* noch übertrifft. Gleichzeitig mit einer in Perspektive und Methode eigenständigen Literaturkritik, den Arbeiten Nicolais und des jungen Lessing, setzt die bürgerliche Gefühlskultur ein, geht eine Welle des Empfindens (wenn auch noch nicht der Empfindsamkeit), der Geheimnisse des Herzens und der Zärtlichkeit des Gemütes über das gebildete Deutschland. Worte wie „Neigung“ werden zu Trägern einer Botschaft, die weit über das hinausgeht, was das feudale Liebes-Konzept des *Adalie*-Romans prägt. Die Hochachtung, die Adalie für ihren Anbeter fühlt, wenn sie wahrnimmt, wie korrekt und genau er das Zeremoniell der Signifikanten erfüllt, macht sie angeblich dessen Anspruch auf Erwidern, auf umkehrende Wiederholung geneigt. Die Zärtlichkeit, in die jene Hochachtung münden soll, kann nur in gleich zeremonieller Wiederholung bestehen. Gegenüber einem Vokabular, das sich anschickt, das Herz, die Seele, das Gemüt, kurz: die Innerlichkeit zu seinem Gegenstand zu machen, ohne sie zu vergegenständlichen, folgen Adalie und ihr Kammerherr einer Zeichen-Prozession, deren Terme ihre Beziehung einer erlern-

baren Prozedur unterwerfen und sie damit objektivieren. Sie führt geradewegs zum gesetzten, also die Übertragungen der Innerlichkeit von seinem Diskurs ausschließenden Begriff. Die heftige Ablehnung, mit der die empfindende und später die empfindsame Literatur auf alle rationale Deutung ihrer Schlüsselbegriffe reagiert, hat hier ihre Ursache. Unser Roman setzt sich über diese Ausschließung mit einer Selbstverständlichkeit hinweg, die man nur der Unempfindlichkeit zuschreiben kann. Er scheint den Ausschluss gar nicht zu bemerken, genauer: Im Wissen seines Autors vom Stand des epochalen Wissens, der als Autor ja selbst zu dessen inneren Ordnungsmächten gehört, ist das Bewusstsein dieses Ausschlusses noch gar nicht enthalten. Folgerichtig wird sein Roman von den Institutionen, mit denen die moderne Gesellschaft ihre Selbstverständnis erzeugt und überwacht, strukturiert und kontrolliert, schon sehr bald nicht mehr zur Kenntnis genommen und im Archiv des Nichtwissenswerten abgelegt.

Bevor wir nun auf Missvergnügen und Vergnügen in Adaliens Ehen analysierend eingehen, wollen wir uns einen Eindruck vom zeitgenössischen Disput um Sinn und Form der Ehe verschaffen. Wir folgen auch hier, unserer methodischen Absicht treu bleibend, den Konturen einer Momentaufnahme: *Der Spiegel unglücklicher Eheleute, welcher die abscheuliche Gestalt zanksüchtiger Männer und beissiger Weiber, diesen zur Beschämung und Besserung, andern aber zum Abscheu und Warnung, lebhaft vor Augen stellet. Nebst den gewissesten Mitteln, welche diesem Unheil gänzlich abhelfen und solches verhüten werden*, Haarburg 1756.<sup>173</sup> Der Verfasser ist anonym, nach Stil und Doktrin jedoch der protestantischen Orthodoxie Hamburger Couleur zugehörig. So positiv, wie er sich auf die ihr entsprechenden sozialen, kommunikativen und politischen Maximen bezieht, so negativ sein süddeutscher, vermutlich Münchner Zeitgenosse auf die Lebensform des Land- und Hofadels und ihre Leitsätze. Was für eine Gemeinsamkeit kann dann zwischen solchen Antipoden bestehen außer der Tatsache, dass sie Zeitgenossen sind? Beide berufen sich auf ihr jeweiliges Referenz-System nicht nur positiv oder negativ; sie suchen diesen Appell auch mit Gründen zu rechtfertigen, die auf den ersten Blick diesen Systemen zu entstammen scheinen, auf den zweiten jedoch von ihnen abweichen, ihnen an bestimmten Punkten sogar widersprechen, ohne dass den Autoren Abweichung und Widerspruch

---

173 In dem Exemplar, nach dem ich zitiere, hat ein unbekannter zeitgenössischer Leser durchgängig Anstreichungen vorgenommen. Sie zu verfolgen und sich ein Bild davon zu machen, was ihn nach seiner Meinung besonders angeht, wäre eine eigene kleine Untersuchung wert.

auffielen. In dieser Form der Begründung und ihren Gründen, worin eine ganz andere moralisch-politische bis anthropologische Systematik sich erkennen lässt, kommen beide Texte einander bis zur Übereinstimmung nahe. Das wollen wir im *Spiegel unglücklicher Eheleute* sogleich, in *Adaliens Lebensgeschichte* danach sichtbar machen.

Das Hauptaugenmerk des anonymen Verfassers gilt der Gewalt gegen (Ehe-) Frauen. Er kann kaum Worte finden, die diese Untat scharf genug verurteilen. Kurz: Ein „Frauen-Schinder wird von allen Christlichen und Billigkeit liebenden Gemüthern gänzlich verachtet und verabscheut, als ein solcher, welcher der menschlichen Gesellschaft schädlich ist“. <sup>174</sup> Seine Frage ist nun: Wie kommt dieses Verbrechen zustande? Was sind seine Ursachen? Sie liegen zunächst im sittenwidrigen Verhalten der Männer wie der Frauen, wie es ein Katalog der Laster beider Geschlechter sorgfältig auflistet (S. 41–83). Wie aber lässt sich diesem Verhalten steuern, wie es vermeiden, wie es ausmerzen? Durch Erziehung (S. 83–133). Sie reicht jedoch nicht aus, wenn sie nur bekämpft; sie muss auch berichtigen, Raum und Geltung für das schaffen, worauf eine gute Ehe sich gründet: „Hertzliche Liebe“ <sup>175</sup> und „gegenseitige Tugenden“ <sup>176</sup>.

Unser Autor redet seinem Selbstverständnis nach der Frauenemanzipation, der Gleichberechtigung beider Geschlechter durchaus nicht das Wort. An der bis zu Luther zurückreichenden protestantischen Ehelehre und ihrer theologischen Begründung, an der „Herrschaft, mit welcher der Mann über die Frau von Gott beliehen ist“, hält er unbeirrt fest: „Wie nun dem Geringern gebühret, sich nach des Vornehmern Willen zu richten; so ist es eine Schuldigkeit, dass die Frau sich nach dem Willen des Mannes richte.“ <sup>177</sup> Wo es ihm jedoch darum geht, die für eine gute Ehe notwendigen wechselseitigen Tugenden anzuführen, kommt ihm die ihm vorgeschriebene Dogmatik aus dem Gedächtnis:

Wo eines dem andern nichts in den Weg leget, das ihm zum Verdruß gereichen könne; wo es alle Reden, die dem andern unangenehm fallen möchten, vermeidet; wo es

174 *Der Spiegel unglücklicher Eheleute*, ebd. S. 9. – Vgl. dazu Evelyne Luef, „und vom drohen sei noch niemand gestorben“. Häusliche Gewalt im 18. Jahrhundert, in: Inken Schmidt-Voges, Hg., *Ehe – Haus – Familie. Soziale Institutionen im Wandel 1750–1850*, Köln/Wien 2010, S. 99–120.

175 Ebd. S. 145.

176 Ebd. S. 154. – Vgl. dazu Inken Schmidt-Voges, *Mikropolitiken des Friedens. Semantiken und Praktiken des Hausfriedens im 18. Jahrhundert*, Berlin 2015, S. 122ff.

177 Ebd. S. 179.

sich von allen Beleidigungen, auch vom Schein derselben, möglichster massen enthält; wo es hergegen sich dem andern in Worten liebeich, in Gebärden freundlich, in Dienstfertigkeit willig bezeigt; wo es des andern Fehler mit dem Mantel der Liebe zudeckt, die Versehen mit den Schultern der Gedult trägt, dem Irrigen mit sanftmütigem Geiste zurechte hilft, dem Zornigen Raum giebt, entweder mit Stillschweigen, oder Weichen, bis die erste wilde Hitze verlodert ist, da wird auch Friede, und dessen Früchte, Leben und Seegen wohnen.<sup>178</sup>

Eines dem andern. Das Andere seinem Anderen und das wiederum seinem. Jedem der beiden Beziehungs-Partner wird die Totalität derjenigen Eigenschaften gutgeschrieben, die den Einzelnen nicht nur gesellschafts-, sondern darüber hinaus auch liebesfähig machen. Keine Rede mehr von Vornehmeren und Geringeren, von Unterwerfung und Gehorsam, von hierarchisch begründeter und damit befehlsgebender Macht. Stattdessen den Zusammenhalt des gesellschaftlichen Ganzen symbolisierende Individuen, deren Machtanspruch sich an demjenigen des gleichberechtigten Anderen negatiuert, somit für das ihn erhebende Individuum gesetzt ist und sich in der Gleichgültigkeit des ihm entgegengesetzten anderen Anspruchs aufhebt. Beide Ansprüche verweisen in dieser ihrer Aufhebung auf eine dritte Bestimmtheit, die zwischen ihnen vermittelt und sie als ihre Momente an sich hat. Mit ihr wäre der Begriff einer sich durch sich selbst bestimmenden Gesellschaft für die ihn erst nur symbolisierenden Individuen vorhanden. Davon weiß der uns hier vorliegende Text (noch) nichts. Die Vergegenwärtigung dieses Begriffes scheitert; sie vergeht in der traditionell herrschenden Hierarchie, aber sie löst sich in ihr nicht auf, wie unser Text ebenfalls zeigt. Das hierarchische und das funktionale Modell der Macht verschränken sich, ohne einander zu berühren oder gar zu infizieren: Die revolutionär egalitäre Konsequenz solchen Kontaktes ist ebenso sehr noch Option wie die bürokratisch instrumentelle.<sup>179</sup>

178 Ebd. S. 159.

179 Die Modernisierung der Macht mündet zwar in ihren Begriff, aber sie endet nicht mit ihm, weil sie sich die in ihn eingedämmte Dynamik der Negativität stets von neuem zu eigen macht. „Sie kann einen Umschlag herbeiführen, ihren Ort wechseln, anderswo besetzen ... und die Schlacht geht weiter“ (Michel Foucault, Macht und Körper, in: ders., *Mikrophysik der Macht*, Berlin 1976, S. 106). Aber eben darin liegt für ihre Subjekte die Chance fortlaufend sich korrigierender Selbstbefreiung, wenn auch nie das Nirwana absolut endgültiger Freiheit, „weil diejenigen, die in diese Machtbeziehungen eingebunden sind, die in sie verwickelt sind, in ihrem Handeln, in ihrem Widerstand und in ihrer Rebellion diesen Machtbeziehungen ent-

Kehren wir mit diesem Vorwissen nun zu unserer Protagonistin zurück. Adaliens böses Vorgefühl für ihre Ehe bewahrheitet sich nur zu bald. Der Kammerherr entpuppt sich noch während der Hochzeit als Säufer und Wüstling, und als Adalie nach einigen Monaten ihrer Schwangerschaft innewird, muss sie erfahren, dass sich ihre vertraute Zofe Clara, die inzwischen zur Oberhofmeisterin ihres Hauses avanciert ist, in demselben Zustand befindet. Erbittert stellt sie ihren Ehemann zur Rede und erhält folgende Antwort:

Ist sie deswegen ungehalten, Adalie, sprach der Kammerherr. Ist sie eine Hofdame? sie weiss noch nicht nach Hofmanier zu leben. Ist denn das etwas ungewöhnliches, dass ein Cavalier meines Standes eine Maitresse hält. Sie sollte mir deswegen hoch verbunden seyn. Sie überlege nur den Nutzen, der ihr dadurch zuwächst. Sie wird auf das vortheilhafteste von dem Überflusse der Liebe verschonet, welches zur Erhaltung ihrer Schönheit ungemein viel beyträgt. Zudem so befindet sie sich schwanger, hat sie nicht nach ihrer Niederkunft eine Amme nöthig? ist es nicht gut genug, dass ich besorgt bin, derselbigen an Claren eine Person zu verschaffen, welche diesen Dienst verwalten möge. Ich suche mit Fleiss und Vorbedacht, Claren, ihre beste Freundin, in den Stand zu setzen, dass sie standesmässig meinen zukünftigen Junker säugen möge. Ist solches nicht zuträglicher, dass unsere Oberhofmeisterin, als dass eine algemeine Hure unsere Amme werde? Ist es nicht besser, dass unser zukünftiger Junker einer ehrlichen, tugendhaften, und mit Reputation zur Amme wordenen bekannten Freundin edle Milch genüsse, als dass eine geringe Vettel ihre durch Beyhülfe des liederlichsten Gesindels erhaltene Hurenmilch unserem Kinde einflösse [...] An unsern Beylager, und ehe wir noch ehelich zusammen gegeben wurden, war ich schon besorgt, wie ich für meine zukünftige Gemahlin eine Säugamme erhalten möchte, die ihr nach ihrem Wunsche ausschlagen müsse. Ich wuste nun mehr als zu wohl, dass meine geliebteste Braut nicht unfruchtbar bleiben würde, wie hätte ich die Absicht meiner Sorgfalt und Liebe gedeylicher anwenden können, als Claren zum Werkzeuge auszuersuchen, die mit Vergnügen ihrer Gebieterin Amme dermaleins vorstellen mochte.<sup>180</sup>

Adalie erwidert auf diese lange Rede kurz und bündig:

---

kommen können, sie transformieren können, kurz, ihnen nicht mehr unterworfen sein müssen“ (Foucault, *Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräch mit Ducio Trombadori*, Frankfurt/M. 1980, S. 117).

180 *Die misvergnügte Ehe*, ebd. S. 110f./S. 112f.

Der Kammerherr von Molinde hat seine eheliche Treue gebrochen, und ich werde hiermit der Claren gern gestatten, ihnen auch des Nachts als eine Beyschläferin Gesellschaft zu leisten. Ich gebe ihnen mein Wort, dass ich das durch ihre Untreue befleckte Ehebett niemals wieder betreten werde. Ich trage ein Pfand ehelicher Beywohnung bey mir, und das will ich selbst säugen und erziehen; sie wissen, dass ich ihnen gleich anfänglich versichert habe, dass ich bey einer vorfallenden Untreue und überzeugten Meineid unversöhnlich seyn würde.<sup>181</sup>

Adaliens Antwort spiegelt die bürgerliche Auffassung der Ehe als eines privatrechtlich geschlossenen Vertrags exakt wider.<sup>182</sup>

Denn der natürliche Gebrauch, den ein Geschlecht von den Geschlechtsorganen des anderen macht, ist ein Genuss, zu dem sich ein Teil dem anderen hingibt. In diesem Akt macht sich ein Mensch selbst zur Sache, welches dem Rechte der Menschheit an seiner eigenen Person widerstreitet. Nur unter der einzigen Bedingung ist dieses möglich, dass, indem die eine Person von der anderen, gleich als Sache, erworben wird, diese gegenseitig wiederum jene erwerbe; denn so gewinnt sie wiederum sich selbst und stellt ihre Persönlichkeit wieder her.<sup>183</sup>

Wer einen anderen Menschen als Mittel für die Befriedigung seiner Bedürfnisse gebraucht, macht ihn zur Sache und nimmt ihm damit seine Bestimmtheit als Mensch, das Grundrecht der Selbstbestimmung und damit der Freiheit. Dieser Widerspruch kann nur durch seine ihn verdoppelnde Umkehr berichtigt werden: Wer einen anderen Menschen als seine Sache benutzt, lässt sich von ihm ebenso

181 Ebd. S. 115. – Das trifft zu. Adalie hat ihm noch vor der Hochzeit versichert, „dass ich weder eine verdächtiger Person um mich dulden, noch, so ich meines Gemahls Untreue oder Besuch einer Maitresse [!] erführe, demselben ferner mehr für meinen Gemahl erkennen würde“ (ebd. S. 55).

182 Zur Vorgeschichte dieser Auffassung siehe Rüdiger Schnell, *Frauendiskurs, Männerdiskurs, Ehediskurs. Textsorten und Geschlechterkonzepte in Mittelalter und Früher Neuzeit*, Frankfurt/M. 1998. Zum 18. Jahrhundert siehe für einen ersten Überblick des Problems Ehe Günter Sasse, *Die Ordnung der Gefühle. Das Drama der Liebesheirat im 18. Jahrhundert*, Darmstadt 1996, S. 30–59. Zur Frage des Ehebruchs im besonderen siehe Ute Frevert, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. *Geschlechter-Differenzen in der Moderne*, München 1995, S. 181ff. Arne Duncker, *Gleichheit und Ungleichheit in der Ehe: persönliche Stellung von Frau und Mann im Recht der ehelichen Lebensgemeinschaft 1700–1914*, Köln/Wien 2003, S. 373–906, Inken Schmidt-Voges, Hg., *Ehe – Haus – Familie*, ebd. S. 9ff.

183 Immanuel Kant, *Metaphysik der Sitten*, 1797, A 25.

sehr und gleichermaßen als dessen Sache benutzen. Der Widerspruch hebt sich in seiner negativen Identität auf und stellt so die anfängliche Bestimmtheit seiner Momente wieder her. Bricht nun einer der beiden Beteiligten die Treue, so zerstört er diese Aufhebung einerseits dadurch, dass er den anderen nicht mehr ausschließlich als seinen anderen, als sich selbst an seiner Stelle nimmt, sondern als einen unter vielen, gleichgültig auswechselbaren anderen, die alle derselben Sache dienen und damit zu deren Sache werden. Andererseits entzieht er seinem ausschließlich anderen den Besitz seiner Person, wodurch er sich aus dem Zustand löst, selber ausschließlich anderer und damit Sache seines anderen zu sein. Er gewinnt seine freie Verfügung über sich zurück, während sein anderer ohnmächtiges Objekt dieser Verfügung bleibt. (Die Faszination der Verführung als Strategie der Geschlechterbeziehung, wie sie Choderlos de Laclos' *Liaisons dangereuses* – 1782, erste Übertragung ins Deutsche 1783 – so exemplarisch schildern, liegt weniger in ihren sexuellen Versprechungen als in der Aussicht auf einen Diskurs, in dem der eine Partner alle Macht über den anderen, dieser andere aber keine über ihn besitzt.) Wer also die Ehe bricht, löst sie auf, weil er sie in eine menschenrechtswidrige Einrichtung verwandelt, an der Adalie nur „misvergnügen“ haben kann. Sie zieht den entsprechenden Schluss, und will in seiner Konsequenz das Kind, das sie erwartet, „selbsten säugen und erziehen“.<sup>184</sup>

Im 16. Jahrhundert nehmen in Frankreich nur die Frauen der Aristokratie die Dienste von Ammen in Anspruch, im 17. Jahrhundert folgen die Frauen des Bürgertums ihrem Beispiel, und im 18. Jahrhundert geben Frauen aus allen Schichten ihre neugeborenen Kinder in die Hände einer Amme. Bei den Aristokratinnen und den wohlhabenden Bürgerinnen verquickt sich die Weigerung, ihre Kinder selber zu stillen, mit dem Versuch, sich und ihre Körper Praktiken der Sexualität und des Gebärens zu entziehen, die es ihnen unmöglich machen, eine selbstbewusste und selbständige gesellschaftliche Rolle zu spielen. Das Argument des Kammerherrn, Adalie möge doch den Nutzen für ihre Schönheit und deren soziale Geltungsfunktion bedenken, der daraus entspringe, dass er sich eine Maitresse halte, entstammt diesem emanzipatorischen Diskurs, wenn er ihm auch eine äußerst eigennützige Wendung gibt. Dieser Diskurs behauptet sich in Frankreich, bis ihn in der Mitte des 18. Jahrhunderts die überwältigende Wirkung der Schriften Rousseaus aus den Erörterungen weiblicher Sexualität und Sozialität verdrängt.

---

184 *Die misvergnügte Ehe*, ebd. S. 115.

Dem deutschen Bürgertum widerstrebt das Ammenwesen von Anfang an, aber es kann seiner Ausbreitung zunächst nicht wehren. In der Nr. 6 des „Patrioten“ vom 10. Februar 1724, einer der frühesten und bedeutendsten Morali-schen Wochenschriften, heißt es dazu über die Verhältnisse in Hamburg:

Indem ich aber des hiesigen Frauenzimmers erwehne: so muss Ihnen nothwendig von der unglaublichen Anzahl der Säug-Ammen, die in dieser Stadt befindlich, erzehlen. Diese sind insgemein junge unverheyrahtete Frauen, so der Zusage ihres Bräutigams zu viel getrauet. Sie werden fast in allen Häusern gehalten, und geniessen so grosser Höflichkeit, Pflege und Belohnungen, dass die neben ihnen dienende Mägde durch blosser Beneidung gereizet werden, auf Mittel zu denken, wodurch sie ihnen gleich-mässige Vortheile verschaffen mögen [...] Eine junge Ehe-Frau, die ihrer Niederkunft nahe ist, und deren höflicher Mann gerne ein Vater seyn will, hat für nichts anders zu sorgen, als für eine Mutter desjenigen Kindes, das sie selbst zur Welt bringen soll.<sup>185</sup>

Hört sich das nicht an, als habe es der Kammerherr von Molinde memoriert und gebe es jetzt zu seiner Verteidigung wieder? Dass man die Ammen mit so viel Höflichkeit behandelt, hat seinen Grund darin, dass man nach damals herrschender medizinischer Lehre überzeugt ist, Charaktereigenschaften und Gemüts-stimmung der Amme teilten sich durch die Muttermilch dem Kind mit. Wer kann demnach für sein ungeborenes Kind mehr Vorsorge aufbringen als Ada-liens Ehemann, der veranlasst, „dass unser zukünftiger Junker einer ehrlichen, tugendhaften, und mit Reputation zur Amme wordenen bekannten Freundin edle Milch genösse“, statt dass „eine geringe Vettel ihre durch Beyhülfe des lie-derlichsten Gesindels erhaltene Hurenmilch unserem Kinde einflöse“?<sup>186</sup> Und wer ist wohl ein höflicherer Mann als der nach Hofmanier lebende Kammerherr, der seiner Ehefrau „eine Mutter desjenigen Kindes, das sie selbst zur Welt bring-en soll“, besorgt, noch ehe sie dieses Kind empfangen hat?<sup>187</sup>

Soviel zur ersten Ehe. Jetzt zur zweiten und damit zur ersten Variation des „misvergnügens“.

185 *Der Patriot*, hg. von Michael Richey, Barthold Heinrich Brockes, Christian Friedrich Weich-mann u.a., nach der Originalausgabe Hamburg 1724–1726 in drei Textbänden und einem Kommentarband hg. von Wolfgang Martens, Berlin 1969–1984, Bd. I, S. 45f.

186 *Die misvergnügte Ehe*, ebd. S. 111.

187 Siehe zum gesamten Problemkreis Wolfram Malte Fues, Amme oder Muttermilch? Der Disput um das Stillen in der frühen deutschen Aufklärung, in: „Aufklärung“ 5 (1990), S. 79–126.

Der Kammerherr von Molinde ist bei der Schatzgräberei ums Leben gekommen, bei jenen magischen Praktiken, die, heutiger Börsenspekulation analog, der Aristokratie als das wirksamste Mittel des Gelderwerbs erscheinen. Adalie ist auch hierüber von Anfang an „misvergnügt“: „Dergleichen Wege zu Geld zu gelangen, sind nicht rechtmäßig und von dem Himmel nicht vorgeschrieben, sondern es heisset: Betet und arbeitet.“<sup>188</sup> Nun meldet sich ein neuer Freier, Prinz Solo, „der Bruder eines regierenden Fürsten, und übrigens ungemein galant“.<sup>189</sup> Was tun?

Diese Nacht nun brachte Adalie mit lauter Überlegungen zu. Was soll ich machen? dachte sie, soll ich mich nun von neuen in eine neue verdrüßliche Ehe einlassen? es ist zwar wohl wahr, dass ich auser der Ehe im ledigen Stande weit glückseliger wäre; allein ich habe keine Leibbeserben, ich muss mein Vermögen in fremde Hände kommen lassen, und habe keine Ehre von meiner ersten misvergnügten Ehe. Heyrathe ich aber wieder, so heisse ich alsdann eine Fürstin; ich bekomme einen liebenswürdigen Gemahl; ich habe annoch Hoffnung, einen Prinz und erben zu erlangen, und kan dereinst vergnügt sterben, wenn ich weiss, wem ich mein Vermögen hinterlasse.<sup>190</sup>

Kein Wort von Liebe. Kein Wort von Eheglück, stattdessen Lob der Glückseligkeit im „ledigen Stande“. Nichts als verständig nüchterne Überlegung, in der sich das feudale Argument der Standeserhebung und das bürgerliche der Vermögenssicherung überkreuzen (der regierende Kurfürst hat Adalie die Vormundschaft über ihren Sohn aus erster Ehe entzogen). Folglich trifft sie, so liebenswürdig der künftige Gemahl sich auch betragen mag, ihre Vorsichtsmaßnahmen. Sie gibt Prinz Solo zwar ihr Jawort, „worbey ich aber hoffe, dass mir einige wichtige Conditiones bündigst darbey stipulirt werden dürften“.<sup>191</sup> Aus der Heirat wird nichts. Adaliens künftiger Ehemann ist, wie sich im letzten Augenblick erweist, einer anderen versprochen, die ihr Recht mit Hilfe des regierenden Fürsten durchsetzt.

Dritte Ehe. Zweite Variation des „misvergnügens“.

Der Bruder der nunmehrigen Gemahlin des Prinzen Solo hat sich sterblich in Adalie, die von ihm nichts wissen will, verliebt, und ist aus Kummer darüber als Einsiedler in die Waldeinsamkeit gezogen:

188 *Die misvergnügte Ehe*, ebd. S. 184f.

189 Ebd. S. 227.

190 Ebd. S. 227f.

191 Ebd. S. 229.

Was meine jetzige Lebensart betrifft, so habe ich darzu hohe Ursache, denn ich bete eine Schönheit an, die mir doch nicht werden kan. Ich lebe demnach in denen waldichten Einöden, und bringe zu Ehren besagter vollkommenen Schönen meine misvergnügte Zeit in stillester Einsamkeit zu.<sup>192</sup>

Eine aus den Ritter-Romanen nur allzu bekannte Übung verzweifelnder Liebhaber, die der *Don Quijote* mehrfach beschreibt und der sich schließlich auch der Held des Romans in den Kapiteln 10 bis 12 des III. Buchs unterzieht. Die Theorie dieser Praxis ist einfach: Wer liebt, aber nicht wiedergeliebt wird, fügt sich selbst Entbehrungen und das aus ihnen hervorgehende Leid zu. Die Geliebte soll sich nun als Ursache dieses Leids sehen und demzufolge als seine Urheberin. Demnach muss sie sich als jemanden ansehen, der den moralischen Grundsatz verletzt, niemandem mutwillig Schaden zuzufügen. Dieses Betragen kann sie vor ihrem Gewissen nicht verantworten. Sie muss es ebenso bereuen wie ändern, welcher Entschluss zunächst die Form des Mit-Leids und dann die der Gegenliebe zu dem bisher vergeblich Liebenden anzunehmen hat. Diese Strategie, sich der Geliebten durch die Zwänge ihres Über-Ichs zu bemächtigen, hat nicht bei allen Frauen Erfolg. Die schöne Marcella aus dem Personal des *Don Quijote* durchschaut sie und löst sie auf: „Durch den natürlichen Verstand [...] begreife ich, dass alles Schöne liebenswürdig ist; aber das ist mir unverständlich, wie die, weil man sie liebt, gezwungen sei, den zu lieben, der sie als eine Schönheit liebt.“<sup>193</sup> Marcella will sich von derartigem Zwang gänzlich frei wissen und zahlt für diese Freiheit mit Gefühlsverzicht: „Ich bin frei, und es gefällt mir nicht, unterthan zu werden; ich liebe und hasse Keinen.“<sup>194</sup>

Bei Adalie scheint das Kalkül ihres Anbeters anfangs aufzugehen. Sie bekümmert „die Begebenheit des Herrn von Salle. Ich muss ihm den Ruhm beylegen, dass er es recht herzlich und treu mit mir meynet, und mich jammert, dass er sich, aus Liebe zu mir, als ein Einsiedler in die Wildniß begeben.“<sup>195</sup> Folgt nun Mit-Gefühl aus Kummer und Jammer? Aus dem Mit-Gefühl herzliche und treue Liebe zu demjenigen, der es „recht herzlich und treu“ mit Adalie meint? Nein.

192 Ebd. S. 237.

193 II. Buch, Kap. 6; Miguel de Cervantes Saavedra, *Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von La Mancha*, übers. von Ludwig Tieck, mit Illustrationen von Gustave Doré, Berlin 1872, Bd. 1, S. 71f.

194 Ebd. S. 73.

195 *Die misvergnügte Ehe*, ebd. S. 238.

Den Ausschlag zugunsten des Verliebten gibt das Angebot seiner Schwester, der jetzigen Gemahlin des Fürsten Solo. Ich will, versichert sie,

meinem Bruder den ganzen Landsitz, worauf er jetzo nur ein Landgut besitzt, für 40.000 Thaler [...] erkaufen, wenn ihm die Kammerherrin von Molinde zu Theil werden kann. Ja, damit die schönste Adalie nicht unter ihren Stand heyrathen möge, so will ich jetzo an den Grafen von Svelf einen Expressen abfertigen, der meinem Bruder an den churfürstlichen bayerischen Hofe eine würkliche Ehrenstelle auswürken solle.<sup>196</sup>

Unter diesen beiden Bedingungen stimmt Adalie der Heirat zu. Wieder entscheidet ein Kalkül statt eines Gefühls. Während der Herr von La Salle trotz seines adligen Namens eine bürgerliche Liebesehe zu erzwingen sucht, schließt die Kammerherrin von Molinde, obwohl sie, wie wir gesehen haben, auf den Bedingungen dieser bürgerlichen Ehe strikt besteht, eine feudale Konventionsehe. Feudaler und bürgerlicher Lebens-Entwurf überkreuzen und verquicken sich weiter, ohne dass es der Protagonistin bewusst und ihrem Erzähler zum Problem würde.

Auch diese Ehe wird unglücklich. Adalie hofft schon bald, „dass diese unerträgliche Last durch einen seligen Hintritt des Grafens ihren Schultern entnommen werden möchte, allein sie musste ganzer vier Jahr vergeblich seufzen und harren“.<sup>197</sup> Als die ersehnte Nachricht endlich eintrifft, stellt sie

ein grosses Freudenmaal an. Sie lud alle umherliegende Nachbarn, und theilte sogar unter ihre Unterthanen Victualien und Geld aus. Dieses Fest dauerte 8 volle Tage, und sie gab hierbey vor, es sey solches ihr Vermählungsfest, denn sie habe sich mit der edlen Freyheit auf ewig verlobet.<sup>198</sup>

Auf Anträge großer und größerer Herren pflegt sie zu erwidern:

Ich vertausche meine edle Freyheit nicht wieder mit den Fesseln ehelicher Slavery. Ich will durchaus nicht wieder heyrathen, sondern meine Lebenszeit in Genuß der vollkommensten Glückseligkeit eines ehelosen Lebens beendigen.<sup>199</sup>

196 Ebd. S. 239.

197 Ebd. S. 257.

198 Ebd. S. 268.

199 Ebd. S. 269.

Erinnern wir uns kurz: Diese Zeilen stammen aus der deutschen Literatur des Jahres 1754, nicht aus derjenigen etwa des Jahres 1794, wo sie in dieser Form auch nur schwer und mit einigem Wenn und Aber aufzufinden wären. Denn: Adalie feiert nicht die Befreiung von einer misslungenen und deshalb „misvergnügten“ Ehe, sondern die Befreiung von der Ehe als lebenslanger Zweiergemeinschaft überhaupt. Sie erklärt diese auf Liebe und Pflicht, Sympathie und Ökonomie gestützte, zentrale Institution bürgerlicher Gesellschaft, die zu ihrer Zeit noch in der Entwicklung steht und keineswegs als fraglos etabliert gilt, schlechthin für menschenwidrig und menschenunwürdig. Die Bedingungen, an die ihr Erfolg geknüpft ist, lassen sich von Menschen nicht einhalten, weder von Männern noch von Frauen. Beide Ehemänner Adaliens haben ihr die eheliche Treue gebrochen, sie selber hat in einem Anfall von irreführender Eifersucht einen Menschen erschossen und aus überhastig unbedachter Fürsorge ihren zweiten Mann mit einer falschen Arznei schwer krank gemacht. Glücklicherweise wird nur, wer das Vermögen (im doppelten Sinn) besitzt, sich alle Wünsche und Bedürfnisse aus eigener Kraft und nach eigener Maßgabe zu erfüllen, ohne Rücksicht auf diejenigen eines oder einer anderen – ein Robinson oder eine Robinsonin, wie sie die deutschen Robinsonaden so häufig entwerfen, allerdings eine, die nicht an ihre Insel geworfen wird, sondern sie sich selber schafft.

An diesem Punkt seines fiktional biographischen Berichts hält der Autor inne. Blickt zurück. Und erschrickt. Was hat er seinen auktorialen Erzähler da entwickeln lassen? Die Lebensgeschichte eines absolut freien Subjekts, das seine Freiheit als unbedingte Selbstbestimmung ebenso begreift wie übt und über die materiellen Mittel verfügt, seine Wünsche und Bedürfnisse auf so vernünftige Weise zu befriedigen, dass keines seiner Mitmenschen dadurch beeinträchtigt oder gar geschädigt wird.<sup>200</sup> Ihre Heldin nimmt die regulative Idee jenes so frei verantwortlichen wie verantwortlich freien Subjekts vorweg, um deren Präzisierung und Systematisierung fast ein halbes Jahrhundert später das Denken Kants, Fichtes und Hegels sich bemühen wird,<sup>201</sup> während die Männer, denen sie

200 Adalie verfügt über eine Urteilskraft, die nach Grundsätzen vorgeht und ihnen gemäß Interessen gegeneinander abwägen und miteinander ausgleichen kann. Von der späteren Mitregentin eines Fürstentums heißt es: „Adalie erzeugte sich bey dieser ihrer Mitregentschaft ganz ungemein gerecht, leutselig und gnädig, dass auch kein Unterthan zu finden war, der nicht mit seiner Fürstin vollkommen zufrieden gewesen wäre“ (ebd. S. 307).

201 „Etwas ist eigentlich erst, wenn es eigenständig ist, sich selbst erhalten kann, auf nichts anderes angewiesen ist. Und ein solches Sein ist für den Idealismus erreicht, wenn ein Subjekt die

begegnet, Schwächlinge sind, die nicht einmal ihre Begierden zu meistern wissen. Zu allem Überfluss fußt die Darstellung dieser Subjektivität darauf, dass sie die Unmöglichkeit glücklicher Ehe demonstriert, einer Institution, die sowohl feudalabsolutistischer wie bürgerlicher Gesellschaftlichkeit wesentlich ist, wenn auch aus anderen Gründen und in konträrer Form. Das kann so nicht stehen bleiben. Das muss zurechtgerückt werden.

Sie [Adalie] lobte die Freyheit des ehelosen Standes als den höchsten Schatz, den ein Mensch nur immer besitzen konte. Sie hatte einen empfindlichen Eckel und Abscheu für den Ehestand, und niemand durfte ihr das geringste von Heyrathsgedanken voreden. – In der Welt pflegt es nun also zu ergehen, dass mancher Mensch einen gewissen Entschluß fasset; allein der Erfolg seiner Handlungen fället gemeiniglich ganz anders aus. Wir werden solches an unserer Gräfin Adalie gar bald sehen.<sup>202</sup>

Wir, der Autor und sein Erzähler, werden es sogleich an ihr sichtbar machen. Wie wichtig es uns ist, sehen unsere LeserInnen daran, dass wir uns wie nur selten des Erzählerkommentars und der noch selteneren Vorausdeutung bedienen. – Prinz Solo, den Adalie in zweiter Ehe hat heiraten wollen, der ihr aber eine andere vorziehen musste, an die er vertraglich gebunden war, ist durch den Tod dieser anderen Witwer geworden. Er wendet sich nun unverzüglich an Adalie:

Unsere Liebe ist diese Jahre [...] nur unterbrochen, aber nicht aufgehoben worden [...] Sie haben sich zwar vest entschlossen gehabt, dass sie nicht wieder heyrathen wollen, aber dieses werden sie ohnmöglich halten können, wenn sie erwägen, dass ich ein grosses Recht und Anspruch auf dero Herz habe.<sup>203</sup>

Adalie überlegt:

Der Fürst war durch diese seine Gemahlin, die allererst gestorben war, ganz überaus reich geworden, denn sie hatte ihm alles vermacht, und nun war auch sein Herr Bru-

---

Welt so hat, dass sie ihm nicht genommen werden kann, dass es allgegenwärtig über sie verfügt und sie sich so zu eigen gemacht hat, dass es auch in allem anderen immer nur bei sich selbst ist“ (Max Horkheimer/Herbert Marcuse, Philosophie und kritische Theorie, in: „Zeitschrift für Sozialforschung“ 6/1937, S. 634).

202 *Die misvergnügte Ehe*, ebd. S. 277.

203 Ebd. S. 278 u.f.

der, der regierende Herr, verstorben, dadurch ihm abermals ein reiches Fürstenthum zugefallen war. Der Fürst war noch nicht alt, daher sie annoch Leibeserben zu hoffen hatte.<sup>204</sup>

Die bekannten Argumente: Vermögenssicherung, Vermögenszuwachs, Standeserhöhung. Aber dabei lässt es der Erzähler diesmal nicht bewenden: „Er war ein leutseliger, frommer und schöner Herr, der nicht nur liebenswerth war, sondern auch alle Eigenschaften hatte, welche eine vergnügte, ruhige und gesegnete Ehe hoffen liessen.“<sup>205</sup> Es gibt ihn also doch, den wünschenswerten Ehemann. Er muss, wie es aussieht, drei Eigenschaften besitzen, deren jede eine andere hervorruft, die mit den übrigen beiden dazu beiträgt, eine glückliche Ehe zu gewährleisten. Ist er leutselig, also umgänglich, gesprächig und unterhaltend, werden die Eheleute einander froh. Ist er fromm, also gottes-, gebots- und verbotsfürchtig, ist keine Unruhe durch Zank und Streit zu gewärtigen. Ist er schön, also von annehmbarem, angenehmem, anziehendem Äußeren, wird das Erzeugen von Nachkommenschaft keine Schwierigkeit haben. Sich dieses kleine Merkbuch günstiger Ehebedingungen rasch vergegenwärtigend erwidert Adalie, sie erkenne zwar kein Recht (wie ein feudales Jagd-Recht oder Gerichts-Recht) auf ihre Liebe an, aber

es ist dero [des nunmehrigen Fürsten Solo] Fürtrefflichkeit und ausnehmend tugendhafte Eigenschaften, welche meinem Herze die Fesseln anlegen, und mich abermals aus der Freyheit in eine süsse Slavery und angenehme Ehestandsbanden locken.<sup>206</sup>

Eine glückliche Ehe ist dann möglich, wenn sie, wie die bürgerliche es fordert, rein auf der Liebe eines Mannes und einer Frau zueinander beruht. Diese Liebe wurzelt hier, wie wir sehen, keineswegs in einem bloßen Gefühl, einer Gemengelage vielfältig motivierter und ebenso vielfältig metaphorisierbarer Zuneigung. Sie fusst auf klaren, deutlichen Gründen, und sie muss diese ihre Begründung in ihrer Praxis beweisen. Nur wenn ihr das gelingt, vermag sie die Wertordnung des selbstbestimmt freien, absolut mit sich einigen Subjekts zu ihren Gunsten umzukehren. „Ich vertausche meine edle Freyheit nicht wieder mit den Fesseln

---

204 Ebd. S. 279.

205 Ebd.

206 Ebd. S. 280.

ehelicher Slavery“, hat sich Adalie nach dem Ende ihrer unglücklichen zweiten Ehe mit dem Herrn von La Salle geschworen, und lässt sich jetzt, wo sie den eben genannten Beweis für erbringbar hält, „abermals aus der Freyheit in eine süsse Slavery und angenehme Ehestandsbanden locken“. Diese Wendung seiner Heldin „aus der Freyheit in die süsse Fesseln einer vergnügten Ehe“<sup>207</sup> ist dem Erzähler so wichtig, dass er sie durch eine entlehnte Maxime in Fettdruck und 14 Punkt Größe zu bestätigen sucht:

Dererjenigen Liebe wäre viehisch, welche den Leib liebten; dererjenigen, welche den Leib und den Geist liebten, menschlich; allein, dererjenigen Liebe englisch, die das Gemüth liebten.<sup>208</sup>

Adalie setzt hinzu: „Auf diese letztere Art ist auch meine Liebe zu dem Fürst Solo gewesen.“<sup>209</sup>

Zitieren lässt der Autor seine Heldin Honoré d’Urfé, *Les Epistres Morales et Amoureuses. Reveu, corrigé et augmenté en ceste dernière édition*, Paris 1619.<sup>210</sup> Aus dem Gedächtnis. Denn im Original lautet die Stelle über die verschiedenen Arten der Liebe:

Celuy qui n’ayme que le corps, s’appelle corporel; qui le seul esprit, spirituel; & qui tous les deux, homme. Le premier est vertu honteuse, le deuxième vice glorieux, & le dernier la vraye vertu humaine.<sup>211</sup>

D’Urfé gründet Liebe auf die Neigung zur Schönheit und versteht in neuplatonisch kabbalistischer Tradition<sup>212</sup> körperliche Schönheit als Vor-Zeichen seelisch geistiger und sie wiederum als Vor-Zeichen der absoluten Schönheit Gottes, zu der letztendlich alle Liebe drängt und dringt. In der körperlichen regt sich die seelisch geistige und in ihr die göttliche. D’Urfé hütet sich also, die Liebe zur

207 Ebd. S. 286.

208 Ebd.

209 Ebd.

210 Siehe dazu: Maxime Gaume, *Les inspirations et les sources de l’œuvre d’Honoré d’Urfé*, Lille 1980, sowie Bruno Méniel, *L’éthique des épîtres morales (1598–1610)*, in: „Bulletin de l’Association d’étude sur l’humanisme, la réforme et la renaissance“ 57 (2003), S. 109–131.

211 Livre second, Epistre III, S. 241. – Es handelt sich um den letzten Brief des zweiten Buches. Eine deutschsprachige Version der *Epistres Morales* habe ich nicht ausfindig machen können.

212 Siehe ebd. S. 231 ss.

Körperschönheit „viehisch“ zu nennen; sie ist an sich eine Tugend, aber sie wird eine schimpfliche, schmäbliche Tugend, wenn sie auf sich beharrt und nicht zur seelisch geistigen Liebe aufsteigt. Ebenso wenig erscheint ihm die bloß aufs geistig Seelische gerichtete Liebe als „englisch“, sondern vielmehr als ein glorreiches Laster, oder besser: als ein glorreicher Mangel, weil sie über ihrem Drängen nach der absoluten Schönheit Gottes vergisst, dass diese Schönheit sich noch im kleinsten, unscheinbarsten Ding spiegelt und ihm so seine Form und seine Bedeutung gibt. Wahrhaft menschliches, gemäß der Schöpfungs-Ordnung richtiges Verhalten zeigt nur, wer in der einen Schönheit die andere und also Schönheit überhaupt als Reflexions-Medium liebt.

Die *Misvergnügte Adalie* stellt als erstes die von d’Urfé eingerichtete Stufenfolge um: „viehisch – menschlich – englisch“. Das Menschliche enthält nicht mehr die vollendete Bestimmung des Liebesbegriffs, sondern nur noch den Übergang zum Englischen, Engelhaften, Engelgleichen. Zweitens entstellt sie d’Urfés unmittelbare Reflexivität zu ebenso unmittelbarer, schroff negativer Differenz, in der die Bestimmungen einander nicht mehr hervorrufen und ergänzen, sondern vertreiben und löschen. An die Stelle eines sich in sich spiegelnden Denkbildkreises, „der in sich geschlossen ruht und als Substanz seine Momente hält“, tritt „die Tätigkeit des Scheidens“, treten „Kraft und Arbeit des Verstandes“,<sup>213</sup> ohne dass der Diskurs, in dem dieser epistemische Wechsel sich vollzieht, ihn bedächte oder auch nur bemerkte. Er gibt für Affirmation aus, was sich schon beim ersten Hinsehen als Differenz erweist.

Es wäre, schließt das Pseudo-Zitat der *Misvergnügte Adalie*, „dererjenigen Liebe englisch, die das Gemüth liebten“. Hier überlagern sich zwei konträre Bedeutungen des Begriffs ‚Gemüt‘, die beide im Text zur Geltung kommen, ohne dass er sie wahrnehme oder gar überlege. In der deutschen Mystik bezeichnet Gemüt denjenigen Ort im Gesamt der menschlichen Vermögen, an dem die sinnlichen Affekte und die geistigen Ideen, die diffus materiellen Vorstellungen und die reinen intellektuellen Formen einander begegnen und berühren. Das Dasein der Engel nun drückt sich auch nach Meinung d’Urfés rein in diesen intellektuellen Formen aus, und ihre Erkenntnis Gottes entspricht deren Reinheit.<sup>214</sup> Wer also das Gemüt liebt, vermag die in ihm liegenden engelgleichen

213 Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Vorrede; ebd. Bd. 3, S. 36.

214 „Dieu donne plusieurs & diuers degrez pour attirer à son amour toute chose. Aux Anges les intelligences pures, d’autant que de la beauté de leur cognoissance naist leur perfection“ (*Epistres Morales et Amoureuses*, S. 240).

Formen zu lieben, eine Liebe, die man mit Recht „englisch“ nennen kann. In der deutschen Aufklärungs-Philosophie nach Leibniz und vor Kant nimmt ‚Gemüt‘ hingegen eine andere Bedeutung an. Bei Gottsched bezeichnet es denjenigen Ort in Selbstgefühl und Selbstbewusstsein, an dem die Leidenschaften affektiv und reaktiv aufeinandertreffen, den Ort, an dem Begierde und Abscheu, Hoffnung und Furcht sich wechselseitig entzünden und verstärken.<sup>215</sup> (Die reinen Formen engelhaft intellektuellen Daseins werden zu Maschinen eines rein menschlich irdischen.) Christian Wolff führt diesen Begriff des Gemüts eine Schlussfolgerung weiter: Wenn es der Ort kollidierender und expandierender Affekte ist, dann ist es auch der Ort, an dem der praktische Verstand seine Materie und seine Aufgabe hat, der Ort, an dem er seinen Kategorien und ihrer Wertordnung gemäß das menschliche Verhalten korrigieren und regulieren kann.<sup>216</sup> (Der leidenschaftlichste Mensch ist seiner Möglichkeit nach auch der tugendhafteste.) Die Liebe zu einem solchen Gemüt bestätigt Adalie, wenn sie ihrem künftigen Ehemann erklärt, „es ist dero Fürtrefflichkeit und ausnehmend tugendhafte Eigenschaften, welche meinem Herze die Fesseln anlegen.“<sup>217</sup> Sie teilt offenbar die Zuversicht der rationalen Psychologie Wolffs, „die [...] Beschaffenheit der äuserlichen Handlung mit der innern [zu] erkennen“.<sup>218</sup> Sie ist überzeugt, die Beziehung zwischen äußerem Tun und inneren Beweggründen durch einen notwendigen und hinreichenden Begriff der Seele beziehungsweise des Gemüts zu erfassen; demzufolge aber auch, die „Beschaffenheit der äuserlichen Handlung“ mit Hilfe ihrer Kenntnis von deren inneren Bedingungen in allen Bestim-

---

215 „Einen heftigen Grad der sinnlichen Begierde [...] nennen wir einen Affect, oder eine Gemütsbewegung. Man nennet sie [...] auch Leidenschaften: weil das Gemüth gleichsam von den Affecten bestürmet und beunruhiget wird [...] Die Seele ist niemals thätiger und geschäftiger, als wenn sie in Affecten steht: indem sie alsdann, entweder mit der größten Heftigkeit nach einem Dinge strebet, oder davor flieht“ (Johann Christoph Gottsched, *Erste Gründe der gesamten Weltweisheit, Theoretischer Teil*: Von der sinnlichen Begierde und den Affecten, Siebente vermehrte und verbesserte Auflage Leipzig 1762 (Ersterscheinung 1743), § 962).

216 „Das menschliche Gemüth fasset sehr vieles in sich! ob man aber schon bisher geglaubt hat, dass man nicht hineinsehen könnte [...]; so bin ich doch gewiss versichert, dass man, wenn ich meine Lehre von der Seele werde herausgegeben haben, auch gar wohl auf den Grund des Gemüthes zukommen seyn werde [...], welches dem menschlichen Geschlechte zu nicht geringem Nutzen dienen sollte“ (Christian Wolff, Von dem Vergnügen, welches man aus der Erkenntniß der Wahrheit schöpfen kann; *Gesammelte kleine philosophische Schriften*, Bd. V, Halle 1740, S. 308 u.f.). Die eben zitierte Schrift ist 1730 erschienen, Wolffs *Psychologia rationalis* erst 1734.

217 *Die misvergnügte Ehe*, ebd. S. 280.

218 Von dem Vergnügen ..., ebd. S. 309.

mungen und Ableitungen einzusehen, statt von der „äuserlichen Handlung“ auf deren innere Wirklichkeit schliessen zu müssen: Ideo-Gnomik statt Physio-Gnomik.

Im Text der *Misvergnügte Adalie* sind beide Bedeutungen des „Gemüths“ angelegt; beide lassen sich, wie eben gezeigt, mit ihm belegen. Beide bleiben jedoch unter seiner Oberfläche; sie berühren einander nicht, sie werden einander nicht entgegengesetzt, sie werden weder in ihrer Gegensätzlichkeit reflektiert noch auf ihre Vereinbarkeit hin problematisiert; aber sie eröffnen den Diskursraum, in dem ihre Positivität, ihre Differenz und ihre Identität ihre Statt finden können. Zeigen sie somit nicht ein Denken an, „das sich ausserhalb jeder Subjektivität aufhält, wie um von aussen deren Grenzen sehen zu lassen, deren Ende anzukündigen, um ihre Zerstreung aufblitzen zu lassen und um ihre endgültige Abwesenheit in sich aufzunehmen“<sup>219</sup> – und zwar in eben dem geschichtlichen Augenblick, in dem die Bildung dieser Subjektivität zu ihrer absolut innerlichen Totalität noch aus- und bevorsteht?

Damit verlassen wir für diesmal unsere Protagonistin. Ihr künftiges Schicksal trägt den Zwängen und Zufällen einer fürstlichen Dame im bürokratisch feudalen Herrschaftssystem Rechnung, wobei unaufgeklärter und aufgeklärter Absolutismus, Mätressen- und Günstlingswirtschaft, genealogische, ökonomische und militärische Wirren besonders in Anschlag kommen. Adalie verwandelt sich zusehends aus dem Subjekt der Handlung in ihr Objekt. Der bis hierhin pragmatische, ja im Ansatz schon moralische Roman fällt in die Reihungen des Begebenheiten-Romans zurück, die vom „misvergnügen“ seiner Heldin stichwortartig und leitmotivisch bis in ihren letzten Satz zusammengehalten werden.

## V

Neben *Adaliens Lebensgeschichte* steht ein Paralleltext, der mit ihr nicht nur das Erscheinungsjahr teilt, sondern ihr auch nach Inhalt, Gattungszugehörigkeit, Perspektive und Erzählstruktur ähnlich, obzwar nicht gleich ist: *Die vortreffliche europäische Lucretia, nach denen wahrhaften Umständen ihres Lebenslaufes entworfen von einem redlichen [!] Teutschen*, Frankfurt und Leipzig 1754. Das

219 Michel Foucault, Das Denken des Draussen, in: ders., *Schriften zur Literatur*, Frankfurt/Berlin/Wien 1979, S. 133.

tönt zunächst wie der Titel eines hochhöfischen Barockromans; von ihm geblieben ist allerdings nur, dass die Lebensgeschichte der Heldin tatsächlich den (sehr dünnen) Faden bildet, an dem zunächst eine Kuriosität nach der anderen, eine „Merckwürdigkeit“ nach der anderen aufgereiht wird. Die Geschichten und Geschichtchen könnten alle aus Eberhard Werner Happels 1686 erschienenen *Relationes Curiosae* oder verwandten Sammlungen stammen. Der Roman enthält überdies eine Fülle anderer Textsorten in Mini-Ausführung: Abenteuer-Romane, Apotheker-Rezepte, Ehe-Pakte, Briefe nach Briefsteller, Zeremonien, Rituale ...

Ich gehe zunächst auf zwei Eigentümlichkeiten des Titels näher ein und gebe dann eine gedrängte, regestartige Übersicht des Romangeschehens, um zu zeigen, wo mögliche Anknüpfungspunkte für kulturgeschichtliche Reflexion, Stil- und Erzählanalyse liegen.

Also: *Die [...] europäische Lucretia*. Der Titel orientiert sich, was das Beiwort „europäisch“ angeht, meiner Vermutung nach an den Romantiteln Happels. Er veröffentlicht nicht nur *Der Europäische Toroan*, Hamburg 1676, sondern zwischen 1685 und 1690 auch fünf mehrbändige Romane, die alle den Untertitel *Europäischer Geschicht-Roman* tragen. Näherhin mag der Titel beeinflusst sein von [Johann Carl Eberhard], *Der unvergleichlichen Schäferin: Oder der Europäischen Bannissetta, Sonderbare Reise= Liebes= und Lebens=Geschichte, Wegen ihrer Merckwürdigen Begebenheiten herausgegeben von dem Autore*. Franckfurt und Leipzig 1753, ein moralisch-politisch stark interessierter Begebenheiten-Roman, der sich nun seinerseits in doppelter Weise auf den hochhöfischen Staatsroman zurückbezieht. Dann: [...] *von einem redlichen Teutschen*. Redlich? Was hat das Wort, das uns in dem kurzen Abriss idealer Gesellschaftlichkeit aus den *Wunderbaren Begebenheiten Des edlen Herrn von Liebensburgs* schon einmal begegnet ist, hier zu suchen? – Redlichkeit, Probitas, ist das Prinzip bürgerlicher Umsicht schlechthin und damit der Grundsatz, auf dem bürgerliche Vergesellschaftung überhaupt beruht. Denn „die bürgerliche Klugheit [...] siehet vornehmlich auff die Regierung einer Republic und alle Theile der Majestät / dahero man sie auch die Klugheit Gesetze zu geben zu nennen pflaget“.<sup>220</sup> Das Gesetz gewährleistet zwar einerseits die Gleichheit aller Bürger vor seinen Bestimmun-

220 Christian Thomasius, *Kurtzer Entwurff der Politischen Klugheit, sich selbst und andern in allen Menschlichen Gesellschaften wohl zu rathen, und zu einer gescheiden Conduite zu gelangen*; Frankfurt/M. 1707, Kap. II, § 51.

gen, insofern und weil sie es selbst beschlossen und erlassen haben. Andererseits aber fordert es von ihnen, dass sie sich diese Bestimmungen alle in gleicher Weise zu eigen machen, sowohl sich selbst als auch anderen gegenüber, sowohl in ihrem Denken wie auch in ihrem Handeln. Diese Gesetzestreue, diese unbedingte Selbstverpflichtung auf allgemein festgesetzte Gebote und Verbote heißt Redlichkeit. Allein auf ihr beruhen der soziale Zusammenhalt und der Erfolg aller zweckdienlichen Abläufe in einer Gesellschaft, die keine ihr transzendente Begründung kennt und anerkennt, sondern sich allein durch ihren moralischen Willen politisch konstituiert und konsolidiert. Auch die kleinste Verletzung solcher Redlichkeit gefährdet diese bürgerliche Gesellschaft; ihr Verlust richtet sie zugrunde.<sup>221</sup> Gelingt es dem Bürger, diese Pflicht zu erfüllen, belohnt ihn eine Emotion, die in der Praxis der regulativen Idee heranwächst, ein Gefühl, das den gelebten Begriff lebens- und liebenswürdig macht: Selbstgewissheit und Weltgewissheit, Vertrauen in die eigene Zuverlässigkeit und in die der Mitmenschen, in die gesellschaftlich allgemeine Fähigkeit, Absprachen, Übereinkommen, Verträge unverbrüchlich einzuhalten. „Wer treu und redlich ist / fordert mit Recht / dass man ihm wieder traue.“<sup>222</sup>

Konzept und Programm der Redlichkeit wie des Redlichen treten, soweit ich sehe, mit Johann Michael von Loens *Der Redliche Mann am Hofe; Oder die Begebenheiten des Grafens von Rivera* (1740) in den deutschen Roman über. Das findet Nachahmung; ich gebe einige Beispiele. Zunächst: *Begebenheiten des Herrn Redlichs*, vier Teile, 1769–1771. Dieser Roman hat eine so eigenartige und für die deutschen Original-Romane, mit denen wir uns hier beschäftigen, zugleich so charakteristische Publikationsgeschichte, dass ich sie wenigstens kurz skizzieren will.<sup>223</sup> Sie beginnt mit: [Christian Opitz], *Die Gleichheit des menschlichen*

221 „Die bürgerliche Gesellschaft also zu erhalten, ununterbrochen in ihr zu verharren, alles zu unterlassen, was auch nur auf eine Zeit lang das Band der bürgerlichen Vereinigung auflöst, ist die erste Pflicht des moralischen Menschen“ (Christian Garve, *Ueber die Gränzen des bürgerlichen Gehorsams, und den Unterschied von Theorie und Praxis, in Beziehung auf zwey Aufsätze in der Berliner Monatsschrift*; hier zit. nach: Popularphilosophische Schriften, im Faksimiledruck hg. von Kurt Wölfel, „Deutsche Neudrucke“, 2 Bde. Stuttgart 1974, Bd. 2, S. 1122).

222 Thomasius, *Politische Klugheit*, ebd. Kap. VIII, § 25. – Der Redliche, eine 1751 in Nürnberg erschienene Wochenschrift, geht noch einen Schritt weiter: „Die Offenherzigkeit eines Redlichen bestehet darinnen, dass er dem Nächsten und Freunde alles entdeckt, was zur Vermehrung seines Wohls und seiner Glückseligkeit dienlich ist“ (hier zit. nach: Wolfgang Martens, *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*, Stuttgart 1968, S. 350).

223 Hayn und Gotendorf meinen, die Teile 1–3 stammten von Christian Opitz, Teil 4 von Schum-

*Herzens bey der Ungleichheit ihrer äusserlichen Umstände in der Geschichte Herrn Redlichs und seiner Bedienten in einer Moral.* „Wittenberg und Zerbst bey Samuel Gottfried Zimmermann 1756“. 1770 erscheint am selben Ort eine „Zweyte Auflage“, nun aber unter dem kurzen und knappen Titel *Begebenheiten des Herrn Redlichs*. Dies deshalb, weil 1769 „Frankfurth und Leipzig“, also in einem andern Verlag, bereits ein „zweyter Theil“ erschienen ist, dem sich die neue Auflage des ersten nun anschließen muss.

Dieser zweete Theil der Begebenheiten des Herrn Redlichs ist von drey oder vier Verfaßern. Daher der Mangel in der Anlage und im Zusammenhange. Er ist nicht schlechter, als der erste und nicht besser. Daher taugt er gar nichts. In der künftigen Meße wird sichs zeigen, ob der dritte Theil eben so wenig taue.

So die Vorrede. Dieser dritte Teil, wiederum von jemand anderem verfasst, erscheint „Frankfurth und Leipzig“ 1770 und „enthält eine getreue Fortsetzung von dem, was im ersten und andern Theil vorgekommen ist“, verspricht die Vorrede. „Auf künftige Michaelismesse, denkt man den vierten Theil zu liefern.“ Dieser vierte Teil erscheint tatsächlich „Frankfurth und Leipzig“ 1771 und stammt aus der Feder von Johann Gottlieb Schummel,<sup>224</sup> dem Autor eines auch heute noch nicht völlig vergessenen, 1983 in der *Bibliothek des 18. Jahrhunderts* wieder herausgegebenen Romans: *Spitzbart. Eine komi-tragische Geschichte für unser pädagogisches Jahrhundert*, Leipzig, Weygandsche Buchhandlung 1779. Schummel schickt seiner Arbeit eine Vorrede voraus, „die der Leser schlechterdings nicht überschlagen darf, wenn er gegenwärtigen Theil von den Begebenheiten des Herrn Redlichs verstehen will“, und nutzt sie zu einer unbarmherzigen Kritik an seinen Vorgängern. Sie taugen, den ersten ausgenommen, dem wenigstens

---

mel. Das trifft, wie sich gleich zeigen wird, so nicht zu. Vgl. dies., *Erotica & Curiosa*, ebd. Bd. II, S. 630.

224 Siehe zu ihm Wilhelm Gierke, *Johann Gottlieb Schummel und seine Romane. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und Pädagogik im 18. Jahrhundert*, Borna 1915, Georg Weigand, *Johann Gottlieb Schummel: Leben und Schaffen eines Schriftstellers und Reformpädagogen – ein Beitrag zur Geschichte der pädagogischen Literatur der Aufklärungszeit*, Frankfurt/M. 1925, Karlheinz Kärbling, Gotthilf Sebastian Rötger, *Johann Gottlieb Schummel und der Kreis um Gleim: die Aufklärung in Magedeburg*, in: Landesheimatbund Sachsen-Anhalt, Hg., *Freier Geist in engen Mauern. Magdeburg im Zeitalter der Aufklärung*, Halle 2006, S. 8–29 und S. 30–54, sowie Fred Oberhauser/Axel Kahrs, *Literarischer Führer Deutschland*, Frankfurt/M. 2008, S. 795–807.

noch „lobenswürdige Absicht“<sup>225</sup> zugestanden wird, allesamt nichts, so dass, erklärt Schummel, „ich mir die Freyheit nehme, die alten unbrauchbaren Lap- pen wegzuwerfen und an deren statt neue zu setzen“.<sup>226</sup> Sodann: [Johann Christian Brandes], *Die Folgen der Großmuth und Redlichkeit, In der Lebensgeschichte des Herrn Bs. Von ihm selbst entworfen*. „Breslau und Leipzig, Bey Daniel Pietsch, Buchhändler, 1762“.<sup>227</sup> Der Held dieses Romans ist zwar großmütig und redlich (bis zur halsbrecherischen Naivität), aber antriebslos und entschluss- schwach. Er macht am Ende sein Glück nicht aus eigener Tatkraft, sondern durch unverhoffte Zufälle, helfende Schickungen. Was er gewinnt, fällt ihm zu; seine Redlichkeit besteht im Kern aus Geduld, Ausdauer und nicht zu brechender Zukunftsfreude.<sup>228</sup> Was auch immer der Held verliert – er bekommt es in der einen oder anderen (besseren) Form zurück, nicht zuletzt Frauen. (Emilie ersetzt Caroline nicht nur, sie übertrifft sie im Angebot.) Das schließt Kummer und Verzweiflung nicht aus, sondern ein, zeigt aber die andere Seite der ‚Trauerar- beit‘: Während sie den Verlust des geliebten, begehrten Objekts meistert, beschwört sie gerade darin seinen Ersatz herauf, der den Verlust nicht nur kom- pensiert, sondern als glückbringende Leerstelle nachträglich sinnvoll macht.<sup>229</sup> Romane dieses Typs erfüllen den gleichen Auftrag wie die heutige Ratgeber- Literatur, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen: Während der Ratgeber das Subjekt einer sich andauernd ändernden, aber von ihm nicht zu ändernden Gesellschaft anweist, wie es sich ihr am nützlichsten anpasst und ihm die allei- nige Schuld gibt, wenn die Anpassung scheitert,<sup>230</sup> lehrt Herr Bs. seine Leser, in

---

225 Ebd. S. 2.

226 Ebd. S. 7.

227 Vgl. zu diesem Roman Potthast, *Die verdrängte Krise*, ebd. S. 122ff.

228 Herr Bs. [Brandes?] gleicht damit – wie viele Protagonisten des Begebenheiten-Romans – *au fond* einem Märchenhelden: einem Menschen, „der isoliert und eben deshalb universal bezie- hungsfähig seinen Weg gehe, geführt und getragen von Ratschlägen, Hilfen, Gaben, die er unbefangen entgegenzunehmen vermag, obschon sie ihm von Figuren dargereicht werden, deren Herkunft und Wesen er nicht kennt“ (Max Lüthi, *Märchen*, 10. Aufl. Stuttgart/Weimar 2004, S. 98).

229 Zur mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs beginnenden konsumistischen Vollendung dieser Subjektform siehe Bernard Stiegler, *Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien*, Frankfurt/M. 2008, sowie ders., *Hypermaterialität und Psychomacht*, Berlin/Zürich 2010.

230 Siehe dazu beispielsweise Sabine Maasen, Jens Elberfeld, Pascal Eitler, Mark Taendler, Hg., *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ‚langen‘ Siebzigern*, transcript 2011.

unerschütterter Standhaftigkeit bei den Maximen der Redlichkeit auszuharren, bis die Gesellschaft sich seiner erinnert und den beharrlichen Gehorsam belohnt. Dass sie ihn letztendlich belohnt, steht außer Zweifel. Schließlich: *Der scheinheilige Betrüger, in den lustigen und nachdenklichen Begebenheiten des schalkhaften, verliebten, kriegerischen, leichtfertigen, andächtigen und gefährlichen Herrn Tartüffe Windrohrs, nach zuverlässigen Nachrichten theils glaubwürdiger Personen, theils aber aus dessen eigenem Munde, doch ohne dessen Vorwissen, beschrieben von Einem Redlichen Manne.* Frankfurt und Leipzig, 1765.<sup>231</sup>

Beschrieben von einem redlichen Manne. Der Herr Bs. verantwortet seine Lebensgeschichte selbst, behauptet schon das Titelblatt. Lucretius Lebenslauf hingegen ist *von einem redlichen Teutschen* entworfen worden. Die unter der Ägide der Redlichkeit stehenden Romane teilen sich offenbar in zwei Klassen: eine, in der ein redlicher Mann von sich berichtet, und eine, in der von einem redlichen Mann berichtet wird. Beide kommen jedoch in der Beteuerung redlichen Berichts in der Erzählung überein. Weshalb?

Nach 1750 geben die Moralischen Wochenschriften ihre Feindschaft dem Roman gegenüber auf und stellen ihn mit sich selbst auf die gleiche Stufe: „Vernünftige Romanen also, moralische Schriften [...] sind es, die wir lesen sollen“, fordert der *Redliche*.<sup>232</sup> Aber was sind vernünftige Romane? Von Loens *Redlichem Mann am Hofe* und Gellerts *Schwedischer Gräfin* einmal abgesehen beinahe ausschließlich englische, an ihrer Spitze diejenigen Tobias G. Smolletts und Henry Fieldings.<sup>233</sup> Damit erwächst den Romanen, mit denen wir uns hier beschäftigen, eine Konkurrenz, der sie nicht standzuhalten vermögen. Dort wird anschaulich und farbig beschrieben, wie sich Landadel und Besitzbürgertum in Anziehung und Abstoßung messen, wie man im Handel und der beginnenden Industrie zu Geld und damit zu Einfluss kommt, welche Rollen Geistlichkeit, Beamtschaft und Gelehrtentum in diesem Theater spielen und wie Handwerker, Soldaten, Lohndiener, Tagelöhner sich in das Spiel zu mischen versuchen – was haben die Autoren unserer Romane an Lebenserfahrung und Weltwissen dagegen anzubieten? „Die meisten der jetzt lebenden deutschen Schauspielerschreiber haben das mit dem übrigen Pöbel gemein, dass sie die Fugen und das

231 Siehe zu diesem Text Wolfram Malte Fues, *Der Pietismus im Roman der deutschen Aufklärung*, „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ 78 (2004), S. 535–549.

232 Hier zit. nach Martens, *Botschaft*, ebd. S. 515.

233 Vgl. dazu insgesamt Martens, ebd. S. 515ff.

Spiel des bürgerlichen Lebens gar nicht kennen.“<sup>234</sup> Das gilt für die Romanschreiber nicht weniger, sondern eher mehr. Was bleibt ihnen also anderes übrig, als auf die ihnen traditionell geläufigen Stoffe und Motive zurückzugreifen, auf die Lebenslauf-Modelle des Barock-Romans, die Räuber-, Betrugs- und Schwank-Geschichten der Avanturiers, die Seefahrts- und Seeraub-, die erotischen und politischen Motive der Robinsonaden, die Moral-Historien des politischen Romans, um daraus die Begebenheiten und Schicksale ihrer landadligen, bürgerlichen und (seltener) kleinbürgerlichen Protagonistinnen und Protagonisten zu komponieren? Und diese Komposition vor ihrem Publikum, das, gewitzt durch die Lektüreerfahrungen des englischen Romans, beginnen könnte, ihnen zu misstrauen, dadurch zu rechtfertigen, dass sie ihrem Erzähler die prinzipielle Tugend der Redlichkeit zuschreiben?<sup>235</sup>

Wir haben sie schon mehrfach und jetzt wieder angesprochen: die, die wir für die Autoren der uns hier beschäftigenden Romane in ihrer Mehrzahl halten. Die Studierenden aller Fakultäten, die keine wohlhabenden Eltern, kein Stipendium, keinen Freitisch haben und die deshalb selber für ihren Unterhalt sorgen müssen. Die Baccalaurii der schönen Künste, die mit dem, was sie nun wissen und können, irgendwie ihr Brot verdienen sollen; die frisch promovierten Doktoren der Medizin, die auf eine Anstellung oder eine Gelegenheit hoffen, eine Praxis zu eröffnen; die Kandidaten der Theologie oder der Jurisprudenz, die auf eine Pfarre oder ein Amt warten. Was sind das für Menschen? Wie sahen sie sich selbst? Wie sah sie ihr Jahrhundert? Lässt sich darüber mehr ausmachen als bloß eine allgemeine Charakteristik? Lässt sich eine persönlichere Darstellung finden, ein unsere bisherigen Mutmaßungen konkretisierendes Einzelschicksal, eine psychologische und soziologische Studie etwa, vielleicht sogar in Erzählform, ein Roman über einen typischen Romanautor, was unserem hiesigen Vorhaben am nächsten stände? Sehen wir zu: *Der Leipziger Candidate oder die Geschichte des Herrn A.p.d.l.l.s. in Briefen an Herrn H.m. in B.*, Danzig 1765, ohne Autor- und Verlagsangabe. Die Geschichte, nicht die Begebenheiten. Werden wir also jemanden antreffen, der sein Leben von Grund auf als von ihm zu

234 Johann Kaspar Riesbeck, *Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland*, nach der „zweyten, beträchtlich verb. Aufl.“ von 1784 hg. von Christian Döring, Berlin 2013, S. 56.

235 Dabei kommt ihnen der in ihrem Publikum verbreitete „Mangel an mannigfaltigeren Kenntnissen des bürgerlichen Lebens und am geselligen Umgang“ entgegen und zugute. „Die verschiedenen Volksklassen kreuzen sich in den deutschen Städten nicht auf so verschiedene Art wie in den französischen“ (Riesbeck ebd.).

lösende Aufgabe behandelt, oder doch wieder jemanden, der es als Geschick hinnimmt und sich mit seinen Schicksalen so geschmeidig wie möglich zu vereinbaren trachtet?<sup>236</sup>

Der „Leipziger Candidate“ – der Theologie, erfahren wir irgendwo einmal beiläufig – entstammt offenbar dem mittleren Bürgertum, einer Kaufmanns- oder Beamtenfamilie wahrscheinlich, die ihren Platz oberhalb von Krämern und Handwerkern gerade noch behauptet. Von dieser Herkunft und ihrem Erbe ist zu Anfang der Lebensgeschichte nichts übrig geblieben:

Ich weis nicht, wie es mit mir gehen wird. Ich habe alles verkauft, und keinen Heller mehr, dass ich nur noch einen Bogen Papier kaufen könnte, an dich noch unterschiednes zu schreiben. Ich kann ein solches Leben nicht länger führen. Ich habe nichts mehr, als meinen Günther – und den verkaufe ich nun eben nicht gerne – allein Hunger thut wehe – ich gehe itzt aus, ihn zu verhandeln, und weil ich kein Papier mehr habe, so muss ich hier abrechen,

schließt der dritte Brief.<sup>237</sup> Meinen Günther: die Gedichte des schlesischen Lyrikers Johann Christian Günther (1695–1723), in denen manche Literaturwissenschaftler noch heute die Anfänge der Erlebnislyrik sehen. Günther gehört jedenfalls zusammen mit Neukirch und Brockes, mit Besser und Canitz zu den Gewährsautoren der ab 1730 sich durchsetzenden frühaufklärerischen Poetik, die unter Berufung auf Opitz und Gryphius sich zwar auf die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts beruft, aber sie vom Schwulst und der Galanterie eines Lohenstein und eines Hofmannswaldau befreien will. Gesucht ist ein Stil, der

236 Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts interessiert sich lebhaft für dieses Thema. Ich gebe auch hier einige wenige Beispiele: [Carl Friedrich Tröltzsch,] *Geschichte eines Candidaten oder die Sitten junger Gelehrten*, Nürnberg 1750 (199 S.) Siehe zu diesem Roman Weber, *Die poetologische Selbstreflexion*, ebd. S. 150–155, sowie Potthast, *Die verdrängte Krise*, ebd. S. 100ff. Adolf Wolfgang Winterschmidt [Kupferstecher], *Der Tugend- und Lasterhafte Studente poetisch und moralisch entworfen. Das Studentenleben in 30 Kupfern vorgestellt*, Frankfurt und Leipzig 1764 (32 Bll.) [ausführlicher Kommentar in Versen zu jedem Stich. Bezieht auch das Leben der Studenten nach Abschluss ihrer Studien ein]. [Christian Wilhelm Kindleben,] *Mathias Lukretius, sonst Votius genannt, oder Geschichte eines verunglückten und metamorphosirten Kandidaten*, Halle, Hendel 1780 (383 S.), Karl Hellmann (Pseudonym), *Das Opfer der Priesterwuth*, Breslau und Hirschberg 1789. Bei Johann Friedrich Korn dem ältern, im Buchladen neben dem Königlichen Ober-Zoll- und Accisamte auf dem großen Ringe (325 S.) [Kandidaten- und Theater-Roman].

237 *Der Leipziger Candidate*, ebd. S. 14.

zwischen Feudalrationalismus und ihn modernisierender Vernunft, zwischen personaler Typik und individualisierender Charakteristik vermittelt; Günther nun forciert die Extreme dieser Vermittlung dermaßen, dass sie seine Texte beinahe, das Leben ihres Autors bald und gründlich zerbricht.<sup>238</sup>

Eine derart zwiespältige, dem Scheitern immer bedrohlich nahe Figur wählt sich unser Held zum Lieblingsdichter; ob er in seinem Lebensgang diesem Vorbild folgen wird? Zunächst sieht es jedoch so aus, als werde es vorher mit ihm zu Ende gehen. Der völlig verarmte Student, dem sogar die Mittel fehlen, um an seinen Studienort Leipzig zurückzukehren, hat alle seine Habe verkauft und weiß nun nicht mehr weiter: „Ich kann ein solches Leben nicht länger führen.“ Das ist wörtlich gemeint: „Meine Kräfte verlassen mich – ich habe in drey Tagen nichts gegessen – ich gehe – wohin? nach der Elbe – auf ewig – ach Gott – ach Gott – welches Wort – auf ewig gute Nacht ...“.<sup>239</sup> Die Sprache der Empfindsamkeit klingt an. Aber der Mangel, den sie beklagt und betrifft, ist noch nicht nach innen gewendet, noch nicht vom Da aufs Du, vom Brot auf die Liebe übertragen, sondern nimmt den Hunger noch echt, äußerlich jener Metaphorik des verleugnenden Verschiebens, zu der und in der die deutsche Literatur ab und mit der Empfindsamkeit die Schicksale ihrer ProtagonistInnen entwickelt. Der Abend des Tages kommt, an dem dieser Brief geschrieben wird, und sein Schreiber geht tatsächlich zur Elbe.

---

238 Siehe zu ihm Wolfgang Proß, Lyrik in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789, hg. von Rolf Grimminger, München 1980, S. 557ff. Siehe zudem Karl Konrad Polheim, Der Dichter Johann Christian Günther. Wirken und Wirkung, in: Jens Stübgen, Hg., *Johann Christian Günther (1695–1723). Oldenburger Symposium zum 300. Geburtstag des Dichters*, München 1997, S. 21–45, Anke-Marie Lohmeier, Ueber Johann Christian Günthers Poesiebegriff und Selbstverständnis, ebd. S. 89–99, Rüdiger Zymner, Literarische Individualität. Vorstudien am Beispiel Johann Christian Günthers, ebd. S. 249–287, Reiner Böhlhoff, Neue Günther-Literatur 1982–1996. Mit Nachträgen aus früheren Jahren, ebd. S. 379–418, sowie Peter Rusterholz, Wandlungen der Liebe in der galanten Lyrik im anthropologischen Kontext, in: Thomas Borgstedt/Andreas Solbach, Hg., *Der galante Diskurs. Kommunikationsideale und Epochenchwelle*, Dresden 2001, S. 199–212, Ernst Osterkamp, Johann Christian Günthers Redlichkeit, in: Claudia Benthien/Steffen Martus, Hg., *Die Kunst der Aufrichtigkeit im 17. Jahrhundert*, Tübingen 2006, S. 297–310, Nicola Kaminski, Experimente mit dem lyrischen Sprechgestus: Johann Christian Günthers Liebesgedichte zwischen Barock, Galanterie, Erlebnislyrik, in: Andreas Beck/Nicola Kaminski, Hg., *Literatur der frühen Neuzeit und ihre kulturellen Kontexte*, Frankfurt/M. 2012, S. 1–24.

239 *Der Leipziger Candidate*, ebd. S. 15.

Ich hatte nichts, als meinen Tod vor Augen, und was ich eigentlich gedachte, kann ich selbst nicht sagen. Ich fühlte weder Angst noch Furcht, sondern nur eine gewisse Be-nebelung, als wenn ich betrunken wäre. Wie ich durch eine gewisse kleine Gasse gehen wollte, kam mir ein angenehmer süßlicher Geruch von warmen Brodte in die Nase. Was vor eine Herzstärkung, ich verlorh auf einmal die Lust zu sterben. Es war, als wenn ich aus einem tiefen Schlaf erwachte.<sup>240</sup>

Den umgekehrten Fall kennt das 18. Jahrhundert auch. Adam Bernd berichtet in seiner *Eigenen Lebens-Beschreibung* von 1738:

Ein gewisser Studiosus [...], der in meinem Haus vor 20 Jahren wohnte, rührte keinen Caffée an, wenn man ihm solchen offerirte, und gestund uns einst im Vertrauen, dass, wenn er Caffée tränke, so wäre ihm immer darauf, als wenn er sich ein Leid tun sollte.<sup>241</sup>

Der Melancholiker „ist standhaft. Um deswillen ordnet er seine Empfindungen unter Grundsätze.“<sup>242</sup> Der Held unseres Textes ist nicht standhaft, sondern kleinmütig, verzweifelt, weil er in den ihn bedrängenden Gegebenheiten keinen rettenden Ausweg findet. Deshalb geraten seine Grundsätze unter Empfindungen, die ihm in ihrer Unmittelbarkeit und Unbeständigkeit nichts helfen. So erwacht er wie aus einem tiefen Schlaf aus dem Nebel, dem Ungefährnen des schlichten Bei-sich-Seins, als der Geruch des frischen Brotes seine Geschmacksnerven berührt. Diese Berührung stärkt bemerkenswerterweise nicht seinen Magen, indem sie ihn endgültig in Aufruhr bringt, sondern sein Herz, das Zentrum des Lebensmutes von alters her, indem sie es aus seiner schlaffen Betäubtheit weckt und wieder in tätige Verbindung mit der Welt bringt. Die Standhaftigkeit auch dieses bürgerlichen Helden kann demnach von derjenigen der hochhöffischen Heroen und Heroinnen verschiedener nicht sein. Während sie Grundsätze vorstellen und ihr Dasein in dieser Vorstellung unmittelbar erschöpfen, also der Versicherung ihres Daseins durch in der sinnlichen Empfindung anzueignende

240 Ebd. S. 17f.

241 Mit einem Nachwort, Anmerkungen, Namen- und Sachregister hg. von Volker Hoffmann, München 1973, S. 176. – Siehe diesbezüglich zu Bernd Peter Priskil, „Bin das furchtsamste Tier auf Erden ...“ Das Selbstzeugnis eines religiösen Melancholikers, „System ubw“ 9,1, Freiburg 1991, S. 18–64.

242 Immanuel Kant, *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen*, A 30.

Dinge nicht bedürfen, haben jene diese Versicherung geradezu zur Bedingung ihrer Existenz. Sie können sich nur durch Grundsätze über ihre Empfindungen erheben, wenn die Empfindbarkeit der wirklichen Welt für sie feststeht und sie so vor dem verführerisch Vagen ihres eigenen Empfindens schützt. Die Freiheit, die das moderne bürgerliche Ich sich seit seinem Eintritt in die Geschichte mit steigender Intensität zu erkämpfen sucht, fußt also nicht auf der Fähigkeit, sich von den Dingen auf ein von ihnen freies Selbst zurückzuziehen, sondern im Gegenteil darin, sich mit der existenzbestimmenden Abhängigkeit von den Dingen aktiv und progressiv auszusöhnen.

Dieses Ich ordnet seine Empfindungen unter Grundsätze, indem es deren praktische Geltung von der realen Bestimmtheit seines Empfindungsvermögens abhängig macht. Dieser Zusammenhang wird von der hierarchischen Systematik der Grundsätze für gewöhnlich überdeckt und ausgeblendet. Dennoch gibt es im Bereich des Selbstbewusstseins, der subjektiven Produktion des Wissens in der und in die Form des Selbst, eine Produktivkraft, die sich für ihn interessiert und sich genau dort ansiedelt, wo er und seine Verdeckung einander berühren und überschneiden: die Ästhetik.

Geschmack, in der eigentlichen Bedeutung des Worts, ist [...] die Eigenschaft eines Organs (der Zunge, des Gaumens und des Schlundes), von gewissen aufgelöseten Materien im Essen oder Trinken spezifisch affiziert zu werden [...] Nun wird aber auch das Wort Geschmack für ein sinnliches Beurteilungsvermögen genommen, nicht bloss der Sinnesempfindung, für mich selbst, sondern auch nach einer gewissen Regel zu wählen, die als für jedermann geltend vorgestellt wird. Diese Regel kann empirisch sein; wo sie aber alsdann auf keine wahre Allgemeinheit, folglich auch nicht auf Notwendigkeit (es müsse im Wohlgeschmack jedes anderen Urteil mit dem meinigen übereinstimmen) – Anspruch machen kann [...]. Aber es gibt auch einen Wohlgeschmack, dessen Regel a priori begründet sein muss, weil sie Notwendigkeit, folglich auch Gültigkeit für jedermann ankündigt, wie die Vorstellung eines Gegenstandes in Beziehung auf das Gefühl der Lust oder Unlust zu beurteilen sei (wo also die Vernunft insgeheim mit im Spiel ist, ob man zwar das Urteil derselben nicht aus Vernunftprinzipien ableiten und es darnach beweisen kann).<sup>243</sup>

---

243 Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, A 64.

Was meine Zunge wahrnimmt, welche Geschmacks-Empfindungen ich ihrem Vermögen gemäß besitze und welche nicht, geht nur mich etwas an, solange ich als einsamer Robinson auf der Welt als meiner Insel lebe; dass sie allerdings empfindungsfähig ist, dass mich die Welt kraft ihrer Vermittlung dazu einlädt, sie nach meinen Empfindungen zu unterscheiden und einzuteilen, stellt mein Überleben in ihr sicher und macht sie so zum Schauplatz und Experimentierfeld meines Lebens. (Folglich geht Defoes Robinson so bald wie möglich auf Entdeckungen aus, die den notwendigen Umkreis der Nahrungssuche weit übertreffen.) Wer sich mit anderen an einen Tisch setzt, wer also von der Isolation zur Zivilisation übergeht, muss sich für die Dauer dieser Begegnung mit ihnen über den Grundsatz verständigen, der das Möglichkeit Bleibende vom Faktischen trennt, der also darüber entscheidet, was auf den Tisch kommt und was nicht. Die vernünftige Selbstbestimmung beherrscht hier zwar die Empfindung, indem sie deren unmittelbare Unterscheidungen unter den Grundsatz der Speisenfolge ordnet, aber ihre Herrschaft gilt nur situativ, die Aufhebung der Tafel hebt auch sie auf. Das Empfindungsvermögen behauptet noch sein Recht gegenüber der Vernunft. Es ist noch nicht zum bloßen Akzidenz der Vernunft herabgesunken, sondern hält deren Abhängigkeit von seinem Affekt weiterhin gegenwärtig. Das Geschmacksurteil wird nun nicht bloß zivilisiert, sondern ästhetisch, wenn es seine Situativität zwar aufhebt, aber nicht ausmerzt, wenn die Vernunft Empfindungen unter Grundsätze ordnet, aber in dieser Ordnung zugleich gilt, dass sie dem Geordneten gerade dort verpflichtet ist, wo es auf sie hört, ihr aber nicht gehorcht. Die Vernunft ist hier nur insgeheim mit im Spiel, weil der Ort, von dem her gespielt wird, den Indifferenzpunkt zwischen Grundsatz und Empfindung ausmacht, also den Indifferenzpunkt zwischen Ich und Selbst und damit den verborgenen weil sich immer neu verschiebenden Ansatzpunkt mit der Wirklichkeit verquickter Subjektivität. Das ästhetische Urteil entscheidet allgemein und notwendig über den Möglichkeit bleibenden und den zu realisierenden Geschmack, aber es gesteht darin zu, dass diese Entscheidung zugleich von der Unmittelbarkeit und Unbeständigkeit der Welt abhängt, die ihm auf der Zunge liegt. Der operative Grundsatz wird also nie definitiv, sondern bleibt pendent – oder subjektiv im lebensgeschichtlichen Sinn. Der kleine Wilhelm Meister entdeckt die von ihm so sehr geliebten Figuren des Puppentheaters schließlich in der Speisekammer wieder. Nachher bleibt das Theater aufgeschlagen und das Spiel mit seinen Puppen oben in der Kammer Wilhelms liebste Beschäftigung, die sich bald zu einer kindlichen, aber darum nicht weniger prinzipiellen Ästhetik auswächst.

Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich so manche Freude genoss; und ich gestehe, dass der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug.<sup>244</sup>

Wie geht es aber nun mit unserem so unheldischen Helden weiter? Er versucht, dem Bäcker einen Laib vom Brett wegzustehlen, stellt sich aber dabei so ungeschickt an, dass der auf ihn aufmerksam wird und ihn fragt, was er wolle. Die Frau des Bäckers kommt hinzu, hat Mitleid mit ihm und veranlasst, dass er ein großes Brot und sogar noch ein wenig Geld erhält.

Ich [...] lief mit dem Geschenke, als wenn mir es einer wieder hätte abjagen wollen. Wie ich an die andre Ecke kam, besah ich das Papierchen, und fand acht Groschen Geld drinnen, davor nahm ich unterwegs etwas Butter und eine Flasche Buttelpier mit, und verzehrte zu Hause die schönste Mahlzeit mit grösstem Appetit [...] Ich erkannte hieraus die Barmherzigkeit des Himmels, und die Vorsorge des Allmächtigen, welcher mein ewiges Verderben nicht haben wollte, sondern das Herz unbekannter Leute regierte, dass ich gesättigt wurde, und dem Tode aus dem Rachen kam.<sup>245</sup>

Die unergründliche, aber niemals unzuverlässige Vorsorge Gottes hat gerade noch rechtzeitig eingegriffen. Der Held des uns hier vorliegenden autobiographischen Berichts traut sich zwar seine Umstände verbessernde Tätigkeit nicht zu, aber er vertraut, darin ganz Protagonist eines Begebenheiten-Romans, desto mehr auf die redliche Hilfsbereitschaft seiner Mitbürger, die er, wie häufig in solchen Romanen, in religiöse Begriffe und Vorstellungen überträgt.

Aus dem Kandidaten wird nie ein Magister oder gar ein Doktor, auch kein wohlbestallter Land- oder Stadtpfarrer werden. Das ist den Leserinnen und Lesern des *Leipziger Candidate* bald einmal klar. Nach einigen Kreuz-und-quer-Reisen langt der ewige Kandidat endlich in Berlin an, wo er eine Beschäftigung, einen seinen Kenntnissen entsprechenden Dienst zu finden hofft. Das scheint zu gelingen: Er wird an einen Hofrat als Sekretär empfohlen und auch angenommen. Als es an seinem ersten Arbeitstag auf Mittag zugeht und es ihn allmählich hungert, wird plötzlich die Tür aufgerissen, und die Frau Hofrätin belehrt ihn mit zunehmender Heftigkeit darüber, dass der Tisch gedeckt werden müsse. Bei

244 Goethe, *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, JA, ebd. Bd. 17, S. 21.

245 *Der Leipziger Candidate*, ebd. S. 19f.

der dritten Wiederholung des Auftritts begreift er endlich, dass er den Bedienten machen und den Mittagstisch herrichten soll, aber er behauptet seine Sekretärsehre und stellt sich taub. An der nun von anderen Händen dann doch aufgeschlagenen Tafel ist aber kein Platz für ihn vorgesehen.

Da aber noch Platz war, nahm ich sans facon einen Stuhl und ein Gedeck, und setzte mich mit an Tisch – Die Frau that, als wollte sie ohnmächtig werden, ich kehrte mich aber an nichts, sondern liess es mir ganz gut schmecken. Da mir niemand nichts zu trinken brachte, gieng ich an den Schenktisch, und schenkte mir ein Glas Weissbier ein, welches ich auf ihre Gesundheit ausleerte. Die Frau konnte es nicht länger ausstehn, sondern gieng fort, und brummte etwas von unverschämt – und Bedienten, welches ich aber nicht achtete, sondern mich satt ass, und wieder an meine Arbeit gieng [...] Wie es dunkel wurde, gieng ich fort.<sup>246</sup>

Als er am nächsten Morgen an diese Arbeit zurückkehren will, kommt es noch schlimmer: „Die Tochter wies mich in ein elendes Loch, und sagte: da stünden ihres Papas Stiefeln, die müssten morgen früh geputzt seyn, weil er nach Spandau reisen wollte.“<sup>247</sup> Woraufhin der Herr Sekretär stehenden Fußes seinen Dienst quittiert.

Akademisch gebildete, noch stellungslose junge Männer verdingen sich gern an reiche, meist adlige und oft reisende Herren als Sekretäre. Sie erwerben rascheren Vertrauen, werden nicht wie Domestiken, sondern wie Freunde gehalten und machen in dieser Anstellung für gewöhnlich wenn nicht ihr Glück, so doch dessen Anfang. Der Held unseres Berichts erlebt das Gegenteil. Er gerät in das Haus eines emporgekommenen Bürgers, wo er erfahren muss, dass Bildung hier gleichviel gilt wie Stiefelputzen, und der Sekretär den Lakaien ersparen soll. Keine Spur von respektvoller Anerkennung und großmütiger Förderung, in denen der um seinen sozialen Aufstieg Kämpfende göttliche Fürsorge erblicken darf. Sie scheint mit der feudalen Lebensauffassung zu verschwinden, und kleinliche, schäbige, ausnutzende Berechnung selbst in Adelskreisen an ihre Stelle zu treten; sie überlebt, wie auch die Romane der von uns hier behandelten Art immer wieder zeigen, in sachlicherer, geschäftsbezogenerer Weise in großbürgerlichen (Handels-)Häusern.

---

246 Ebd. S. 75.

247 Ebd. S. 76.

Unser Kandidat ist inzwischen volljährig geworden und hat sein Erbteil ausbezahlt erhalten. Davon kann er bei Vorsicht und Mäßigkeit eine Weile leben, ein Einkommen ersetzt es auf die Dauer nicht. Das erheiratet er nun, allerdings – aber hören wir uns den Dialog zwischen ihm und seiner Braut im wesentlichen Ausschnitt selber an:

Ich. Haben Sie also so ein kleines Gewerbe. Sie. Ja, mein Herr. Ich schaffe den Leuten Geld gegen eine kleine Vergeltung, und treibe einen kleinen Handel mit. Ich. Haben Sie gute Kundschaft? Sie. So ziemlich. Ich. Sie müssen also recht gut stehn, denn alles dieses bringt wacker Geld – dünkte ich – Sie. Nicht so gut – als wir sonst gestanden haben.<sup>248</sup>

Eine Geldverleiherin und Kleinkrämerin im bescheidensten Rahmen also. Doch diese Auskunft stellt den Heiratslustigen dermaßen zufrieden, dass er seine „liebste Jungfer“ um ihr Jawort bittet und es auch erhält. Der Brief, der von alledem berichtet, schließt mit den Worten: „Was denkst du nun, Brüdergen? Sollte ich dabey nicht gut fahren, wenn ich dieses gute Kind heyrathete, und mein Geld als ein todtes Capital in ihren Handel legte.“<sup>249</sup> Wo es zweifellos lebendig werden wird, indem es, von Hand zu Hand gehend, in den Kreislauf des zintragenden Kapitals eintritt. Das Wissen um den Unterschied zwischen Schatz- und Vermögensbildung ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts offenbar auch im unteren und kleinen deutschen Bürgertum angekommen.<sup>250</sup> Das Happy End beginnt wenig glücklich, wendet sich aber in einem szenisch geschickt erzählten Schluss doch noch zum Besten. Die Briefstelle, worin der nun von seinen Studien endgültig entfernte Kandidat von seinem Hochzeitstag berichtet, lautet folgendermaßen:

Um 4 Uhr: Es ist alles vorbey – Gott Lob – glücklich – der unauflösliche Knoten ist geknüpft. Um 9 Uhr: [...] Die Trauung gieng vor sich – Jedermann ist lustig und vergnügt – nur ich bin betrübt und traurig. Ich höre die Musik – ich muss eilen – gute Nacht – Des Morgens um zehn Uhr: Ich habe Ursache zu versichern, dass in allen Stücken höchst vergnügt ist Dein glücklicher Freund und getreuer Bruder.<sup>251</sup>

248 Ebd. S. 98.

249 Ebd. S. 99.

250 Vgl. dazu Wolfram Malte Fues, Das fremdeste unter den vertrauten Dingen. Geld und Geldeswert in deutschen Original-Romanen zwischen 1740 und 1770, in: „Das achtzehnte Jahrhundert“ 39 (2015), S. 56–66.

251 Ebd. S. 117 u.f.

Was diesem Kandidaten der Theologie sogar während seiner Heirat bis zum Ende seines Romans erstaunlicherweise fehlt, ist die gründlich durchgängige Zuversicht in die göttliche Vorsehung, die gläubige Gewissheit glückbringender Zufälle, woran sich die Leserinnen und Leser erbauen, während die Geschicke des Helden sie unterhalten. Dieser Held ist die Beute des Augenblicks, dessen Empfindung mit ihm von Gedankenstrich zu Gedankenstrich rein und radikal wechselt: ein schwankes Rohr in den Fallwinden seines meist ängstlich gestimmten Selbstgefühls, das sogar schon von Windstille in Furcht gesetzt wird, weil es ihr misstraut. Die unbedingte Überzeugung vom Gelingen des sozialen Aufstiegs und einer glücklichen, weil sicheren Zukunft, die uns in so vielen deutschen Romanen um die Mitte des 18. Jahrhunderts begegnet, die Gewissheit, der erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten wegen von den oberen und reichen Klassen gebraucht und also gefördert zu werden, geht diesem Protagonisten gänzlich ab. Er erfährt umgekehrt einen mit verachtender Geringschätzung vollzogenen Ausschluss, gegen den kein Aufbegehren, nur Geschmeidigkeit, Demut und Anpassung helfen. Die Braut unseres Kandidaten hat, so stellt sich heraus, einen einflussreichen Verwandten, der sich über die bevorstehende Heirat sehr angetan äußert:

Er bezeugte sich über meine kleine artige Person, und über meine zärtliche Liebe zu seiner Muhme sehr vergnügt, und da er sich nach allen Umständen erkundiget, versicherte er mich seiner Ergebenheit, und dass ich nur zu befehlen hätte, worinnen er mir dienen sollte. Ich gab ihm zu verstehen, dass mir ein kleiner Dienst [...] sehr angenehm seyn würde. Er versprach bey der ersten Vacanz sich meiner zu erinnern.<sup>252</sup>

Ein kleiner Dienst. Nur ein kleiner. Trotzdem: Man hat schon verbindlichere Zusagen gehört, auch und sogar in den von uns hier untersuchten Romanen.

Das moderne Ich nährt aus dem Grund des „Cogito – sum“, in der Verwirklichung seiner Subjektivität die Überzeugung, dass die bewegliche Gleichgültigkeit ihrer Sinnentwürfe auch seine soziale Gleichberechtigung letztendlich herbeiführt, solange es sich technisch und praktisch an die Spielregeln der sozialen Interaktion schlechthin hält. Diese Überzeugung wird zweideutig, als sich das Konzept des modernen Ichs um die Mitte des 18. Jahrhunderts in der mittleren Schicht des Bürgertums verallgemeinert. Da sich aus eben dieser Schicht jedoch

---

252 Ebd. S. 113.

das Bildungsbürgertum entwickelt, hat diese Zweideutigkeit Folgen für das moderne Konzept der Fiktionalität. Solange alle aus dem subjektiv universalen Zweifel in negativer Reflexion hervorgehenden Sinnentwürfe des modernen Ichs insoweit gleichgültig sind, als sie den moralischen Grundsätzen gesellschaftlicher Interaktion nicht widersprechen, erstreckt sich der Bereich des Fiktionalen über diese Gleichgültigkeit, die ihr Neben- und Miteinander auch zu seiner Form bestimmt. Der Punkt, an dem sich für den Bürger der deutschen Aufklärung bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Vernunft von der Unvernunft trennt, ist eben diese Gleichgültigkeit, die gegen die traditionelle gesellschaftliche Hierarchie allgemein gilt und im Bereich des Fiktionalen in ihrer vollkommenen Gültigkeit erscheint. Im Begebenheiten-Roman ist das Mögliche wirklich und das Wirkliche möglich. Über beider Wechsel regiert die Gleichberechtigung und damit der Zufall. Doch muss die Form dieser Gleichberechtigung von jedem Zufall eingehalten werden; er muss vernünftig, in sozialer Interaktion vermittelbar und brauchbar sein. Wenn nun diese Gleichgültigkeit der subjektiven Sinnentwürfe des modernen Ichs nicht mehr in sozialer Gleichberechtigung zweifelsfrei aufgeht, ändern sich Funktion und Form der Fiktionalität. Sie stellt die Gleichgültigkeit nicht mehr als Muster der Gleichberechtigung dar, sie wird vielmehr der Bereich, in dem sich die Fragwürdigkeit jener Gleichung zunächst abbildet. Sie zeigt, wie das moderne Ich sie erfährt und adaptiert, ohne sie sich zu eigen zu machen: indem es ihr gegenüber Innerlichkeit entwickelt, einen Binnenraum des Selbst, in dem die produktive Einbildungskraft die Erfahrungen der Ungleichberechtigung von Sinnentwürfen in deren Gleichgültigkeit um- und zurückszeniert.

Empfindsamkeit und Sturm und Drang werden in der deutschen Literatur die ersten Stilformen dieser Inszenierung, und der *Leipziger Candidate* gibt davon bereits einen Vorgeschmack. Der Brief, in dem er seine Begegnung mit dem filzigen Hofrat und vom Stiefelputzen erzählt, beginnt folgendermaßen:

Allen Respect – Brüderchen – allen Respect – vor dem Herrn Secretär und seiner Schubürste – Das ist zum crepiren [...] Secretär – ja – Secretär bey einem Hofrath – freylich – der gnädigen Frau ihr Schwammdrücker – O verdammt! Nein, Bruder; ich bin todt – todt bin ich – crepirt bin ich – ich schreibe kein Wort mehr.<sup>253</sup>

---

253 Ebd. S. 73f.

Dieses Wort muss erst noch gefunden werden. Form und Funktion der Fiktionalität verändern sich ihm entsprechend in der Geschichte ihrer Gesellschaft. Sie liegt nicht mehr als einfache Rücksicht auf Darstellbarkeit in die erzählte Realität zufallsschwer eingebettet und verstreut, sie zieht sich vielmehr auf sich selbst in die Konzentration eines Gegenentwurfs zurück, der nicht mehr bloß darstellt, sondern real nicht mehr Darstellbares auffasst und widerspiegelt. Ihrer Form nach sammelt sie sich infolgedessen aus ihrer Zerstreuung in eine Reflexion in sich, eine selbständige, nur ihr eigene und in sich geschlossene Organisation, die Gegensteuer zum Prozess sich neu verfestigender Anerkennungs- und Ausschlussverfahren in Bezug auf personale Sinnentwürfe zu geben vermag. Fiktionalität beginnt, autonom und symbolisch zu werden: Kunst im Sinne der deutschen Klassik.

Was hat unser Leipziger Kandidat außer dem, was wir hier angeführt haben, noch erlebt? Eine Reise von Leipzig nach Berlin und zurück, einen Besuch in der Berliner Oper und für ein paar Wochen ein Verhältnis mit einem „accor-dierten“ Mädchen, einer Teilzeit-Prostituierten, an der er eine Teilhabe erworben hat.<sup>254</sup> Was wird der nunmehrige Inhaber eines kleinen Krämerladens und Geldverleihs absehbar noch erleben? Auseinandersetzungen mit dem Gesinde, Ehezwist und -versöhnung, den sich schon während seiner Verlobungszeit immer neu ansinnenden Streit mit seiner Schwiegermutter und als Höhepunkt hin und wieder Besuche seines Brieffreundes und dessen Ehefrau. Mehr an Weltwissen hätte er nicht zur Verfügung, wenn er (s)einen Roman schriebe über (s)eine letztendlich glücksgewisse Gegenwelt. Müsste er die sich zwangsläufig auftuenden Lücken nicht notwendig mit Material aus alten und neuen Büchern, gelehrten und unterhaltenden, historischen und utopischen stopfen, aus Märchen und Sagen, aus Zeitungs- und Wirtshaus-, Geister- und Gespenster-Geschichten? Zugegeben. Aber: Dieser von Hunger und Armut, Betrug und

254 Das war zu dieser Zeit in Berlin an der Tagesordnung. Vgl. dazu Riesbeck, *Briefe*, ebd. S. 224ff., sowie Jürgen Wilke, „In Berlin ist es nichts Ungewöhnliches ...“: *Heirat und Leben in Lebensgemeinschaft am Ende des 18. Jahrhunderts – eine Fallstudie*, in: „Historical Social Research“ 28 (2003), S. 162–173. – Siehe zu Riesbeck Rudolf Schäfer, *Johann Kaspar Riesbeck, der ‚reisende Franzose‘ aus Höchst*, 2., erw. Aufl. Frankfurt/M. 1971, Françoise Knopper, *Der ‚reisende Franzose‘. Bemerkungen über einen verdeckten französisch-deutschen Dialog*, in: Hans-Wolf Jäger, Hg., *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung*, ebd. S. 47–53, Ruth Florack, *Tiefsinnige Deutsche, frivole Franzosen: nationale Stereotype in deutscher und französischer Literatur*, Stuttgart 2001, S. 392–401, Clarissa Höschel, *Die letzten Briefe des ‚reisenden Franzosen‘: zum 225. Todestag von Johann Kaspar Riesbeck*, in: „Literatur in Bayern“ 27 (2011), S. 57–60.

Verachtung gehetzte Kandidat beginnt, etwas zu entwickeln, was dem weltgewissen Realismus des englischen und der ebenso scharfsichtigen wie scharfzüngigen politischen Rationalität des französischen ästhetisch den Rang ablaufen wird: Geschmack im ursprünglichen Sinn, eine infinitesimal verfeinerbare Empfindlichkeit für die unterschiedlichen Qualitäten der wahrnehmbaren Welt, für die Auslege-Ordnung ihrer einander berufenden und begrenzenden Eigenschaften<sup>255</sup> vom Nebel der Todestrunkenheit bis zum Duft frischgebackenen Brotes. Diese Empfindlichkeit garantiert noch keineswegs die Techniken, Praktiken und Prozeduren, die der Autor-Instanz spätestens ab *Wilhelm Meisters Lehrjahre* Souveränität über ihren Stoff und dessen Organisation, über Schicksale und Charaktere im Medium des Symbolischen verschaffen; aber sie bereitet ihnen als ihre transzendente Bedingung den Boden.

Nun nach diesem weiten, jedoch, wie wir meinen, aufschlussreichen Umweg<sup>256</sup> zum Abschluss unserer Beschäftigung mit der *vortrefflichen europäischen Lucretia* die versprochene kommentierte Inhaltsübersicht:

- S. 6–8: Was alles für eine glückliche Schwangerschaft zu beachten ist<sup>257</sup> oder: Wie vertragen sich Aberglaube und mechanistische Rationalität im Großraum desselben Textes?
- S. 9f.: Was sind die beiden wesentlichen Eigenschaften der Heldin? Nomen est omen: Tugend und Schönheit – das muss ja Probleme geben ... Der Roman hat in diesem Punkt und den sich aus ihm ergebenden Konflikten starke Ähnlichkeit mit Fidelinus' *Englischer Banise*, die im selben Jahr erschienen ist.
- S. 11f.: Die mechanisch automatische Abrichtung der Domestiken und Bedienteten; schon hier die erste Spur einer das ganze Buch durchziehenden Lei-

255 „Ein Ding hat die Eigenschaft, dies oder jenes im Anderen zu bewirken und auf eine eigentümliche Weise sich in seiner Beziehung zu äußern. Es beweist diese Eigenschaft nur unter der Bedingung einer entsprechenden Beschaffenheit des anderen Dinges, aber sie ist ihm zugleich eigentümlich und seine mit sich identische Grundlage“ (Hegel, *Wissenschaft der Logik*, I. Teil, 2. Buch, 2. Abschnitt, erstes Kapitel: Die Existenz; ebd. Bd. 6, S. 134).

256 „Der Weg des Geistes ist die Vermittlung, der Umweg“ (Hegel, *Berliner Niederschrift der Einleitung in die Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, ebd. Bd. 20, Frankfurt/M. 1971, S. 507).

257 Schwangerschaft ist auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts – zum Ärger der Aufklärung – noch Gegenstand zahlreicher magischer Vorschriften. Siehe dazu beispielsweise Johann Georg Schmidt, *Die gestriegelte Rocken=Philosophie Oder Aufrichtige Untersuchung derer Von vielen super-klugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben*, Chemnitz, Zufinden bey Conrad Stösseln, 1718, Capitel 15, 64, 98. Anderer Band, ebd. 1722, Cap. 64–66, 75.

denschaft für das Mechanische, Automatenhafte, Künstliche (nicht Künstle-  
rische – aber das eine ist ja in gewisser Weise die Vorstufe des anderen).  
Stichworte: MERCKWÜRDIG / MERCKWÜRDIGKEIT S. 39–43, S. 50f., S. 56–59,  
S. 75–78, S. 82–85 (Technik/Mechanik, Sinnestäuschung/Kino, Automaten,  
Panorama), S. 96–101 (Wie das Curiöse beschaffen und zusammengesetzt  
ist), S. 145–147 (künstliche Mechanik auf der einen, Ausnahmen von den  
Naturgesetzen auf der anderen Seite), S. 148–151, 154f. (die Beziehung zwi-  
schen „Merckwürdigkeit“ und „Wunder“).<sup>258</sup> – Reizvoll wäre, die hier ver-  
sammelte Auffassung des ‚Curiösen‘ mit Goethes sehr ausführliche Beschrei-  
bung des Da- und Wie-Seins des Herrn Hofrates Beireis in den *Annalen*, JA,  
Bd. 30, S. 159–184 zu vergleichen – eine sehr genaue Darstellung aus dem  
schon sehr verwunderten Rückblick auf eine ganz anders vernünftige Natur-  
auffassung (will sagen: auf die eigentümliche Verständigkeit des Curiösen).

S. 16ff.: Lucretiens Tugend kommt auf den Prüfstand. Erste Probe aufs Exempel:  
S. 20f. Zweite Probe, bis und mit versuchter Vergewaltigung: S. 24f. Dritte Pro-  
be, nach Vorschrift und Wohlstand: S. 112–117. Vierte Probe, S. 117–136: Alle  
Prinzen sind auf der Jagd nach Lucretiens Schoß und Bett. (Die eingebaute  
Drillings-Verwechslungsgeschichte passt in die Neigung dieser Romane zum  
Mechanischen, Unnatürlichen, Künstlichen bis hin zu den Namen: Hem, Ham,  
Pharet = unreines Anagramm von Sem, Ham, Japhet? Würde die Drillings-  
Gleichheit hübsch erklären). In der *Adalie* wie auch in der *Englische Banise*  
sind die Feudalherren genauso sitten- und rücksichtslose Schürzenjäger – poli-  
tische Kritik aus bürgerlicher Optik? S. 136–142: die nächste Heirat (aufschluss-  
reich die Art, in der Lucretia sie rechtfertigt) mit dem Fürsten von Boynstro  
(Bohnenstroh – so dumm nämlich benimmt sich der Fürst immer wieder).

---

258 Soweit ich sehe, bleibt das aus dem 17. Jahrhundert heraufkommende „Curiöse“ (vgl. etwa  
Eduard Werner Happel, *Grösste Denkwürdigkeiten der Welt oder Sogenannte RELATIONES CURI-  
OSEA*, Hamburg 1684, neu hg. von Jürgen Westphal und Uwe Hübner, Berlin 1990) bis in die  
Mitte der ersten Hälfte des 18. in den deutschen Original-Romanen und ihren Verwandten  
aktuell und beliebt. Ich nenne zwei m.E. typische Beispiele: *Curieuses CABINET Ausländischer  
und anderer Merckwürdigkeiten*. Eröffnet von ANTONIO PAULLINI [J. J. Schmauss]. Zu finden  
in der Rengerischen Buchhandlung [in Halle], Franckfurt u. Leipzig Anno 1717–19, sowie *Des  
Neu-erscheinenden POSTILLIONS erste Station, darinnen in 12 Felleisen allerhand Alte u. Neue,  
Inn- u. Ausländische rare Historische Curiositäten eröffnet werden*, Dressden 1720–1723. – Vgl.  
dazu Elmar Locher, ‚Curiositas‘ in der Zeitungstheorie des 17. Jahrhunderts, „Der Prokurist“  
4 (1990), S. 63–119, Klaus Krüger, *Curiositas. Welterfahrung und ästhetische Neugierde in Mit-  
telalter und früher Neuzeit*, Göttingen 2002, sowie Horst Bredekamp, *Die Fenster der Monade.  
Gottfried Wilhelm Leibniz' Theater der Natur und Kunst*, Berlin 2004, S. 45ff. sowie Anhang.

- S. 32–39: Die erste Geschichte von der Hebung eines verwunschenen Schatzes – magische Worte, Verträge, Bedingungen, Rituale (schwarze Magie beziehungsweise Nekromantie, Totenbeschwörung im weitesten Sinne). S. 58: der zweite Schatz. S. 63–68: der dritte Schatz. (Auch hier Erwerb von Reichtum nur auf drei Arten: Erbe, Schenkung, Schatzfindung. Dazu passt ganz wunderbar nicht S. 79–81, eine sehr fortschrittliche Lobrede auf das Geld, auf das „allgemeine Äquivalent“ – sie könnte vom jungen Marx sein, würde ihm mindestens sehr gefallen haben.)
- S. 54: „Brüste weisen“<sup>259</sup> (auch in anderen Romanen der Zeit häufig).
- S. 68–72: Denunzierende Beschreibung eines ‚wahren Christen‘, der seiner Zeit ein Beispiel an wahrer Enthaltbarkeit und Genussfeindlichkeit geben will. Karikatur eines Pietisten, in den Romanen der Zeit nicht selten.<sup>260</sup> Im Rahmen eines Textes, in dem sich alles um Haben und Nicht-Haben dreht, an sich schon komisch genug – „so redete nun dieser Wirth mit Lucretien, die ihm eben nicht widersprechen wolte“, sondern fortfährt, Einkäufe zu tätigen. Fortsetzung der Karikatur S. 102f.: ein Böhmist, Paracelsist, Pansoph?
- S. 85–96: Was einem auf Reisen so alles zustößt – geizige, habgierige, wuchernde Wirte (hier der Ortspfarrer!), ein zerbrochener Wagen, den man nur mit großer Mühe reparieren lassen kann, Raubüberfall, eine mindestens ebenso räuberische Justiz ... eben die deutsche Misere, ist man versucht zu sagen. Auch ein im deutschen Roman der Zeit gern angeschlagenes Thema, vgl. etwa die *Lebensbeschreibung der Europäischen Robinsonetta in einem moralischen Roman, zum Nutzen und vergönneten Zeitvertreib, nach allen ihren wahrhaften Umständen entworfen von V---*, „Frankfurt und Leipzig 1753“.
- S. 104–107: Schlechtes Regiment, das sein Land durch übermäßige, grotesk ausgedachte Abgaben verödet (die Bewegungsfreiheit der Untertanen scheint stillschweigend vorausgesetzt); gutes Regiment, das den Reichtum des Fürsten im Reichtum seiner Untertanen sieht, den es mit allen Mitteln zu fördern gilt. Das hier aufgestellte Ideal ist kein verfassungsmäßiges, sondern ein paternalistisches Regiment, das auf die vernünftige Einsicht des absoluten Fürsten vertraut.
- S. 108: Die Markgrafschaft „Hemhampharet“ trägt ihren Namen von den in eins

259 Siehe dazu Hans Peter Duerr, *Obszönität und Gewalt. Der Mythos vom Zivilisationsprozess*, Bd. 3, Frankfurt/M. 1993, S. 33ff.

260 Siehe Anm. 231.

zusammengezogenen Drillingen; klingt darin aber nicht vielleicht der pansophisch-kabbalistisch-magische Traktat „Schemhamphoras“ an?<sup>261</sup> Trifft das zu, dann beziehen die Autoren von Romanen wie diesem einen guten Teil ihrer seltsamen Zauber-Geschichten und -Namen aus der Kenntnis derartiger Traktate. Mir ist sogar ein Text begegnet, der sie zum Vorbild eines ‚alchemisch‘ märchenhaften Liebesromans nimmt: *Chrysomander, eine Allegorische und satyrische Geschichte von mancherley sehr wichtigen Inhalt*; „Bernburg und Quedlinburg, verlegt von Andreas Franz Biesterfeld 1774“.

- S. 155–157: Die fürstlich privilegierte Räuberbande. Der Roman übertreibt natürlich; aber die Verhältnisse in Deutschland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts müssen seinem Verfasser so vorgekommen sein – und seinen LeserInnen wohl auch.
- S. 159–162: Der Ring. Beginnt mit der aus *Der Ring des Polykrates* bekannten Schlusspointe (der Verfasser der *Lucretia* muss irgendwie mit Herodot, *Neun Bücher der Geschichte*, Buch III, Kapitel 39–60 bekannt geworden sein) und erläutert dann: „Dieses Ringes Eigenschaften waren sehr merckwürdig [...] Wer diesen Ring am Finger truge, dieser war bey allem Frauen-Zimmer, die derselbe nur mit diesem Ringe berühren konnte, beliebt und angenehm“ (S. 161). Denis Diderots *Bijoux indiscrets* sind 1748 erschienen. Der Fürst von Boynstro trägt offenbar einen ähnlichen Ring wie Sultan Mangogul, allerdings mit der für deutsche Roman-Zustände typischen Verschweigung und Verschiebung.<sup>262</sup>
- S. 163f.: Wie der ideale Schlossgarten auszusehen hat.
- S. 164–231: Hier beginnt die eingeschobene Beschreibung und Bewertung des Mätressenwesens. Eine sich um sich selbst verdoppelnde Geschichte (das zweite Mal mit einer italienischen Sängerin) mit interessanten, politik- und sozialgeschichtlich sehr aufschlussreichen Einzelheiten. Durch den Tod des Fürsten bei einem Jagdunfall gehen beide zu Ende.
- S. 231–238: Lucretia übernimmt die Regierung. Zu beachten die vom Fürsten

261 Siehe dazu zunächst Hans-Jürgen Schrader, Salomonis Schlüssel für die ‚halbe Höllenbrut‘. Radikalpietistisch tingierte ‚Geist = Kunst‘ im Faust’schen ‚Studierzimmer‘, in: Hans-Georg Kemper/Hans Schneider, Hg., *Goethe und der Pietismus*, Tübingen 2001, S. 244ff.

262 Siehe darüber zunächst Wolfram Malte Fues, LinaLaure. Erotische Aufklärung in Frankreich und Deutschland, in: Véronique Liard/Marion George, Hg., *Spiegelungen – Brechungen. Frankreichbilder in deutschsprachigen Kulturkontexten*. „Frankfurter Kulturwissenschaftliche Beiträge“ 16, Berlin 2011, S. 73–111.

dafür getroffene Disposition, seiner Form wegen der submisseste Brief der beiden ehemaligen Mätressen (S. 234f.) sowie die aufschlussreichen Reflexionen über ein Heiratsprojekt (S. 237).

- S. 238–243: Lucretia errichtet den „Ritter-Orden der Zufriedenheit“ – mit Einsetzungs-Zeremonie, Ordensregel und Aufgabe. Die Leidenschaft, Ritter-Orden zu gründen und durchzukonstruieren, scheint in den von uns hier untersuchten Romanen nicht selten aufzutreten. Ich erinnere an den ebenfalls 1754 erschienenen *Don Felix*. Seitenblick auf die Freimaurerei, Vorahnung der Illuminaten<sup>263</sup> und zugleich Rückverweis auf die Repräsentationskultur des Barock? Quer dazu stehen bizarre, märchenhaft magische Einzel-Motive: „Die Ordens-Kleider waren aus zugerichteter Menschenhaut, über den ganzen Leib gehende und von dem Halse an glatt anliegende Kleider, welche auch die Beine bekleideten, und mit angemachten gesporteten Stiefeln versehen waren“ (S. 242).
- S. 243–257: Die Vernichtung der Räuberbanden:<sup>264</sup> sozialgeschichtlich interessant (der Autor übertreibt, trifft aber wohl einen wahren Kern), außerdem ein eingeschobenes Abenteuer-Märchen mit kuriosen Ausschweifungen und einem sehr exakten Apotheker-Rezept nach Art der Zeit). Anschließend wird das von den Räubern gesäuberte Gebiet wieder zivilisiert. Feudalabsolutistische Siedlungs- und Städtebaupolitik, stark geprägt von Rationalismus und Physiokratismus durch Betonung von Landbesitz und Ackerbau.
- S. 259–268: Der Lucretia letzte Heirat und plötzlicher Tod (das Buch muss an ein Ende kommen). „Wormit wir dem geneigten Leser diese merckwürdige Lebens-Fata unserer Lucretien, zu wohlgefälliger Genehmhaltung, bestens empfehlen“ (S. 270).

---

263 Zur Beziehung zwischen Aufklärung und Geheimbünden siehe Monika Neugebauer-Wölk, *Esoterische Bünde und bürgerliche Gesellschaft. Entwicklungslinien zur modernen Welt im Geheimwesen des 18. Jahrhunderts*, „Kleine Schriften zur Aufklärung“ 8, Göttingen 1995, dies., Hg., *Arkanwelten im politischen Kontext*, „Aufklärung“ 15, Hamburg 2003, Pierre-André Bois, *Geheimbünde im 18. Jahrhundert oder die Aufklärung zwischen Licht und Schatten*, in: Béatrice Dumiche, Hg., *Lectures françaises et allemandes du XVIIIe siècle*, Bonn 2000, S. 29–41, sowie Linda Simonis, *Die Kunst des Geheimen: esoterische Kommunikation und ästhetische Darstellung im 18. Jahrhundert*, Heidelberg 2002, S. 101–178.

264 Siehe dazu Elke Lackner, *Die Räuber in der europäischen Literatur. Fiktionalisierung, Fiktivierung und Literarisierung einer populären Figur im 18. und 19. Jahrhundert*, Diss. Graz 2012.

Damit verlassen wir die *vortreffliche europäische Lucretia* ebenso wie die *misvergnügte Adalie*, wenden aber noch zwei theoretische Blicke zurück, bevor wir endgültig Abschied nehmen.

An beiden Romanen fällt dem ersten Blick auf, wie viel verschiedene Diskurse heterogener, manchmal gar disparater Ordnung in die Lebensgeschichte der beiden Protagonistinnen geknüpft sind: erotische, sexuelle, moralische, magische, ökonomische, politische, historische, märchenhaft-anekdotische, mechanisch-technische und weitere mehr. Nicht dass sie durch jene jeweils spezifisch ausbalancierten Ausschließungs- und Einschließungssysteme miteinander verbunden und vermittelt wären, mit denen die wissenschaftlichen und künstlerischen Diskurse der Moderne ihre Welt zu ordnen suchen; aber sie stehen auch nicht berührungslos wie wechselnde Kulissen nebeneinander. Sie insinuieren eine Ordnung des Echos, der Analogie, der einfach unendlichen Reflexion, die den Herrschaftsanspruch von Differenz und Identität nicht kennt, ihn aber vorbereitet und auf ihn hinführt, um ihn zu hintergehen. Leuchtet da nicht jener unendliche Intertext auf, außerhalb dessen es, um mit Roland Barthes zu reden, zu Zeiten der Moderne unmöglich ist, zu denken und zu sprechen?

Das erhellt, was der zweite Blick gewahrt. Beide Romane zeigen ihm nämlich, dass sie daran sind, das Erzählen als Machtinstrument zu entdecken, mit dem man die reale Welt in ihrer Totalität aneignen, sie durchdringen, verändern, modulieren und kontrollieren kann,<sup>265</sup> wovon der hochhöfische Staats-Roman ebenso weit entfernt ist wie seine jüngeren Brüder, der galante und der politische Roman. Am nächsten kommen dieser Entdeckung die Avanturiers und die Robinsonaden; aber in ihnen ist der Umgang des Erzählens mit der objektiven Totalität noch durchaus defensiv; das (auto-)biographische Ich verteidigt sich gegen die es bedrängende Welt, es besteht seine Abenteuer mit erzählerisch deutlichem Widerwillen; sein Glück liegt in der ereignislosen Stille eines Landgutes oder eines beschaulichen Rentnerlebens, woinen solche Romane für gewöhnlich münden.<sup>266</sup> In der *Adalie* wie in der *Lucretia* liegt der Machtanspruch des Erzäh-

265 Moderne Macht, erläutert Michel Foucault, zeichne sich dadurch aus, „dass sie in Wirklichkeit die Dinge durchläuft und hervorbringt, Lust verursacht, Wissen formt und einen Diskurs produziert“ (ders., *Dits et Ecrits. Schriften*. 4 Bde. Frankfurt/M. 2001–2005, hier zit. Bd. III, S. 197). Was tut modernes Erzählen in seinem Medium seinem Wesen nach anderes?

266 Friedrich Schlegel nennt das „die Arabeske, wozu sich jene Romane [...] am Schluss erheben, wenn die bankerotten Kaufleute wieder Geld und Kredit, alle armen Schlucker zu essen bekommen, die lebenswürdigen Spitzbuben ehrlich und die gefallenen Mädchen wieder tugendhaft

lens kraft der Menge der verschiedenartigen Diskurse, über die es disponiert, am Tage, aber dieser Anspruch gilt nur erst unmittelbar an sich, noch keineswegs für sich wie erst in den *Lehrjahren*, oder gar an und für sich und damit schon als historisch wie erst im *Mann ohne Eigenschaften*. Dieses An-sich-Sein der Erzähl-Totalität zeitigt, wie oben schon seinem Prinzip nach bestimmt, ein spontanes, sprunghaftes Ausgreifen des Erzählens auf die unterschiedlichsten Bereiche gesellschaftlicher Objektivität (die natürliche interessiert kaum bis gar nicht), eine planlose, aber darin die Möglichkeit eines Planes scharf vorzeichnenden Aneinanderreihung unterschiedlichster Episoden,<sup>267</sup> bei denen das Erzählen eingehend verweilt, um sie dann jäh und abrupt, ohne Vermittlung und Überleitung, wieder zu verlassen. Diese Episoden stehen also im Tauschverhältnis zueinander, haben folglich Warencharakter; überdies erzeugt das sie verbindende Erzählen sowohl durch sein insistierendes Verweilen bei jeder Episode als auch durch die freie Willkür des Wechsels zwischen ihnen den Schein der vollständigen Verfügbarkeit der objektiven Welt und ihres rückhaltlosen Gebrauchs durch die in ihr vergesellschafteten Subjekte: Es produziert und realisiert den Warenfetisch lange vor der Alleinherrschaft der Ware auch nur über die ökonomische Dimension der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland.

## Schlussbetrachtung I

Alle Texte, mit denen wir uns hier beschäftigt haben, sind auf dem Weg zur symbolischen Individualität des bürgerlichen Ichs, zu einer Subjektivität, die am Ort der Einzelnen die Definition der Gattung Mensch in einer bestimmten geschichtlichen Epoche zu bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen an sich zieht und in ihrem Lebenskreis verwirklicht. Unverzichtbarer Teil dieser Sym-

---

werden“ (Gespräch über die Poesie, „Athenäum“ 3 (1800); hier zit. nach: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel, ausgew. und bearb. von Curt Grützmacher, 2 Bde. Reinbek 1969, Bd. II, S. 192).

267 Zeichnet sich in dieser Folge, dieser Ver-Folgung nicht der Be-Griff in seinem Ursprung ab, wie ihn Hans Blumenberg in seiner *Theorie der Unbegrifflichkeit* skizziert? „Der Begriff entsteht im Leben von Wesen, die Jäger und Nomaden sind. Vielleicht kann man am deutlichsten machen, was ein Begriff leistet, wenn man an die Herstellung einer Falle denkt: sie ist in allem zugerichtet auf die Figur und die Maße [...] eines erst erwarteten, erst in Begriff und Zugriff zu bringenden Gegenstandes“ (Aus dem Nachlass hg. von Anselm Haverkamp, Frankfurt/M. 2007, S. 10). Die Vor-Geschichte der sich kulturierenden Menschheit scheint erst in der Zeit der bürgerlichen Moderne Geschichte zu werden.

bolik ist das Gefühlsleben in seiner Erstreckung und Modellierung, seine emotionale Intelligenz, für die es eine grammatische und rhetorische Ordnung des Diskurses zu (er-)finden gilt. Die von uns untersuchten Romane tragen zu dieser (Er-)Findung nur Ansätze bei, erste tastende Formulierungsversuche, die häufig in Entschuldigungen des Erzählers ob seiner Sprachlosigkeit und den immer erneuten Rückzug auf das *historice* bei Ausschluss des *symbolice* münden. Die Lücke im Erzählbericht, die den Fortgang der Charakterisierung der Figur durch ihr Tun und Lassen stört, sowie die benannte Abwesenheit dessen, was nun anstände und damit negativ vergegenwärtigt wird, weisen für ein künftiges Erzählen bereits auf die Armaturen des Empfindungsvermögens und der produktiven Einbildungskraft hin, wie sie für die deutsche Literatur ab den *Leiden des jungen Werthers* Standard werden. Einige Texte helfen sich mit der Besinnung auf die Tradition des Prosimetrum;<sup>268</sup> unter den von uns hier untersuchten Romanen tut das *Der vergnügte Ritter in der Einöde. Oder: Wunderbare Begebenheiten Des edlen Herrn von Liebensburgs, Beschrieben von Seinem aus der Gefangenschaft erlösten Freunde Antiphrasto. Frankfurt und Leipzig 1755*, besonders häufig. Werfen wir deshalb einen Blick zurück auf zwei diesbezüglich besonders deutliche Situationen.

Der erwachende Ich-Erzähler wird bei anbrechendem Morgen durch einen beispielhaft schönen Sonnenaufgang „in ein so entzückendes Vergnügen“ gesetzt, „dass ich mich nicht entbrechen konnte, auszurufen:“<sup>269</sup> Was? „Wie im Morgen glanze / Du rings mich anglühst“?<sup>270</sup> Etwas in der Art erwarten wir wohl subjekt- wie literaturgeschichtlich von einem Ich, das sich entzückt weiß, obwohl unserem Geschmack nach das Vergnügen zum Entzücken nicht recht passt. Trotzdem: Wir erwarten einen rein dem erhabenen Augenblick verpflichteten, ihn individuierenden Gefühlausdruck, den Konventionen gebundener Rede allenfalls stützen und rahmen, aber nicht beherrschen. Was hören wir? Die Alexandriner eines Lehrgedichts im Stil der frühen Aufklärung: „Versucht, ihr Sterbliche! macht euren Zustand besser / Braucht, was die Kunst erfand, und die Natur euch gab“, und so fort bis zur vorhersagbaren Pointe: „Ihr werdet arm im Glück, im Purpur elend bleiben.“<sup>271</sup> Der Anspruch ist da; das Stichwort, von dem her

268 Siehe dazu Ulrich Johannes Beil, *Die hybride Gattung. Poesie und Prosa im europäischen Roman von Heliodor bis Goethe*, Würzburg 2010.

269 *Antiphrasto*, ebd. S. 7.

270 Goethe, *Ganymed*. JA Bd. 2, ebd. S. 61.

271 *Antiphrasto*, ebd. S. 7f.

und über das er sich in Ausspruch verwandeln könnte, ebenfalls;<sup>272</sup> aber zu dieser Verwandlung fehlt dem verantwortlichen Diskurs (noch) die Sprachkraft, so dass er seinen Anspruch an sich selbst hinter einer tradierten Form verbirgt und stillstellt. – Gegen Ende des Romans findet sich die Gesellschaft der Hauptfiguren einem ähnlichen Anblick gegenüber. „Wir genossen an einer crystallinen Wasser-Quelle [...] die herrlichsten Empfindungen, welche mein Gemüthe ganz aufmunterten, und mir über die Wohlthat des Wassers folgende Gedancken abdrungen.“<sup>273</sup> Gewarnt durch das erste Textbeispiel werden wir uns fragen, welche der beiden hier angesprochenen Situations-Konstruktionen sich literarisch durchsetzen wird: das persönliche Augenblicks-Erleben konkretisierende und darin individuierende Metaphern und Analogien, denen es gelingt, die herrlichsten Gemüts-Empfindungen angemessen zum Ausdruck zu bringen, oder ein erbaulicher Traktat in Versform, der „die Wohlthat des Wassers“ exemplarisch zu demonstrieren weiß? Die erste Strophe genügt, um die Frage zu beantworten: „Naß von quellenden Crystallen, / Wasser, Tranck voll Lieblichkeit! / Dein Genuß hat mich vor allen / Bis auf diesen Tag erfreut. / Dir weicht Coffee, Bier und Wein; / Drum soll dir auch gantz allein / Dieß mein Lied gewidmet seyn.“ Herrliche Empfindungen, nicht wahr? Von der für uns offenkundigen Komik des Gegensatzes zwischen Anspruch und Ausführung spürt der Erzähler seinem Text zufolge jedoch (noch) nichts. Der Diskurs der Empfindsamkeit unterbricht den der Verständigkeit nicht; er setzt sich ihm nicht entgegen; er problematisiert und reflektiert ihn nicht noch unterläuft er ihn; er nistet sich in ihm ein, um ihn von innen zu zersetzen und zu durchdringen.<sup>274</sup>

## Schlussbetrachtung II

Sehen wir von unserem gewollt abseitigen Standpunkt her noch einmal aufs Ganze. Welches logische Fundament bedingt, so gesehen, das Werden des moder-

272 Das *Deutsche Wörterbuch* der Gebrüder Grimm weist ‚Entzücken‘ in der Bedeutung „Vom eigenen Affekt hingerissen und so aus sich selbst entrückt“ bereits bei Lohenstein, Hallmann und Günther nach (ebd. Bd. III, Leipzig 1862, Sp. 668).

273 *Antiphraστο*, ebd. S. 101.

274 „Empfindung“, sagt das *Deutsche Wörterbuch*, „ist [...] erst in der zweiten hälfte des vorigen jh. recht in gang gekommen [...] in empfindung liegt etwas geistiges, was dem sinnlichen gefühl abgeht, die empfindung ist subjectiver, das gefühl objectiver“ (ebd. Sp. 432). Hier liegt das Subjektive im Objektiven noch tief verborgen.

nen bürgerlichen Romans vom Anfang des 18. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in England, Frankreich, Deutschland? Welche Entscheidungen der sich bildenden bürgerlichen Gesellschaft in Bezug auf den Sachverhaltsmodus ihrer Wirklichkeit und Wirksamkeit macht dieses Werden sichtbar?

Zuerst und zu Anfang den Reflexions-Gegensatz zwischen dem Realen und dem Möglichen. Unter dem Realen ist dabei die Gesamtheit der Tatsachen und Sachverhalte zu verstehen, die eine besondere Weltanschauungs-Gemeinschaft während einer begrenzten Epoche für spontan und rezeptiv erfassbar sowie für technisch und praktisch bearbeitbar hält. Die Bestimmung des Realen hat stets die Form eines Ausschlusses und stellt damit das Mögliche als seine durch es bestimmte Negation immer schon an ihm fest. Unter dem Möglichen ist folglich die negative Fortbestimmung des Realen in jener reinen Differenz zu verstehen, die sich über sich niemals beruhigt, da sie sich in sich reflektiert und sich demgemäß an jedem Bestimmungsverhältnis, das sie erzeugt, als eben dessen Negativität neu setzt. Das Mögliche bleibt bloß logisch formal, ein Umkreis, ein Horizont des Realen, der es begleitet wie sein Schatten. Diesem Konzept des Möglichen folgt beispielsweise die *Lebensbeschreibung der Europäischen Robinsonetta in einem moralischen Roman, zum Nutzen und vergönneten Zeitvertreib, nach allen ihren wahrhaften Umständen entworfen von V--*, Frankfurt und Leipzig 1753.<sup>275</sup> Die Vorrede behauptet, wie es sich für einen Begebenheiten-Roman gehört, der ihr folgende Text sei „nicht, wie viele andere Romanen, eine ausgenommene Erfindung des Autoris, welcher vielmehr mit Grund der Wahrheit behaupten kann, dass diese Geschichte sich mit allen ihren Umständen also zugetragen, wie sie hier erzehlet wird“. Also wie üblich die beispielgebende Biographie eines sozial wie ökonomisch ungesicherten Subjekts, das aus dem, was ihm zustößt, das für sein Überleben Bestmögliche gewinnen muss. Beispielgebend kann ein solcher Lebenslauf aber nur sein, wenn er das ihm Widerfahrende auf dasjenige beschränkt, was ihm seinen ursprünglichen Bedingungen gemäß

275 Von Fidelinus in der Vorrede seiner *Engeländischen Banise* von 1754 mit wütender Verachtung paraphrasiert und kommentiert, weil ihm scheint, „als wenn diese Robinsonetta eine Nachäffung wäre von der böhmischen Robinsonin, welche der Herr Verfasser dieser engeländischen Banise vor einiger Zeit mit gutem Applauso ans Licht gestellt“ (ebd.). Gemeint ist: *Die Böhmische Robinsonin, Oder curieuse und merckwürdige Geschichte eines Frauenzimmers, Namens AEMILIA, welche gerraume Zeit auf einer unbewohnten Insul gelebet, von ihr selbst aufgesetzt und ans Licht gegeben von Christiano Ernesto Fidelino*, Frankfurt/Leipzig 1753; wahrscheinlich Vorlage für *Die unglücklich-glückliche Ostfrießländische Robinsonin Oder merckwürdige Reisen eines adelichen Frauenzimmers IMELA [!] von F\*\* genannt*, Frankfurt/Leipzig 1755.

wahrscheinlich begegnen kann, selbst wenn das die Spannung auf und durch das Unerwartete vermindert und den „vergönneten Zeitvertreib“<sup>276</sup> erschwert. Sehen wir zu, wie der Roman dieses sein Problem löst.

Robinsonetta,<sup>277</sup> Tochter des Gutsverwalterehepaars Robinson und Robinsona, wird nach Verlust ihrer Eltern bei einer adligen Dame aufgenommen und aufgezogen. Von dort bahnt sich eine für die Bürgerliche sehr vorteilhafte Heirat mit einem kurios altfränkischen Edelmann an, der à la mode gebracht werden muss, bevor Robinsonetta einwilligt. Am Vorabend der Hochzeit jedoch übt das Instrument, zu dessen Musik Robinsonetta die Schritte des Hochzeitstanzes probiert, eine ebenso überraschende wie unheilvolle Wirkung aus: „Diese bezauberte Violine bringt alle, die sie streichen, zu starker Ohnmacht, die aber, welche nach deren Klang tanzen, auf die Insul Lemago.“<sup>278</sup> Im Folgenden beschreibt der Roman ausführlich Herkunft, Beschaffenheit und Zweck der Zaubergeige, ohne sich über seinen plötzlichen Ausflug ins Magische auch nur mit einem Wort zu beunruhigen. Selbstverständlich zieht diese Entführung eine abenteuerliche Rückreise nach sich, deren letzte Etappe die Heldin durch ein knappes halbes Dutzend Dörfer führt, die der Roman zum Anlass nimmt, juristische, ökonomische, moralische Probleme aus kleinbürgerlicher Sicht zu erörtern: eheliche Treue, Kinder-Erziehung, Kleider-Ordnung, Korn-Wucher usf. Ein besonderes Kapitel widmet sich, ethno-historisch recht aufschlussreich, den Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande. Robinsonetta findet ihren Edelmann und heiratet ihn. Happy End Nummer eins. Neuer Ansatz, neues Problem: Der endlich glückliche Ehemann ist von der Schönheit seiner Frau so angetan, dass er seine Gesundheit gefährdet und Robinsonetta sich auf ärztliche Anordnung von ihm trennen und auf das Zweit-Wohnsitz-Schloss begeben muss. Einige recht einfältige Machinationen bringen sie dort in eheliche Untreue. Sie gebiert ein uneheliches Kind, wird verstoßen und gerät so an einen zauberkundigen Schäfer, der die angefallenen Probleme durch Magie lösen soll. Das gelingt ihm nur

276 Gemeint ist, kommentiert Friedrich Schlegel, „die Spannung der Neugier, die uns oft ein durchaus schlechtes Buch [...] abnötigen kann“ (ders., Gespräch über die Poesie: Brief über den Roman, in: Athenäum, ebd. Bd. II, S. 185).

277 Der Bezug auf die Textgattung Robinsonade ist vom Inhalt des Romans her durch nichts gerechtfertigt und dient allein publikumsstrategischen und somit verkaufsfördernden Zwecken. Allerdings teilt die *Europäische Robinsonetta* mit allen späten deutschen Robinsonaden um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Interesse an der Ökonomie selbstverwalteter Sexualität, ein Thema, das die gesamte Romanhandlung *passacaglia*-artig grundriert.

278 *Europäische Robinsonetta*, ebd. S. 59.

teilweise, so dass ein Oberzauberer mit einer ganzen Zauberer-Gemeinschaft hergebeten werden muss, die der Dinge aber auch nur Meister werden, weil ein noch zaubermächtigerer Kobold sich findet, den alle Zaubernden einträchtig verehren. Die Zauberer-Gemeinschaft siedelt sich nun in der ihr gemäßen Weise, die genau beschrieben wird, im Zauberwald an, während Robinsonetta, die den Oberzauberer geheiratet hat, gemeinsam mit ihrer ebenfalls glücklich verheirateten Tochter ein sorgenfreies Gutsbesitzerleben führt, in dem man sich in gutbürgerlicher Weise um das Wohlergehen von „Kirche, Schule und Armuth“ bemüht. Happy End Nummer zwei. Dieses beschauliche Dasein der beiden Familien endet, als man „einen Gevatterbrief von der Zwergin Kuseida, aus der Insel Dockmeida“<sup>279</sup> bekommt, woraufhin – ich breche hier ab. Das Erzählprinzip ist, meine ich, sichtbar geworden. Die Lebensgeschichte der Protagonistin, des durchgängig erzählten Subjekts, verwirklicht sich im Roman, indem sie von Prädikaten moralischer, ökonomischer, ästhetischer, magischer, mythischer, abergläubischer, anekdotischer Herkunft unterschiedslos bestimmt wird (diese Aufzählung ließe sich, folgte man der Roman-Handlung auf Schritt und Tritt, weiter diversifizieren). Die allgemeine, gleichgültige Differenz des bloß Möglichen schließt an jede durch das Geschehen hervorgebrachte Bestimmtheit vollkommen willkürlich eine andere an, so dass die Überraschung, die den „vergönten Zeitvertreib“ garantiert, nie ausbleibt. Andererseits sorgt die Kontingenz des ununterbrochen fortgehenden Erzählens, die sich der stets gegenwärtigen Unmittelbarkeit des ihr Möglichen verdankt, dafür, dass das für sich genommen Unglaubliche glaublich wird, weil es mit traditionell Glaubwürdigem auf eine Ebene zu liegen kommt.<sup>280</sup> Gibt man dieser hier noch recht dünnen Erzählform rhetorisch und historisch Farbe und Kontur, bezieht sie auf die Fähigkeiten und Fertigkeiten audiovisueller und digitaler Medien – wie weit entfernt ist man

---

279 Ebd. S. 183.

280 Denkt man diese unmittelbar gleichgültige Negativität des Realen im Medium des Begebenheiten-Romans zu Ende, so ergreift sie schließlich die Realität der Biographien selber, auf denen er beruht, und hebt sie in ihre unmittelbare Folge einander negativierender Möglichkeiten auf. Das ist der europäischen Aufklärung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht entgangen. Sowohl Montesquieus *Histoire véritable*, wohl zwischen 1710 und 1720 entstanden, als auch Fieldings 1743 erschienene *Journey from This World to the Next* spielen in satirischer Absicht eine derartige Folge als Gesellschaftsspiegel in analoger Weise durch, Montesquieu von der indischen Wiedergeburtstheorie, Fielding vom X. Buch der *Politeia* ausgehend. Beide Texte ähneln einander erstaunlich, obwohl die *Histoire véritable* unveröffentlicht geblieben und erst um 1900 entdeckt worden ist.

dann noch von *Herr der Ringe* oder *Star Trek*? „Kurz, das Romanlesen ist eine sehr alberne Art des Lesens, und alle darauf gewandte Zeit verloren [...] Die neuern [...] halten sich an das Mögliche, wiewohl nicht an das Wahrscheinliche.“<sup>281</sup>

Durch die Erfahrung der rein unmittelbaren Differenz zum Realen, in der es entsteht, geht das Mögliche, sie reflektierend, zurück auf deren Vermittlungsform schlechthin, indem es sich auf diejenigen Kategorien des Unterscheidens bezieht, in denen das Reale seine Welt formiert und organisiert. Es vermag sich demzufolge als Ausgeschlossenes ans Reale anzuschließen, dessen Beschlüsse zu entfalten, zu erweitern, zu verändern, ihre Geltung, sie negativ anerkennend, über sich hinaus zu verführen. Den Begriff des Realen so widerspiegelnd und wiederholend, dass es seinem durch ihn bestimmten und folglich wahren Inhalt auf den Grund und an die Grenze kommt, verwandelt sich das Mögliche in das Wahrscheinliche. Eine Gesellschaft wie die bürgerliche des 18. Jahrhunderts, die sich prinzipiell als ihre Selbst-Modernisierung auffasst, nimmt diese Handhabe nicht nur dankbar an, sondern fordert deren Exposition von ihren Romanen. Henry Fielding, über lange Jahre mit Chesterfield befreundet, nimmt in seiner *History of Tom Jones, a Foundling*, 1749 in London erschienen, die Herausforderung an.

Im zweiten Kapitel seines 18. und letzten Buches blickt der Erzähler auf seine Geschichte zurück und sieht sie in „Vorkommnisse[n] [...] im alltäglichen Leben“ begründet, „bei denen die größten Wirkungen durch einen kaum wahrnehmbaren Zusammenhang kleiner Umstände hervorgebracht werden.“<sup>282</sup> Diese kleinen Umstände, die am Stand der Dinge nicht nur zu rütteln, sondern ihn auch zum Einsturz sowie in einen neuen Zustand zu bringen vermögen, muss der

281 Philip Dormer Stanhope Earl of Chesterfield, *Briefe an seinen Sohn Phillip Stanhope über die anstrengende Kunst ein Gentleman zu werden*; ausgew., bearb. und hg. von Friedemann Berger, Leipzig/Weimar 1983, S. 22 u.f.

282 *Tom Jones. Die Geschichte eines Findlings*. Aus dem Englischen von Siegfried Lang, München 1975, S. 883. Vgl. dazu Ulrich Vormbaum, *Henry Fielding, der Subjektivismus, und die Problematik des Urteils*, Duisburg 1995, Reinhold Grimm, *Fielding's Tom Jones and the European novel since antiquity. Fielding's Tom Jones as a final joinder*, Frankfurt/M. 2005, sowie Jesse Molesworth, *Chance and the eighteenth-century novel: realism, probability, magic*, Cambridge 2010, S. 130–167. – Laurence Sterne pflichtet ihm aus einer ein wenig ins Subjektive verschobenen Perspektive bei: „Es ist nicht ganz ohne Interesse, den Triumph kleiner Zwischenfälle zu verfolgen und zu lernen, was für ein unwahrscheinlich großes Gewicht ihnen bei der Bildung unserer Ansichten über Menschen nicht weniger als über Dinge zukommt“ (*Das Leben und die Ansichten Tristram Shandys*, Buch 4, Kap. 27; übers. und mit einem Nachwort vers. von Rudolf Kassner, München 1967, S. 331).

Autor „innerhalb der Grenzen der Möglichkeit“<sup>283</sup> halten. Diese Grenzen fallen mit denjenigen des Menschenmöglichen ineins und lehren ihn deshalb, „dass das, was dem Menschen zu vollbringen nicht möglich ist, sich kaum als durch Menschen ausführbar glauben lässt“.<sup>284</sup> Damit werden Zaubergeigen, Kobolde, Zwergenköniginnen und dergleichen als Erzählinhalt obsolet.<sup>285</sup> Aber: Was ist dem Menschen, will sagen: dem vernunftbegabten bürgerlichen Subjekt, möglich? Alles, was sich am objektivierbaren und damit realisierbaren Lebensvollzug als dessen von ihm her bestimmte, mögliche Negation bis in die kleinsten Umstände hinein wahrnehmen, beobachten und verfolgen lässt. Romane wie *Tom Jones* führen die Verfahren dieser Wahrnehmung vor, in denen allen die Zurkenntnisnahme dessen, was ist, zur Anerkennung dessen, was darin als nicht seiend ausgeschlossen wird, als künftiges Sein-Können leitet; Sein und Nicht-Sein sehen sich in die Augen und erkennen sich so als ihr jeweils Anderes.<sup>286</sup>

283 *Tom Jones*, Buch 8, Kap. 1; ebd. S. 357.

284 Ebd. – Horace Walpole sucht in seinem 1764 erstmals erschienenen Roman *The Castle of Otranto* „beiderlei Romangattungen zu vereinigen, die alte und die neue. In jener war alles Einbildung und Unwahrscheinlichkeit; in dieser soll nichts nachgeahmt werden als die Natur [...] Der Schreiber folgender Blätter [...] wünschte, der Macht der Einbildungskraft allen Spielraum zu geben, das unbegrenzte Reich der Phantasie zu durchstreifen, und dadurch anziehende Situationen zu bewirken; und [!] es lag ihm daran, die Sterblichen, die in seinem Schauspiel auftreten, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit handeln zu lassen“ (*Die Burg von Otranto. Eine gotische Geschichte. Zeitgenössische Übertragung aus dem Englischen von Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer*, Zürich 1988, S. 11 u.f.). Johann Karl Wezel sucht in seinem 1780 erschienenen Roman *Herrmann und Ulrike* dann dieses unmittelbar kombinierende ‚und‘ in seine Vermittlung aufzuheben: „Der Dichter schildert das Ungewöhnliche, es liege nun in dem Grade der Anspannung bei Leidenschaften und Handlungen oder in der Verknüpfung der Begebenheiten und ihrer Richtung zu einem Zwecke; und dies Ungewöhnliche wird poetisch wahrscheinlich, wenn die Leidenschaften durch hinlänglich starke Ursachen zu einem solchen Grade angespannt werden, wenn die vorhergehende Begebenheit hinlänglich stark ist, den Zweck zu bewirken, auf welchen sie gerichtet sind“ (*Herrmann und Ulrike. Ein komischer Roman*, mit einem Nachw. hg. und erl. von Gerhard Steiner, Leipzig 1980, S. 7). Vgl. dazu Ian Duncan, *Modern romance and transformations of the novel: the Gothic*, Scott, Dickens, Cambridge 1992, S. 20–50, sowie Patrick Bridgewater, *The German Gothic Novel in Anglo-German Perspective*, „Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft“ 165, Amsterdam/New York 2013, insbes. S. 439ff.

285 In der deutschen und englischen Schauerromantik, etwa in E. T. A. Hoffmanns *Der Sandmann* und in Mary Shelleys *Frankenstein* kehrt er zurück; nun jedoch nicht mehr in unmittelbar zufälliger Objektivität, sondern auf die Nachtseite menschlicher Vermögen bezogen, vorzugsweise auf die Obsessionen der Einbildungskraft und die Allmachts-Perspektive wissenschaftlicher Rationalität.

286 „Das Positive und Negative ist dasselbe.“ Jedes ist „wesentlich das Scheinen seiner im Anderen

Dieses Erzählen verlangt eine Leserin oder einen Leser, die von ihm mehr als bloß einen „vergönneten Zeitvertreib“ erwarten. Dieses Mehr nennt der Erzähler selber unmissverständlich beim Namen: „Denn wenngleich wir dir an schwierigen Stellen stets unsere Hilfe leisten werden [...], so werden wir doch mit deiner Lässigkeit keine Nachsicht haben, wo nichts als deine Aufmerksamkeit erfordert wird.“<sup>287</sup> Der Roman übt seine Leserinnen und Leser in die diskursive Praxis einer Gesellschaft ein, die jedem ihrer geregelten Abläufe einen infinitesimalen Rand zugesteht, der sich in die Regel, sie verschiebend, integrieren, sie aber auch von sich ab- und in eine neue Richtung lenken kann, woraufhin dann die alte Regel als die alte neu gilt. Wer die für diese Wahrnehmung nötige intellektuelle Aufmerksamkeit nicht aufbringt, fällt hinter die selbstregulierende Aktualisierung seiner Lebenswelt zurück und am Ende aus ihr heraus. „Die Welt“, behauptet der Erzähler ziemlich zu Anfang, „kann [...] als eine riesige Maschine betrachtet werden, in der die großen Räder ihren ursprünglichen Antrieb von solchen erhalten, die winzig klein und fast nur für das allerschärfste Auge bemerkbar sind.“<sup>288</sup> In diese Regel, die bloß Scharfblick für das Räderwerk der Weltmaschine verlangt, integriert der Roman im Fortgang seines Erzählens einen „kaum wahrnehmbaren Zusammenhang kleiner Umstände“,<sup>289</sup> der den Scharfblick in die Obacht für die eigentümlichen Zustandsveränderungen der Maschine und damit sie selbst aus einer mechanischen in eine kybernetische verwandelt.

Im Übergang zum Wahrscheinlichen reflektiert das Mögliche seine gleichgültige Differenz zum Realen und gibt ihr durch ihren Bezug auf dessen kategoriale Vermittlungs-Ordnung einen bestimmten Inhalt. Aber dieser Inhalt ist gegen sich selbst, seine Orientierung, seinen Ort, nicht minder gleichgültig. Er kann irgendwo, an irgendeiner Fortbestimmung des Realen ansetzen und, in unmittelbarer Negation sich entwickelnd, dahin führen, wohin der Erzähler durchaus nicht will. Fielding in England, Wieland in Deutschland, Restif de la Bretonne in Frankreich bemerken das öfters, erschrecken darüber und haben sowie geben sich alle Mühe, ihre Figuren aus den Folgen wieder zu befreien. Demnach muss das an den Differenz-Kriterien des Realen unmittelbar negativ

---

und selbst das Setzen seiner als des Anderen“ (Hegel, *Wissenschaft der Logik*. Die Lehre vom Wesen; ebd. Bd. 6, S. 70).

287 *Tom Jones*, Buch 11, Kap. 9; ebd. S. 570.

288 *Tom Jones*, Buch 5, Kap. 4; ebd. S. 187.

289 *Tom Jones*, Buch 18, Kap. 2; ebd. S. 883.

sich setzende Wahrscheinliche mit sich selbst vermittelt und so aus einer bloß bestimmten zu einer sich auf sich beziehenden, sich selbst bestimmenden Negation fortentwickelt werden.

Sie werden zugeben, dass nicht alles, was möglich ist, existiert. Kann man sich nicht in der Tat die Romanesken als möglich vorstellen, und trotzdem glaube ich nicht, dass sie alle existieren, wenn wir nicht glauben wollen, die Utopia des Morus oder die Argenis eines gewissen Barclay seien Geschichte. Ist dies zugestanden, folgt, dass nicht aus dem absoluten Grund der Notwendigkeit, sondern einem anderen (nämlich des Guten, der Ordnung, der Vollkommenheit) andere Mögliche vor anderen Existenz erlangen.<sup>290</sup>

Das sich selbst bestimmende Reale tritt in die Existenz, indem es das Mögliche von sich ausschließt und es darin in bestimmter Negation auf die disponierenden Kategorien seines Daseins bezieht. Seine Übereinstimmung mit sich, seine Wahrheit hat also ihre Wahrscheinlichkeit als das Licht, in dem sie erscheint und in dem allein sie sich sichtbar wird, immer schon an sich, muss sich stets in dieser Relation bestätigen wie gegen sie behaupten (dieses Wie kennzeichnet Ort und Bedingung bürgerlich moderner Literatur überhaupt). Demnach ist alles wahrscheinlich Mögliche das bloß aufgeschobene, hängige, zukünftige Reale, das dessen Bestand stützen, stärken, verbreitern, ebenso gut aber beschädigen, gefährden, stürzen kann. Folglich muss die „absolute Notwendigkeit“ des Bezuges zwischen dem Realen und dem wahrscheinlich Möglichen, seine bloß formale Bestimmtheit, durch ihre vom Beständigkeits-Interesse des Realen geleitete Reflexion gemäß den Kategorien „des Guten, der Ordnung, der Vollkommenheit“ inhaltlich bestimmt und somit praktisch eingeschränkt werden. Das Mögliche, dem künftige Existenz zugestanden wird, steht nunmehr im Dienst der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung, die es zu verbessern und zu vervollkommen, aber nicht zu stören oder gar zu zerstören hat. Dieser Maxime hat der Roman-Erzähler als seiner transzendentalen Bedingung zu gehorchen, welche Irrungen und Wirrungen er seinen Figuren auch immer zumuten mag. Die deutschsprachige Romanliteratur erreicht diesen Status mit *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und hält ihn bis zu den Romanen des späten Fontane und des

---

290 Gottfried Wilhelm Leibniz, Brief an de Volder vom 23. Juni 1699; *Briefe von besonderem philosophischen Interesse*, Darmstadt 1989, S. 133.

späten Raabe aufrecht. (Ein interpretierend rekonstruierender Nachweis dieses Faktums erübrigt sich hier. Er ist von der deutschen Literaturwissenschaft oft genug geführt worden.)

Seltsames Zwischenspiel: der Roman der deutschen Früh-Romantik. Er widersetzt sich dem eingeschränkten Bezug des wahrscheinlich Möglichen auf das Reale, indem er von dessen praktischer zu dessen logischer Bestimmtheit zurückkehrt und ihn manchmal bis zur allgemeinen und gleichgültigen Differenz zurückbildet. Dem Roman der bürgerlichen Gesellschaft, insofern er seine eben skizzierte Rolle in den Prozessen und Prozeduren ihrer sie sinngemäß entwickelnden Selbst-Modernisierung spielt, wird seine ursprüngliche Herkunft als sein Versucher oder Widersacher entgegengesetzt. Dass ein solches Erzählen in den *Lehrjahren* seinen Hauptgegner sieht, versteht sich.<sup>291</sup>

Die formale Notwendigkeit, der zufolge das Reale im Möglichen seine Fortbestimmung an und vor sich hat, kann dann durch die Kategorien „des Guten, der Ordnung, der Vollkommenheit“ eingeschränkt werden, wenn gilt, „dass die Wirkursachen von den Zweckursachen abhängen und [...] das Geisterfülle von Natur aus früher als das Materiale ist“.<sup>292</sup> Die Moral als Zweckursache herrscht über das Kapital, insofern sie am logischen Formalismus bürgerlicher Ökonomie, am allgemeinen Prinzip der Profitmaximierung, den Ort und die Quelle der von ihr abhängenden Wirkursachen hat. Dieser Grund- und Begründungssatz bürgerlicher Gesellschaft verkehrt sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit ihrer großmaßstäblichen Industrialisierung in sein Gegenteil. Das Kapital herrscht nun über die Moral, insofern es seinen logischen Formalismus, das allgemeine Prinzip der Profitmaximierung, als Anfangs- und End-Zweck aller gesellschaftlichen Zwecke überhaupt installiert und sie so zu dessen (be-)wirkenden Ursachen herabsetzt. *Der Mann ohne Eigenschaften* ist nach meiner Ansicht der erste deutschsprachige Roman, der dieser Verkehrung in den transzendentalen Bedingungen seines Erzählens Rechnung zu tragen versucht.

291 Etwa: „Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch [...]. Das Romantische geht darinn zu Grunde – auch die Naturpoesie, das Wunderbare – Es handelt blos von gewöhnlichen menschlichen Dingen [...] W[ilhelm] M[eister] ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet“ (Novalis, Fragmente und Studien Nr. 505 und 536; *Schriften*, hg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel, 2., erw. und verb. Aufl., Bd. 3, Darmstadt 1983, S. 638 und S. 646). – Friedrich Schlegel spannt den Bogen weiter und wendet sich gegen „alle schlechten Bücher [...] von Fielding bis zu Lafontaine“ (ders., Gespräch über die Poesie: Brief über den Roman; Athenäum, ebd. Bd. II, S. 185).

292 Gottfried Wilhelm Leibniz am 12. August 1711 an Bierling; ebd. S. 309.

### Schlussbetrachtung III

---

Die westeuropäische Logik der nicht zu brechenden Modernisierung setzt sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts in Form der mechanischen Rationalität und der ihr entsprechenden Mathematik durch. Dieses Mechanische ist das abstrakt Objektive, dasjenige, was seine Welt kraft ableitender Systematik in unwiderrufliche Grenzen zu konstruieren sucht. Die an seinem Horizont erscheinende Welt des Tauscherts und des ihn bewährenden allgemeinen Äquivalents trachtet jedoch diese Unwiderruflichkeit aufzulösen, das durchgängig Konkrete an die Stelle des Abstrakten und damit die Vermittlung selbst absolut zu setzen. Wird sie teleologisch auf ihren Begriff gebracht, verdrängt das Organische das Mechanische. Wird dieser Begriff selbst wieder in der Prozedur zurückgenommen, die ihn konstituiert, verdrängt das Kybernetische das Organische. Bringt sich das Kybernetische auf seine es begründende Differenz, seinen Nicht-Begriff, hebt es sich im Digitalen als seinem unendlichen Vorschub auf.

Hat sich nicht gezeigt, dass die hier behandelten Texte immer wieder auf den Moment deuten, in dem das Mechanische seine Grenzziehung aufweicht, ohne dass das Abstrakte die Absicht auf Konkretion schon berührte? Weisen sie mit dieser Zäsur, diesem Ansatz zum Übergang nicht ebenso bescheiden wie beharrlich auf jene Schweben, jene bestimmungsschwere Unbestimmtheit, jene nicht zu brechende Kontingenz der Differenz hin, der die Moderne ihre nicht zu brechende Modernisierungsmacht verdankt? Auf die logische Plastizität gesellschaftlich geschichtlicher Wirklichkeit, die – wer weiß? – mit derjenigen des Gehirns ja in irgendeiner noch zu entdeckenden Form zusammenstimmen mag?



## WIEDERGÄNGER

Wir verlassen jetzt fürs Erste den Morast der nullen Epoche, in dem wir so weit herumgewatet sind, und betreten den festen Boden eines Romans, der in der deutschen Literaturgeschichte zwar nie ein zentraler Gegenstand wird, den sie aber auch nie völlig vergisst: *Der Redliche Mann am Hofe; Oder die Begebenheiten des Grafens von Rivera. In einer auf den Zustand der heutigen Welt gerichteten Lehr- und Staats-Geschichte. Vorgestellet von dem Herrn von Loen*, Frankfurt 1740.

Die Romane, denen wir bisher begegnet sind, sind zweifellos bürgerliche Romane. Aber Romane einer Bürgerlichkeit, die ihrer Diskursivität und ihrer Mentalität nach noch so tief ins Feudale eingebettet ist, dass ihr das Eigene, ihr Eigentümliche als das ihr noch fremde Andere erscheint, dessen sie sich in exzentrischer Bewegung über den epochal stillstehenden Gegensatz zwischen vergehender Feudalität und anhebender Moderne hinaus versichern muss. Das Haus, das sich in solcher Aneignung strukturiert und möbliert, geht in einem Prozess in den Besitz seiner Bewohner über, der ihnen zuerst und zunächst die kleinen und unwesentlichen, abgelegenen und nebensächlichen Dinge als bekannt und mit ihnen vertraut erscheinen lässt. Die Nippsachen und die Portraitspiegel, die Kaminfiguren und die Arrangements aus getrockneten Blumen geben ihnen ihr Bild unmittelbar zurück und mit ihm den Mut, es auf die Einrichtung im Großen auszudehnen und zu übertragen. Das Zentrum der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Codes, ihrer Symbole und ihrer Rituale, das moderne Subjekt, bildet sich von ihren Rändern und ihr selbst noch entlegenen Anfängen her und lässt diese bedeutsam unbedeutenden Details seiner selbst auch dann nicht fahren, als es über sein Haus längst in der souveränen Gewissheit der Wahrheit seines Selbstbewusstseins verfügt. So entsteht ein Konzept des Humanen, in dem der Bürger sich selbst zu einem Doppelwesen subjektiviert: einmal zu sich als allgemeinem Ich, das die wesentlichen Grundsätze seiner Zeit und seiner Gesellschaft in sich begreift und an dem alle kleinen Besonderheiten zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, zum anderen aber zu sich als Schauplatz und Aktionsfeld eben dieser Besonderheiten, deren Gedränge ihr Zentrum, von dem sie kaum mehr abzuhängen scheinen, beinahe unsichtbar macht. Dieses Doppelwesen, dessen Einheit die Form des Subjekts zu produzieren und zu garantieren hat,

teilt ein Ensemble als menschlich definierter Fähigkeiten unter sich auf: das allgemeine Ich beansprucht Vernunft, Verstand und produktive Einbildungskraft, während das besondere Phantasmagorie, Empfindung und Körpergefühl innehat. Das Zusammenspiel von allgemeinem und besonderem, transzendentelem und empirischem Ich ermöglicht und erzeugt unendliche Kombinationen und Variationen, deren jede eine bestimmte Individualität, einen unverwechselbar einzelnen Menschen beinhaltet.

Die Romane, um die es uns hier geht, bezeichnen die Anfangs- und Anlaufphase dieses Projekts der Moderne. Sie markieren den Augenblick, mit dem es einsetzt, den Augenblick, in dem der epochale Stillstand zwischen Feudalität und Bürgerlichkeit sich mit seiner Aufhebung bereits verbindet, aber mit sich noch im Einklang steht. Vielleicht ist die Literatur der einzige Code, der einen gegenüber dem bekannten Ablauf von Fortschritts-Geschichte so anderen Zustand registrieren und exponieren kann. In der Mathematik versteht man unter Fiktionen Sätze, die an sich nicht bewiesen werden können, aber zum Beweis anderer Sätze unerlässlich sind. Vielleicht muss man unter Literatur in der Wissenschaft von der Geschichte solche Sätze verstehen.

Loens 1740 erschienener Roman wird 1742, 1751, 1752 und 1760 neu aufgelegt. Den ersten drei Auflagen ist die staats-theoretische Abhandlung *Freye Gedancken Von der Verbesserung des Staats* beigegeben, die von 1751 enthält überdies zwischen Vorbericht und Romantext eine zweite Beigabe: *Die vertheidigte Sitten-Lehre durch Exempeln. Bey Gelegenheit einer sehr höflichen Critic über den redlichen Mann am Hof*, eine Erwiderung Loens, die er gleichzeitig im dritten Teil seiner *Kleinen Schriften* erscheinen lässt. Sie bleibt in den Auflagen von 1752 und 1760 an ihrem Platz. Dafür fehlen die *Freyen Gedancken von der Verbesserung des Staats*, die Loen dafür 1760 unter dem zur Inhaltsangabe erweiterten Titel *Freye Gedanken von dem Hofe, dem Adel, den Gerichts-Höfen, von der Policy, von dem Gelehrten- Bürgerlichen- und Bauren-Stand, von der Religion und einem beständigen Frieden in Europa* noch einmal separat erscheinen lässt.

Das zeigt, wie beliebt und verbreitet der *Redliche Mann am Hofe* um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland ist. „Wir haben im Deutschen nicht viel gute Romanen mehr, als die schwedische Gräfin, den redlichen Mann am Hofe, und den Grafen von P.“, stellt ein anonymes Verfasser im Vorbericht seines Romans fest, der 1759 unter dem Titel *Ein nicht romanhafter Roman. Oder Begebenheiten eines Frauenzimmers vom Lande* in Breslau erscheint. Diese Kombination wiederholt die Auffassung Loens von der überepochalen Form des höfisch heroischen

Staatsromans, indem sie an die Stelle der *Argenis* den *Redlichen Mann am Hofe* und an die der *Pamela* die *Schwedische Gräfin* setzt, um dieses Spiel mit Johann Gottlieb Benjamin Pfeils *Die Geschichte des Grafen von P.* (1755) auf die Spitze zu treiben.<sup>1</sup> Der Held des Romans stellt nämlich einerseits bis in Details der Handlung das männliche Pendant zu Gellerts „Schwedischer Gräfin“ vor, andererseits lebt er zugleich als redlicher Mann am Hofe, auch wenn sein politisches Handeln schließlich in Resignation und pietistisch sich rechtfertigende Weltflucht mündet.<sup>2</sup>

*Der Redliche Mann am Hofe* kann „als der erste anspruchsvolle Aufklärungsroman in Deutschland angesehen werden“,<sup>3</sup> als der erste deutsche Roman

in der Tradition des ‚hohen‘ Stils, der vollkommen gesättigt ist mit der bürgerlichen Moral und dem bürgerlichen Wertsystem. Dass Inhalt und Form hier noch weit auseinander klaffen, dass die Entwicklung des deutschen Romans auf dieser Stufe ihr formimmanentes Telos noch nicht erreichte, kann den Historiker nicht überraschen. Erst mit Goethes ‚Wilhelm Meister‘ fand der deutsche Roman jene Ausgeglichenheit von Ich und Welt, von Subjekt und Objekt, jene Welthaltigkeit, in der wir heute das normative Formgesetz des Romans sehen.<sup>4</sup>

- 
- 1 Schon die Vorrede stellt leitmotivisch fest, „dass der menschliche Stolz mehr gedemüthiget als gereizt zu werden nötig hat“. Hier zit. nach der 4. Aufl., Leipzig 1762. Vgl. dazu Potthast, *Die verdrängte Krise*, ebd. S. 146–154.
  - 2 Die Religion, so der Ich-Erzähler, „lehrte mich die Wege der Vorsehung anbeten, und die Gerechtigkeit erkennen, mit der ich gestraft wurde [...] Durch ihre Hülfe lernte ich mein eigenes Unglück nutzen. Es diente mir, die wahre Größe des menschlichen Glücks einzusehen, indem es mir alle Hoheit, die mich umglänzte, eckelhaft machte“ (ebd. S. 359).
  - 3 Wolfgang Martens, *Der patriotische Minister; Fürstendiener in der Literatur der Aufklärungszeit*, Köln/Weimar 1996, S. 105. – Vgl. zum *Redlichen Mann am Hofe* außerdem Wolfgang Martens, Der redliche Mann am Hof, politisches Wunschbild und literarisches Thema im 18. Jahrhundert, in: „Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Oesterreichischen Akademie der Wissenschaften“ 124 (1988), S. 33–49, sowie Hans-Jürgen Schings, Der Staatsroman im Zeitalter der Aufklärung, in: Helmut Koopmann, Hg., *Handbuch des deutschen Romans*, Düsseldorf 1983, S. 151–169. Zur Geschichte der Rezeption des Romans in der Literaturwissenschaft siehe Christiane Büchel, Johann Michael von Loen im Wandel der Zeiten. Eine kleine Forschungsgeschichte, in: „Das achtzehnte Jahrhundert“ 16 (1992), S. 13–37. Siehe im weiteren Wilhelm Vosskamp, Die Macht der Tugend. Zur Poetik des utopischen Romans am Beispiel von Schnabels Insel Felsenburg und von Loens *Der redliche Mann am Hofe*, in: Theodor Verwey, Hg., *Dichtungstheorien der deutschen Frühaufklärung*, Berlin 1995 (Reprint 2015), S. 176–186, Friedrich Sengle, *Aufklärung und Rokoko in der deutschen Literatur*, Heidelberg 2005, S. 139–144, sowie Mechthild Greven Schalit, *Pädagogische Provinzen: Johann Michael von Loens *Der redliche Mann am Hofe* und Johann Wolfgang von Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre**, Göttingen 2012 (zugleich Diss. Bern 2010), S. 33–94.
  - 4 Karl Reichert, Utopie und Satire in J. M. von Loens Roman *Der redliche Mann am Hofe* (1740), in: „Germanisch-Romanische Monatsschrift“, NF 15 (1965), S. 179.

Selbst wenn wir die Behauptung zunächst einmal gelten lassen, es gebe ein normatives Formgesetz des deutschen Romans und Goethes *Wilhelm Meister* verkörpere diese Norm, müsste der Historiker sich doch dabei überraschen, dass er Geschichte rückwärts normiert. Darf die Form des *Wilhelm Meister* wahrhaftig als Maßstab gelten, nach dem die ihr vorangehende deutsche Romanliteratur des 18. Jahrhunderts beurteilt, gewertet werden soll? Dass in Loens Roman Feudalrationalismus und Aufklärung, Barock und Bürgertum einander begegnen und berühren, unterliegt keinem Zweifel. Wie sie es tun und ob sie es nach Art einer noch potentiellen, aber bereits allgegenwärtigen Harmonie, eines „formimmanenten Telos“ tun, werden wir uns zu fragen haben.

„Die Technik der eingelegten, die Haupthandlung retardierenden Lebensläufe oder ‚Begebenheiten‘ stammt vom heroisch-galanten Barockroman ab.“<sup>5</sup> Das ist richtig und zugleich unrichtig. Richtig ist, dass der höfisch heroische Staatsroman diese Technik kennt und verwendet, unrichtig, dass er sie unter dem Titel ‚Begebenheiten‘ von der Haupthandlung abtrennt und in besonderen Kapiteln oder Büchern verselbständigt. Die ‚Begebenheiten‘ verweisen auf den Roman-*typ*, dem wir schon einige Male begegnet sind: Lebenslauf eines exemplarischen Helden (nicht selten auch einer Heldin) von der Wiege bis zur Bahre oder mindestens bis zur Hochzeit. Dieses Schema entstammt nicht dem höfisch heroischen Staatsroman, sondern seinem Gegenspieler, dem spanischen Schelmenroman in seiner französischen Umformung, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts die deutsche Literatur erreicht und hier als Avanturier Furore macht. Im barocken Staatsroman des hohen Stils werden diese Lebensgeschichten bei geeignetem Anlass von anderen oder von ihren Trägern selbst erzählt. Sie verzögern die Haupthandlung, aber sie unterbrechen sie nicht, sie nehmen planvoll und systematisch an ihr teil, erweitern und ergänzen sie in einer Weise, die ihren Zweck nie überschreitet. Die Individualität, die sie bilden, wächst über ihr Dasein als Steinchen in einem weltumfassenden Mosaik nie hinaus, während die ‚Begebenheiten‘ bereits die Form einer Individualität haben, die durch den logischen Zusammenhang ihrer Subjektivität eine Welt umfasst. Gewiss: nur erst die äußere Form, die Beschreibung eines Lebens durch die eigentümliche Verquickung seiner Fakten, des zugrunde liegenden Subjekts rein durch die Objektivität, in der es sich gesellschaftlich wirklich und für andere kenntlich macht. Begebenheiten geben wieder, was es gibt, worein und worin ihr Subjekt sich begibt, statt

---

5 Reichert ebd., S. 180.

sich zu bestimmen. Wenn das Unbewusste, wie Jacques Lacan behauptet, wie eine Sprache beschaffen ist, die in der sinn- und zweckgerichteten Sprache des Bewusstseins ablenkend und entstellend mitspricht, dann sagen die ‚Begebenheiten‘, wie es (das personal noch unbewusste Gesellschaftliche) sich ins subjektive Bewusstsein sowie seine Praxis eingibt und in ihm real wird. So könnte eine psychoanalytische Lektüre der Anfänge des modernen Individuums ausfindig machen, was es als Subjekt seiner selbst über sich noch nicht weiß. Davon ausgehend ließe sich zeigen, was es infolge dieser seiner objektiven Subjektivität im Verlauf seiner Geschichte in welchen Grenzen über sich wird wissen können.

„Am Ende steht wie im heroisch-galanten Roman die Hochzeit der Paare.“<sup>6</sup> Das ist richtig. Anders ist nur, dass Loens Roman schon mit der Ankündigung der Hochzeit endet, heißt es doch auf der vorletzten Seite des Romans:

Wann am Ende eines Schau-Spiels die Haupt-Personen zur Heyrath schreiten, so gehen die Zuschauer schon auseinander: Die schönste Vorstellungen scheinen alsdann überflüssig. Diesen Schluss hat die Gewohnheit und ein allgemeiner Beyfall der Menschen zur Regel gemacht: Wir wollen auch hier solche beobachten, und den Leser nicht länger aufhalten.<sup>7</sup>

Der typische Barockroman liebt es hingegen, seinen LeserInnen in diesem Moment mit der ganzen Prachtentfaltung seiner Dialektik und Rhetorik aufzuwarten.<sup>8</sup> Die Hochzeit der hohen Paare bedeutet und verkündet den Triumph der substantiell verständigen Weltordnung, setzt sie als Ganze in Szene und verlangt ihrem Regisseur die Kunst ab, ihr mit der Totalität der verständigen, positiv systematischen Diskursordnung zu entsprechen. Bei Loen fehlt von diesem Bemühen jede Spur. Ein Roman muss einen Schluss haben, die von ihm fingierte Weltordnung muss in die tatsächliche wieder einmünden und so ihre LeserInnen wieder für sie freigeben. Aber damit verschwindet alles, was an die fingierte Weltordnung bindet. Wo das Ende sich abzeichnet, lässt man das Buch sinken und fühlt sich von ihm nicht mehr unterhalten, sondern aufgehalten.

6 Ebd. S. 184.

7 Wir zitieren den *Redlichen Mann am Hofe* und die auf ihn bezogenen Schriften Loens nach der Faksimile-Ausgabe des Drucks von 1742, die Karl Reichert 1966 in den *Deutschen Neudrucken* hat erscheinen lassen: ebd. S. 535.

8 Ein allerdings schon recht maßvolles Beispiel gibt der Schluss von Anshelm von Ziglers erstmals 1689 erschienener *Asiatischer Banise*.

Barocke Fiktionalität sucht ihre geschichtliche und gesellschaftliche Wirklichkeit zu überdeuten und zu überbieten, bürgerliche sucht sie zu variieren und in ihrem Rahmen ihre Möglichkeiten in Erwägung zu ziehen. So entpuppt sich der *Redliche Mann am Hofe* seiner Form nach als Barockroman, während diese Form bereits von bürgerlicher Fiktionalität moduliert wird.

Die griffige Formel ‚bürgerlicher Wein in barocken Schläuchen‘ tut also der Form dieses Romans kein Genüge. Hergebrachte und künftige Romanform scheinen sich vielmehr zu überkreuzen und zu verquicken, wo sie sich berühren, und so ein facettenreiches Dispositiv zu bilden, dessen Gestalt wir erst noch auf die Spur kommen müssen. Aber vielleicht bringt uns der Autor des Romans selbst in ihr Geleise?

„Bey Gelegenheit einer sehr höflichen Critic über den redlichen Mann am Hof“, erwidert Loen am 12. September 1741 mit einer Gegenkritik, die ausführlich darlegt, an welchen Vorbildern sein Verfasser sich orientiert. Zunächst auf die „Begebenheiten des Telemachs“ verweisend, fährt er fort:

Ich könnte noch der Argenis des Barclai, des Paradieses von Milton, der Reisen des Cyrus und des Sethos gedenken [...] Ich könnte über dieses noch eine Menge so genannter Romanen anführen, darunter einige ihren unfehlbaren Nutzen darinn gezeigt haben, dass sie sowohl hohen Standes-Personen als jungen Leuten, die nur Bücher zu ihrer Belustigung zu lesen pflegen, unter der Decke der Fabeln, die lehrreichste Sitten-Lehre beybringen [...], wie mir eben jetzo (da ich dies schreibe) auch die englische Pamela in die Hände fällt, welche so natürlich als reizend, und so angenehm als erbaulich zu lesen ist.<sup>9</sup>

François de Salignac de la Mothe Fénelon (1651–1715) beschreibt in seinem Roman *Les aventures de Télémaque* (1699/1717) die Reisen, die der Sohn des Achill unter der Leitung der ihn in der Gestalt Mentors begleitenden Athene unternimmt, um seinen Vater zu suchen. Das Buch ist für den zum Dauphin designierten Herzog von Burgund, den Enkel Ludwigs XIV., bestimmt, dessen Erzieher Fénelon war. Es versteht sich als Fürsprecher eines aufgeklärten Absolutismus und brandmarkt Machtmissbrauch, Justizwillkür, Korruption und religiösen Fanatismus, kurz: alles, was die Regierung Ludwigs XIV. seit der Jahrhundertwende kennzeichnet. An die Seite dieses Staatsromans in der Form des Reiseberichts treten die in seiner Tra-

---

<sup>9</sup> *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 578f.

dition und Nachfolge stehenden Fürstenspiegel des André Michel de Ramsay, *Les Voyages de Cyrus* (1727), und des Jean de Terrasson, *Séthos, Histoire ou Voyage tirée des Monuments. Anecdotes de l'ancienne Egypte* (1731). Daneben stellt Loen die *Argenis* des John Barclay (Rom 1621, 1626 von Martin Opitz und wieder 1700 von Talander/August Bohse übersetzt) sowie ohne Umstände Miltons großes religiöses Epos *Paradise lost* (1658/1663) und Samuel Richardsons eben erschienene *Pamela or Virtue rewarded* (1740/41), die sich Gellert wenige Jahre später für seine *Schwedische Gräfin* (1747/48) zum Vorbild nehmen wird. Höfisch heroischer Staatsroman und moralisch sentimentaler Gesellschaftsroman, epischer Vers und epische Prosa scharen sich für Loen ungezwungen um die Devise der Bestrafung des Lasters und der Belohnung der Tugend. Loen scheint das Problem eines Epochenumschwungs für die Romanform gar nicht zu sehen, sondern den barocken Staatsroman für das Terrain zu halten, auf dem sich das romanhafte Erzählen von der *Argenis* bis zur *Pamela* so frei bewegen kann, dass es sowohl den LeserInnen der zu Ende gehenden ständischen als auch denen der beginnenden bürgerlichen Gesellschaft Genüge tut.

Die „Einrichtung des gantzen Wercks“ findet Loen in der „sehr höflichen Critic“ dem Vorwurf ausgesetzt, dass er nicht nur einen höfisch heroischen, sondern zugleich einen bürgerlich komischen Roman geschrieben habe, „dergestalt, dass ich bald einem weisen Fénelon in seinem Telemach, bald einem lustigen Scarron in seinem ‚Roman comique‘ gefolget sey“. Loen gesteht die Richtigkeit dieses Vorwurfs unumwunden ein:

Wann diese Vermischung der Materien ein Fehler ist, so kann ich mein Buch nicht davon freysprechen. Ich muss vielmehr sagen, dass ich ordentlich darauf gearbeitet, und dem Buch dadurch einen wahren Werth zu geben, mich beflissen habe. Nach meinem Vorhaben besteht in dieser Abwechslung das Wesentliche von einer Beschreibung, welche den Zustand und die Sitten der heutigen Welt schildern soll. Meine Absichten sind also auf das Gantze; und nicht blos auf den Hof, noch auf den Staat, noch auf andre hohe Dinge allein gerichtet. Sie gehen auch auf das häusliche und bürgerliche Leben: [...] sie begreifen so wohl die Lebens-Art und Leidenschafften der Grossen, als diejenige des mittleren und geringen Standes, damit auf solche Weise alle und jede Leser, indem sie Nachricht von andern bekommen, zugleich auch für sich selbst etwas finden möchten, so ihnen zur Lehre und zum Nachdencken dienen könnte.<sup>10</sup>

10 Ebd. S. 582.

Das bleibende Verdienst des hochhöfischen französischen Barockromans liege darin, liest man zuweilen in den Literaturgeschichten, dass er seinen Gegenentwurf provoziert habe, den niederen oder komischen oder realistischen Roman, wie ihn Sorel, Scarron und Furetière schreiben. Der in Deutschland weitaus bekannteste Autor dieser Gattung ist Paul Scarron (1610–1660), und der Einfluss seines *Roman comique* (1648ff.) reicht bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein. Gegen die ornamentschwer verherrlichte Welt des Hofes und des Adels setzt er die Welt der Stadt und des Bürgertums, ziseliert er die Szenen des Alltags aus und mischt sich ohne Scheu unter Kaufleute, Künstler und Advokaten, Trinker, Spieler und Schürzenjäger, Gauner und Vaganten, Bauern und Dienstleute. Während der Roman des hohen Stils seinen niederen Begleiter meist hochnäsiger ignoriert, macht sich der über ihn lustig, wo er Gelegenheit dazu findet, karikiert und entstellt ihn, am liebsten bis zu Kenntlichkeit seiner Sach- und Sinnlichkeitsferne. Stets bleiben beide jedoch getrennt; jeder kennt zwar die Stimme des anderen, der Komödiant ahmt sie sogar nach, aber er weiß die Nachahmung stets von der Aneignung zu unterscheiden. Das Erzählen in Loens *Redlichem Mann am Hofe* hingegen sucht beide in eine zu verschmelzen und hohen und niederen Stil als Lagewechsel darzustellen. Statt dass die Stimmen zweier Welten einander ablösen, wechselt hier eine Stimme den Tonfall, eine Stimme, die keiner von beiden angehört und darum für beide sprechen kann: die Stimme des Menschen, eines Subjekts, dessen Selbstbewusstsein seine einzelne Besonderheit mit der Allgemeinheit des Ganzen in eine Einheit zu bringen vermag, in der die „Nachrichten von anderen“ und die Informationen „für sich selbst“ einander nicht mehr unmittelbar gegenüberstehen, sondern als vermittelte Momente eines subjektiv vereinheitlichenden Prozesses gelten. Wie der Redliche Mann am Hofe diesen Prozess führt, wollen wir nun genauer verfolgen.

Loen beginnt seinen Roman mit einem seit der römischen Kaiserzeit bekannten und beliebten Topos: dem Lob des Landlebens, fern von den Anfechtungen und Gefahren des gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Lebens.<sup>11</sup> Der Graf von Rivera jedoch, der dieses Lob in den klassisch dafür vorgeschriebenen Wendungen singt, als der König ihn an seinen Hof ziehen will, muss sich

11 „Keine Hoffnung, keine Furcht bringt mich um meinen Frieden, keine Gerüchte stören mich in meiner Ruhe [...] O welch gesundes und reines Leben, o süße und edle Muße, schöner fast als jede Beschäftigung!“ (Gaius Plinius Secundus, *Sämtliche Briefe*, hg. von Walter Rüegg, eingel. und übers. von André Lambert, Zürich/München 1969, S. 42.)

von seinem Freund, dem Herrn von Bellamont, einen ganz anders gearteten Text gegen sein Lied lesen lassen:

Wenn alle tugendhafte und geschickte Leute nur bloss auf ihre eigene Vergnügung denken und auf dem Lande leben wolten, wer würde in der Welt durch seine Beyspiele andere erbauen? Wer würde den Ausbrüchen der wildesten Laster Einhalt thun? Wer würde den Hof, das Land und den Staat regieren helfen? Ich bin zwar nicht der Meynung, fügte der Herr von Bellamont hinzu, dass man sein eigenes Vergnügen dabey aus den Augen setzen müsse [...] Es ist nichts natürlicher und den Absichten des Schöpfers gemässer, als dass ein jeder Mensch seine Glückseligkeit zu befördern sucht. Es gibt aber auch zugleich einige grosse Gemüter, die das mit für ihre Glückseligkeit halten, wenn sie andre können helfen glücklich machen.<sup>12</sup>

Jeder ist sich selbst der nächste, aber deshalb muss der andere ihm nicht der fernste und deshalb der Fremde sein. Selbstgenuss, unmittelbar harmonischer Einklang zwischen dem individuellen Subjekt und seinen Objekten, verlangt vielmehr tätige, allgemein regulierende Beziehung zu allen übrigen Subjekten, die zum Objekt einer Ordnung werden müssen, die der Individualität Freiheit von aller Störung, Beeinträchtigung, Gefährdung ihres Selbstgenusses garantiert. Friede mit den eigenen Bedürfnissen, Neigungen und Interessen ist ohne diese Vermittlung zwischen Besonderheit und Allgemeinheit nicht zu haben. In den Worten Alexander Popes, die Loen gekannt haben dürfte:

Der Mensch lebt, wie die Rebe, nur gestützt: / gewinnt nur Kraft, wenn er auch andern nützt. / Es läuft um eigne Achse der Planet; / zugleich im Kreis er um die Sonne geht. / Die Seele auch solch Doppelbahnen zieht: / sie nicht nur sich, sondern das Ganze sieht. // Gott und Natur verbanden jene zwei, / dass Selbstsucht und Sozialtrieb eines sei.<sup>13</sup>

12 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 8f. Das Konzept der Glückseligkeit spielt im Selbstverständnis des deutschen Bürgertums während der frühen Aufklärung eine zentrale Rolle. Siehe darüber z.B. Johann Christoph Gottsched, *Der Biedermann*, Erstes Blatt vom 1. Mai 1727, S. 3f. Zu Kants entschiedener Ablehnung der Glückseligkeit als politisch-moralischer Leitidee vgl. den § 83 die *Kritik der Urteilskraft*. Siehe dazu jetzt auch Sonja Koroliov, Hg., *Emotion und Kognition. Transformationen in der europäischen Literatur des 18. Jahrhunderts*, „Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung“ 48, Berlin 2013.

13 *Essay on Man* [1734], Brief III, Verse 311–318; hier zit. nach Alexander Pope, *Essay on Man/Vom Menschen*, übers. von E. Breidert, mit einer Einl. hg. von W. Breidert, Hamburg 1993,

Aber damit begnügt sich der Roman nicht. Er sucht seinen Helden vielmehr über den Schluss seines Textes hinaus auf einen Grundsatz zu verpflichten, der das Gebot „Self-love and Social be the same“ noch überbietet.

Der Graf von Rivera [...] machte nichts aus sich selbst. Er betrachtete sein Glück, als ein Mittel andere glücklich zu machen [...] Er achtete sein Verdienst vor nichts, solange er nicht sah, dass er auch andern Menschen damit nützlich war. Man kan sagen, dass darinn sein gröster Eigennutz bestand.<sup>14</sup>

Selbstsucht und Sozialtrieb sind für den redlichen Mann am Hofe nicht nur eins und dasselbe, sondern das Soziale ist die eigentliche und wesentliche Erfüllung des Selbstgenusses. Gesellschaftliches Engagement und politische Aktivität schützen das eigene Selbst nicht nur vor Beeinträchtigung und Störung seiner harmonischen Aus- und Ineinandersetzung mit seinen Objekten, sie beziehen es vielmehr erst auf diejenige Objektivität, in der es sich subjektiv zu verwirklichen und zufriedenzustellen vermag. Ein Subjekt dieses Selbstbewusstseins versteht sich nun aber nicht mehr als eine Substanz, die ihre Objekte als ihre Akzidenzien nach nur ihr eigentümlichen Regeln auf sich bezieht und in jedem anderen Subjekt analoge Substantialität erblickt und achtet, sondern fasst sich als eine Subjektivität auf, die andere Subjekte zu ihren Objekten hat und sie sich aneignet, indem sie ihre Eigentümlichkeit nicht nur anerkennt, sondern ermutigt, unterstützt und fördert.<sup>15</sup> Selbstgenuss verwirklicht sich nicht länger trotz des anderen oder im Ausgleich mit ihm, sondern dank ihm und durch ihn. Ein solches Subjekt vermag sich grundsätzlich an die Stelle jedes anderen Subjektes zu

---

S. 75. – 1736 und 1737 erscheinen zwei weitverbreitete französische Übersetzungen, 1740 (im Ersterscheinungsjahr des *Redlichen Mannes am Hofe*) die bekannte deutsche von Barthold Heinrich Brockes. – Vgl. zum ganzen Problemkreis Friedrich Vollhardt, Die Kritik der anthropologischen Begründung barocker Staatsphilosophie in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (J. M. v. Loen und J. A. Eberhard), in: Klaus Garber, Hg., *Europäische Barock-Rezeption*, „Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung“ 20, Teil I, Wiesbaden 1991, S. 377–392, sowie ders., *Selbstliebe und Geselligkeit. Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtlichem Denken und moraldidaktischer Literatur im 17. und 18. Jahrhundert*, Tübingen 2001.

14 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 489 und S. 531f.

15 Der Graf von Rivera ist bereits ein Agent jener Macht, die sich nicht länger als „Abschöpfungsinstanz“, sondern als Mittel zur „Anreizung, Verstärkung, Kontrolle, Überwachung, Steigerung“ versteht. „Diese Macht ist dazu bestimmt, Kräfte hervorzubringen, wachsen lassen und zu ordnen“ (Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, übers. von Ulrich Raulff/Walter Seitter, 3. Aufl. Frankfurt/M. 1989 (Paris 1976), S. 162 u.f.).

versetzen und dessen individuelles Dasein als eine bestimmte Form des Seins für andere, als besondere Leistung für das gesellschaftliche Ganze zu begreifen, dem es selbst wie jedes andere angehört und dessen Funktion den Transfer zwischen allen seinen Subjekten, ihr Füreinandersein garantiert.<sup>16</sup>

I

*Die Einschliessung ist das archäologische Prinzip der Medizin*

Maurice Blanchot

Wir schlagen in Verfolg dieser These einen anderen Weg ein als denjenigen, den wir in der Einleitung vorgezeichnet haben. Statt mit theoretischen Hilfsmitteln die Diskursordnung eines Textes herauszupräparieren, um sie sodann als epochales Symbol von Kultur, Wissenschaft und Gesellschaft auszulegen, erzählen wir die Geschichte von einer Geschichte, die der Roman erzählt, indem wir ihr Erzähltwerden miterzählen und so die Operationen kenntlich machen, die sie generieren und auf ein bestimmbares Reflexions-Verhältnis hin strukturieren. Die Geschichte befindet sich beinahe genau in der Mitte des Werkes und ließe sich überschreiben: „Des Königs neuer Körper“.<sup>17</sup> Wir beabsichtigen eine

16 Vgl. zu dieser Verwendung des Funktions-Begriffs den Artikel ‚Funktion‘ von Niklas Luhmann in: „Historisches Wörterbuch der Philosophie“, Bd. 2, Darmstadt 1972, Sp. 1142.

17 Die folgenden Überlegungen orientieren sich an der „Fiktion vom doppelten Körper des Königs, ihre[n] Wandlungen, Implikationen und Ausstrahlungen [...], die mutatis mutandis bis zum 20. Jahrhundert gültig bleiben“ (Ernst H. Kantorowicz, *Die zwei Körper des Königs. Eine Studie zur politischen Theologie des Mittelalters*, aus dem Amerik. Übers. von Walter Theimer, Stuttgart 1992, S. 20). Zwei Körper, die, Francis Bacon zufolge, „untrennbar, aber verschieden“ sind (zit. nach ebd. S. 386), eine Denkfigur, die der negativen Reflexion immer neue Konstellationen eröffnet. Siehe dazu sowie zu Kantorowicz’ Leben und Werk Alain Boureau, *Kantorowicz. Geschichten eines Historikers*, Stuttgart 1992, Volker Bauer, *Die höfische Gesellschaft in Deutschland von der Mitte des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Versuch einer Typologie*, Tübingen 1993, S. 16ff., Wolfgang Ernst/Cornelia Vismann, Hg., *Geschichtskörper: zur Aktualität von Ernst H. Kantorowicz*, München 1998, Olaf B. Rader, *Ernst Hartwig Kantorowicz*, in: *Klassiker der Geschichtswissenschaft 2: von Fernand Braudel bis Natalie Z. Davis*, München 2006, S. 7–26, Barbara Picht, *Erzwungener Ausweg: Hermann Broch, Erwin Panofsky und Ernst Kantorowicz im Princeton Exil*, Darmstadt 2008, Martin Mulsow, *Prekäres Wissen. Eine andere Ideengeschichte der frühen Neuzeit*, Berlin 2012, S. 58ff., Lukas Burkart/Joachim Kersten/Ulrich Raulff/Hartwig von Bernstorff/Achatz von Müller, Hg., *Mythen, Körper, Bilder. Ernst Kantorowicz zwischen Historismus, Emigration und Erneuerung der Geisteswissenschaften*, Göttingen 2015.

kleine Epistemologie, die den Unterschied zwischen feudalrationalem und frühbürgerlichem Welt- und Menschenbild auf eine Negativität bringt, die nach beiden Richtungen der Unterscheidung wirkt, so dass jedes ihrer Wirkmomente auf Fortschritt oder Rückschritt, Zukunft oder Vergangenheit befragt werden kann.<sup>18</sup>

Als der Graf von Rivera nach gewonnener Schlacht, in der er nach Meinung seiner Feinde am Hofe von Aquitanien (damit ist natürlich Frankreich gemeint) hätte umkommen sollen, nach Panopolis zurückkehrt,<sup>19</sup> findet er den König krank vor.

Weil [...] zuweilen ein rauhes Lüftgen wehete, so liessen ihn seine Leib-Aerzte nicht aus seinem Zimmer kommen, und aller Luft darinn den Eingang verbieten. Die Fenster wurde nicht allein mit Läden verwahret, sondern auch allenthalben mit Vorhängen bezogen. Wer zur Thür herein trat, dem wurde furchtsam entgegen gewinket, sich nicht lang darunter zu verweilen, und solche hurtig wieder zuzumachen.<sup>20</sup>

Wie behandeln also die Leibärzte den kranken König? Sie schließen ihn von der Außenwelt so hermetisch ab, dass möglichst keinerlei natürlicher Einfluss ihn mehr erreicht und berührt. Sie würden, wenn sie dürften, noch die Atemluft von ihm fernhalten, und sie dünne sie ihm in der Tat auch so weit aus, dass der an freie Luft gewöhnte Rivera im Zimmer des Königs in Atemnot gerät. Ihre

18 „Wenn es [...] unvermeidbar ist, die [...] Paradigmen der Moderne auf die Vergangenheit zu projizieren, so kann dies doch nur unter der Bedingung geschehen, dass der relative und virtuelle Charakter der Konstellationen von Wertuniversen, die durch diese Art von Rekombination verursacht werden, berücksichtigt wird“ (Félix Guattari, Das neue ästhetische Paradigma, in: „Zeitschrift für Medienwissenschaft“ 8/2013, S. 20). Gewiss. Aber gibt es einen anderen Weg, uns der Symboliken unserer Geschichte theoretisch zu verunsichern? Unsere Gegenwart um jene ihre Vergangenheit zu bereichern, derer sie nicht gewärtig ist und von der ihre Gegenwartigkeit abhängt?

19 Selbstverständlich Paris; Pano-Polis, die All-Stadt, die Stadt überhaupt, so wie Rom seinerzeit als einzige Stadt *urbs* hieß, alle übrigen aber nur *oppida*. Die in Istanbul ansässigen Griechen nennen ihre Stadt schlicht nur „die Stadt“.

20 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 235. – Adolph Freiherr von Knigge sieht rückblickend noch 1792 dieses private Symbol eines ständisch stratifizierten Gesellschaftskörpers im kindlichen realisiert: „Vormals hielten wir die Kinder in den ersten Jahren sehr warm; sie durften auch nicht zwecklos den Körper bewegen. Man wickelte sie desfalls fest ein [...] Die Kleidung war fest an den Leib anschließend“ (*Des seligen Herrn Etatsrats Samuel Conrad von Schafskopf hinterlassene Papiere*; hier zit. nach: ders., *Der Traum des Herrn Brick*. Essays, Satiren, Utopien, hrsg. von Hedwig Voegt, Berlin 1968, S. 566).

Arzneien sind auf einen isolierten, von allem Austausch abgeschnittenen Körper berechnet, dem sie selbst sich ebenso wenig nähern, wie sie irgendein anderes Anderes sich ihm nähern lassen. Der absolut einfache, mit sich selbst einsame Körper verkörpert nun zwar das Begehren nach Autarkie und Autonomie,<sup>21</sup> das der menschliche Organismus ursprünglich an sich stellt, aber er verwandelt sich mit der Erfüllung dieses Begehrens letztendlich in den toten Körper, denn die großen Körperbedürfnisse, die ihn und sein Begehren aktiv und damit am Leben erhalten (Nahrungsaufnahme, Fortpflanzung), sind zu ihrer Befriedigung auf äußerlich und wirklich Anderes angewiesen. Die Prozeduren der leibärztlichen Medizin gehen demnach dahin, den Leib des Königs zuerst in den toten Körper zu verwandeln, um diesen Körper dann durch reichliche und verschiedene Arzneien wieder zum Leben zu erwecken. Der Leib, mit dem sie umgehen, soll ein vollkommen besonderes, rein abgegrenztes Feld sein, in dessen somit starr festgestellte Struktur sie gezielt Veränderungen von außen eingeben, um die Wirkung zu beobachten und nötigenfalls zu korrigieren. Sie machen sich zu Herren des von ihnen behandelten Körpers, indem sie seinen Austausch, seine Bedürfnisse beherrschen, während sie sein ursprüngliches Begehren unangetastet lassen, vor ihm sogar noch zurückweichen. Sie gewinnen Macht über ihren Gegenstand, indem sie ihn zum Verstummen bringen, um ihn in einer von ihnen für ihn erfundenen Sprache allmählich wieder sprechen zu lehren. Sie schneiden seinen Code von seiner eigentümlichen Differenz zu anderen Zeichen ab, was ihn zusammenbrechen lässt, um ihn mit von ihnen eingegebener Differenz wieder aufzubauen.

So sehr sich der Graf von Rivera dieser Therapie widersetzt: Mit ihrem Ansatzpunkt scheint er einig zu gehen. Auch er sieht die Ursache der Krankheit im Austausch, im Stoffwechsel des Körpers mit der Außenwelt:

Dass sich der König so übel befindet [...], kommt von dreierley Ursachen: Erstlich von einem unordentlichen und unmässigen Leben: zweytens, von verschiedenen heftigen Gemüths-Bewegungen: und drittens von dem stets anhaltenden Gebrauch vieler Arzneyen.<sup>22</sup>

21 Vgl. zu diesem dem hier herangezogenen ‚Konstanzprinzip‘ Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, in: ders., *Psychologie des Unbewussten*, Studienausgabe, hg. von Mitscherlich/Richards/Strachey, Frankfurt/M. 1975, S. 219ff.

22 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 237. – „Wer von einem hitzigen Fieber verschonet zu bleiben wünschet, der befeißige sich erstlich eines nüchternen und mäßigen Lebens, vermeide

Aber er entwickelt diesen Ansatzpunkt anders als die Leibärzte. Seinen Worten nach gibt es in diesem Austausch Ordnung und Maß, gleichgültig, ob er die physische oder die psychische Konstitution betrifft, und wie alle Krankheit aus der Verletzung dieses Regel-Komplexes entsteht, so Gesundheit dann, wenn man ihn sorgfältig beachtet und wieder in Kraft setzt. Der Therapie des Grafen geht es nicht darum, den natürlichen Austausch durch einen künstlichen zu ersetzen und ihn auf diese Weise zu beherrschen, sondern darum, den natürlichen zu erkennen und ihm zu seiner Wirkung zu verhelfen. Da nun derart verstandene Natur im lebenslang unentschiedenen Zweikampf zwischen Begehren und Bedürfnis sich entfaltet, wechselt das Interesse der auf sie bezogenen Medizin sogleich vom toten zum lebendigen Körper. Was sie allerdings unter Natur versteht und mit welchen Mitteln sie deren Regelungen zu rekonstruieren gedenkt, müssen wir unserer Geschichte erst noch entnehmen.

Ich meyne, der ehrliche Hippocrates habe gesagt: wer einen kranken Körper nähret, der nähret nur die Krankheit; erfüllet ein zähes und dickes Blut die Adern=Gänge und böse schleimigte Säfte verhindern die Verdauung des Magens, so lehret uns die Natur, dass eine freye Luft und eine gemäßigte Bewegung besser sey, das Geblüt zu verdünnen, als warme Bette, geheitzte Stuben, und zugespernte Zimmer [...] Meine Meynung wäre also diese: Man ließ dem König Luft, und hielt ihn zur Diät und einer mäßigen Bewegung [...] Man müste dabey sein Gemüth mit allerhand unschuldigen Abwechslungen und Ergötzlichkeiten unterhalten; alle verdrießliche Sache aber so lang vor ihm verborgen halten, bis er wiederum eine gewisse Stärke erlanget hätte.<sup>23</sup>

---

alle Berauschung und unordentliches Essen und Trinken [...] Zum andern vermeide er alle hefftige Gemüths-Bewegungen und darunter sonderlich Zorn, Furcht und Schrecken“ (Johann Storch, *Nöthiger Unterricht Wie man sich bei grassierendem Fleck- und Hitzigen Fiebern zu verhalten hat ...*, Eisenach/Naumburg 1741, Vorrede; hier zit. nach: Heinz Schott, Hg., *Der sympathetische Arzt. Texte zur Medizin im 18. Jahrhundert*, München 1998, S. 258). – Zur Geschichte der Medizin während der Aufklärung siehe Andrew Cunningham/R.K. French, *The Medical Enlightenment of the eighteenth century*, Cambridge 1990, Renate Wittern, *Medizin und Aufklärung*, in: Helmut Neuhaus, Hg., *Aufbruch aus dem Ancien Régime*, Köln/Wien 1993, S. 245–266, Johanna Geyer-Kordesch, *Pietismus, Medizin und Aufklärung in Preussen im 18. Jahrhundert. Das Leben und Werk Georg Ernst Stahls*, Tübingen 2000, S. 221ff., Wolfgang U. Eckart, *Geschichte der Medizin: Fakten, Konzepte, Haltungen*, 6., völlig neu bearb. Aufl. Heidelberg 2009, S. 155ff., Joseph Patrick Byrne, *Health and wellness in the Renaissance and Enlightenment*, Santa Barbara 2013.

23 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 237f. – Beide Auffassungen, diejenige der Leibärzte und diejenige des Grafen, sind in der Medizin des 18. Jahrhunderts offenbar in Umlauf. So notiert

Das klingt alles nicht besonders fortschrittlich. Der Graf beruft sich auf die wohl ältestmögliche medizinische Autorität, den Griechen Hippokrates, der in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus auf der Insel Kos gelehrt und geheilt hat, sowie auf die von ihm entwickelte und später von Galen ausgebaut und dogmatisierte Vier-Säfte-Lehre oder Humoralpathologie. Ihr offenbar folgend empfiehlt er, die Bahnen des natürlichen Austauschs wieder zu öffnen, sie aber einzuengen, um seine Intensität zu reduzieren.<sup>24</sup> Seine Medizin anerkennt zwar den lebendigen Körper, aber sie lässt es anscheinend bei dieser Anerkennung bewenden und hofft, dass das Leben sich in seinem moderaten Vollzug selber wieder in seine Ordnung bringt.

Es gelingt dem Grafen schließlich, den König der mäßigen Bewegung wegen zur Reise nach der Einsiedelei des dem Leser bereits bekannten Pandoresto zu veranlassen. Der König fährt erst noch im Pelz durch den schönen Herbsttag, dann wird ihm hinter den Fenstern der Kutsche warm, und er wirft ihn ab. Die Pferde gehen erst im Trab, so dass ihre Fahrgäste kräftig durchgeschüttelt werden, dann befiehlt der Graf Schritt, und das Schütteln wird zum Wiegen. Ein kleiner Imbiss und ein kleiner Spaziergang unterbrechen die Fahrt.

Der Graf von Rivera manipuliert die Bedürfnisse des königlichen Leibes zunächst in Richtung einer binären Wechseltherapie: kalt – warm, heftig – sanft, gehen – fahren.<sup>25</sup> Empfinden, Ertragen und Genießen der Abwechslung, des Unterschiedes, der Differenz sollen den Bedürfnissen nahegebracht, eingeübt

---

der Herzog von Croÿ am 3. Mai über seinen Aufenthalt am Krankenbett Ludwig XV: „Er wurde eher gemäss der kalten als nach der heissen Methode behandelt“ (ders., *Nie war es herrlicher zu leben*. Das geheime Tagebuch des Herzogs von Croÿ 1718–1784, übers. und hg. Von Hans Pleschinski, München 2014, S. 270).

- 24 „Wenn die Krankheit auf dem Höhepunkt ist, muss man die strengste Diät anwenden“ (Hippokrates, Aphorismus 8; hier zit. nach: ders., *Ausgewählte Schriften*, übers. und hg. von Hans Diller, Stuttgart 1994, S. 194). Allerdings könnten sich auch die Ärzte des Königs auf das Corpus Hippocraticum berufen, wo es heißt, „dass natürlich aus keiner anderen Ursache die Krankheiten entstehen als durch die Luft, wenn sie überreichlich ist oder durch Krankheitsstoffe verdorben in den Körper hineinkommt“ (Die Winde, ebd. S. 215).
- 25 Auch das steht im Kontext eines von der Aufklärung verfochtenen therapeutischen Prinzips: „Man kann also der Natur zu Hülfe kommen, wenn man das etwa Mangelnde zu ersetzen, das Ueberflüssige zu vermindern, und die Zusätze zurückzuhalten, das Stockende zu bewegen, und dem Flüchtigen oder Antreibenden etwas Einhalt zu thun suchet. Dieses geschieht durch Mäßigung der Affecten, durch Bändigung der Begierden, durch Beobachtung der besten Diät, durch Abwechslung der Arbeit und der Ruhe“ (Anton Heins, *Der patriotische Medicus*. Zweyten Bandes Zweyter Teil, Frankfurt, Leipzig 1767, S. 218; hier zit. nach Schott, *Der sympathetische Arzt*, ebd. S. 260).

und einbeschrieben werden. Während die königlichen Ärzte den ihnen anvertrauten Leib auf die einfache Sich-selbst-Gleichheit seines Begehrens zum Tode zu reduzieren suchen, trachtet der Graf danach, ihm den Unterschied, die Differenz, die Negativität wieder zu erinnern, das Mittel zu jener Vermittlung, worin der Leib sich als einer und Nicht-Anderer wahrnimmt, um darin seinen Bedürfnissen nach dem verneinten Anderen erst die Form des Wissens, der Sprache, des Sinns, der Absicht und der Methode zu geben. Während dieser Einübung des Leibs ins Element seiner Modernisierung (wir kommen darauf noch zurück) ließ der Graf

die Wasser springen: Ein Chor der besten Waldhornisten [...] stiessen nach der Kunst in ihre Hörner; und wechselten darauf ihre langsam-gezogenen Töne mit dem hell-durchdringenden Klang der Clarinetten; welche mit dem angenehmen Rauschen der spielenden Wasser eine süsse Harmonie machten.<sup>26</sup>

Die Psyche muss sich dem gleichen Training unterziehen wie die Physis. „Langsam-gezogene“ Töne wechseln für sie mit „hell-durchdringenden“. Aber von ihr wird mehr verlangt als die bloße Wahrnehmung dieses Wechsels: Sie muss überdies die Einheit des Gegensatzes zuwege bringen, die Dauer in der Abwechslung, die Positivität der Negativität gewährleisten, kurz: dem Begehren im Spiel der Bedürfnisse Geltung verschaffen, indem sie es mit ihm in „süsse Harmonie“ bringt. Dass deren Symphonie über das Gehör an die Psyche gelangt, ist kein Zufall, dient es doch dem Vernehmen des Sprechens, welches „die göttliche Natur hat, die Meinung unmittelbar zu verkehren, zu etwas anderem zu machen und sie so gar nicht zum Worte kommen zu lassen“.<sup>27</sup> Die Meinung nämlich, welche die abstrahierende Sinnlichkeit, vornehmlich der Gesichtssinn, von ihrem Gegenstand als absolut einzigartigem Dieses hat, dem sie im Wechselspiel der Bedürfnisse Zug um Zug nachjagt und das in der göttlichen, und das heißt: gattungsgemeinen Natur der Sprache schlechthin aufgeht. Die Sinne sind das Mittel der Negativität, mit dem den Bedürfnissen das Andere überhaupt zugänglich wird, aber sie klammern sich an das Diese und Jene, das aus der Selbstverneinung des Begehrens zunächst und unmittelbar hervorgeht, an das Warme oder

26 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 243.

27 G. W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes*; Werke in 20 Bdn., hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 3, Frankfurt/M. 1970, S. 92.

das Kalte, an das Heftige oder das Sanfte, und sperren sich so dem Begehren des Begehrens, in seinen Bedürfnissen über alles bestimmte Einzelne hinaus den unendlichen Weg zu sich zurückzugehen. Deshalb muss dieses Mittel von einem Organ reguliert werden, das dem Widerspiel von Begehren und Bedürfnissen substantiell zugrunde liegt. Es muss dieses Spiel so zu führen verstehen, dass die Bedürfnisse in ihrem binären Wechselspiel unendlich über sich hinausgehen, während das Begehren ebenso unendlich in sich zurückgeht. Dieses Organ der Einheit des Leibes mit seinem existentiellen Widerspruch ist das, was das Subjekt der Moderne sich als seine Seele voraussetzt.

Wie der Graf von Rivera dem Leib seines Königs einen ersten Ein-Druck dieser Seele verschafft, haben wir eben gesehen. Wie führt der Graf seine Kur nun fort?

Man kommt schließlich spät abends in der Einsiedelei an, und der von Reise und Lebens-Training erschöpfte König begibt sich sofort zur Ruhe.

Endlich erwachte derselbe eine Stunde nach Mitternacht: er fragte sogleich nach dem Grafen: er hätte unvergleichlich geschlafen, und fände sich nun ganz erquickt: er fügte hinzu, dass er wohl etwas essen mögte. Wenn Ew. Majestät, war darauf des Grafens Erinnerung, sich für dißmahl mit einer Tasse Schocolad, und einem Biscuit begnügen wollen, so geschähe mir eine Gnade. Ey! Ey! sprach der König! was seyd ihr vor ein unbarmherziger Doctor. Ich muss euch nun wohl folgen.<sup>28</sup>

Damit ist der Wendepunkt der Kur erreicht. Der gräfliche Arzt re-aktiviert und reanimiert jetzt nicht nur das Spiel der Bedürfnisse, er greift gezielt in dessen Abläufe ein. Er scheint die Natur des königlichen Körpers besser zu kennen, als dieser Körper sie selbst kennt, denn er vermag ihm vorzuschreiben, wie viel Nahrung ihr in diesem Augenblick gemäß ist, obwohl der Körper diese Auffassung nicht teilt. Wer jedoch die Natur im Spiel der Bedürfnisse kennt, muss auch über das Widerspiel von Begehren und Bedürfnis Bescheid wissen und angeben können, wann, wo und wie es von „süßer Harmonie“ wird. Er erkennt jenseits des Körpers einen Plan, ein Konzept dieses Körpers, das den wahren Körper ausmacht und dem realen unterlegt werden muss, um ihn in einen wirklichen, das heißt einen wahrhaft realen, zu verwandeln. Die medizinische Wissenschaft des Grafen von Rivera bringt ihren Gegenstand nicht zum Verstummen, um ihn dann

---

28 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 245.

mit einer von ihr für ihn erfundenen Sprache zu begaben; sie verfolgt vielmehr aufmerksam und achtungsvoll seine ursprüngliche Sprache, lernt sie ihm ab, bis sie ihn auf Verstöße gegen sein eigenes Regelsystem hinweisen kann. Sie schneidet seinen Code nicht von der Differenz mit anderen Zeichen ab, sie lässt sie sich vielmehr so lange und so ausführlich gesagt sein, bis sie deren Bestimmung exakter anzusetzen vermag als ursprünglich der Code – was ihn in einen anderen verwandelt, der seine wahre Bestimmtheit ausmacht. Der König von Aquitanien hat in der Tat einen unbarmherzigen Leibarzt, der mit keinem Zug des königlichen Körpers Erbarmen hat, der sich seiner Wahrheit entzieht oder widersetzt.

Am nächsten Tag geht die Kur weiter.<sup>29</sup> Des Abends wird der Einsiedler Pandoresto zu einer natürlich nur moderat beschickten Tafel gezogen, was dieser zum Anlass nimmt, ein ausführliches Lob der Mäßigkeit anzustimmen.

Die einfältige Natur bestellt meine Tafel, und die Furcht vor dem Allmächtigen schützt mein Herz vor unordentlichen Leidenschaften [...] Gegen alle [...] Feinde unseres Lebens, unserer Ruh und unserer Glückseligkeit schützt uns nichts als die Mäßigkeit.<sup>30</sup>

Mäßigkeit, die Übernahme des realen Körpers durch den wahren, bedingt Tugend, zu deren Übertretung alles zu reizen sich anschickt, was den realen Körper gegen den wahren verteidigt. Tugend nicht im andächtigen oder schwärmerischen Sinn, nicht als beschauliche Scheu oder begeisterte Selbstopfersehnsucht, sondern Tugend im Sinne der römischen *virtus*,<sup>31</sup> der Kraft und der Macht, sich ein Verhalten, eine Disziplin, eine Lebensweise als Dispositiv<sup>32</sup> von Disziplinen so aufzuerlegen, dass der gegen ihre Fremdheit rebellierende Körper schließlich mit Leib und Seele zu ihrem gehorsamen Subjekt wird.

29 Vgl. *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 252f.

30 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 259 u.f. – Vgl. dazu Dorothee Kimmich, *Epikureische Aufklärungen: philosophische und poetische Konzepte der Selbstsorge*, Darmstadt 1993, S. 176f.

31 Mäßigkeit, *temperantia*, fordert die „vollständige Beruhigung der Leidenschaften und Maßhalten in allen Dingen“ (Cicero, *De officiis* I/93; hier zit. nach: Werke in drei Bdn., hg. von Lieselott Huchthausen, Bd. 3, Berlin und Weimar 1989, S. 200). – Zum Einfluss der späteren Stoa, insbesondere des Panaitios, auf „De officiis“ siehe zunächst Wolfgang Röd, Hg., *Geschichte der Philosophie*, Bd. III: Malte Hossenfelder, Die Philosophie der Antike: Stoa, Epikureismus und Skepsis, München 1985, S. 94ff.

32 Zum hiesigen Gebrauch des Begriffs vgl. Giorgio Agamben, *Was ist ein Dispositiv?*, Zürich/Berlin 2008, S. 9.

Des Königs neuer Körper hat nach den Regeln der Mäßigkeit so rasch und so gründlich Einzug in dessen alten Körper gehalten, dass er ihn schon bald überlagert und seinen Überlegungen gefügig macht. Der Graf, des Gelingens seiner Kur gewiss, kann die Vorschriften lockern. Bei der nächsten festlichen Tafel hat der Graf „ein paar Trachten mehr aufsetzen lassen, dieweil sie unverfänglich waren, dem König nicht übel bekamen; zumahl da er den Nachmittag darauf [...] sich mit Jagen belustigte“.<sup>33</sup>

Was ist oder worin besteht nun für den Autor des *Redlichen Mann am Hofe* diese vielbeschworene Mäßigkeit? Der Graf von Rivera gibt zur Antwort:

In einer ordentlichen Bewegung [...] bestehet das Geheimniss der Gesundheit. Die Gemüths-Ruh müssen wir in uns selbst suchen, sie können [wahrscheinlich Druckfehler für ‚könnte‘ oder ‚kame‘] von aussen nicht in uns. Angenehme Zufälle erfreuen; widerwärtige betrüben; beyde aber stöhren nicht leicht unsere Gemüths-Ruh, wenn einmal das Triebwerck unserer Natur in Ordnung ist.<sup>34</sup>

Gesundheit erwächst also aus geordneter Bewegung, aus dem ordentlichen Fortgang jenes binären Wechselspiels, in dem die Bedürfnisse ihre das Begehren zum Anderen hin öffnende Negativität entwickeln und bestimmen. Worin aber liegt die Regel dieser Ordnung, das Maß, aus dem die Bewegung der Bedürfnisse Gesundheit schafft? In ihrer Fundierung und Rhythmisierung durch eine Gemütsruhe, die kein äußerer Zufall, kein noch so starker Affekt aus dem Geleise bringt und deren ungebrochene Konsequenz beweist, dass das „Triebwerck der Natur“ in Ordnung ist. Wir sehen: Die Disziplin der Mäßigkeit fordert zwar unbedingte Unterwerfung, aber sie verspricht dafür dem Körper, der sich ihr fügt, die Erfüllung seines ursprünglichen Begehrens – die ungestörte und ungetrübte Bewegung von sich weg und zu sich hin. Keine Unsterblichkeit zwar, aber doch die harmonische Verlangsamung des Todes im Begehren, seinen äußersten

33 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 262.

34 Ebd. S. 250. – Diese „Gemüths-Ruh“ ist eine wesentliche Bestimmung der *virtus*: „Nur die Tugend gewährt dauernde, kummerlose Freude; selbst wenn sich ein Hemmnis einstellt, so ist das nur wie eine unten sich hinziehende Wolkenschicht, die nicht Herr wird über den Tag.“ (Seneca, *Briefe an Lucilius*, 27. Brief, § 3; ders., *Philosophische Schriften*, übers., mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Otto Apelt, Bd. III, Hamburg 1993, S. 101). Zu Senecas praktischem Stoizismus siehe zunächst Max Pohlenz, *Die Stoa. Geschichte einer geistigen Bewegung*, 4. Aufl. Göttingen 1970, S. 303ff.

Aufschub durch „süsse Harmonie“. Pandoresto, der Apostel der Mäßigkeit, ist ohne Altersgebrecchen 87 Jahre, und der Adriatische Edelmann, von dem er zu erzählen weiß, hat in seinem vierzigsten Lebensjahre die Mäßigkeit entdeckt und seither „sein Leben in beständiger Gesundheit, in allem Vergnügen und bey einem vortreflichen Verstand über hundert Jahre hingebracht“.<sup>35</sup>

Wann also ist das „Triebwerck unserer Natur“ in Ordnung? Wenn die Triebe ihr Werk ohne störende Gegenwirkung eines äußeren Anderen tun, wenn sie jedes Stocken, jede Ekstase ihrer sich unendlich in sich zurückbeugenden Bewegung als bloßen Reiz auffassen und auflösen können. Der semiotisierende Charakter ihres Kreisens in sich selbst bleibt ihnen fremd und überführt sie deshalb in symbolische Gestalten ihrer selbst, ohne sie prägend zu berühren. Die Deutungsfreiheit des Körpers kann sich zwar nur erhalten, indem sie Zeichenketten und damit Bedeutung produziert, aber der sich selbst genügende kann – und soll – sich von dieser Produktion reinhalten.<sup>36</sup> Auch diese Anweisung zum glücklichen Leben klingt zunächst weder sehr aufregend noch sehr neu. Was enthält sie anderes als das Ideal der Ataraxie, der durch keinen freudigen oder betrüblichen Zufall erschütterten Ruhe des Gemütes, als ordnender Einheit von Körper und Seele? Die Übereinstimmung reicht bis in die Basis des Konzeptes, meint doch das zugrunde liegende Verb *tarassein* ursprünglich „durcheinander rühren, schütteln, miteinander verquirlen wie beim Buttermachen“, dann aber auch „beunruhigen, erschüttern, verwirren“.<sup>37</sup> Seneca übersetzt ‚Ataraxia‘ schließlich mit ‚Securitas‘, das im Sprachgebrauch der Kaiserzeit zuerst die äußere Sicherheit meint und dann erst die Freiheit von Aufregungen und Sorgen, die dem Menschen zuteil wird, dessen „Triebwerck der Natur“ in Ordnung ist, und resümiert: „Dem Menschen bleibt nichts mehr zu wünschen übrig, wenn die Seele von Leidenschaft und der Körper von Schmerz frei ist.“<sup>38</sup> Die auch dem König von Aquitanien abgeforderte Unterwerfung unter die Regeln der Mäßigkeit dient folglich nicht dazu,

den Verzicht um seiner selbst willen zu praktizieren; vielmehr soll man in den Stand versetzt werden, auf das Überflüssige zu verzichten, indem man eine Souveränität

35 Ebd. S. 260f.

36 „Wer sich gleich bleibt, ist ungestört; wer ungestört ist, ist frei von Betrübnis; wer frei von Betrübnis ist, ist glücklich“ (Seneca, *Briefe an Lucilius*, 85. Brief, § 2; ebd. Bd. IV, S. 25).

37 Siehe dazu Bensele/Schenkl, *Griechisch-deutsches Schulwörterbuch*, 13., erw. und vielfach verb. Aufl. von Adolf Kaegi, Leipzig und Berlin 1911, S. 897.

38 *Briefe an Lucilius*, 66. Brief, § 45; ebd. Bd. III, S. 251.

über sich gewinnt, die vollkommen unabhängig ist von ihrer Anwesenheit oder Abwesenheit.<sup>39</sup>

Es handelt sich bei Loen gleich wie bei Seneca durchaus nicht um christliche Askese, nicht um Abtötung des Leibes um einer ihn transzendierenden Sehnsucht willen, sondern um ein tägliches Training zur Maximierung von Lebensqualität und Lebensdauer. Die Seele muss fähig werden, die optimale Harmonie zwischen Begehren und Bedürfnissen, zwischen der rein inneren Triebbewegung des Körpers und der Notwendigkeit seines äußeren Anderen herzustellen, zu überwachen und zu verselbständigen, wobei das Begehren den Bedürfnissen vorgeht: soviel Autonomie und Souveränität wie möglich, soviel Außenbestimmtheit und Abhängigkeit wie gerade noch nötig.<sup>40</sup> Dieses Training ist hart. Es verlangt in der Tat, sich unter den Zwang einer strengen Tugend zu setzen: „Sich um sich kümmern ist keine Sinekure.“<sup>41</sup> Die Übereinstimmung zwischen den Regeln der Antike und denjenigen, die der Graf von Rivera auf seinen König anwendet, sind offensichtlich. Lassen sich darüber hinaus Züge namhaft machen, in denen das Dispositiv des Grafen über das stoische Konzept der Ataraxie deutlich hinausgeht?

Vergegenwärtigen wir uns, um diese Frage zu beantworten, noch einmal die Hauptschritte, mit denen des Königs neuer Körper ins Leben tritt. Die medizinische Wissenschaft des Grafen von Rivera teilt mit der hergebrachten, die sie in der Blüte ihrer Herrschaft antrifft, zu Anfang die Lagebeurteilung vollkommen. Sie wählt für Diagnose und Therapie den gleichen Ansatzpunkt, bestimmt ihn aber von einem ganz anderen Satz her, beurteilt die Struktur des Phänomens, in dem er liegt, so verschieden, dass er plötzlich eine ganz neue, zur bisherigen konträre Bedeutung annimmt. Diese Verschiedenheit kommt in seiner therapeutischen Auslegung zwar zum Ausdruck, lässt ihn selbst aber zunächst unangetastet und scheint ihn vielmehr durch seine Korrektur bestätigen zu wollen.

39 Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit, Bd. 3: Die Sorge um sich*, Frankfurt 1989, S. 81.

40 Epikurs Anweisung zum glücklichen Leben teilt dieses Ideal, definiert seine Praxis aber rein gegensätzlich: „Es ist nicht möglich, lustvoll zu leben, ohne dass man vernunftgemäss, schön und gerecht lebt, noch vernunftgemäss schön und gerecht ohne lustvoll zu leben“ (Katechismus, hier zit. nach ders., *Von der Ueberwindung der Furcht*, eingel. und übertr. von Olof Gigon, 2., durchges. Aufl. Zürich/Stuttgart 1968, S. 59). Autonomie und Souveränität sowie Aussenbestimmtheit und Abhängigkeit bedingen einander.

41 Foucault, ebd., S. 71.

In dieser Bestätigung jedoch erweist sich die Korrektur als Wissen des Wesens des Wissens, das sie zu korrigieren scheint, und damit als seine Wahrheit. Sie stellt ihren Gegenstand nicht nur richtig, sie stellt ihn vollständig um, sie bringt ihn in eine gänzlich neue Form, deren Neuheit sie als Ursprung und Grund, als Wesen und Wahrheit seiner alten nachweist. Die Bewegungen der Bestätigung und des Sprungs, der Verschiebung und der Überdetermination formieren miteinander die Strategie eines komplexen und diskreten Dispositivs, dessen Manuale und Register, Tasten und Züge beinahe unerreichbar weit auseinanderliegen, aber dennoch ein polyphones Miteinander anbieten und ermöglichen. Jede traditionelle Episteme, die zu Thema und Opfer einer derartig neuen wird, muss sich ihr bedingungslos ergeben, weil sie schließlich aus sich selbst heraus von sich als deren Vor- und Frühform überzeugt wird. Die Moderne kann mit der Aufklärung das Zeitalter der universalen Wissenschaft von der Geschichte deshalb eröffnen, weil sie sich im Grunde ihrer selbst als Geschichte, als das Begreifen von Geschichtlichkeit überhaupt weiß. Was diesem Begriff nicht gehorcht, was er nicht erfasst, was ihm entgeht, gilt nicht als Geschichte.

Diese Strategie der Okkupation durch Anerkennung, dieses komplizierte Ballett des Angehens und Umgehens, des Eingehens und Überhingehens fehlt der antiken Kultur seiner selber völlig. Epiktet „scheint [...] die Freiheit etwas Selbstherrliches zu sein, das sein Gesetz in sich selbst trägt“.<sup>42</sup> Was der Graf von Rivera „Gemüths-Ruhe“ nennt, gilt dem Stoiker der römischen Kaiserzeit als eine Freiheit, deren Begriff ganz Herr seiner selbst ist, der sich also von sich her in vollkommener Richtigkeit zeigt. Er setzt sich als sein Gesetz und muss nur noch befolgt, nicht mehr erörtert werden. Er bedarf keiner Demonstration mehr, nur noch der Adaptation als gebietender Pflicht, die sich gegen alle bisherige Lebensform kompromisslos durchsetzt. Dieser Freiheits-Begriff verfertigt sich nicht durch die maßvollen wie mäßigenden Gedanken absichtsvoller Kommunikation, in jenen für die aufkommende bürgerliche Gesellschaft so typischen Persuasiv-Strategien, wie sie der Graf von Rivera hier unter feudal-aristokratischen Bedingungen schon zur Anwendung bringt. Die Mäßigkeit, die der Stoiker bedenkt, ist der Form seines Denkens nicht eigen.

Verfolgen wir die Kur nun weiter. Als der König am Morgen nach dem seit langer Zeit ersten erfrischenden Schlaf sich ein wenig Bewegung zu machen

---

42 Von der wahren Freiheit. ders., *Diatriben*, übertragen und eingel. von Wilhelm Capelle, Zürich 1948, S. 150.

wünscht, führt ihn der Graf im Haus des Einsiedlers umher und macht ihn auf verschiedene Sinnbilder an den Wänden der Räume aufmerksam. Die von ihm verlangte Erklärung benutzt er jedes Mal dazu, seinen Herrn nachdrücklich auf Schwächen und Mängel seines Staats und seiner Regierung hinzuweisen.

Genug, Graf, sprach der König, ihr solt mir heut kein Sinnbild mehr auslegen; ich sehe ihr seyd ziemlich aufgeräumt, mir die Wahrheit zu sagen. Wollte GOtt! versetzte der Graf, mit einer demüthigen Gebehrdung, ich könnte Ew. Majestät nur so viele und wichtige Wahrheiten sagen, dass sie mögten gesünder, ruhiger und der glücklichste Monarch in der Welt werden.<sup>43</sup>

Die Medizin des Grafen von Rivera bescheidet sich nicht damit, seinem König einen neuen Körper gegeben zu haben; sie will ihm auch einen neuen Staatskörper geben, damit er gesünder, ruhiger und der glücklichste Monarch in der Welt werde. Die Bewegung, in der die Moderne sich die ihr überlieferten Körper aneignet, beruhigt sich nicht bei deren Sorge um sich,<sup>44</sup> sondern führt sie metaphorisch in die Welt hinaus, von der die antike Kultur sie gerade unabhängig zu machen sucht. Seneca unterscheidet *gaudium* oder *laetitia*, die von aller Äußerlichkeit ungestörte Freude an sich selbst, kategorisch von der *voluptas*, einer Freude, die aus einem Anderen stammt und von ihm abhängt.

Auf brüchigem Grunde steht, wer den Quell seiner Freude in dem hat, was von außen kommt; die Freude wird dahin schwinden, die von außen stammt. Aber was dem Inneren entquollen, das ist treu und fest und nimmt zu und verlässt uns nicht bis an Ende.<sup>45</sup>

Die Strategie der Moderne, die restlose Modernisierung der an sie gekommenen Welt, anerkennt diesen Unterschied nur, um ihn aufzuheben, um die ihr übergebene Welt in eine Gegenwart zu verwandeln, derer sie sicher sein kann und aus der jede Furcht vor Entzug und Verlust getilgt ist. Ihr Subjekt macht sich

43 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 251. Vgl. dazu Wolfgang Martens, *Der patriotische Minister. Fürstendiener in der Literatur der Aufklärungszeit*, Weimar/Köln/Wien 1996, S. 105ff.

44 Siehe dazu im Ganzen zunächst Foucault, ebd., S. 53–94.

45 *Briefe an Lucilius*, 98. Brief, § 1; ebd. Bd. IV, S. 178. Vgl. dazu auch den 23. Brief, § 2ff.; ebd. Bd. III, S. 83f. – Die Verachtung der Lust an äußerlichen Dingen hindert nicht an ihrem sach- oder situationsgerechten Gebrauch. Siehe dazu Epiktet, *Von der Furchtlosigkeit*, ebd. S. 203f.

schon in der Gestalt des Grafen von Rivera den Gegensatz von *laetitia* und *voluptas* nur zu eigen, um ihn durch seine Lebenspraxis zu korrigieren, die *laetitia* als Basis und Ausgangspunkt der *voluptas* zu erweisen und zu nutzen. Zur Zeit des Romans allerdings noch „mit einer demüthigen Gebehrdung“.

## II

Es läge nun nahe, diesen Vorgang an der Metaphorik zu überprüfen, die Loens Roman durchzieht, und nachzufragen, welchen Weg vom Körper zum Staatskörper die bürgerliche Modernisierung hier einschlägt. Der *Redliche Mann am Hofe* figuriert in der Literaturgeschichte jedoch ohnehin als Staats-Roman, der den aufgeklärten Absolutismus propagiert:

König und Staat werden durch seine [des Grafen von Rivera] Kur vom ‚politischen‘, d. h. rein macchiavellistischen Verhalten geheilt, aber auch gegen radikalpietistische Elemente kämpft Rivera und tritt für einen aufgeklärten, von der Philosophie des Thomasius beeinflussten Absolutismus ein.<sup>46</sup>

In diesem Urteil spiegelt sich die bereits zeitgenössische Einschätzung des Romans wider, den man um die Mitte des 18. Jahrhunderts offenbar als episierete Abhandlung über die Transformation des feudalarationalen Ständestaates in eine bürgerlich vernünftige Staatsmaschine gelesen hat, in der jedem Stand seine Selbständigkeit nach Maß seines funktionellen Nutzens für das Ganze streng und ausschließlich zugemessen wird. Den ersten drei Ausgaben von 1740, 1742 und 1751 ist, wie schon eingangs erwähnt, der Essay *Freye Gedancken von der Verbesserung des Staats* nachgebunden, und der deutsche Essayist und hessische Staatsminister Friedrich Karl von Moser (1723–1798), Angehöriger des Kreises um die dem Pietismus zuneigende Susanne von Klettenberg in Frankfurt (das Vorbild der „schönen Seele“ im VI. Buch von *Wilhelm Meisters Lehrjahre*), lässt 1751 eine Abhandlung erscheinen, die den Titel trägt: *Der Charakter eines Christen und ehrlichen Mannes bey Hofe*. Dieser sehr naheliegende, uns so nahegelegte Zusammenhang liegt allzu nahe, als dass er über die Verwandlungskraft des

46 De Boor/Newald, *Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. VI, hg. von Sven Aage Jørgensen/Klaus Bohnen/Per Øhrgaard: Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik, München 1990, S. 205.

Prinzips der anerkennenden Okkupation Aufschluss zu geben vermöchte, dem wir noch eine Weile treu bleiben wollen. Suchen wir uns deshalb dazu einen abgelegeneren, aus Distanz genauer konturierenden Ansatzpunkt in *Der Redliche Mann am Hofe*.

Der Graf von Rivera appelliert bei seinen medizinischen Ausführungen immer wieder an etwas, das er die ‚Natur‘ des Königs nennt. Der Begriff meint wörtlich zunächst das aus sich selbst, seinem eigentümlichen Ursprung ohne fremde Einmischung Entstandene,<sup>47</sup> im Gegensatz zum Gemachten, dem aus verschiedenstem Material von fremder Hand künstlich Konstruierten. Das Gesetz dieses Entstehens, seinen Ursprung, nennen wir das Wesen des Entstehenden. Natur beeindruckt uns zuerst als die Umgebung, die wir ohne unser Zutun vorfinden, die Welt im weitesten Sinne, in die wir hineinwachsen und die aus eigenem, von uns nicht willkürlich zu handhabendem Antrieb existiert. Erst in von dorthier übertragener Bedeutung sprechen wir auch von unserer Natur, um auszudrücken, dass wir uns grundsätzlich für einen integralen Teil jener uns umgebenden Welt halten, so verschiedene Folgerungen wir von diesem Grundsatz auch ableiten mögen. Machen wir also, um das Prinzip der anerkennenden Okkupation auf die Probe seiner Macht zu stellen, die Übertragung rückgängig und fragen wir uns, ob und wie die erste Natur im Roman erscheint und von welchem Wesen diese Erscheinung zeugt.

Als der Graf von Rivera eines Frühlings am Hofe des benachbarten Königreiches Licatien weilt, um die älteste Prinzessin als Braut für seinen König werbend, wird ihm eine prächtige Wohnung angewiesen, deren Zimmer auf ein kleines „Lust-Gehölze“ stoßen, „worinnen die Nachtigallen und andere Vögel sich auf die anmuthigste Weise hören liessen“.<sup>48</sup> Der Graf erwacht von ihrem Gesang und lässt sich von ihm schließlich in den Garten locken.

Er kam [...] in einen mit jungen Buchen dicht bewachsenen Hayn; er fand hier verschiedene Gras=Bänke, die einen runden Behälter umzogen, aus dessen Mitte das Wasser sich

47 So sieht es auch die Kosmogonie und Kosmologie der Aufklärung. Sie geht davon aus, „dass die Welt eine mechanische Entwicklung, aus den allgemeinen Naturgesetzen, zum Ursprunge ihrer Verfassung, erkenne“ (Kant, *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels* 1755, A 149). Zum Naturbegriff im 18. Jahrhundert siehe Basil Willey, *The eighteenth century background. Studies on the idea of nature in the thought of the period*, 8. Aufl. London 1965, Anne M. Rusam, *Literarische Landschaft. Naturbeschreibung zwischen Aufklärung und Moderne*, Wilhelmshof 1992, Gérard Chazal, Hg., *Les Lumières et l'idée de la nature*, Dijon 2011, Martin Mulsow, Hg., *Natur*, „Aufklärung“ 25/2013, Hamburg 2014.

48 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 365.

beständig in die Höhe trieb: nechst dabey stund ein erhabenes mit Moos und Gras bedecktes Gemäuer, über welches ein kleiner Bach mit einem sanften Rauschen, durch verschiedene Abfälle sich in den Behälter ausstürzte. Man sah darin als in einem klaren Spiegel, die daherum stehende Gebüsch und Bäume, nach dem Leben abgeschildert. Die Kunst hatte hier mit Hand angeleget; nicht zwar, wie sie sonsten pflaget, die Natur zu zwingen, sondern nur ihre Annehmlichkeiten desto mehr ins Auge zu setzen.<sup>49</sup>

Die Kunst, die hier angewendet worden ist, hat die Tendenz, nicht eine Gegen-Natur, die der Natur ihren Charakter gewaltsam aufzwingt, sondern wieder die Natur, die Natur noch einmal zu sein. Aber nicht in bloßem Wiederholen, sondern als Profilierung und Akzentuierung, als Produktion<sup>50</sup> der Annehmlichkeiten der Natur für das äußere und innere Auge ihres Betrachters. Diese Kunst, die modulierende Rekonstruktion des gesetzgebenden Wesens der Natur, bezieht die Welt des äußeren Anderen, die Welt der Bedürfnisse, so auf die sich unendlich schließende Innenwelt des Begehrens, dass im Bewusstsein des sie wahrnehmenden Subjekts die Harmonie beider Welten in möglichster Süße entsteht. *Laetitia* und *voluptas* lassen sich auf zwei Arten miteinander vermitteln: in der Anpassung des Außenweltgenusses an den Innenweltgenuss, die das Reich der Natur dem Prozess des Begehrens so eng wie möglich anformt (das ist der Weg der Technik und des Konsums), oder in der Modulation des Naturgegenstandes in die optimale Harmonie zwischen dem Begehren und den Bedürfnissen (das ist der Weg der Kunst und des Geschmacks). Auf dem ersten Weg wird die Natur gezwungen, das Gesetz einzugestehen, das sie naturiert:

Die Vernunft muss mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand, und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr be-

49 Ebd. – Siehe dazu zunächst Thomas Meyer, Das „Holdselige Revier“ des Johann Michael von Loen, in: *Entwicklung der Gärten und Grünflächen in Frankfurt am Main*, Frankfurt/M. 1988, S. 28–32. – Gut eine Generation später hat sich die Geschmacksperspektive leicht, aber folgenscher verschoben: „Der Garten hat mit sehr gefallen; die Natur fängt da an, wo die Kunst aufgehört hat, denn er hängt unmittelbar mit einem Wäldchen und einem Berge zusammen“ (Leopold Friedrich Günther Göckingk, Briefe eines Reisenden an Herrn Drost von LB, Zweiter Brief; in: ders., *Die Freud ist unsted auf der Erde*. Lyrik, Prosa, Briefe, hg. Von Jochen Golz, Berlin 1990, S. 317).

50 „Die ursprüngliche Bedeutung von ‚Produktion‘ liegt [...] nicht in der materiellen Herstellung, sondern im Sichtbarmachen und zur Erscheinung-Bringen: *pro-ducere*“ (Jean Baudrillard, *Oublier Foucault*, 2., neubearb. Aufl. München 1983, S. 25).

lehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen lässt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt.<sup>51</sup>

Auf dem zweiten Weg wird die Natur dazu verlockt, die Natur, die sie naturiert, in den Sinnen in Szene zu setzen, wird ihr das sie bestimmende Gesetz so modulierend abgeschmeichelt, dass es den subjektiven Selbstgenuss fördert, indem es den Widerspruch zwischen Begehren und Bedürfnissen harmonisiert und damit annehmbar macht.

Ich fühle unaussprechliche Verzückungen und Ekstasen, sobald ich gewissermassen eins werde mit der gesamten Natur und aufgehe im grossen Weltsystem, das alle Wesen verbindet.<sup>52</sup>

Das Prinzip der anerkennenden Okkupation befolgen beide Wege. Nur beginnt die Wissenschaft mit der Okkupation und endet bei der Anerkennung, während die Kunst mit der Anerkennung beginnt und mit der Okkupation endet. Die hier waltende Kunst unterscheidet sich folglich von der für das 17. Jahrhundert typischen.<sup>53</sup> Wie sieht uns dieser Unterschied aus dem Garten in Licitien an?

51 Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Vorrede zur 2. Aufl. B XIV.

52 Jean-Jacques Rousseau, *Träumereien eines einsamen Spaziergängers*, Siebenter Spaziergang; übers. von Ulrich Bossier, Nachw. von Jürgen von Stackelberg, Stuttgart 2003, S. 124.

53 „Der unnatürliche, zwanghafte und oft krampfhaftige Zug, der den modernen Klassizismus von der Klassik der Antike und der Renaissance unterscheidet, rührt [...] daher, dass das Streben nach dem Typischen, Unpersönlichen, Allgemeingültigen sich nunmehr gegen die Subjektivität des Künstlers durchsetzen muss“ (Arnold Hauser, *Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*, München 1953, S. 478). Siehe dazu im Allgemeinen Dagmar Danko, *Kunstsoziologie*, Bielefeld 2012. – Zur Geschichte der Gartenkultur in der Aufklärung siehe Rita Tezzele, *Barocke Natur. Naturverständnis zwischen Spätbarock und Aufklärung*, Korneuburg 1989, Monique Mosser/ Georges Teyssot, *Die Gartenkunst des Abendlandes: von der Renaissance bis zur Gegenwart*, Stuttgart 1993, S. 199ff., Ana-Stanca Tabarasi, *Der Landschaftsgarten als Lebensmodell. Zur Symbolik der ‚Gartenrevolution‘ in Europa*, Würzburg 2007, Andrea Siegmund, *Die Landschaft als Gegenwelt. Ein Beitrag zur Theorie der Landschaft im Spannungsfeld von Aufklärung, Empfindsamkeit, Romantik und Gegenaufklärung*, Würzburg 2011, S. 101ff., Hans von Trotha, *Garten Kunst: auf der Suche nach dem verlorenen Paradies*, Berlin 2012, S. 129–160, Gerhard Stremlinger, *Ecce terra: zur englischen Gartenkunst*, Weitra 2013, S. 71ff., Anna Ananieva, Hg., *Räume der Macht. Metamorphosen von Stadt und Garten im Europa der frühen Neuzeit*, Bielefeld 2013, S. 225ff., sowie Thomas Forrer, *Schauplatz Landschaft. Orte der Genese von Wissenschaften und Künsten um 1750*, Göttingen 2013, S. 22ff.

Der Besucher des Gartens tritt zunächst in einen mit jungen Buchen dicht bewachsenen Hain, dessen Dickicht ihm den Eindruck erwecken muss, er gelange in rein ursprüngliche, urwüchsige Natur. In diesem Wäldchen stößt er dann jedoch auf Grasbänke, in deren Mitte ein Springbrunnen sein Wasser in ein rundes Becken sprudelt, auf eine Gartenbaukunst, die den Teich in die Form des Kreises und das Wasser dazu zwingt, von unten nach oben zu fließen. Dieses Bild des reinen Zwangs hebt ein Wasserfall auf, der sich über ein Felsen und Grotte geschickt imitierendes, also Natur und Kunst analogisierendes Gemäuer in eben dasselbe Becken ergießt: so sanft, dass sein Aufprall den klaren Spiegel nicht stört, in dem es die es umgebenden Gebüsch und Bäume „nach dem Leben“ abschildert und damit seiner Vorschrift für ihr Leben unterwirft. Die hier wirksame Kunst ändert offenbar den Zusammenhang, die Disposition des Dispositivs, das wir anerkennende Okkupation nennen. Seine Teile, seine Phasen verschränken sich nicht zu Momenten eines einheitlichen Anverwandlungsprozesses, sondern bleiben einander äußerlich, aneinandergestützt wie die tragenden Mauern eines Hauses. Es entfaltet sich nicht in der Zeit, sondern im Raum, als vorstellendes Tableau, das sein Gleichgewicht seiner Zeitlosigkeit verdankt. Aber sehen wir richtig, wenn wir den licatischen Garten so ansehen? Ist die wesentliche Komponente des Bildes, mit dem der Protagonist des Romans konfrontiert wird, nicht das Wasser? Und ist Wasser nicht haupt-, um nicht zu sagen: alleinverantwortlich für die Metaphorik der verfließenden Zeit wie ihrer besonderen Strömung, des Erzähl-Flusses? Sehen wir noch einmal hin. Ein Springbrunnen schickt seine Fontäne von unten nach oben, zeit- wie erzähl-rückwärts. Sie erinnert das Vergangene. Ihr kommt „ein kleiner Bach mit einem sanften Rauschen“ von oben nach unten entgegen, zeit- wie erzähl-vorwärts. Er erinnert das Zukünftige. Beide Flüsse zerstäuben aber nicht aneinander, sondern heben sich im selben Behälter ineinander auf, im „klaren Spiegel“ einer Reflexion-in-sich, die sie nicht nur einander gegenwärtig macht, sondern auch allem diese ihre Form der Gegenwart gibt, was sich in ihnen spiegelt. Der in diesem Spiegel sich darstellende Raum ist also nicht einfach zeitlos, sondern Resultat sich herstellender Zeitlosigkeit.

Haben wir nicht zu Anfang unserer Überlegungen den *Redlichen Mann am Hofe* im epochal stillstehenden Gegensatz zwischen vergehender Feudalität und anhebender Moderne verortet? Spiegelt die Gestaltung des Gartens, in dem der Graf von Rivera seinen Morgenspaziergang macht, diesen Gegensatz nicht anschaulich wider?

## III

Haben wir damit Michael von Loens „sehr aufgeklärten Staats- und Liebesroman, der [...] für die zeitgenössische Romanproduktion ziemlich untypisch war“;<sup>54</sup> in Bedeutung und Botschaft bereits erschöpft? Was den Staatsroman beziehungsweise den Staatskörper angeht, so ließen sich seine Belange am Beispiel der zwei Körper des Königs ohne Mühe erkennen und entwickeln; eine Mühe, die wir uns hier ersparen, weil wir, wie sich noch zeigen wird, andere Absichten verfolgen. Aber wie steht es mit dem Liebesroman?

Beginnen wir mit der Vorstellung von Protagonist und Protagonistin. Der Graf von Rivera

war von einer überaus angenehmen Bildung, von einer etwas mehr als mittelmässigen Länge und durchaus schön gewachsen. Aus seinen Augen blitzte soviel Anmut als Ernst [...] Er war nicht allein in den Wissenschaften des Staats, sondern auch in der Welt=Weisheit und schönen Künsten gründlich gelehrt. Sein Verstand war zu allem aufgelegt, er besass soviel Witz, als Einsicht und Überlegung: er hatte dabey das beste Herz.<sup>55</sup>

Idealbild des adligen Standesherrn und Höflings: in angenehmem Mittelmaß gut gewachsen, also in der Assemblée niemanden überragend, aber auch nicht von kurioseem Kleinwuchs; Augenausdruck, in dem sich Attraktions- und Repulsions-Kraft die Waage halten und der so im geselligen Verkehr das korrekte Verhältnis von Nähe und Distanz sicherstellt. In den politischen Wissenschaften ebenso versiert wie in Metaphysik und Morallehre, außerdem Kunstkenner; demnach als Minister wie als Hofmarschall in gleicher Weise brauchbar. Geistreicher Konversation ebenso fähig wie zu ernsthaft erörterndem Gespräch, „dabey das beste Herz“. Das Herz hinkt all diesen makellos vollkommenen Eigenschaften hinterher, so als habe der Porträtist sein Charakterbild eigentlich beendet,

54 Rolf Grimminger, Roman, in: ders., Hg., *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, Bd. 3/2: Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789, München/Wien 1980, S. 694. – Grimminger hat sein, wie wir seit unserer Beschäftigung mit der *Donna Charmante* wissen, irriges Urteil an einer vorherigen Stelle sogar noch schärfer formuliert, wo es heißt, Loen folge „der Tradition des höfischen Romans in einer für die Zeit völlig untypischen Weise“ (ebd. S. 679).

55 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 1f.

erinnere sich nun an etwas Vergessenes und flicke es im Nachsatz hastig noch an. Was hat das Herz hier zu schaffen? Wie passt es zu all dem, was ihm vorhergeht? Und was schließlich macht es zum besten Herzen? Wir werden sehen.

Die Gräfin von Monteras war eine von denen lebhaften und glänzenden Schönheiten, die gleich im ersten Anblick gefallen; und welche sowohl durch ihren ungemeinen Verstand, als durch die holdseligste Sitte diejenige Eindrücke am längsten erhalten, die sie so hurtig zu geben wissen [...] In ihrem Gemüthe herrschten die stärksten Empfindungen einer wahrhaftig hohen und tugendhaften Seele.<sup>56</sup>

Eine Dame von vollkommen höfischem Adel. Von augenblicklich anziehender Schönheit, deren unmittelbarer Eindruck sich kraft Rede und Benehmen ihrer Trägerin zu theoretischer und praktischer Reflexion festigt und so diejenige Distanz erzeugt, durch die anfängliche Anziehung vermittelt werden muss. Auch hier wird dem so eigentlich abgeschlossenen Bildnis etwas nachgestellt:<sup>57</sup> diesmal kein Herz, sondern an seiner Stelle eine Seele mit „stärksten Empfindungen“.

Der Graf von Rivera und die Gräfin von Monteras: ein Herz und eine Seele. Aber: Wie finden die beiden zusammen? Lassen wir's uns von der Gräfin selber erzählen:

Es sind noch keine vierzehnen Tage, da ich in der Gesellschaft bey der Hertzogin von Salona einen Cavallier fande, den ich zuvor an unserm Hofe nie gesehen hatte: man spielte: ich kam an einen tisch zu sitzen, der einem mit Lichtern erhellten Spiegel-Glas gegenüber stund. Der Fremde war an einer andern Spiel-Tafel und kehrte seitwärts das Gesicht ebenfalls nach diesem Glase: er sah mich, und ich sah ihn; doch keines von beyden sah sich darinnen selbst: so oft wir die Augen aufschlugen, so oft trafen auch unsere Blicke auf einander.<sup>58</sup>

Nehmen wir an, es gebe ein solches magisches Dreieck, in dem die Hypotenuse die beiden Katheten so aufeinanderzudirigiert, dass jede am Schnittpunkt sich in die andere rein unterführt. Was bedeutet, was erweist diese Begegnung?

56 Ebd. S. 55f.

57 Diesmal gesteht der Erzähltext die Nach- und Sonderstellung selber ein. Der „frischen[n] Schönheit“ der Herzogin von Salona fehlt es „weder an Feuer noch Verstand; allein, von den Empfindungen, die eine edle Seele ausmachen, hatte sie wenig“ (ebd. S. 77).

58 Ebd. S. 67.

Den Spiegel als Bildner der Wir-Funktion.<sup>59</sup> Ist das die übliche und bräuchliche Bestimmung von Spiegeln? Oder haben wir hier einen sehr besonderen vor uns? – Die logische und ästhetische Beziehung zwischen dem Spiegelbild und dem, was es abbildet, wird im Allgemeinen als „absolute Metapher“<sup>60</sup> bestimmt. Was heißt das? Dass darin das zu Übertragende mit seiner Übertragung rein identisch ist und bleibt, während die Unterscheidung des Übertragens selbst diese Identität uneingeschränkt bestätigt. Das Spiegelbild gibt seinen Gegenstand in voller Klarheit wieder; es lügt nie. Lügen könnte nur ein hinzutretender Dritter, der es sinngebend erklärt und durch die Erzählung verändert, neu schafft. Das Spiegelbild ist von der Gegenwart seines Gegenstandes vollkommen abhängig; wendet er sich weg, erlischt es. Würde ein Dritter den Spiegel bewegen, zeigte er seinen Gegenstand so lange aus je anderer Perspektive, bis der über den Rahmen hinausgerät und damit endgültig verschwindet. Aber Spiegel bewegen sich nicht an und aus sich selber. Das Spiegelbild verweist auf sich selbst wie auf seinen Gegenstand und auf seinen Gegenstand wie auf sich selbst. Nicht anders und auf nichts anderes. So erweist sich der Spiegel als reiner Inbegriff des Imaginären, der alle Symbolisierung von sich ausschließt.<sup>61</sup> Das macht ihn zum idealen Reflexions-Instrument einer ständisch stratifizierten Gesellschaft: Jeder Spiegel wiederholt jedem das, was er darzustellen hat, so gleichmäßig und so unermüdlich, dass der sich Spiegelnde schließlich davon überzeugt ist, zu sein, was er scheint. Der Spiegelsaal von Versailles und seine vielen Nachahmungen zeugen davon.

Der Spiegel, in dem die Gräfin von Monteras und der Graf von Rivera einander begegnen, ist von ganz anderer Natur. Auch in ihm ist das zu Übertragende mit dem Übertragenen zunächst rein identisch; im Prozess der Übertragung jedoch löst sich das Übertragene so radikal von seiner Herkunft, dass es sich in ein Zeichen verwandelt, das nicht nur auf ein anderes als es selbst zeigt, sondern in diesem Anderen rein aufgeht. Jedes der beiden Beteiligten blickt in den ihm vis-à-vis stehenden Spiegel und erwartet, sich selbst darin zu sehen; aber diese Erwartung

59 Wir bringen damit unsere folgenden Überlegungen in bewussten Kontrast zu der bekannten Arbeit von Jacques Lacan, *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*; Schriften I, ausgew. und hg. von Norbert Haas, Olten/Freiburg 1973, S. 61–70.

60 Vgl. dazu Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, „Archiv für Begriffsgeschichte“ 6 (1960), S. 7ff., sowie Ralf Konersmann, Hg., *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, 3., erw. Aufl. Darmstadt 2011, S. 380ff.

61 Vgl. zu diesen und den folgenden Überlegungen Umberto Eco, *Über Spiegel*, in: ders., *Über Spiegel und andere Phänomene*, München 1988, S. 26ff.

wird enttäuscht: „Er sah mich, und ich sah ihn; doch keines von beyden sah sich darinnen selbst.“ Die ursprüngliche Aneignung der Individualität im Spiegel wird durch den Anblick einer anderen enteignet und ihre Grenze gegen andere durch die volle Gültigkeit einer anderen am Ort der eigenen ersetzt. Der Spiegel als reiner Inbegriff des Imaginären formt sich zum ebenso reinen Inbegriff des Symbolischen um. An die Stelle des Selbstbildes tritt ein Fremdbild, das sich, weil es an dieser Stelle steht und stehen bleibt, als das Jenseits des eigenen Bildes und damit als dessen erfülltes Begehren nach seinem Anderen entpuppt.<sup>62</sup> Im Spiegelsaal ständischer Selbst-Vergewisserung leuchtet in plötzlichem und beiläufigem Widerspiel das Liebes-Ideal der Moderne in so dichter Symbolisierung auf, wie es sich späterhin nur auslegend wiederholen, aber nicht überbietend zurückgewinnen kann.<sup>63</sup>

Keine zehn Jahre später verdunkelt sich dieser symbolische Spiegel bereits, um von nun an nur noch dem Imaginären zu dienen. Das Ich setzt sich gegen das Wir ursprünglich durch. Der Spiegel wirkt nun in der Tat als Bildner der Ich-Funktion:

Das Spiegelstadium, wie es von Lacan beschrieben wird, lässt sich kurz zusammenfassen [...] Das Ich [...] konstituiert sich erst durch die Identifikation mit einem Bild, dessen Andersheit zwar übergangen wird in der Konstatierung der Ähnlichkeit, aber weiterhin wirksam bleibt, weil es grade die Andersheit war, welche die Identifikation motiviert hat. Denn es ist nur die antizipierte motorische und mentale Einheit, die in der Wahrnehmung des Bildes visuell vorgestellt wird, während sie dem Kind noch völlig fehlt, die jene Wirkung des Spiegelbildes und die dadurch bedingte Entstehung des Ich ermöglicht.<sup>64</sup>

62 „Die Liebe, wie ich sie begreifen und erleben konnte, entzündet sich an dem illusorischen Bild der Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes“ (Rousseau an Claude Anglancier de Saint-Germain am 26. Februar 1770; ders., *Philosophische Briefe*, hg. von Henning Ritter, München 2012, S. 321). Der Verfasser der *Nouvelle Heloise* anerkennt die Symbolik der Liebe nur noch, indem er ihr misstraut. Sie gibt zwar ein Bild des begehrten Anderen, aber nur ein scheinhaftes, trügerisches.

63 Solche Wiederholung findet in naheliegender Form, der allerdings das Herzstück fehlt – die ausgesprochene, gesetzte Verwandlung des Imaginären ins Symbolische –, in Heinrich Manns Novelle *Eine Liebesgeschichte* statt: „Plötzlich richtete er sich auf, nach dem Spiegel an der Wand. Sie bemerkte genau gleichzeitig den Spiegel. Niemand weiß, ob eine Sekunde oder mehrere Minuten. Tatsache ist, sie erkannten einander, sehr tief und endgültig“ (ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 18, Weimar 1978, S. 465. – Die Novelle entstammt ursprünglich dem neunten Kapitel von *Ein Zeitalter wird besichtigt*).

64 Samuel M. Weber, *Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Ent-stellung der Psychoanalyse*, Frankfurt/Berlin/Wien 1978, S. 14 u.f.

In Christian Fürchtegott Gellerts 1747/48 in zwei Teilen erschienenem Roman *Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\** erzählt die Protagonistin ihre Jugendgeschichte und beklagt sich dabei über die Frau ihres Veters, bei dem sie nach dem frühen Tod ihres Vaters aufgezogen wird: „Sie setzte mir [...] eine Liebe zu einer solchen Galanterie in den Kopf, bei der man sehr glücklich eine stolze Närrin werden kann.“<sup>65</sup> Die nun folgende Passage hat Gellert in der zweiten Auflage von 1750 gestrichen:

Damit sie etwas zu putzen hätte, so hat sie sich oft in ihr Zimmer mit mir verschlossen und mir die schönsten Kleider und den grössten Schmuck angeleget, mich vor den Spiegel geführt und mir hundertmal gesagt, dass ich recht englisch aussähe. Wenn dieses geschehen war, so kleidete sie ihren Engel zum Zeitvertreibe wieder aus.<sup>66</sup>

Die Base schließt sich mit ihrer Nichte in ihrem Zimmer ein und stellt sie dort vor den Spiegel, um sie ihr Spiegelbild immer wieder sehen und erleben zu lassen. Sie repetiert und inszeniert an dem ihr anvertrauten Kind ihre eigene Entwicklung zum selbstbewussten, sich mit sich identifizierenden Ich. Aber wozu? Was bringt, was verschafft ihr diese Wiederholung? Und was bedeutet diese Inszenierung des Imaginären gegenüber dem Ereignis der Symbolisierung, dem wir im *Redlichen Mann am Hofe* eben begegnet sind?

Das Spiegelstadium bildet die Ich-Funktion nicht, um dann in seinem Gebilde spurlos aufzugehen. Es ist keine Stufe, die das Kind in seiner Entwicklung einmal überschreitet und damit für immer hinter sich zurücklässt. Es installiert sich vielmehr als dynamische Funktion, in der das Subjekt zwar seine Einheit, Festigkeit, Dauerhaftigkeit als Ich im Spiegelbild antizipiert, aber darin zugleich sich selbst als antizipierendes rezipiert, seinen anfänglichen Zustand der Dissoziation, Disordination und Nicht-Identität hintergründig mit in sein Bild nimmt. Damit wird das unbewusste Nicht-Ich für das selbstbewusste Ich gegenwärtig

65 *Gesammelte Schriften*, kritische, kommentierte Ausg. von Bernd Witte, Bd. IV, Berlin/New York 1989, S. 3. Vgl. dazu Stephan K. Schindler, *Das Subjekt als Kind. Die Erfindung der Kindheit im Roman des 18. Jahrhunderts*, Berlin 1994, sowie Katrin Löffler, Gellerts Roman *Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\** im Kontext der zeitgenössischen philosophischen und theologischen Anthropologie, in: Sibylle Schönborn/Vera Viehöver, Hg., *Gellert und die empfindsame Aufklärung. Vermittlungs-, Austausch- und Rezeptions-Prozesse in Wissenschaft, Kunst und Kultur*, Berlin 2009, S. 99–116.

66 Ebd.

und vorstellbar, kann es in den Träumen vom zerstückelten Körper erscheinen, in den geflügelten und bewaffneten Organen, die in den Bildern Hieronymus Boschs die Individuen verfolgen, in den Texten des Surrealismus oder den Zeichnungen Picassos.

Die Base wiederholt mit ihrer Nichte das Spiegel-Ereignis nicht nur, sie hält deren sich anfänglich wahrnehmendes Ich auch in der Wiederholung variierend fest. Ihren Engel mit den schönsten Kleidern und dem glänzendsten Schmuck ausstattend, macht sie ihn zur Puppe seines Selbst, indem sie über den reglosen Körper eine Folge von Zeichen-Arrangements wirft, deren Struktur seine Attribute in gleichgültige Anordnungen zerstreut, die seine Identifikation zum Ich-Selbst vermehrfachen und damit irritieren, wenn auch nicht vereiteln. Der wahrnehmende Blick, der stets auf Identifikation aus ist, macht an diesem mehrfachen Anderen die Erfahrung, dass es sich dem Prozess der Identifizierung zwar nicht widersetzt, aber den identifizierenden Blick von seinem Wunsch zur Schwerpunktbildung ablenkt, während es ihn erfüllt. Der halbwüchsigen Gräfin von G\*\*\* zeigt ihr Spiegel *das* Andere, dessen Gestalt sie annehmen kann, Rollen, in denen sie ihre Individualität zu personalisieren vermag; das Bild *des* Anderen, den das eigene kraft seiner Eigentümlichkeit beruft und in dem es aufgeht, zeigt er ihr nicht (mehr). Die ursprüngliche Symbolisierung des Ich-Selbst in seinem Verhältnis zu einem anderen Selbst ist aus dem Spiegel verschwunden. Die Urszene moderner Liebeserfahrung hat ihre Semiose verlassen, um sie von nun an sich selber zu überlassen.

Was der erwachsenen Frau in der Wiederholung des Ich-selbst-Werdens an der Heranwachsenden widerfährt, erzeugt eine Variante in der Ich-Subjektivierung der Moderne, die in ihrer Absicht auf Selbstaufklärung keineswegs vorgesehen war. Die Einheit von Positivität und Negativität, von Bestimmungsmacht und Zweifel, aus der die moderne Vernunft ihre Systeme und deren Hierarchien generiert, ist auch hier nicht preisgegeben, aber ihre eindeutige Notwendigkeit erscheint zur Mehrdeutigkeit aufgelockert. Jedes System als prinzipielle Organisationsform moderner Vernunft hat ein Zentrum und eine Peripherie, und das Zentrum gilt als desto wirkmächtiger, je weiter es seine Peripherie umspannt und je dichter es sich mit ihr vermittelt. In der von der Base inszenierten Variante tauchen an der Peripherie dem Zentrum gleichgewichtige Schwerpunkte auf; die definierende Bestimmungsmacht der Vernunft gerät aus dem Takt, weil ihr die Kontrolle über das Definiens (das Negative als Grenze und Übergang) entgleitet. Der vergewissernde Prozess des Setzens und Übergehens kommt ins

Stolpern und ins Wanken. Die Vernunft erfährt in ihrer Arbeit am Entwurf ihrer Welt eine Welt, deren Gegenwart kraft ihrer Vergegenwärtigung mit ihr nicht einig geht. Den Verfasser der *Schwedischen Gräfin* muss diese frühe Abweichung der Moderne von sich selbst beunruhigt haben; er tilgt in der zweiten Auflage, was dem Autor in der ersten unterlaufen ist.

Wie geht die Liebesgeschichte zwischen dem Grafen von Rivera und der Gräfin von Monteras nun weiter? Mit einem der seit dem Hellenismus im Roman üblichen Hindernisse: Ein mächtiger Rivale kommt ins Spiel – der König und Herr des Grafen, der keinerlei Anstalt macht, seinen eigenen Anspruch um des königlichen willen aufzugeben. Dem Abgesandten des Kanzlers, der ihn dazu drängt, erwidert er:

Er wolte sich gern in allen Stücken weisen lassen, und dem König seinen Gehorsam erweisen, sein Herz aber litt durchaus keinen Zwang: er hielt dafür: ein redlicher Mann müste sich nicht anders, als aus Neigung heyrathen: der König hätte über alle seine Handlungen zu befehlen, die nicht wider die Aufrichtigkeit des Herzens stritten; er hielt die Eh für einen Stand, worinn nicht nur die genaueste Liebe und Vertraulichkeit herrschen solten; sondern wo zugleich auch die nothwendigsten Pflichten der menschlichen Gesellschaft zu beobachten vorkämen.<sup>67</sup>

Der Graf von Rivera wiederholt die Konstellation des doppelten Körpers nun am eigenen Leib. Er verkörpert einerseits einen Stand, der seinen sozialen Ort und sein politisches Recht einzig und allein derjenigen Ordnung verdankt, die der in christlicher Transzendenz geheiligte Leib des Königs repräsentiert und legitimiert,<sup>68</sup> und ist infolgedessen diesem König als seinem unbedingten Herrn jeden Gehorsam schuldig.<sup>69</sup> Andererseits jedoch verkörpert er, wie wir gesehen haben, zugleich mit diesem imaginären Selbst ein symbolisches, das sich in gesellschaftlicher Reflexion nicht repetierend bestätigt, sondern sich semiosisch transformierend in ihr aufzuheben sucht, so die imaginäre Struktur der Ständegesellschaft in „Liebe und Vertraulichkeit“ unterlaufend. Setzte sich nun das Herz an die Stelle des Ver-Standes, beanspruchte die Privatperson den Platz der offiziellen, müsste sie letztlich die Ordnung zerstören, in der sie sich zunächst nur zu behaupten trach-

67 *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 158f.

68 Vgl. dazu Claude Lefort, *Fortdauer des Theologisch-Politischen?*, übers. von Hans Scheulen/Ariane Cuvelier, Wien 1990.

69 Vgl. dazu *Der Redliche Mann am Hofe*, ebd. S. 117f.

tet. Dieser Konsequenz weicht der Autor des *Redlichen Mannes am Hofe* geschickt aus; genauer gesagt: Er verschiebt sie. Zu den Kategorien des Herzens gehören nicht nur „Liebe und Vertraulichkeit“, sondern auch „die nothwendigsten Pflichten der menschlichen Gesellschaft“. Das Herz kondensiert seine semiosische Prozessualität in der Ehe schließlich zu einer Ordnung, die den Gesellschaft überhaupt begründenden und gewährleistenden Ort biologischer, ökonomischer, kultureller Reproduktion ausmacht und so zum Inbegriff des Politischen wird. Dieser sich konkretisierenden Realität wird die ver-ständige Abstraktion des Feudalen nicht standzuhalten vermögen – auch hier gilt: Das Harte unterliegt.

Selbstverständlich lässt sich der König von Aquitanien solche Widersetzlichkeit seines Untertanen nicht bieten. Er heckt, um ihn beiseite zu räumen, eine Urias-Intrige aus, die allerdings in ihr Gegenteil umschlägt und den Grafen als bewunderten Sieger aus dem Feld an den Hof zurückführt. Das gibt dem König zu denken:

Er meynte [...] den Grafen von Rivera aus dem Weg zu räumen; das Verhängniß aber erhob diesen mit der größten Ehre [...] Der König fand sich durch diesen besondern Zufall gerühret: er faste bey sich den Entschluß, hinfort keinen Verfolger mehr eines Menschen abzugeben, für den die Liebe des Volkes, und der Schutz des Himmels sich erklärte.<sup>70</sup>

Republikanische und monarchistische Politik sind in dieser Erwägung noch im Gleichgewicht; die „Liebe des Volkes“ und den „Schutz des Himmels“ verbindet ein schlichtes ‚und‘. Diese doppelt weise Zurückhaltung führt schließlich zu einem klärenden Gespräch zwischen dem König und dem Grafen, in dem der Untertan seinem Herrn erläutert, wie eng er an die Bedingungen seines Standes gebunden ist:

Die Gräfin von Monteras [...] ist [...], aller ihrer Vorzüge und guten Eigenschaften ungeacht, doch weder von einer solchen Geburt, noch von einer solchen Gemüths-Art, dass sie sich auf den Aquitanischen Thron schicken sollte. Könige und Fürsten pflegen immer hierinn einen gewissen Wohlstand zu beobachten, welche ihrer Hoheit und denen Umständen eines Königlichen Hauses gemäss ist.<sup>71</sup>

---

70 Ebd. S. 185.

71 Ebd. S. 247.

Die Konstellation des doppelten Körpers kommt noch einmal ins Spiel. Der Körper des Mannes, der eine schöne und anziehende Frau begehrt und besitzen will, sucht sich zum Meister über den Körper des Königs zu machen, der als Symbol einer transzendent garantierten politischen Ordnung zu existieren und zu funktionieren hat. Der Graf rückt diese Verkehrung wieder zurecht, indem er seinen Herrn daran erinnert, dass er zuerst und zuletzt König ist und der Mann sich dem unterzuordnen hat.

Ich versteh euch, Graf von Rivera, unterbrach hier der König mit einiger Bewegung, ihr wolt sagen, die Gräfin schicke sich besser für euch? Ich sage dieses nicht, erklärte sich hierauf der Graf, ich denke jetzo nur allein auf das Vergnügen meines Königes.<sup>72</sup>

Von Mann zu Mann gesprochen sind der König und der Graf Rivalen. Aber der Graf geht auf diese Inanspruchnahme mit keinem Wort ein. Er besteht darauf, bloß als Untertan in dem ihm angemessenen Dienst zu sprechen, ohne jede weitere persönliche Bestimmung und Berechtigung.

Ende gut, alles gut – wie es sich für einen Liebesroman mit Hindernissen von alters her gehört. Der Graf findet für seinen Herrn eine Prinzessin, die den Ansprüchen des Königtums genügt, ohne diejenigen des Mannes zu enttäuschen, womit seiner Verbindung mit der Gräfin von Monteras nichts mehr im Wege steht. Der Roman endet wie üblich mit der Hochzeit des exemplarischen Paares – von der unüblichen Art, in der er das tut, ist zu Anfang unserer Untersuchung schon die Rede gewesen.

#### IV

Im 71. Stück von Christian Friedrich Daniel Schubarts *Teutscher Chronik auf das Jahr 1776* erscheint am 2. September folgende Notiz:

Der Herr von Loen starb kürzlich im 82ten Jahr seines Alters. Sein Graf Rivera, seine moralische, statistische, witzige Schriften werden noch da und dort gelesen, und enthalten wirklich manches Gute.<sup>73</sup>

72 Ebd.

73 Faksimiledruck, mit einem Nachwort hg. von Hans Krauss; „Deutsche Neudrucke“, Reihe: Goethezeit, hg. von Arthur Henkel, Heidelberg 1975, S. 557.

Goethe erinnert sich im 2. Buch des 1811 erschienenen I. Teils von *Dichtung und Wahrheit* mit den folgenden Worten an Johann Michael von Loen:

Er schrieb den ‚Grafen von Rivera‘ einen didaktischen Roman, dessen Inhalt aus dem zweiten Titel ‚oder der ehrliche Mann am Hofe‘ ersichtlich ist. Dieses Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo sonst nur Klugheit zu Hause ist, Sittlichkeit verlangte; und so brachte ihn seine Arbeit Beifall und Ansehen.<sup>74</sup>

Aber nicht so viel, dass Goethe den Titel seines Romans noch richtig wiedergegeben hätte. Schubart deutet ihn vorsichtshalber nur noch an. Ob das alle Spuren sind, die *Der redliche Mann am Hofe* nach dem Übergang des Romans zur Empfindsamkeit auf der einen, zum Entwicklungsroman auf der anderen Seite in der deutschen Literatur hinterlassen hat? Nicht ganz; 1770 erscheint „bey August Lebrecht Stettin, Frankfurt und Leipzig“ in zwei Teilen *Die tugendhafte und redliche Frau am Hofe in der Geschichte der Henriette von Rivera*.<sup>75</sup> Bei Männern genügt es offenbar, wenn sie redlich sind, Frauen müssen überdies tugendhaft sein. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück. Der Autor bleibt ungenannt, hat sich jedoch eruieren lassen.

Christoph Heinrich Korn wird am 14. Januar 1726 in Tübingen geboren, studiert dort die Rechte und nimmt 1747 holländische Dienste. Nach deren Ende lässt er sich in Stuttgart nieder, wo er seine Autorenlaufbahn beginnt und bis 1759 bleibt. Dann zieht er nach Ulm, wo er im Haus des Buchhändlers Bartho-

74 Jubiläumsausgabe (JA) in 40 Bdn., Stuttgart/Berlin 1902ff., Bd. 22, hg. von Richard M. Meyer, S. 85.

75 Eine kurze Gegenüberstellung beider Romane und ihrer Autoren findet sich bei Lieselotte E. Kurth-Voigt, Johann Michael von Loen und Christoph Heinrich Korn: „Die Redlichen am Hofe“ – Zur Frauenliteratur des 18. Jahrhunderts, in: „Modern Language Notes“ 114 (1999), S. 590–593. Siehe auch Potthast, *Die verdrängte Krise*, ebd. S. 124ff. – Karl Reichert beendet seine Liste der Ausgaben des *Redlichen Mannes am Hofe* mit folgender Anmerkung: „Den Bücherlexika von Heinsius und Kayser zufolge gibt es noch eine Ausgabe von 1771. Heinsius [...] bibliographiert: 1771 Frft. Stettin. Kayser [...] bibliographiert: Stettin in Ulm. Diese Ausgabe (bzw. Ausgeben) konnte nicht beschafft werden“ (Reichert 1966, ebd. S. 19\*). Daraus ergeben sich zwei Möglichkeiten. Entweder: Der geschäftstüchtige Verleger hat der *Tugendhaften und redlichen Frau am Hofe* ein Jahr später eine weitere Auflage des *Redlichen Mannes am Hofe* folgen lassen, weil er auf wiedererwachtes Interesse am älteren Werk spekulierte. Oder: Es gibt gar keine Ausgabe von 1771. Heinsius und Kayser haben die *Tugendhafte und redliche Frau am Hofe* für den *Redlichen Mann am Hofe* genommen, und Kayser hat sich durch die beiden Ausgaben der Ersteren von 1769 und 1770 zusätzlich verwirren lassen.

lomäi lebt und für dessen Verlag schreibt. Als dieses Unternehmen 1773 schließt, arbeitet er vor allem für die Stettinische Buchhandlung. Am 25. September 1783 stirbt er in Ulm. Die Biographie, der ich diese Angaben verdanke, schließt mit den Worten:

Es ist bis zum Erstaunen bewunderungswürdig, wie viel dieser Mann bei so beschränkten Kenntnissen in den wenigen Jahren, in welchen er schriftstellerte, zusammenschrieb, und ich getraue mir nicht ein vollständiges Verzeichniss, da er immer anonym [sic] schrieb, anzugeben.<sup>76</sup>

Das Verzeichnis, zu dem dieser Vorbehalt überleitet, umfasst denn auch nicht weniger als 37 Nummern. Korn gehört offenbar nicht nur zu den gut zweitausend Schriftstellern, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland von ihrer Feder zu leben versuchen, sondern darüber hinaus zu den wenigen, denen das auch gelingt.<sup>77</sup>

76 Albrecht Weyermann, *Neue historisch-biographisch-artistische Nachrichten von Gelehrten und Künstlern, auch alten und neuen adelichen und bürgerlichen Familien aus der vormaligen Reichsstadt Ulm*, Ulm 1829, S. 229.

77 Die Liste von Korn's Veröffentlichungen gibt also ein deutliches Bild derjenigen Literatur ab, mit der man zwischen 1770 und 1780 in Deutschland ein breiteres Lesepublikum erreicht. Ich greife als typisch heraus: *Versuch in rührenden Erzählungen*, 4 Theile Stuttgart 1770, 2. Aufl., ebd. 1772. Jeder Teil war 1770 unter eigenem Titel bereits gesondert erschienen. *Kanuth, der Große, eine Heldengeschichte*, 4 Theile Ulm 1771. In Aufnahme des Modells der Gothic novel: *Der Graf von Pontis, oder der von seinem Sohne ermordete Vater*, Augsburg 1772. *Isabelle von Miranda: oder die durch Bosheit verfolgte Unschuld, eine tragische Geschichte*, Augsburg 1773. Besonderen Gewinn scheint Korn aber aus geographisch-historischen Werken gezogen zu haben: *Türkische Merkwürdigkeiten, oder kurzgefasste Nachrichten von der Geschichte, Staatsverfassung, Religion und Sitten dieses berühmten Volkes*, Tübingen 1771. *Neueste Geschichte der Welt, oder Denkwürdigkeiten aus allen vier Welttheilen*, 3 Theile Augsburg 1774. *Geschichte des gegenwärtigen Krieges zwischen Russland, Polen und der Ottomanischen Pforte*, 36 Theile oder 3 Bde., Ulm 1770–1775. *Geschichte der Kriege in und ausser Europa vom Anfange des Aufstandes der Britischen Kolonien in Nordamerika an*, 29 Theile, Nürnberg 1776–1784. Vgl. dazu Herbert Jaumann, Emanzipation als Positionsverlust. Ein sozialgeschichtlicher Versuch über die Situation des Autors im 18. Jahrhundert, „LiLi“ 11 (1981), S. 46–72, sowie Siegfried J. Schmidt, *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1989, S. 285ff. – Korn's Werke erleben seit dem Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts eine seltsame Wiedergeburt. Mehrere sind seitdem bei Kessinger Publishing erschienen, einem 1988 in Montana gegründeten US-amerikanischen Nachdruck-Verlag, sowie bei NABU Press, von der nicht einmal die Wikipedia-Gemeinde herausgefunden hat, worum es sich bei ihr eigentlich handelt.

Wie beschränkt sind denn nun die Kenntnisse dieses ebenso fleißigen wie fruchtbaren Autors? Worauf beschränken sie sich? Korn, der Freimaurer gewesen zu sein scheint,<sup>78</sup> gibt mit seiner allen Angaben nach ersten Veröffentlichung bescheiden Auskunft: „Weil ich mich [...] nicht zuviel auf meine Kräfte verlasse, so habe ich mich nicht unterfangen wollen, ein eigenes Gebäude aufzuführen [...] Ich trage nur Materialien zusammen.“ Immerhin: „Liebhaber der Geschichte und der Religion werden [...] manchmal etwas brauchbares antreffen.“<sup>79</sup> Sehen wir zu.

Wovon zeugen diese *Materialien*? Zunächst von einiger Kenntnis der Literatur aus der römischen Antike: Lukrez, Ovid, Terenz, Martial, Juvenal. Die jeweiligen Zitate sind jedoch nie mehr als verdeutlichend wiederholender Zierrat, der die klassische Bildung des Autors beweisen soll. Die Zitate aus der deutschen Literatur dienen (mit einer Ausnahme) dem gleichen Zweck, auch hier finden Erörterung, Auseinandersetzung, Kritik oder zum mindesten Einschätzung nicht statt.<sup>80</sup> Allerdings fallen einige Namen mehr: Friedrich Rudolf Freiherr von

---

78 *Die Begebenheiten eines Freymäurers, beschrieben von ihm selbst*, 2 Teile Frankfurt und Leipzig 1769, bey August Lebrecht Stettin, ein Roman, der sich über 400 Seiten lang bemüht, die Vorurteile gegenüber der geheimen Gesellschaft zu widerlegen, münden jedenfalls in ein Gedicht *Der Freymäurer*, dessen erste Verse wie folgt lauten: „Ein Mann, der durch Vernunft, durch Redlichkeit, durch Fleiß, / Zeit, Welt, Glück, Ehr und Lust kennt und zu brauchen weiß, / Der sein vergnügtes Herz durch muntre Blicke zeigt, / Frey denkt, vernünftig spricht, und ungewundenen schweiget, / Der keinen Menschen drückt, der jedem gleich vergiebt, / Und alle Brüder nennt, und Sie, als Brüder, liebt“ (ebd. S. 429f.).

79 *Materialien*, bey Albrecht Friedrich Bartholomäi, Frankfurt und Leipzig 1768, Kurzer Vorbericht.

80 Die Ausnahme bildet „der ehrliche Herr Gellert, welcher in der That der deutschen Nation Ehre macht“ (*Materialien*, ebd. S. 65). Zwei Jahre später, ein Jahr nach Gellerts Tod, kann das in der deutschen Literatur auch so tönen: „Gellert! Ehtwürdiger Schatten! – Hier bin ich, dein Schüler! – Gellert, mein Vater! – Hier bin ich, dein Sohn! Von ferne steh ich, und ein Lüftgen [...] weht mir den Schauer der Ehrfurcht von deinem Grabe zu, an dem nur die Mus‘ und ihre Söhne zu flehen und zu klagen sich erkühnen dürfen.“ (Anonym, *Die Tagereise*, bey Christian Gottlob Hilscher, Leipzig 1770, S. 191f.) Bereits zu Lebzeiten Gellerts klingt das so: „Du, Deutschlands Ehre, vortrefflicher Gellert, == deine schöpfrischen Lehren verschwisterten die Begriffe meines Verstandes mit meinem erwartenden Herzen. Ich wagte es, kühn wagte ich es, deinen Empfindungen des Schönen, weit zurück gelassen, nachzufühlen. Du lehrtest mich, die Gesetze des Natürlichen entfalten, und geheimen von der Natur entworfenen Zügen nachmahlen. Du unterrichtetest mich in der Zergliederungskunst der Gedanken. Du zeigtest mir die Tugend im nicht alltäglichen Kleide. Die geheimen Behältnisse des menschlichen Herzens schlossetest du mit geübter Hand auf, wo entweder von rostenden Triebfedern sich schimmernde Thaten heraus arbeiten, oder wo die ehrwürdige unbemerkte Tugend, gross durch ihre wennetliche

Canitz (1654–1699), Ludwig Holberg<sup>81</sup> (1684–1754), Johann Christian Günther (1695–1723), Johann Christoph Rost (1717–1765), Friedrich von Hagedorn (1708–1754), Albrecht von Haller (1708–1777). Also Canitz und Holberg als Vertreter der moralisch belehrenden Aufklärungs-Dichtung, Günther als von der barocken zur frühbürgerlichen Lyrik hin Führender, Rost und Hagedorn als Wegbereiter der Rokoko-Dichtung und der Anakreontik, Haller schließlich als poetischer Zeuge vernunftgeleiteter Weltanschauung. Scheint es nicht aufschlussreicher aufzulisten, was beziehungsweise wer alles fehlt? Die großen Debatten um die grundlegende Modernisierung der deutschen Literatur gehen an Korn spurlos vorüber. Weder Gottsched noch Bodmer und Breitinger finden Erwähnung. Der Name Lessings fällt – nirgends. Ganz besonders erstaunt schließlich, dass der fleißige Romanschreiber Korn den englischen Roman der Richardson, Fielding, Smollett, Sterne, dessen Übersetzungen in Deutschland höchst erfolgreich kursieren, nirgends zur Kenntnis nimmt.<sup>82</sup>

Die Grundsätze seines politischen und moralischen Denkens verdankt Korn ausschließlich der französischen Aufklärungsphilosophie: Jean-Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens (1703–1771), *La Philosophie de bon-sens, ou réflexions phi-*

---

Würde, weit hervorstrahlet. Abscheu oder Eifer ergoss sich, unter deinen Ermahnungen, in das Gemüthe des Zuhörers.“ (Gottlieb Merkel, Rektor des Gymnasiums zu Liebenwerda, Pietist quietistischer Observanz, in seiner 1761 in Berlin „bey Christian Friedrich Voss“ erschienenen erbaulichen und rührenden Schrift *Der Jüngling in der Einsamkeit*, ebd. S. 48f.) – Zu Gellerts Bedeutung für die deutsche Aufklärung siehe Eckhart Meyer-Krentler, „... weil sein ganzes Leben eine Moral war.“ Gellert und Gellerts Legende, in: Bernd Witte, Hg., *„Ein Lehrer der ganzen Nation.“ Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts*, München 1990, S. 221–257, sowie Werner Jung/Sibylle Schönborn, Hg., *Praeceptor Germaniae. Gellerts 18. Jahrhundert. FS für John F. Reynolds zum 70. Geburtstag*, Bielefeld 2013.

- 81 Korn bezieht sich auf Herrn Ludwigs Freyherrn von Holbergs *Moralische Gedanken. Aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt, durch Elias Caspar Reichard, Profess. der Beredsamkeit und Dichtkunst an dem königlich dänischen akademischen Gymnasio zu Altona ... Leipzig, 1753. In Verlag Otto Christoph Wenzels, Buchhändlers in Copenhagen*. Holberg über sein Werk: „Der Inhalt dieser Schrift besteht in einer Erklärung über einige von meinen lateinischen Epigrammatibus [...]. Diese Blätter enthalten ein ganzes moralisches Systema, und Scherz und ernst ist darinn miteinander vermischet; dass aber die Materien nicht zusammenhangen [!], das kömmt daher, weil ich über ein jedes Epigramma nach der Ordnung und Folge derselben meine Betrachtungen angestellt habe“ (Vorrede).
- 82 NB: Loens Gegenkritik zu einer „sehr höflichen Kritik“ am *Redlichen Mann am Hofe* beginnt die Aufzählung ihrer literarischen Entlastungszeugen mit Fénélons *Telemaque* und schließt sie mit Richardsons *Pamela*, während Holberg beide Werke als exemplarisch für den moralischen Roman überhaupt ausführlich erörtert (ebd., Einleitung, S. 11ff.).

*losophiques sur l'incertitude des connoissances humaines, à l'usage des cavaliers et du beau-sexe*, Den Haag 1737,<sup>83</sup> Julien Offray de La Mettrie (1709–1751), *L'Homme Machine*, Leiden 1747<sup>84</sup>. Außerdem: „Man sehe den unvergleichlichen Anti-Machiavel.“<sup>85</sup> Korn's eigentliche Gewährsleute jedoch sind, in eigentümlich antagonistischer Weise: Charles-Louis de Secondat, Baron de Montesquieu (1689–1755) und Voltaire (1694–1778). Wir kommen darauf zurück.

Beginnen wir mit Korn's politischer Überzeugung.

Die Bürger eines monarchischen Staates, in welchem, durch weise Gesetze, der Tyranny die Macht benommen ist, Schaden anzurichten, geniessen wirklich einer hundertmal grösseren Freyheit, als ein so genannter freyer Staat, welcher in der That von hundert kleinen Tyrannen beherrschet wird.<sup>86</sup>

- 
- 83 Das Werk erlebte im 18. Jahrhundert insgesamt dreizehn Auflagen. Die achte und zwölfte erschienen in Dresden bei G. C. Walther, der auch die Werke Voltaires in Verlag hatte. Zu Person und Werk seines Verfassers siehe Hans-Ulrich Seifert, *Der Marquis d'Argens*, Wiesbaden 2004, S. 103ff., sowie Julia Gasper, *The Marquis d'Argens. A philosophical life*, Lanham 2014, S. 87ff. Vgl. zu letzterem Werk die eher zer- als widerlegende Rezension von Hans-Ulrich Seifert in „Das 18. Jahrhundert“ 40 (2016), S. 275-278. – Die 1748 erstmals erschienene *Thérèse philosophe* erwähnt Korn nicht, weiß aber: „Der Process des Pater Girard mit der Cadière [...] wird niemals vergessen werden“ (*Materialien*, ebd. S. 76).
- 84 „Es sind mir Beyspiele von Leuten bekannt, welche durch Lesung eines [...] *L'homme Machine* in eine solche Verwirrung geriethen, dass man die gröste Mühe anwenden musste, sie wieder zurechte zu bringen“ (*Materialien*, ebd. S. 149).
- 85 Ebd. S. 88. – Friedrich II. von Preußen (1712–1786), *Der Antimachiavell oder Untersuchungen zum „Fürsten“ von Machiavelli*. In der Bearbeitung durch Voltaire anonym in zwei Ausgaben erschienen: *Antimachiavel ou Essai de critique sur le prince de Machiavel*, Den Haag 1740 (von Voltaire selber veranstaltet); *Examen de prince de Machiavel avec des notes historiques et politiques*, Den Haag 1741 (von Voltaire im Auftrag Friedrichs II. veranstaltet).
- 86 *Materialien*, ebd. S. 25. – Diese Haltung hat sich auch ein Menschenalter später, selbst nach und mit den Erfahrungen der Französischen Revolution, nicht geändert. Der oft als ‚deutscher Jakobiner‘ bezeichnete Adolph Freiherr von Knigge erklärt in seinem 1795/96 verfassten *Manifest einer nicht geheimen, sondern sehr öffentlichen Verbindung echter Freunde der Wahrheit, Recht-schaffenheit und bürgerlichen Ordnung*: „Gut gesinnte, weise Fürsten und Regierungen haben [...] nichts von uns zu besorgen. Wir ehren und befolgen nicht nur alle ihre Verordnungen über solche Gegenstände, die ihrer Gewalt unterworfen sind, sondern weisen auch diejenigen Schriftsteller und Ratgeber, welche die Grenzen der obrigkeitlichen Macht zu schmälern, sowie die, welche dieselbe über Gebühr auszudehnen suchen und dadurch das Volk zur Widerspenstigkeit reizen könnten, zur Ordnung zurück. Edle Fürsten dürfen uns daher wie ihre eifrigsten Anhänger betrachten“ (hier zit. nach: ders., *Der Traum des Herrn Brick*. Ebd. S. 631). Und der gern rabiat auftretende Prä-Jakobiner Wilhelm Ludwig Wekhrin beschließt des *Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland 1778* in Baden mit einer Lobeshymne auf den Karlsruher Hof.

Auch dieser deutsche Bürger ist kein Revolutionär, sondern allenfalls ein Reformier. Während er die Demokratie als Polyarchie fürchtet,<sup>87</sup> hat er gegen den feudalen Ständestaat dann nichts einzuwenden, wenn dessen Absolutismus einer Gesetzlichkeit gehorcht, die sich über alle Stände erstreckt, jedem seine Rechte und Pflichten und jeden gegen jede Übergriffe eines jeden anderen sichert.<sup>88</sup> Der Wille des Monarchen hat mit der Willenskundgebung dieses Gesetzes einherzugehen; Willkür, die der Devise folgt *car tel est notre bon plaisir* wird ausgeschlossen. Alles, was nicht gesetzlich verboten ist, ist erlaubt. Aber: Woher stammt diese Gesetzlichkeit? Wer schafft sie? Wer formuliert ihren Korpus?

Diese Frage beantwortet Korn nicht, jedenfalls nicht geradeheraus. Er trägt ja vorsichtigerweise nur Materialien zusammen und überlässt es gern seinen LeserInnen, daraus ein Argumentationsgebäude zu errichten. So auch hier.

Das XIV. Kapitel der *Materialien* trägt den Titel „Geschichte der Troglodyten aus dem Französischen des Herrn von Montesquieu“, gibt also den 11. bis 14. Brief der *Lettres persanes* in eigener Übersetzung wieder.<sup>89</sup> Sie erzählen die Geschichte eines kleinen Volkes, das sich von jeglicher Regierung befreit und übereinkommt, fortan in Anarchie zu leben, so „dass sie niemandem mehr gehorchen

87 Korn gibt sich (ebd. S. 25ff.) viel Mühe, diese Furcht an den Zuständen der Republiken Holland, Venedig und der Schweiz wahrscheinlich zu machen, wobei er ähnlich argumentiert wie Loen im *Redlichen Mann am Hofe* (ebd. S. 491ff.). Vgl. dazu Heribert Raab, *Die Schweiz im Urteil von Johann Michael von Loen (1694-1776)*, „Forschungen zur Rechtsarchäologie und rechtlichen Volkskunde“ 8 (1986), S. 101ff.

88 Korn verkörpert, was Hegel knapp eine Generation später als das „alte Leben“ bestimmt: „Es war eine Beschränkung auf eine ordnungsvolle Herrschaft über sein Eigentum, ein Beschauen und Genuss seiner völlig unterthänigen kleinen Welt, und dann auch, eine diese Beschränkung versöhnende Selbstvernichtung und Erhebung im Gedanken an den Himmel“ (ders., *Fragmente einer Kritik der Verfassung Deutschlands 1799–1803*; *Gesammelte Werke*, hg. von der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 5: *Schriften und Entwürfe 1799–1808*, hg. von Manfred Baum und Kurt Rainer Meist, Düsseldorf 1998, S. 17). Korn's Romane lesen sich wie Auslegungen dieser Definition.

89 Zur Geschichte der Montesquieu-Rezeption im Deutschland der Aufklärung siehe Rudolf Vierhaus, *Montesquieu in Deutschland*. Zur Geschichte seiner Wirkung als politischer Schriftsteller im 18. Jahrhundert, in: *Collegium Philosophicum*. Studien für Joachim Ritter zum 60. Geburtstag, Basel 1965, S. 403–437, sowie die Angaben in „Erzählen im Angang“ Anm. 114. Die erste deutsche Uebersetzung von *De l'esprit des lois* erscheint 1753 und stammt von Abraham Gottlieb Kästner: *Des Herrn von Montesquieu Werk von den Gesetzen oder von der Verhältniss, welche die Gesetze zu jeder Regierungsverfassung, den Sitten, dem Landstriche, der Religion, der Handlung usf. haben sollen*.

würden und [...] jeder nur seine Interessen verfolgen werde, ohne die der anderen zu berücksichtigen“.<sup>90</sup> Daraus entsteht wie nicht anders zu erwarten der bekannte *bellum uniuscuiusque contra unumquemque* bis zwei hervorragende Männer das Schicksal ihres Volkes wenden. Sie machen ihm

vor allem verständlich, dass das Interesse des einzelnen im Interesse der Gemeinschaft liegt, dass es den eigenen Untergang bedeutet, wenn man sich von ihr trennen möchte [...], und dass Gerechtigkeit gegen andere eine Wohltat für uns selbst bedeutet.<sup>91</sup>

Der 12. und 13. Brief können sich gar nicht genug tun, das Glück und den Wohlstand dieses einer idealisierten Römischen Republik nachgebildeten Gemeinwesens zu preisen, bis die Troglodyten es zu Anfang des 14. Briefs ratsam finden, „sich einen König zu wählen“.<sup>92</sup> Warum? Sie würden zu zahlreich für eine direktdemokratische Republik, behaupten sie. Weshalb gehen sie dann nicht zu einer parlamentarisch repräsentativen über, die ihrem Verfasser jenseits des Ärmelkanals ja vor Augen lag? Davon kein Wort; aber der aller Ehren werte Greis, dem sie die Krone antragen, weiß eine Erklärung:

Eure Tugendhaftigkeit wird euch eine Last. In der Lage, in der ihr seid, das heißt ohne Anführer, müsst ihr wider Willen tugendhaft sein. Sonst könntet ihr nicht bestehen [...] Aber dieses Joch erscheint euch zu drückend; ihr wäret lieber einem Fürsten unterworfen, und würdet seinen Gesetzen gehorchen, die weniger streng sind als eure Sitten.<sup>93</sup>

Ziehen wir den sich anbietenden Schluss (den Korn, wie zu erwarten, nicht zieht). Das „alte Leben“ will zwar unter einem Gesetz stehen, das von ihm stammt oder in dem es sich mindestens wiedererkennt. Aber die Mühe, dieses Gesetz den Zeitumständen gemäß zu modulieren und zu regulieren, überlässt es gern einem Souverän, solange der es grundsätzlich anerkennt und befolgt.

Voltaires Schriften werden „in fünfzig Jahren [...] vergessen sein, da hingegen die Schriften eines Montesquieu, welche auf das wahre Wohl der mensch-

90 Montesquieu, *Persische Briefe*, hg. und übers. von Peter Schunk, Stuttgart 2004, S. 28. – Die *Persischen Briefe* hatten im 18. Jahrhundert großen Erfolg. Bis zu Montesquieus Tod 1761 sind mehr als dreißig Ausgaben erschienen.

91 Ebd. S. 32.

92 Ebd. S. 36.

93 Ebd. S. 36f.

lichen Gesellschaft abzielen, Jahrhunderte durch ihren Werth behalten werden“.<sup>94</sup> Was erbittert Korn dermaßen gegen Voltaire? Dass er „der gefährlichste von allen Freygeistern ist, denn er bedeckt sich mit dem Mantel der Frömmigkeit“.<sup>95</sup> Hinzu kommt: „Man kann dem Herrn von Voltaire das Lob nicht absprechen, dass er einer der grösten jetztlebenden Dichter seye.“<sup>96</sup> Aber das macht es nicht besser. Das macht es schlimmer. Auch der Dichter Voltaire ist und bleibt Freigeist, Atheist, und Atheisten – aber um das diesbezügliche Entsetzen Korn nachzuvollziehen, müssen wir uns erst mit seiner Auffassung von Religion und Vernunft bekannt machen.

Deren Schlüsselsatz lautet: „Die Vernunft ist in Ansehung des Glaubens dasjenige, was die Sinnen in Ansehung der Vernunft sind.“<sup>97</sup> Wie also die Vernunft das bloß aggregierende Material der Sinnes-Empfindungen auf Begriffe bringt und diesen Begriffen handlungsleitende Maximen beibringt, so bringt erst der Glaube an die Bekenntnisse des Christentums der Vernunft das wahre System ihrer Begriffe und die rechtmäßige Hierarchie ihrer Maximen bei. Sinne ohne Vernunft sind sinnlos. Vernunft ohne Glaube ist es ebenfalls. Sich von der Existenz jenes Gottes zu überzeugen, der diese Bekenntnisse diktiert und garantiert, fällt leicht, weil es nur unbefangener Welt-Anschauung bedarf: „Die ganze Natur

94 *Materialien*, ebd. S. 157. – Zu Montesquieu und Voltaire siehe zunächst Röd, Hg., *Geschichte der Philosophie*, Bd. VIII: Die Philosophie der Neuzeit, München 1984, S. 163–185. Siehe zu Montesquieu ausserdem Henning Ottmann, *Geschichte des politischen Denkens. Die Neuzeit: Von Machiavelli bis zu den grossen Revolutionen*, Bd. 3/1, Neuwied 2006, S. 432ff., sowie zu Voltaire Pierre Lepape, *Voltaire. Oder die Geburt der Intellektuellen im Zeitalter der Aufklärung*, Frankfurt/M., New York 1996 (Paris 1994), S. 187ff.

95 *Materialien*, ebd. S. 152.

96 Ebd. S. 156. – Korn's Urteil über Voltaire deckt sich sowohl mit demjenigen eines entschieden bürgerlich urteilenden Rousseauisten wie mit demjenigen eines für bürgerliches Denken aufgeschlossenen Adligen. „Er ist immer Dichter [...], aber fast niemals Denker [...]. Er hat praktisch nur ein einziges Ziel [...], und dieser Idee opfert er alles. Es ist eine unaufhörliche Satire auf die Macht der Kirche [...]. Ausgestattet mit jener Art Intellekt, die seinem leichtfüssigen Zeitalter entsprach, hat er dessen Geschmack gut studiert. Aber diese Leichtigkeit wird verschwinden und mit ihr beginnt ein Teil seines Ruhmes [...] bereits zu verblasen.“ (Louis-Sébastien Mercier, *Tableau de Paris*, Bd. 6, DXXIII, Amsterdam 1783; hierzit. nach: *Auszüge aus dem „Tableau de Paris“*, ausgew. Und übers. von Wulf D. von Lucius, Göttingen 2012, S. 141ff.) Im Januar 1778 notiert der Herzog von Croÿ über ihn: „Es bleibt höchst bedauerlich, dass Voltaire zeitlebens weder ehrenhaftes Betragen noch irgendwelche Prinzipien kannte, ist er doch eines der schönsten und reichsten Genies, die je existierten.“ (*Nie war es herrlicher zu leben*, ebd. S. 345).

97 Ebd. S. 141.

beweiset das Daseyn Gottes, und seine göttliche Eigenschaften.“<sup>98</sup> Wer diesen Gott und damit die von ihm offenbarten Wahrheiten leugnet, verleugnet seine eigene Vernunft und vereitelt ihren konstruktiven Gebrauch: „Ein Atheiste ist der größte Thor.“<sup>99</sup> Da der Glaube an den sich offenbarenden Gott jedoch nicht nur den wahren Gebrauch der Begriffe, sondern auch den richtigen der handlungsleitenden Maximen sichert,<sup>100</sup> wird ein Gottloser notwendig auch ein Gewissenloser, der keine Grundsätze mehr anerkennt außer allenfalls denjenigen, die er sich aus eigener Machtvollkommenheit gesetzt hat:<sup>101</sup> „Atheisten sind gefährliche Leute in der bürgerlichen Gesellschaft.“<sup>102</sup> Denn:

Ein Atheiste kann [...] keine Ehrfurcht vor seine Obrigkeit haben. Betrug und List und Gewalt sind es, wodurch dieselbe, seiner Meinung nach, die Herrschaft an sich gebracht hat; und nichts stehet, bey sich ereignender Gelegenheit, dem Atheisten im Wege, sich durch alle mögliche mittel derselbigen selbst zu bemeistern.<sup>103</sup>

Damit schließt sich der Kreis. Wer hier gefürchtet wird, ist nicht eigentlich der „Atheiste“, sondern der in ihm vermutete Revolutionär, der radikalliberale Demokrat, der sich keinem Gesetz beugen will, das nicht seiner vernünftigen Einsicht genügt und das er mindestens mitverantwortet hat. Er sieht in jedem noch so aufgeklärten Monarchen, der die „bürgerliche Gesellschaft“ noch so bieder ver-

98 Ebd. S. 10. – Korn folgt offenkundig Rousseau: „Ich habe alle Bücher zugemacht. Ein einziges gibt es, das offen vor aller Augen liegt, das Buch der Natur. In diesem grossen und erhabenen Buche lerne ich ihrem göttlichen Urheber dienen und ihn verehren. Niemand, der es ungelesen lässt, kann Entschuldigung finden; denn es spricht zu allen Menschen eine jedem Verstande zugängliche Sprache“ (*Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars = Emile*, Buch IV, hier § 345. Hier zit. nach: *Emil oder Über die Erziehung*, übers. und hg. von Ernst von Sallwürk, 4. Aufl. Langensalza 1911, Bd. 2, S. 151). – Korn leugnet die Kenntnis von Rousseaus Denken nicht, will aber auch nicht mit ihm identifiziert werden. Das ist jemand, merkt er vorsorglich an, „dessen Sätze und Eigensinn ich [...] nicht zu vertheidigen gedenke“ (*Materialien*, ebd. S. 154).

99 *Materialien*, ebd. S. 148.

100 Rousseau scheint offensichtlich, „wie dadurch, dass man die ersten Ursachen verwirft und alles aus Materie und Bewegung hervorgehen lässt, alle Moralität aus dem menschlichen Leben entfernt wird“ (An Paul Moltou am 14. Februar 1769; *Philosophische Briefe*, ebd. S. 152).

101 „Ich begreife nicht, wie man die Quelle des moralischen Übels woanders suchen kann als beim freien Menschen, der sich selbst vervollkommnet und insofern auch verdorben hat“ (Rousseau an Voltaire am 18. August 1756; *Philosophische Briefe*, ebd. S. 10).

102 *Materialien*, ebd. S. 150.

103 Ebd. – Vgl. dazu Samuel von Pufendorf, *De officio hominis et civis juxta legem naturalem* (1673), Buch I, Kap. 4, § 9, wo alle diese Argumente bereits dargelegt und ausgebreitet werden.

waltet, nur den Gewaltherrscher, der ihn daran hindert, die Regulation und Modulation der Gesetzlichkeit, auf der diese Gesellschaft beruht, selbst an die Hand zu nehmen. Er stiftet Unruhe; er stört, hemmt, lähmt den reibungslosen Gang der Geschäfte. „Den Unglaublichen sollte man wie einen tollen Hund an Ketten legen und mit Ruthen streichen.“<sup>104</sup>

Kehren wir nun nach diesem kurzen Streifzug durch Korns Welt mit den gewonnenen Ergebnissen wieder zur *Henriette von Rivera* zurück. Als Erstes zu der Beziehung zwischen ihr und den *Begebenheiten des Grafens von Rivera*. Wie verbindet sich ihr Text mit seinem anderen?

## V

Henriette von Rivera erscheint als die Tochter eines Herrn von Rivera, dessen Vater der jüngere Bruder des Vaters des Grafen von Rivera gewesen ist. Dieser Herr von Rivera verabscheut die intrigante Klugheit des Hofes so sehr, dass er dort nicht leben mag und sich deshalb nicht zu helfen weiß, als seine Tochter an ebendiesem Hof in Schwierigkeiten gerät. Nun muss der im Umgang mit Hoheiten erfahrene Onkel rettend eingreifen. Folglich präsentiert sich dem Fräulein von Rivera am Hofe des Fürsten der Rugier ein fremder Kavalier mit folgendem Kompliment:

Ich bin der Sohn des Herrn von Riesenburg, welcher die Ehre hatte, ein vertrauter Freund des Herrn Grafen von Rivera zu seyn. Dieser unvergleichliche Herr wird sich in etlichen Tagen hier einfinden, einige ihm von dem aquitanischen Hofe aufgetragene Geschäfte zu verrichten.<sup>105</sup>

Ich selbst, fährt er fort, „habe mich einige Zeit an dem Markomannischen Hofe aufgehalten, und daselbst eine vertraute Freundschaft mit dem Herrn von Palmfeld errichtet“.<sup>106</sup> Der Herr von Palmfeld ist zuerst der Geliebte, dann der Verlobte und, ab dem Ende des ersten Teiles, der Ehemann des Fräuleins von Rivera. Als sie, wenig später eben durch den Herrn von Riesenburg vor einer Entführung bewahrt, zu ihren Eltern nach Blumendorf zurückkehrt, darf sie dort den Herrn Grafen von Rivera in Person begrüßen.

104 Ebd. S. 10.

105 *Henriette von Rivera*, Teil I, S. 124.

106 Ebd. S. 126.

Dieser ehrwürdige Herr, dessen Gesichts-Züge und graue Haare bereits das heranahende Alter anzeigten, schloß sie in seine Arme. Die Redlichkeit, welche ihn in seinem Hofleben so berühmt gemacht, und den unvergleichlichen Namen des redlichen Manns am Hofe erworben hatte, zeigte sich noch in allen seinen Mienen.<sup>107</sup>

Er bekommt auch sogleich Gelegenheit, die in seinem Hofleben erworbene Erfahrung auf den Herrn von Palmfeld anzuwenden, der sich unbedachtsamer Weise von seiner Gesandtschaft an dem markomannischen Hofe entfernt hat, um seiner geliebten Henriette näher zu sein:

Wer seinen Fürsten zum Nebenbuhler hat, kann sich nicht genug in acht nehmen. Ich rede aus der Erfahrung. Nur um mich von meiner geliebten Gräfin von Monteras zu entfernen [...], ließ mich der König [...] nach der Festung Rozzomonte bringen; und wer weis, wie bald ich würde losgekommen seyn, wenn nicht der mit Licatien ausgebrochene Krieg eine Gelegenheit dargebothen hätte, wo man meiner mit einer besseren Art los zu werden glaubte.<sup>108</sup>

Im zweiten Teil des Romans machen sich dann Henriette und der ihr nunmehr angetraute Herr von Palmfeld auf, den Grafen in seinem Heimatland und an dessen Hof zu besuchen:

Seine Gemahlin [...] war schon einige Jahre tod, und die zwey Pfänder ihrer Liebe [...] waren noch vor ihrer Frau Mutter in die Ewigkeit gegangen. Der Graf war also vollkommen frey [!]. Seine vornehmste Beschäftigung bestand darinn, sich als ein guter Christ auf die Ewigkeit zu bereiten. Er vergas aber dabey nicht, alle seine Kräfte noch ferner zum Nuzzen seines Herrn und seiner Mitbürger anzuwenden. Seine ledige Stunden brachte er theils in seinem Garten, theils in seiner Bibliothek zu. Er war immer noch der redliche Mann, der er von Jugend auf gewesen war.<sup>109</sup>

Der Verfasser der *Tugendhaften und redlichen Frau am Hofe* hat seine Vorlage gründlich gelesen und geizt nicht mit Lesefrüchten.<sup>110</sup> Das wirkt auf den ersten

107 Ebd. S. 167.

108 Ebd. S. 175.

109 Ebd., Teil II, S. 55f.

110 „Immer wieder entpuppt sich ein Buch im Buch als Lebensbuch einer Romanfigur“ und ebenso häufig „dienen Bücher [...] als Medien für die Selbsterkenntnis der lesenden Figuren“ (Jür-

Blick ein wenig komisch, auf den zweiten ein wenig gespenstisch, und wir sehen ebenso amüsiert wie irritiert von einem Buch auf, das die Personen eines anderen Buches so behandelt, als gehörten sie mit seinem eigenen Personal ein und derselben Fiktion, ein und demselben Wirklichkeitshorizont an. Es verschweigt dieses andere Buch durchaus nicht, es bedient sich seiner keineswegs insgeheim, verstohlen oder gar stehend, es zitiert vielmehr dessen Titel bei jeder mehr oder weniger passenden Gelegenheit, setzt ihn sogar in Fettdruck. Die Befürchtung, es könnte damit die Wahrscheinlichkeits-Illusion seiner LeserInnen stören oder gar zerstören, scheint es ganz und gar nicht zu hegen. Diese Selbstsicherheit, die der Text nicht einmal überlegt, um sie abzuwägen, beruht auf einem eigentümlichen Fiktionalitäts-Konzept, dessen Bestimmungen wir jetzt nachgehen.

Wem wollen wir begegnen, wenn wir einen Roman lesen? Personen, denen wir einesteils in unserer täglichen Wirklichkeit auch würden begegnen können, am nächsten Tag in der nächsten Stadt vielleicht, die sich aber andernteils von aller Erfahrung, derer wir uns für fähig halten, so sehr unterscheiden, dass wir sie in einem anderen, für uns voraussichtlich immer unerreichbaren Land vermuten müssen. Die Personen des Romans sollen Subjekte für uns jederzeit möglicher Wirklichkeit, zugleich aber nur in der Wirklichkeit des Romans möglich sein – sonst wäre das Lesen von Literatur keine fesselnde, sondern nur eine unterhaltende Beschäftigung.

Das wird der beste Roman sein, dessen Gestalten sich in die Gestaltung des wirklichen Lebens einreihen, so dass wir in Erinnerung an eine bestimmte Lebens Epoche nicht mehr genau wissen, ob es gelebte oder gelesene Figuren waren.<sup>111</sup>

---

gen Nelles, *Bücher über Bücher. Das Medium Buch in Romanen des 18. und 19. Jahrhunderts*, Würzburg 2002, S. 273 u.f.). In unserem Fall entpuppt sich ein Buch als lebenswichtiges Buch für einen Romanautor, der es als stilgebendes Medium für die Charakterzeichnung der von ihm geschaffenen Figuren nutzt.

- 111 Theodor Fontane über: Paul Lindau, *Der Zug nach Westen* (1886); hier zit. nach *Dichter über ihre Dichtungen. Theodor Fontane*, hg. von Richard Brinkmann und Waltraud Wiethölter, Bd. II, München 1973, S. 687. – Daran hat sich bis heute nichts geändert: „Dinge, die nie geschehen sind, können sich mit realen Ereignissen verflechten, ein imaginäres Wesen kann einem aus Fleisch und Blut die Hand reichen, kann in deinem eigenen Haus leben [...], es kann alles lesen, was du selbst gelesen hast, und sogar mit deiner Frau schlafen“ (Ian McEwan, *Die lange Nacht des Schriftstellers. Wie man den Glauben an die Literatur verlieren – und wiedergewinnen kann*; in: „NZZ“ Nr. 45 vom 23. Februar 2013, S. 57).

Die Gestalten des Romans gehen aus einem Text hervor, einem nach dem Muster von bestimmten Geboten und Verboten, Anforderungen und Ausschlüssen gewirkten Diskurs. Wem sich diese Gestalten in die Gestaltungen des wirklichen Lebens einzureihen vermögen, dem muss dieses Leben ebenso sehr Text, musterhafter Diskurs sein wie der Roman und darin einem zwar anderen, aber mit demjenigen des Romans zu vereinbarenden Muster folgen. Demgegenüber muss der Diskurs des Romans die Fähigkeit besitzen, sich diesem Muster einzufügen, während er zugleich seine Unterscheidung von ihm aufrechterhält, da er ja sonst spurlos in ihm verschwände. Während die Fiktion wirkliche Struktur hat, hat die Wirklichkeit fiktionale, während die faktische Welt der Sachverhalte und Tatsachen diskursiv wird, wird die Welt der Diskurse auf dem Weg des Romans faktisch. Die Welt ist alles, was der Fall ist, der dauernde Fall nämlich der einen Welt in die andere. Wir haben es folglich mit einem Wirklichkeitskonzept zu tun, das die Welt der Möglichkeiten nicht ausgrenzt und sich antithetisch gegenüberstellt, sondern sie sich integriert, und seine Wirklichkeit nicht einen Schritt weit bestimmen kann, ohne deren Möglichkeiten mit auftreten zu lassen. Alles Wirkliche geht in seine Fiktion über und alle Fiktion in die Wirklichkeit zurück. Alles Faktische verweist auf seine Diskursivität und alles Diskursive auf seine Faktizität. Da nun der Text des Romans offenbar die Fähigkeit besitzt, sich in die Faktizität einzureihen und zugleich seine Diskursivität in ihren Reihen zu bewahren, beansprucht er die Schnittstelle dieses Übergangs und jenes Verweisens, vermag er dem Verweis zu folgen und sich dennoch im Übergehen festzusetzen, kurz: Er entsteht aus und besteht in der Manipulation und Modulation des Funktionszusammenhangs zwischen der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit und den ihr integrierten Möglichkeiten. „Es kann mir nicht vorgeworfen werden“, ist Jean Paul sich sicher,

dass ja die Szenen meines Buches wirklich erlebte wären und dass man keine bessere zu erleben wünschte; denn in der Darstellung der Phantasie nimmt die Wirklichkeit neue Reize an, Reize, mit welchen auch jede andere zurückgewichene Gegenwart magisch die Erinnerung durchschimmert.<sup>112</sup>

Für einen Leser nun, der an diesen Funktionszusammenhang gewöhnt ist und mit dem fiktionalen Text als dem Innehalten, dem Unentschiedenhalten seines

---

112 Titan, Achte Jobelperiode, 45. Zykel; *Werke in zwölf Bänden*, hg. von Norbert Miller, Bd. 5, München 1975, S. 221.

Funktionierens vertraut, hat der Bezug eines Romans auf einen Roman einen besonderen Reiz. Die Personen, die ihm begegnen und ihm nur in diesem Roman begegnen können, entstammen unzweideutig einem anderen Roman, könnten ihm dort begegnen und sind seinem Roman ohne Zweifel dort begegnet. Während sich seine Gestalten in die Gestaltungen des wirklichen Lebens einreihen, reihen sich aus dessen Reihen Gestalten eines anderen Romans unter die seinen. Während die Fiktion ihren Übergang in die Wirklichkeit vorbereitet, um an sich als Fiktion festzuhalten, kommen ihr aus der Wirklichkeit, auf die sie verweist, Gestalten einer anderen Fiktion entgegen, als wären sie wirklich, und machen damit ihre eigene Fiktionalität der Wirklichkeit verdächtig. Auf jeder Seite des Funktionszusammenhangs taucht zugleich die Bestimmtheit der anderen Seite auf und macht den in seiner Funktion, in seinem permanenten Übergehen angelegten Unterschied unkenntlich (selbstverständlich ohne die Funktion selbst, auf der das moderne Wissen von Wirklichkeit und Möglichkeit überhaupt beruht, außer Kraft zu setzen).

Diese Wirklichkeit und die ihr innewohnende Fiktionalität sind modern.

Sie gehören einer Subjektivität an, die sich mit keiner noch so reichhaltigen Bestimmtheit ihrer selbst zufrieden gibt, sondern ihre Übereinstimmung mit sich am ungehemmten, wenn auch (noch) nicht hemmunglosen Fortgang ihres Sich-Bestimmens hat. Eine solche Subjektivität muss sich gegenüber eine Wirklichkeit wissen, die ihr einesteils bedingungslos offensteht, andernteils aber die Bedingungen aufweist, die Objektivierung überall und jederzeit erlauben.

Die reale Wirklichkeit [...] ist zunächst das Ding von vielen Eigenschaften, die existierende Welt; [...] als Wirklichkeit ist sie zugleich Ansichsein und Reflexion-in-sich; sie erhält sich in der Mannigfaltigkeit der bloßen Existenz; ihre Äußerlichkeit ist innerliches Verhalten nur zu sich selbst. Was wirklich ist, kann wirken; seine Wirklichkeit gibt etwas kund durch das, was es hervorbringt. Sein Verhalten zu Anderem ist die Manifestation seiner.<sup>113</sup>

Diese Wirklichkeit ist für die ihr ursprünglich abstrakt begegnende Subjektivität zunächst unreal, unwirklich, ein Aggregat vorüberziehender und sich untereinander mischender Erscheinungen. Dieser Schein verfliegt, sobald sein Sub-

---

113 Hegel, *Wissenschaft der Logik*, Erster Teil, II. Buch, 3. Abschnitt, 2. Kapitel; Werke, ebd. Bd. 6, Frankfurt/M. 1969, S. 208.

jekt danach trachtet, ihn als Stoff für feste Bestimmtheit aufzufassen, die es von anderen Subjekten dauernd deutlich unterscheidet. Der Schein wird real, ein Ding; er wird es aber nur, insofern er sich in bestimmter Gestalt von allem für ihn Anderen bestimmbar und damit reflexiv unterscheidet, was bedingt, dass er ihm seine Dinglichkeit aufnötigt. Das Objekt realisiert sich also, indem es das, was es von sich ausschließt, in formeller Negativität als es selbst manifestiert. So wird es mit diesem seinem Anderen formal identisch und reflektiert sich kraft dieser Identität aus seinem Anderen in sich, sich von ihm unterscheidend und sich darin zugleich um es bereichernd. Sich manifestierende Wirklichkeit hat demnach an diesem Anderen ihre reale Möglichkeit, die sich von der realisierten nur dadurch unterscheidet, dass sie (noch) jenseits von deren Bestimmtheitsgrenze liegt.

So macht die reale Möglichkeit das Ganze von Bedingungen aus, eine nicht in sich reflektierte, zerstreute Wirklichkeit, welche aber bestimmt ist, das Ansichsein, aber eines Anderen zu sein und in sich zurückgehen zu sollen.<sup>114</sup>

Etwas ist wirklich in der Form eines realen Dings, wenn es ein Ganzes von Bestimmungen bildet, die sich aufeinander beziehen, ohne einander zu widersprechen. Die von ihm außerhalb solcher Bestimmtheit und durch sie reflexiv manifestierte Wirklichkeit bedingt jene Form und ermöglicht ihre Realität. Damit aber wird sie formal ebenso real wie das, was sie ermöglicht, und dieses Reale die Möglichkeitsform für ein anderes Reales. Realität und Potentialität gehen nicht ineinander über, sondern kooperieren als Momente derselben Wirklichkeit so miteinander, dass sie ihre kategoriale Bestimmtheit tauschen, während sie deren Status bestätigen. Das Wirkliche manifestiert sich einerseits als das Mögliche, die realitätsbedingende Negativform des Realen, andererseits zugleich als Reales, in dem die Möglichkeit anderer Realität aufgehoben bleibt.

Aus der Perspektive des seine Objektivität systematisierenden Subjekts ist das mit sich übereinstimmende Reale das Wahre, das sich widersprechende das Falsche. Da jedoch das Mögliche mit dem Realen stets zusammengeht, es als „nicht in sich reflektierte, zerstreute Wirklichkeit“ überall und jederzeit bedingend umgibt, bietet sich dem wahren Realen stets eine Verschiebung gegen das Mögliche hin an, die seine Wahrheit durchkreuzen, dem falschen hingegen eine, die

---

114 Ebd. S. 209.

seinen Widerspruch tilgen und es bewahrheiten mag. Zwischen Wahr und Falsch tritt als dritte Beurteilungs-Kategorie das Wahrscheinliche – mit täuschendem ebenso wie mit klärendem Schein.<sup>115</sup>

Damit eröffnet sich ihrem Subjekt eine Erfahrungswelt, in der Wirklichkeit und Möglichkeit, Manifestation und sich manifestierende Revision der Manifestation Hand in Hand gehen. Transzendent ihm auferlegte Kriterien, die Wirklich von Unwirklich, Wahr von Falsch a priori unterschieden, gibt es hier nicht. Es verantwortet diesen Unterschied nun einzig und allein durch seine Systematisierungsmacht, die das Wirkliche konträren Methodiken verschiedener logischer Form unterwirft und ihm dadurch monadische Gestalten abgewinnt: Wissenschaft, Kunst, Politik usf. Allerdings eint diese Monaden keine stabilisierende Harmonie, sondern eine provozierende Konkurrenz; auch sie verhalten sich wie Realität und Potentialität zueinander und haben daran ihre Wahrscheinlichkeit. Jede beansprucht ihre kategoriale Setzung der negativen Identität von Wirklichkeit als absolute; solche Absolutheit kommt jedoch einzig der Konkurrenz zwischen den einander bestreitenden Ansprüchen zu.

Das Subjekt dieser Welt vermag unendliche Erfahrungen an ihr zu machen. Aber nur dem Inhalt nach; formal ist endgültig bestimmt, einen sich allseits entfaltenden und ebenso sehr sich in sich zurückkrümmenden Erfahrungsraum erkundend. Kein Entkommen? Oder doch? – Dann, wenn sich an der negativen Identität von Realität und Potentialität eine Negation der Negation entwickelt, deren Positivität im Negieren allen manifestierenden Bestimmens überhaupt liegt. So entstehende Gebilde haben ihre Existenz an ihrer Nicht-Existenz, ihre Manifestation daran, einander nicht zu manifestieren. Existenz persistiert so als ihre Erscheinung wie als ihre Scheinbarkeit, Manifestation entpuppt sich als Metapher. Daraus folgt,

dass die Phantasiebilder des Geistes, an sich betrachtet, keinen Irrthum enthalten, oder dass der Geist darum, weil er mittelst der Phantasie vorstellt, nicht irre, sondern nur, insofern man ihn als derjenigen Vorstellung ermangelnd betrachtet, wel-

---

115 Damit ist die transzendente Bedingung von Fiktion in der Erfahrungswelt gegeben – der mathematischen wie der ästhetischen. Siehe dazu Rüdiger Campe, *Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*, Göttingen 2002, sowie Elena Esposito, *Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität*. Aus dem Ital. von Nicole Reinhardt, Frankfurt/M. 2007. – Diese transzendente Bedingung ist für die Bestimmung der ästhetischen Fiktion notwendig, aber noch nicht hinreichend. Davon im nächsten Absatz.

che das Daseyn jener Dinge, die er sich als gegenwärtig in der Phantasie vorstellt, ausschliesst.<sup>116</sup>

Solcher Mangel ist für sein Subjekt kein Mangel, sondern ein Vorteil.

Denn sollten wir nicht eher, als bis wir uns von der Zulänglichkeit unseres Vermögens zur Hervorbringung des Objekts versichert hätten, durch die Vorstellung desselben zur Kraffanwendung bestimmt werden, so würde diese wohl größtenteils unbenutzt bleiben [...] Die Natur hat also die Kraftbestimmung mit der Vorstellung des Objekts noch vor der Kenntnis unseres Vermögens verbunden, welches oftmals eben durch diese Bestrebung [...] allererst hervorgebracht wird.<sup>117</sup>

Dieses Konzept ästhetischer Fiktion ist in beiden Romanen, die uns hier beschäftigen, noch nicht angekommen. Das reflexive Wirklichkeits-/Möglichkeits-Verständnis jedoch, auf dem es beruht, wird in Loens *Redlichem Mann am Hofe* in andeutenden Spuren sichtbar, in Körper-Strategien, Herzens- und Garten-Anlagen. Korn's *Henriette von Rivera* arbeitet bereits mit ihm. Der Roman entwirft sich ohne weitere Umstände, in unmittelbarer Reflexivität als die an sich seiende Möglichkeit einer negativ mit ihm identischen Wirklichkeit, die ursprünglich ein anderer Roman, also selber an sich seiende Möglichkeit einer für sie anderen Wirklichkeit ist.

Korn beherrscht die für derartige Fiktion notwendige Erzähltechnik jedoch noch keineswegs, was sich insbesondere bei der Darstellung von verwickelt mehrsträngigen Abläufen zeigt. Bereits der erste Maskenball am Hof, an dem Henriette teilnimmt, wird zum Anlass für eine Intrige in vielen und vielfach simultanen Episoden. Der Erzähler weiß die Herausforderung durch diesen Zusammenhang von Möglichkeit und Wirklichkeit nicht anders zu parieren als dadurch, dass er wie ein probender Regisseur in die Handlung hineinredet.

116 Spinoza, *Ethices Pars Secunda: De Naturâ et Origine Mentis*, Prop. XVII, Scholium: „Mentis imaginationes in se spectatas, nihil erroris continere, sice Mentem ex eo, quod imaginatur, non errare; sed tatum, quatenus consideratur, carere ideâ, quae existentiam illarum rerum, quas sibi praesentes imaginatur, secludat“ (hier zit. nach: Opera/Werke, hg. von Konrad Blumentstock, Darmstadt 1967, Bd. II, S. 198f.).

117 Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*, Einleitung, Erste Fassung, Anmerkung; Werke in sechs Bdn., hg. von Wilhelm Weischedel, Bd. V, Frankfurt 1957, S. 209.

Sie [Henriette und ihr Vater] giengen endlich unter allerley Gedanken zu Bette, wo wir sie ruhen lassen, und indessen von andern Dingen reden wollen, welche zur Erklärung dessen, was sich auf dem Balle zutrug, gehören.<sup>118</sup>

Und zehn Seiten später heißt es: „Soviel war nöthig, zur Erläuterung der Begebenheiten auf dem Balle zu melden: Wir kehren nunmehr wieder zu Henrietten zurück.“<sup>119</sup> Das Erzählen versucht zwar bereits, der Wirklichkeit ihre Möglichkeit, der Zeitfolge ihr Zugleich als ihre Aufhebung anzubieten, aber es ist der dazu erforderlichen Operationen noch so wenig mächtig, dass es aus seiner Rolle stolpert und den Bann bricht, in den es seine LeserInnen ziehen will.

## VI

Worum geht es denn nun in der *Henriette von Rivera*? Das lässt sich mit wenigen Sätzen erklären. In die mit allen ihrer Zeit nur erdenklichen inneren und äußeren Vorzügen ausgestattete Titelheldin verliebt sich der junge und mächtige Fürst der Rugier. Er versucht mit allen Mitteln, die von Brillantschmuck bis zu Entführung und Gefängnis auf einem verborgenen Schloss<sup>120</sup> reichen, die Schöne zur Gegenliebe oder mindestens zur Einwilligung in die seine zu bewegen, während der Graf von Rivera diesen Machinationen redlich entgegenarbeitet. Die aus dem *Redlichem Mann am Hofe* bekannte Konstellation: Ein absoluter Herrscher, der das Verfügungsrecht über alle seine Untertanen beansprucht, steht einer Frau gegenüber, die ihm dieses Recht verweigert. Ein besonderer und besonnener Vermittler (in beiden Romanen der Graf von Rivera) sucht beide Ansprüche auszugleichen und dem Herrscher klarzumachen, dass seine Gewalt über die Köpfe nur rechtens ist, wenn er die Privatheit der Herzen nicht nur respektiert, sondern sogar garantiert. Welches Ansehen nimmt nun diese Konstellation im Roman von 1770 gegenüber dem Roman von 1740 an?

118 *Henriette von Rivera*, Teil I, S. 69.

119 Ebd. S. 79.

120 Erinnert es nicht an die „schottischen Bleigebürge“, in denen Sophie von LaRoche die Titelheldin ihres 1771 erschienenen Romans *Das Fräulein von Sternheim* leiden lässt? Ob Horace Walpoles *The Castle of Otranto*, das zwar erst 1797 ins Deutsche übersetzt, aber schon 1764 erschienen ist, diese Vorliebe für abgelegene, unheimliche Gegenden und Gebäude mitverursacht hat?

Beginnen wir mit dem Fürsten der Rugier. Wieso Rugier? Das germanische Volk der Rugier gründet um 450 nach Auflösung des Hunnenreiches nördlich der Donau, in Ober- und Niederösterreich einen eigenen Staat, der schon 487 von Odoakar so gründlich zerstört wird, dass von seinem Volk nur Reste bleiben, die zu den Ostgoten fliehen. Zur Zeit von Korn's Roman gibt es seit über tausend Jahren keine Rugier mehr. Das Gebiet jedoch, das sie besessen haben, gehört nun zur Habsburger Monarchie, in der 1765 Kaiser Joseph II., der österreichische Inbegriff des aufgeklärten Absolutismus, den Thron besteigt. Nun kann man zwar Joseph II. keine amourösen Abenteuer nachsagen (der einzige Körper, den er jemals begehrt hat, war wohl der Staatskörper), aber vielleicht macht Korn's Roman diese Übertragung rückgängig, während er sich sonst am Charakterbild des radikalen und ehrgeizigen Aufklärers orientiert?

Der Fürst der Rugier ist von „einer majestätischen Leibesgestalt“ und „der schönste Mann in seinem ganzen Lande“.<sup>121</sup> Die Aura der Transzendenz, die den Körper des Königs zum symbolischen heiligt, hat sich verflüchtigt und in der bloßen Körperschönheit wieder vergegenwärtigt. (Die Prominentenreligion der Fotomagazine kündigt sich an.) Darüber hinaus jedoch besitzt er alle Eigenschaften eines „grossen Regenten [...]: eine tiefe Einsicht, gründliche Beurtheilungs-Kraft, und die genaueste Richtigkeit in seinen Begriffen“.<sup>122</sup> Er bedarf der Nacherziehung nicht, die in Loens Roman der Graf von Rivera seinem König angedeihen lässt. Er braucht keinen neuen, keinen bürgerlichen Körper, er hat ihn von Anfang der Erzählung an. Nur ist dieser Körper schlechthin von einer „gemeinen Schwachheit“ befallen, „denn er war dem schönen Geschlechte allzusehr ergeben, und trieb diese Neigung bis zur Ausschweifung“.<sup>123</sup> Diese Neigung ist, wie sich im Laufe des Romans zeigen wird, mehr als eine Neigung, sondern vielmehr eine Obsession, die sich gegen alle Einsicht, alle Moral und alle Selbst-Disziplin durchzusetzen droht: „So tugendhaft und großmüthig auch das Herz des Fürsten im Grunde war, so war es doch zu schwach, der Leidenschaft zu widerstehen, von welcher es beherrscht wurde.“<sup>124</sup> Wir werden sehen, was für eine merkwürdige Wendung diese Leidenschaft letzten Romanendes nimmt.

---

121 *Henriette von Rivera*, Teil I, S. 20.

122 Ebd.

123 Ebd.

124 Ebd. Teil II, S. 20.

Fürsten brauchen geeignete Helfer, wenn sie ihre Leidenschaften „bis zur Ausschweifung“ befriedigen wollen. Auch der Fürst der Rugier hat einen: den Herrn von Scheingut [!].

Angenehm von Gestalt, lebhaft, witzig, und von Jugend auf am Hofe erzogen, war er gründlich in dem ganzen Umfange der Wissenschaften desselben unterrichtet. Er wußte, wenn es Zeit war sich zu bücken, und wußte auch, wenn es Zeit war, eine gebietherische Mine anzunehmen. Alle seine Gebärden standen vollkommen in seiner Gewalt, und durch seine betrügliche Gesichtsbildung wurden auch die behutsamsten verführt. Er richtete sich nach keinem anderen Gesetz als nach dem Willen des Fürsten: denn er kannte weder Religion noch Tugend, ob er gleich, wenn es die Nothwendigkeit erforderte, den Schein von beeden vollkommen gut anzunehmen wußte.<sup>125</sup>

Diese Kombination kennen wir: differenzierter zwar, Schwarz und Weiß, Gut und Böse über mehr Zwischentöne feiner verteilend, aber von gleicher Struktur – kein Zweifel, der Fürst der Rugier und sein Vertrauter sind Geschwister des Prinzen und seines Kammerherrn Marinelli aus Lessings 1772 erscheinendem Trauerspiel *Emilia Galotti*.<sup>126</sup>

Wenden wir uns nun seiner Gegenspielerin zu, der tugendhaften und redlichen Frau an seinem Hofe. Sie ist eben das erste Mal entführt worden und wird sich gerade bewusst, dass der Fürst sie in seiner Gewalt hat.

Lasterhafter Fürst, sagte sie, bedienst du dich also deiner Gewalt, um die Unschuld zu unterdrücken? [...] Glaube nicht, etwas von mir zu erhalten, was meine Ehre beleidigt. Lieber will ich sterben, als von ihrem Pfade weichen.<sup>127</sup>

Dieser Plan des Fürsten und seines intriganten Ratgebers schlägt fehl. Man kehrt also das Verfahren um und versichert sich des Herrn von Palmfeld, macht ihm unter den nötigen Vorwänden einen Halsgerichtsprozess, und der Herr von Scheingut teilt Henriette mit, dass sie für ihren Geliebten nur auf Nachsicht hoffen darf, wenn sie selber Nachsicht gegenüber den Liebesanträgen des Fürsten zeigt.

125 Ebd. Teil I, S. 21f.

126 Vgl. dazu Wolfgang Martens, Zum Marinelli-Typus vor Lessing, in: Richard Fisher, Hg., *Ethik und Aesthetik. Werke und Werte in der Literatur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. FS für Wolfgang Wittkowski zum 70. Geburtstag*, Frankfurt/M. 1995, S. 69–79.

127 Ebd. S. 155.

So lang ich meine Ehre und meine Tugend nicht beleidigen darf, sagte Henriette, so werde ich alles anwenden, was in meinen Kräften steht, alle wiedrige Zufälle von meinem Geliebten abzuwenden [...] Allein, wollte ich solches auf Kosten meiner Tugend und unsrer Liebe thun, so würde er eben dadurch aus Gram sein Leben verlieren [...] Sagen Sie ihrem Herrn, dass ich alle Fürsten in der Welt verachte, wenn sie meine Tugend zu beleidigen suchen.<sup>128</sup>

Henriettes Redlichkeit beschäftigt Korns Roman wenig bis gar nicht, ihre Tugend hingegen stellt er unausgesetzt auf die Probe. Tugend gilt jedoch nicht wie im *Redlichen Mann am Hofe* als Tätigkeit nach Prinzipien und den aus ihnen abgeleiteten Regeln, als dem eigenen Selbst von ihm auferlegte Disziplin, sondern als bloßes Er-Dulden, als unbedingte und unbeirrbar Beachtung des einmal geschlossenen Liebespaktes in privater wie in öffentlicher Bedeutung. „Ihr zur Tugend gewohntes Herz wusste von keinen unordentlichen Begierden“, heißt es schon ganz zu Anfang über die Titelheldin.<sup>129</sup> Diese Tugend hat die Ordnung des Begehrens zum Inhalt, wie eine männlich dominierte Gesellschaft sie festsetzt. Die tugendhafte Frau nimmt an der Definition dieser Ordnung keinen Anteil; ihr Resultat jedoch hat sie auf ihr Herz zu nehmen und es so mit ihr zu identifizieren, dass sie lieber stirbt, als ihr zuwiderzuhandeln.<sup>130</sup> Es fällt überhaupt auf und erschreckt, wie leichtfertig der Roman den Tod als Mittel zum Schutz weiblicher Tugend einsetzt. Henriette ist bei jedem noch so leisen Anschlag gegen sie sogleich mit ihm bei der Hand. Einige Überlegung zeigt allerdings, dass in diese scheinbare Leichtfertigkeit die Konsequenz einer unerbittlichen Strategie mündet. Henriette von Rivera unterwirft sich einer Wertordnung, mit deren Legitimation sie nichts zu schaffen hat und an deren Fremdheit sie durch

128 Ebd. S. 240.

129 Ebd. Teil I, S. 11.

130 Zum Geschlechterverhältnis während der Aufklärung siehe Ute Frevert, *Zwischen Traum und Trauma. Aufklärung, Geschichte und Geschlechterverhältnis*, in: Jörn Rüsen/Eberhard Lämmert/Peter Glotz, Hg., *Die Zukunft der Aufklärung*, Frankfurt/M. 1988, S. 132–147, Eve Rosenhaft, *Aufklärung und Geschlecht: Bürgerlichkeit, Weiblichkeit, Subjektivität*, in: Dagmar Reese, Hg., *Rationale Beziehungen?*, Frankfurt/M. 1993, S. 19–37, Ulrike Weckel, Hg., *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert*, Wallstein 1998, Ilsebill Barta, „Handlung des Lebens“: Geschlechtsspezifische Körpersprache im Zeitalter der Aufklärung, in: Friedbert Aspetsberger, Hg., *Geschlechter. Essays zur Gegenwartsliteratur*, Innsbruck 2001, S. 181–208, Claudia Opitz, *Aufklärung der Geschlechter, Revolution. Studien zur Politik- und Kulturgeschichte*, Münster 2002, S.n., *Geschlechterverhältnisse im 18. Jahrhundert*, „Schweizerische Zeitschrift für Geschichte“ 52 (2002), S. 381–542.

Erziehung und Bildung allmählich gewöhnt werden muss. Sie entscheidet über keinen Zug ihres Verhaltens, über jeden ist schon entschieden, ehe er sich äußert. Dieser Passivität, in der die Ordnung ihres Begehrens für sie gegenwärtig wird, korrespondiert die Art, in der sie deren Anordnungen vergegenwärtigt. Henriette agiert nie, sie reagiert nur. Sie geht nie auf jemanden zu, sie erwartet ihn allenfalls mit sittsam scheuer Freundlichkeit, und wo die Tugend auch dagegen den leisesten Einwand erheben könnte, sucht sie sich allem Kontakt zu entziehen. Nun verlangt aber die Fähigkeit, sich zu entziehen, sich Distanz zu erobern und sie zu bewahren, die eigentümliche Ordnung des Begehrens gemäß eigenem Willen und eigenem Entschluss anzuwenden. Diese Praxis schließt zugleich ihre Umkehrung ein, die selbsttätige Verkürzung und sogar Preisgabe des gewonnenen Abstands. Wem derartige Selbst-Beweglichkeit versagt ist, wessen Körper das Gesetz der Tugend die Bewegungsfreiheit genommen und ihn zu einem bloßen Gegenstand gemacht hat, dem bleibt als einziges Mittel zur Distanznahme nur die Zerstörung dieses allen Fremd-Affekten ausgelieferten Körpers.

Und der Herr Graf von Rivera? Wie steht es um seine Redlichkeit? Welche Rolle spielt er im ungleichen Spiel zwischen der Macht und ihrem ohnmächtig gemachten Objekt? Nach einem ersten Happy End, dem die Hochzeit des Liebespaares auf dem Fuße folgt, unterhalten sich der Fürst der Rugier und der Graf von Rivera über absolute Herrscher und ihre Vertrauten.

Meine eigne Einsichten oder vorzüglicher Verstand, haben meinen König nicht von dem Irrwege abgebracht, auf dessen Anfänge er sich bereits befand. Es war nur die Stimme der Tugend, welche ich ihn hören liess, und glücklich habe ich mich zu schätzen, dass er ihr Gehör gab.<sup>131</sup>

Tugend also. Schon wieder. Aber nun doch wohl die Tugend, die dem König von Aquitanien einen neuen Körper und schließlich einen neuen Staatskörper verschafft hat, prinzipiengeleitete Modernisierung durch ein Dispositiv von Disziplinierungen, das Subjektenergie freisetzt, indem es sie kanalisiert und steuert? Als sich gegen Schluss des I. Teils die Anzeichen dafür mehren, dass man den unschuldigen und unglücklichen Palmfeld seiner Gefangenschaft wird entledi-

131 Ebd. Teil II, S. 8. – „Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, dass Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ (Lessing, *Emilia Galotti*, 5. Aufzug, 8. Auftritt; Sämtl. Werke, hg. von K. Lachmann/F. Muncker, Bd.2 Stuttgart 1886, S. 450) Problematisierungen solcher Art liegen diesem Grafen von Rivera gänzlich fern.

gen können, kommentiert das der Graf mit den folgenden Worten: „Ich habe Sie immer ermahnet, sich auf den Beystand der Vorsehung zu verlassen, welche die Tugend nur prüfet, aber nicht zu Grunde gehen lässt.“<sup>132</sup> Und als derselbe Palmfeld, nun bereits mit Henriette verheiratet, beinahe einem Mordanschlag zum Opfer fällt, schreibt der Graf an den Herrn von Riesenburg:

Der Himmel höret noch nicht auf, die unglückliche Familie zu prüfen. Es folget Schlag auf Schlag, und ich weis nicht ob wir stark genug seyn werden, alles zu ertragen. Unterdessen können wir nichts anders thun, als uns mit Standhaftigkeit zu wafnen, und mit Demuth den unveränderlichen Schlüssen der Vorsehung zu unterwerfen. Sie wird alles zu unsrem Besten lenken.<sup>133</sup>

Wir haben uns offenbar geirrt. Die Tugend dieses Grafen von Rivera ist aus keinem anderen Holz geschnitzt als diejenige seiner Nichte Henriette. Auch er erblickt ihr Gebot in der Ergebung, im hinnehmenden Ausdauern bedrohlicher Widrigkeit. Auch er nimmt ihr Gesetz von einer fremden Instanz entgegen, der göttlichen Vorsehung, die alles Geschehen ohnehin wie ohne ihn lenkt und der man sich demütig unterwerfen soll, statt ihr in den Arm zu fallen. Standhaftigkeit, die Behauptung des einmal für rechtmäßig erkannten Platzes in einer substantiell vernünftigen Weltordnung, verblasst nicht nur zur Stetigkeit (neu-)stoischer Provenienz,<sup>134</sup> sondern amalgamiert sich überdies mit pietistischer,<sup>135</sup> ja quietistischer Tendenz zur stillen Einwilligung in einen göttlichen Willen, der auch in der Willkür der Grossen verehrt werden muss. Der uns aus dem *Redlichen Mann am Hofe* vertraute Strategie bürgerlicher Modernisierung des feudal-

132 Ebd. Teil I, S. 257.

133 Ebd. Teil II, S. 97. – Auf die Rolle der Vorsehung in Korns Denken und Erzählen werden wir noch ausführlich zurückkommen.

134 „Nichts aber geziemt dem Menschen mehr, als in allen Handlungen und Entschlüssen Stetigkeit zu wahren“ (Cicero, *De officiis*, I,125; hier zit. nach: ders., Werke in drei Bdn., hg. von Liselot Huchthausen, Berlin/Weimar 1989, S. 212). Vgl. dazu den Artikel von G. Febel „constantia“ in: Gert Ueding, Hg., *Hist. Wörterbuch der Rhetorik*, Bd. 2, Tübingen 1994, Sp. 373f. – „Die Beständigkeit/nenne ich [...] eine rechtmessige unnd unbewegliche stercke des gemüts/ die von keinem eusserlichen oder zufelligen dinge erhebt oder untergedrückt wird“ (Justus Lipsius, *De constantia/Von der Beständigkeit*, übers. von Andreas Viritius, 2. Aufl. Leipzig 1601, Buch I, Kap. 4, S. 10). Vgl. dazu den Artikel „Neustoizismus“ von K.A. Blüher in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer, Hg., *Hist. Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 6, Basel 1984, Sp. 777f.

135 Siehe dazu Martin Brecht, Hg., *Geschichte des Pietismus*, Bd. 2: *Der Pietismus im achtzehnten Jahrhundert*, Göttingen 1995, insbes. S. 225ff.

rationalen Absolutismus, das moderne Subjekt in Mantel, Name und Gestus des aufgeklärten und reformwilligen Adligen, hat sich in einen frömmelnden alten Herren verwandelt, dessen Weisheit (von Anfällen höfischer Schläue abgesehen) nicht weiter als bis zum widerstandslosen Gehorsam gegen den sich ja ohnehin vollziehenden göttlichen Willen reicht. Zu seinem Unglück kann sich der übernehmende Diskurs einzig nur diesen Begriff von der Tugend machen. Es wirkt deshalb wie unbeabsichtigter und darum desto schlimmerer Hohn, wenn er den übernommenen wie folgt preist: „O wie sehr schätze ich den Mann hoch, welcher den Grafen von Rivera so schön zu schildern wußte! Wahrhaftig, er muss selbst ein Weiser seyn!“<sup>136</sup> Der übernehmende Diskurs lobt den übernommenen in hohen Tönen, erklärt ihn für seine Grundlage und zitiert ihn damit so dicht an sich heran, dass er gleichsam gegenwärtig wird und sein Sinn durch denjenigen des zitierenden erscheint und scheint. Aus dem Zitat wird ein Palimpsest, in dem der überschriebene Text den überschreibenden durch seine bloße Gegenwart be- und zugleich verurteilt. Für mit Loens Roman vertraute LeserInnen setzen sich so Unverstand und Missverstehen des zitierenden Romans hell ins Licht. Überdies wird ihnen deutlich, dass der moderne bürgerliche Tugendbegriff doppeldeutig ist, dass er die Fähigkeit, sich zu disziplinieren, sich einen neuen Körper zu geben, ebenso meint wie die Bereitschaft, sich disziplinieren zu lassen und einen neuen Körper anzunehmen. Während der Text der frühen Aufklärung auf der ersten Bedeutung insistiert, konzentriert sich derjenige der späteren offenbar nur auf die zweite. Die Macht der Moderne scheint, während sie ihre Gesellschaft zu durchdringen und zu bestimmen beginnt, vor sich selbst zu erschrecken und sich an ihre frühere Vorform aufzugeben.<sup>137</sup>

## VII

Wie geht die Sache nun aus? Wie löst Korn's Roman seinen Knoten? Wie endet das Duell zwischen der Macht und der Tugend? Der Fürst lässt Henriette, inzwischen verehelichte Palmfeld, noch einmal entführen, diesmal so umsichtig und

136 Ebd. Teil I, S. 211.

137 NB: „Aufgeben, wie Aufheben, doppelsinnig: a) *Aufgeben* – es als verloren, vernichtet betrachten; b) [*Aufgeben*] – eben damit aber zugleich es zum Problem machen, dessen Gehalt nicht vernichtet ist, sondern der gerettet und dessen Verkümmern, Schwierigkeit zu lösen ist“ (Hegel, *Notizen und Aphorismen*; Werke, ebd. Bd. 11: Berliner Schriften 1818–1831, Frankfurt/M. 1970, S. 574).

geschickt, dass lange Zeit niemand ihren Aufenthaltsort erfährt. Hier, auf dem alten, abgelegenen Schloss, ist sie vollkommen in seiner Gewalt, und es steht zu vermuten, dass er diesen Vorteil ausnützen wird.

Henriette versichert sich zunächst im Selbstgespräch ihres bekannten Standpunktes: Ihre Pflicht fordert unbedingten Gehorsam gegen ihre Tugend, ihre Tugend unbedingtes Befolgen des ihr auferlegten Gesetzes, und die Unbedingtheit dieses Gehorsams den sofortigen Tod bei der leisesten Anwendung zur leichtesten Abweichung. Daraufhin jedoch schlägt sie einen gefährlichen Weg ein:

Sie fieng das Verfahren des Fürsten mit Verachtung zu betrachten an. Unedle Seele, sagte sie, die du durch dergleichen Wege meine Liebe zu erzwingen suchest. Glaube nicht, dass du auf diese Art jemals etwas von mir erhalten werdest.<sup>138</sup>

Auf diese Art nicht; aber vielleicht auf eine andere? Diese andere Art kommt bei der ersten Begegnung mit ihrem Entführer sogleich zur Sprache:

Unerbittliche, geben Sie doch einmal der Stimme der Vernunft Gehör. Wo werden Sie ein gröseres Glück finden, als dasjenige so ich Ihnen anbiethe? wo werden Sie einen treuern und zärtlichern Liebhaber antreffen, als mich?<sup>139</sup>

An die Stelle der Drohung mit Zwang tritt das Tauschangebot: Hier und jetzt, Starrsinnige, werden dir für deine Hingabe die Ehe mit dem ersten Mann im Staat,<sup>140</sup> Reichtum und, wenn nicht Ehre, so doch Ehrerbietung angeboten. Wie kannst du ein derart günstiges Geschäft ausschlagen? Henriette erwidert darauf:

Ertheilen Sie den beeden unschuldigen Gefangenen ihre Freyheit wieder, gnädigster Herr, so werde ich Sie beständig wegen dieser gros müthigen That hochachten. Schönste Henriette, versetzte der Fürst, versprechen Sie mir, dass Sie meine Liebe belohnen wollen, und willigen Sie in mein Verlangen, so will ich noch diesen Augenblick Befehl ertheilen, sie wieder in Freyheit zu setzen. So lange Sie sich aber so grausam gegen mir bezeugen, so können sie auch nicht von mir verlangen, dass ich auf andere Art verfahren sollte.<sup>141</sup>

138 *Henriette von Rivera*, Teil II, S. 134.

139 Ebd. S. 142.

140 Die Beseitigung eines lästigen Ehemannes stellt für einen absoluten Fürsten kein unlösbares Problem dar, siehe die biblische Geschichte von David und Bathseba, 2. Samuel 11.

141 *Henriette von Rivera*, Teil II, S. 144.

Vertiefen wir diesen Dialog zu dem Diskurs, der ihn supponiert und dirigiert. *Henriette*: Ich mache keine Geschäfte mit mir. Ich bin für mich kein Gegenstand des Tausches. Wenn Sie jedoch, gnädiger Herr, dessen Logik durch eine „gros-müthige That“ außer Kraft und sich in Freiheit von ihrem Zwang setzen, indem sie meinen Vater und meinen Ehemann aus ihrem Gefängnis entlassen, werde ich diese Fähigkeit zur Übertretung Ihres eigenen Beschlusses, zur Souveränität gegenüber Ihrem autokratischen Willen, gebührend „hochachten“. Diese Hochachtung mag mich vielleicht sogar endlich zu der Freiheit (ver-)führen, es Ihnen gleichzutun, mir Ihre Freiheit gegen das mich bestimmende Gesetz zu nehmen und zu verschenken, was nicht zum Verkauf steht. *Der Fürst*: Und wer garantiert mir, dass Sie sich diese Freiheit zu meinen Gunsten nehmen und nicht zugunsten eines anderen Entschlusses, des Entschlusses für einen Anderen? Nichts da. Geschäft ist Geschäft, Gütertausch sichert jedem Wert seinen Gegenwert. Sind wir handelseinig, kann über eine Änderung des Zahlungsmodus verhandelt werden. – Dass Henriette diese Argumentation verwirft und sich wieder auf Pflicht und Tugend zurückredet, versteht sich. Der Fürst verlässt sie in heftigem Zorn: „Ich gebe ihnen noch acht Tage Bedenkzeit, sagte er, und wenn Sie dann nicht freywillig meinem Antrage Statt geben, so werde ich schon Mittel finden, Sie dazu zu zwingen.“<sup>142</sup>

Die acht Tage verstreichen. Bei der ihnen folgenden Begegnung mit dem Fürsten sagt Henriette ihre Rede von Pflicht und Tugend wieder so auf, als hätte sie dessen Drohung gar nicht gehört. Der erinnert sich ihrer aber sehr gut und macht sich daran, sie zu verwirklichen:

Mit bebender Stimme sagte sie [*Henriette*], was wollen sie machen, gnädigster Herr? Ich will, antwortete er, mein Vergnügen suchen, ich will mich durch thörichte Einbildungen nicht mehr an meinem Glücke hindern lassen.<sup>143</sup>

Henriette wehrt ihn noch einmal ab. „Es wird mir“, behauptet sie, „an Mitteln nicht fehlen, mich zu vertheidigen, Wenn Sie sich unterstehen, mich gewaltthätiger Weise anzufallen.“<sup>144</sup> Das sind leere Worte, und der Fürst weiß das. „Entschliessen Sie sich bald, oder ich werde Sie empfinden lassen, dass Sie in meiner Gewalt sind.“<sup>145</sup>

142 Ebd. S. 145.

143 Ebd. S. 155.

144 Ebd.

145 Ebd. S. 156.

Henriette sieht der Vergewaltigung entgegen. Korn's Leserinnen und Leser ebenfalls. Der Roman hat sie von seinem Anfang an darauf vorbereitet: Der Konflikt zwischen der unbedingt fordernden Macht des absoluten Monarchen und der ausdauernd widerstrebenden, wie sie das sittliche Verbundsystem der bürgerlichen Familie erzeugt, ist stets auf dem Terrain der Sexualität ausgetragen worden.<sup>146</sup> Ist fordernde Macht nicht wesentlich gewalttätig? Setzt sie sich nicht besonders gern gegen Gewalt ablehnende mit besonderer Lust durch? Das steht zu erwarten, aber es trifft nicht ein. Nach der drohenden Ankündigung zieht Henriette einen Brief hervor und gibt ihn „ohne weitere Ueberlegung“<sup>147</sup> dem Fürsten in die Hände – einen Brief, in dem sich dessen engster Vertrauter anbietet, sie um den Preis ihrer Hingabe zu befreien. Der Fürst liest, stutzt, erkennt die Handschrift und verlässt sein baldiges Opfer in heftigem Zorn.

„Ohne weitere Ueberlegung“ – weil Henriette sich auf den vorhergehenden Seiten überlegt hat, dass es unsittlich, unedel sei, sich der ihr zugespielten Waffe zur Vernichtung ihres Absenders zu bedienen. „Ohne weitere Ueberlegung“ aber auch des Erzählers, der sich im allerletzten Augenblick daran hindert zu erzählen, worauf seine Erzählung Kapitel nach Kapitel hingearbeitet hat. Weshalb? Was hält ihn auf? Prüderie? Erzählerische Unfähigkeit? Meinem Eindruck nach nicht. Der Grund liegt tiefer.

In einem anderen, mit der *Henriette von Rivera* gleichjährigen Roman Korn's endet eine Verführungsszene wie folgt:

Ich warf mich un die Arme der Frau von Montclair, sie seufzete; ich drückte meine Lippen auf die ihrigen, und sie that keinen Widerstand. Ich glaubte wirklich den höchsten Grad meines einge bildeten Glücks zu geniessen, als wir jemand an der Thüre hörten. Die Baronesse riss sich los von mir; ich war in Verzweiflung [...] Was für ein verdriesslicher Zufall!<sup>148</sup>

146 Vgl. dazu Trutz von Trotha, Hg., *Soziologie der Gewalt*, „Kölner Zs. für Soziologie und Sozialpsychologie“, Sonderheft 37, Opladen 1997, S. 122ff.

147 *Henriette von Rivera*, Teil II, S. 156.

148 *Die Ausländer in der Schweiz oder Gegebenheiten des Herrn von Tarlo und seiner Freunde*, bey Albrecht Friedrich Bartholomäi, Ulm 1770, S. 62. – Der wohl erfolgreichste Roman Korn's. Er wurde noch in seinem Erscheinungsjahr ins Französische übersetzt und erlebte 1780 eine Neuauflage. Siehe zu ihm Potthast, *Die verdrängte Krise*, ebd. S. 171f.

Was für ein glücklicher Zufall für den Erzähler, der ihn herbeigeführt hat! – In allen Romanen und Erzählungen Kornes ist es das sexuelle Begehren, das ihre männlichen Hauptfiguren treibt und umtreibt, während die weiblichen bloße Objekte dieses Begehrens sind und bleiben. Seine Stärke, seine Macht, alle sozialen und moralischen Vorbehalte zuschanden zu machen, werden weder gelehnt noch durch den Bezug auf sittliche Grundsätze gemindert.<sup>149</sup> Alles läuft auf die Erfüllung des Begehrens zu, vollziehe sie sich nun durch Gewalt oder durch Verführung. Aber diese Erfüllung selbst ist tabu. Sie darf nicht erzählt, sie muss ausgespart werden, weil nur ihr Scheitern den Weg der Protagonisten in die bürgerliche Ehe und damit in konventionell gesellschaftliche Verhältnisse bahnt. Was verbirgt sich hinter dieser Notwendigkeit?

Das sexuelle Begehren teilt seine Stärke, seine Macht, seine bedenkenlose Unbedingtheit mit dem ökonomischen nach Besitz in der Form des Profits.<sup>150</sup> Das Fluidum dieses Begehrens liegt in der Luft, die Kornes klein- und mittelbürgerliche Leserinnen und Leser in ihrem persönlichen und politischen Umfeld atmen. Sie empfinden es, sie bewundern es, aber sie fürchten sich auch vor ihm, nicht zuletzt deshalb, weil sie seine Prozesse und Prozeduren nicht verstehen. Also übersetzt ‚ihr‘ Erzähler das ökonomische Begehren für sie ins sexuelle so zurück, dass es in seiner Stärke und Macht anschaulich und verständlich wird, aber zugleich an jenem Gelingen gehindert wird, das die vertrauten Regeln gesellschaftlichen Umgangs außer Kraft setzen und neue, andersartige fordern würde.

Das ist das eine. In Sache des anderen müssen wir zur *Henriette von Rivera* zurückkehren, wo es nicht, wie in den *Gegebenheiten des Herrn von Tarlo*, um Verführung geht, sondern um Gewalt. Sie entspringt, haben wir festgestellt, dem Konflikt zwischen der unbedingt fordernden Macht des absoluten Monarchen und der ausdauernd widerstrebenden, wie sie das sittliche Verbundsystem der bürgerlichen Familie erzeugt.

149 „Eine heftige Liebe kennt keine Gesetze“ (ebd. S. 154).

150 Darüber lässt der Roman seine Leserinnen und Leser nicht im Unklaren: „Er gab einen Theil der ansehnlichen Summe, welche er noch in Wechselbriefen bey sich hatte, einem Kaufmanne, welcher solche in seiner Handlung anlegte: und nach einigen Jahren hatte der Herr du Val bereits einen so ansehnlichen Gewinn, dass er sein Geld zurücke nahm, und sich eine eigene Handlung zu errichten vornahm. Die Vorsehung [!] segnete ihn dergestalt, dass er wirklich einer der reichsten in der ganzen Gegend ist“ (ebd. S. 131f.).

Die Gewalt ist die Erscheinung der Macht oder die Macht als Aeusserliches. Aeusserliches ist die Macht aber nur, insofern die ursächliche Substanz in ihrem Wirken, d.h. im Setzen ihrer selbst zugleich voraussetzend ist, d.h. sich selbst als Aufgehobenes setzt. Umgekehrt ist daher ebensowohl das Tun der Gewalt ein Tun der Macht.<sup>151</sup>

Wie wird sich diese aller durch Entgegensetzung sich bestimmenden Gesellschaft eigene Reflexions-Logik auf den Ausgang der Konfrontation zwischen Henriette und dem Fürsten auswirken?

Der Fürst der Rugier, heißt es zu Anfang des Romans,

war der schönste Mann in seinem ganzen Lande: allein ausser diesen vortreflichen Leibesgaben besass er auch alle, einen grossen Regenten bildende, Vorzüge der Seele: eine tiefe Einsicht, gründliche Beurtheilungs-Kraft, und die genaueste Richtigkeit in seinen Begriffen.<sup>152</sup>

Er besitzt also alle Eigenschaften eines idealen Repräsentanten bürgerlicher Gesellschaft: eine tiefe politische Einsicht in die Gesetze, Setzungen und Besetzungen der sozialen Verhältnisse, eine Urteilskraft, die diese Einsicht in Vorschriften und Befehle zu fassen vermag, und schließlich die denkbar treffendsten Begriffe, nach denen sich diese Urteilskraft richten kann. Als der „schönste Mann in seinem ganzen Lande“ vermag er zudem diesem Dispositiv bürgerlicher Selbstkontrolle die Gestalt harmonischer Ganzheit und Einheit zu geben. Aber dieser ideale Landesvater hat zugleich „die so gemeine Schwachheit derselben an sich, denn er war dem schönen Geschlechte allzusehr ergeben, und trieb diese Neigung bis zur Ausschweifung“.<sup>153</sup> Das Mittel, um diese Neigung zu befriedigen, liegt in „Schmeicheleyen und Geschenken“,<sup>154</sup> in der Logik des Tausches, deren Beachtung der Fürst, wie wir wissen, von Henriette nachdrücklich fordert. Wir stellen demnach fest: Das zu sich erwachende Bürgertum verknüpft in der *Henriette von Rivera* die Exposition seines Selbst-Verständnisses mit der Person des absoluten Fürsten als dem genuinen Vertreter des Feudalrationalismus. Nicht genug damit, bindet sie in diese Transformation ihrer Tradition auch noch die Logik des Äquivalententausches ein, in der sich der Verwertungspro-

151 Hegel, *Wissenschaft der Logik*, I. Teil, 2. Buch, 3. Abschnitt, ebd. S. 235.

152 *Henriette von Rivera*, Teil I, ebd. S. 20.

153 Ebd.

154 Ebd. S. 21.

zess des Kapitals realisiert und die deshalb von ganz anderer Struktur ist als die Logik des Gesetzes. Am Ort und in der Figur des aufgeklärt absoluten Fürsten kooperieren und konfliktieren die Logik des Gesetzes und die Logik des Tausches, das Prinzip der bürgerlichen Gesellschaft und das des Kapitals, der kategorische Imperativ des Selbstwerts und der des Mehrwerts.<sup>155</sup>

Auch der Fürst der Rugier hat eine doppelte, königliche Körperlichkeit. Einerseits eine reale, die ihn als ideal väterlichen Herrn bürgerlicher Gesellschaftlichkeit zeigt, andererseits eine transzendente, die jenseits der Grenzen und Möglichkeiten der realen Körperlichkeit liegt. Sie bestimmt sich aber nun nicht mehr als metaphysisches Geheiligtsein und Heilen, sondern als intraphysischer Trieb, in dem sexuelles und ökonomisches Begehren einander symbolisieren und exponieren. Dieses Begehren durchbricht in seinem Besitzwillen<sup>156</sup> und seiner Objektgerichtetheit alle Grenzen, in denen Macht geordnet, geregelt, rationalisiert und kanalisiert, also aufgehoben sein könnte. Es geht aufs Äußerste und muss sich folglich äußern. Ziel dieses Begehrens ist in der *Henriette von Rivera* eine Frau, die das Gesetz, dem sie untersteht, auf das Strengste befolgt, deren mögliche Macht so genau geordnet, geregelt, rationalisiert und kanalisiert ist, dass sie an Ohnmacht grenzt. Wie verläuft nun die Begegnung zwischen diesen beiden Protagonisten, und wie endet sie?

Henriette wiederholt wieder und wieder in kaum veränderten Wendungen ihre bekannte Devise: Tugend oder Tod, erzielt damit aber eine ganz andere Wirkung, als sie (und ihre Leserinnen) sich vorstellt: „Je mehr der Fürst unter diesen Reden Henriette betrachtete, je liebenswürdiger kam sie ihm vor, und er

---

155 Dieses Verfahren der Traditions-Vergegenwärtigung durch doppelte und in sich widersprüchliche Projektion bleibt zu seiner Zeit im Roman nicht unwidersprochen. In Christian Gottlieb Steinbergs Kurzroman *Henriette Wallmann. Ein Beytrag zur vornehmen bürgerlichen Erziehungsgeschichte*, Leipzig und Breslau 1781, will die Heldin ihren Verehrer, den Justizrat Liebenthal, nur heiraten, wenn er bereit ist, sich adeln zu lassen. „Allein sie hörte bald von ihm, dass er nie verlange, adlig zu werden, wenn er auch Millionen besäße. Er hielt es sich schon für Ehre genug, aus einem alten bürgerlichen Geschlechte abzustammen, das dem Staate schon unzählige brauchbare Männer geliefert, und noch kein Glied desselben einen Schandfleck in die Familie gebracht hätte.“ (Ebd. S. 24f.) Der bürgerliche Beamte weiß, dass die Staatsverwaltung inzwischen wesentlich von ihm abhängt, und traut sich deshalb zu, das Gesetz der Moderne allein durch sich, ohne Umweg über die Figur eines idealen Repräsentanten, zur Geltung zu bringen.

156 Nicht nur in Korn's Romanen, sondern auch in denen seiner Zeitgenossen geht es meist ohne Umschweife um den „Besitz“ der begehrten und geliebten Frau.

konnte das Feuer, welches in seiner Brust wüthete, nicht mehr bezwingen.<sup>157</sup> Weshalb? Die Ohnmacht, die aus Henriettes Worten spricht, ist in ihrem Körper aufgehoben: vom Sprachzeichen weg ins reale, das die in den Körpern wohnende Macht als Ohnmacht zeigt, sie aber zugleich in der Gestalt dieser Ohnmacht festhält und wahr.<sup>158</sup> Das entgeht ihrem Liebhaber nicht:

Der edle Zorn, welcher Henrietten [...] entflammte, die unveränderliche Standhaftigkeit, welche sie zeigte [...], stellten sie ihrem durchläuchtigen Liebhaber, auf eine noch viel liebenswürdigere Art vor, als er sie jemals betrachtet hatte.<sup>159</sup>

Was genießt ein echter Libertin mehr als den Anblick seines baldigen Besitz-Objekts in einer Lage, in der es sich ihm anbietet, während es sich ihm zu verweigern meint? (Die Protagonisten in Sades Romanen wissen ein Bild davon zu malen.) Fleisch von seinem Fleisch, Macht nach Art seiner Macht, aber sich negierend durch sich selbst gefesselt, in negativer Identität sich dem fremdeigenen Selbst unterwerfend? Das Wesen der fürstlichen Libertinage kann von diesem Augen- und Anblick gar nicht genug bekommen, sie führt beide mehrfach herbei, so lange, bis das Feuer, das in ihr wütet, durch nichts anderes mehr zu löschen sein wird als – aber nein. So kommt es nicht. So darf es nach Anlage und Gehalt von Korns Roman nicht kommen. Es kommt anders.

Henriettes Augen funkelten, indem sie dieses [das Altbekannte] sagte [...] Man sahe deutlich, dass ihr Herz diejenige Regungen wirklich empfand, welche sie mit Worten auszudrücken suchte. Nunmehr konnte sich der Fürst nicht mehr bezwingen. Lassen Sie Ihre Angst fahren, anbethenswürdige und tugendhafte Henriette, indem er sich zugleich bemühte sie aufzuheben [...] Ich bewundere Ihre Tugend sowol als Ihre Schönheit.<sup>160</sup>

Wieso das nun so plötzlich? Welche Konstellation erlaubt dem Erzähltext diese unvermutete Wendung? Die im Gesetzt-Sein der Tugend sich selbst negierende Macht beginnt, ihre Negativität zu negieren. Henriettes Körper zeigt zwar noch

---

157 *Henriette von Rivera*, Teil II, ebd. S. 154.

158 Siehe dazu die vielzitierte Anmerkung „Der Ausdruck: Aufheben“; Hegel, *Wissenschaft der Logik*, I. Buch, 1. Abschnitt; ebd. Bd. 5, S. 113f.

159 Ebd. S. 153.

160 Ebd. S. 171 u.f.

die Ohnmacht als Form jener Selbst-Negation, aber nun funkeln ihre Augen, funkeln ihren Bedränger an und machen ihm klar, dass die Ohnmacht sich jeden Augenblick in Macht, in sich äußernde Macht und somit in Gewalt verkehren kann. (Die Beispiele für diese Verkehrung sind in der europäischen Geschichte seit 1789 zu zahlreich und zu bekannt, als dass sie hier besonders erwähnt werden müssten.) Der fürstliche Libertin findet sich in seinem Objekt reflektiert, (an-)erkennt es in sich als ihm gleich spontanes Subjekt und lässt folglich von ihm ab. Allerdings: Der Erzähler traut dieser Wendung seines Textes und ihrer inneren Logik nicht recht. Er meint, ihr ein weiteres Argument hinzufügen zu müssen, durch das er ihre Wirkung jedoch zerstört.

So lang Henriette redete [das Altbekannte], betrachtete sie der Fürst mit Entzücken. Ein edles Feuer [!] beröthete ihre Wangen. Der Eifer, mit welchem sie sprach, gab allen ihren Bewegungen eine unbeschreibliche Anmuth. Er bewunderte sie auf das neue, und wenig fehlte es, seine genommene großmüthige Entschliessung wäre durch die Reitzungen, welche er an Henrietten erblickte, über einen Hauffen gestosen worden [...] Er überdachte in dem Augenblick, wie vortheilhaft man von ihm urtheilen würde, wenn er seine tobende Leidenschaft bey einer solchen Gelegenheit überwunden hätte, und er war nicht willens ein Geheimnis daraus zu machen.<sup>161</sup>

Damit verliert der Fürst der Rugier den Körper seiner intraphysischen Transzendenz, die Verkörperung seiner eigentlichen wie eigentümlich zukünftigen Souveränität. Er stellt nun nicht mehr vor als den um seinen guten Ruf bei seinen Landeskindern besorgten Landesvater, der erwägt, „wie vortheilhaft man von ihm urtheilen würde, wenn er seine tobende Leidenschaft bey einer solchen Gelegenheit“ überwinden würde. „Man“? Wer? Die feudale Hofgesellschaft kann nicht gemeint sein. Sie hätte für das Bedenken ihres Fürsten bestenfalls Unverständnis, schlimmstenfalls Verachtung übrig. Wer also? Korns Leserinnen und Leser aus dem mittleren Bürgertum, die auskömmlich situierten Handwerksmeister, Kaufleute, Beamten, Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Advokaten und ihre Familien, die sich, wie heute das Publikum der Regenbogenpresse, darin bestätigt finden, die fürstliche Persönlichkeit sei im Grunde wie die ihre, was es nicht nur erleichtert, sondern nahelegt, sich in deren absolute Macht zu schicken.<sup>162</sup>

161 Ebd. S. 168.

162 In der Staatsrechtslehre der deutschen Aufklärung erscheinen dieser Wunsch, diese Hoffnung

Lässt sich das nicht noch genauer fassen? Aus einer anderen Perspektive? Mit dem Blick von unten nach oben statt dem von oben nach unten?

Der Regent ist von dem Menschen unzertrennlich; und wenn Fürsten glücklich seyn sollen, so müssen sie es durch die Empfindungen seyn, welche Privatpersonen glücklich machen.<sup>163</sup>

Der Regent, der Fürst, der Monarch ist demnach ein Mensch wie du und ich. Ein Mensch, „der mit allen andern Menschen Empfindungen und Fähigkeiten, Einsicht und Irrthum, Grösse und Schwachheit gemein hat“, der mit dir und mir alle natürlichen Rechte teilt und seine besonderen einzig einer historisch-politisch gesondert bestimmten Gesellschaftsform verdankt,<sup>164</sup> die dazu führt, „dass ihm der Thron mehrere Freyheit gibet, seine Talente zu entwickeln, und mehrere Gewalt ertheilt, seine Neigungen zu befriedigen“.<sup>165</sup> Man könnte meinen, den Ton des Hessischen Landboten in der Satzmelodie akademischer Harmonik anklingen zu hören. Aber der ist hier nicht gemeint. Durchaus nicht.

---

als Programm oder Projekt. Demzufolge muss man den absoluten Monarchen „solche Triebfedern geben, dass sie aus eigener Bewegung alle ihre Kräfte anwenden, um mit Güte und Weisheit zu herrschen und ihre Völker glücklich zu machen“ (Johann Heinrich Gottlieb von Justi, *Vergleichungen der Europäischen mit den Asiatischen und andern vermeintlich Barbarischen Regierungen*, in drey Büchern verfasst, 1762; Buch I, S. 6). Vgl. zu dieser Denkweise Henning Ottmann, *Geschichte des politischen Denkens*, Bd. 3/1: Die Neuzeit. Von Macchiavelli bis zu den grossen Revolutionen, Stuttgart/Weimar 2006, S. 394f.

163 Rudolph Wilhelm Zobel, Rede auf das Geburtstagfest des Königs, im Namen der Akademie Greifswald gehalten (1769), in: ders., *Aufsätze aus der Philosophie und den schönen Wissenschaften*, bei Anton Ferdinand Röse, Greifswald 1770, S. 3–48. Hier zit. S. 11. So ist „die Empfindung des einen und des andern“ – des Regenten und des Privatmanns – „im Grunde nicht unterschieden“ (ebd. S. 30). – Zobel, in Stargard geboren, studiert in Halle bei den Professoren Semler, Nösselt, den älteren D. Knapp und Meyer. Danach arbeitet er für verschiedene Familien als Hofmeister, was ihn schließlich nach Greifswald führt, wo er 1767 promoviert und an der Universität zu lesen beginnt. Das verschafft ihm einen Ruf nach Frankfurt/O., wo er am 19. August 1775 stirbt. Zobels Hauptinteresse gilt der Pädagogik. Seine dementsprechend wichtigsten Schriften sind deshalb: *Ueber die Erziehung*, bey Anton Ferdinand Röse, Greifswald 1766 (2. Aufl., mit einer Vorrede begleitet, von J.G.P., ebd. 1788), sowie *Briefe über die Erziehung der Frauenzimmer*, bey Gottfried August Lange, Berlin/Stralsund 1773.

164 Hier mag Christian Wolffs Lehre von den natürlichen Rechten und den sie einschränkend konkretisierenden politischen Rechtsetzungen im Hintergrund stehen, wie er sie in seinem *Jus Naturae, methodo scientificum pertractatum*, 8 Bde. Frankfurt/Leipzig 1740–1748, entwickelt hat. Siehe dazu Ottmann, *Geschichte des politischen Denkens*, ebd. S. 422ff.

165 Zobel, Rede, ebd. S. 6.

Wenn wir [...] wahrnehmen, dass er [der Regent] mit uns einerley Empfindungen hegt, einerley Tugenden ausübt, einerley Glück geniest, dann wird die Lücke ausgefüllt, die den Unterthan von dem Regenten trennet, wir nähern uns ihm wieder durch sympathetische Regungen.<sup>166</sup>

Von Einsicht und Irrtum, Größe und Schwachheit ist nicht mehr die Rede; nur noch von den Empfindungen des Glücks, die von tugendgeleitetem Tun sowie dessen beidseitiger Wahrnehmung hervorgerufen werden. Die Lücke zwischen Untertan und Regent wird so durch eine Sympathie ausgefüllt, die den Abstand zwischen ihnen überbrückt, aber nicht beseitigt.<sup>167</sup> Das soll sie auch gar nicht. Denn:

Der Regent [...], der sich gleichsam über das Ganze ausdehnt, und der Mittelpunkt ist, in welchen die mannigfaltigen Beschäftigungen der Bürger seines Staates zusammenfließen, nimmt an den Empfindungen aller Glieder Theil, kann von tausend Seiten Unterhaltungen für das Herz sammeln, und die Quellen seines Glücks bis ins Unendliche vervielfältigen.<sup>168</sup>

166 Ebd. S. 12. – Hier mögen die Konzepte von „sympathy“ als einem ebenso natürlichen wie sozialen, ebenso individuellen wie allgemeinen Gefühl bei David Hume und Adam Smith mit im Spiel sein. „Das Wort ‚Sympathie‘ kann [...] ohne Verstoss gegen den Sprachgebrauch dazu verwendet werden, um unser Mitgefühl mit jeder Art von Affekten zu bezeichnen“ (Adam Smith, *Theorie der ethischen Gefühle* (1759); hier zit. nach der Aufl. letzter Hand übers. und [...] hg. von Walther Eckstein, Hamburg 2004, S. 4).

167 Klingt hier nicht die Lehre vom „Decoro oder [...] der Wissenschaft der Wohlanständigkeit“ an? „Denn weil nicht alles was recht ist/und was man zu thun Macht hat/sich allemahl wohl schicket und wohlanständig ist; so muss nothwendig eine absonderliche Wissenschaft seyn/welche von der Wohlanständigkeit handelt“ (Christian Thomasius, *Cautelen zur Erlernung der Rechtsgelehrtheit*; Nachdr. der Ausg. Halle 1713, hg. und mit einem Vorwort versehen von Friedrich Vollhardt, Hildesheim/Zürich New York 2006, S. 365). Dieses Decorum ist im Prinzip „eine moralische Beschaffenheit des Menschlichen Thun und Lassens/nach welcher ein Mensch auff vernünftige Art sich suchet Freunde zu machen“ (ebd. S. 358). Diese Art hindert allerdings nicht, „dass man anderst mit hohern/anderst mit Leuten seines gleichen/anderst mit Geringern umgehen müsse“. Im Gegenteil: „Wer diese Eintheilung aufhebet / der hebet das Decorum selbst auff“ (ebd. S. 388). – Der Christian-Wolff-Schüler Julius Bernhard von Rohr hat dann in seinen beiden einander ergänzenden Werken *Einleitung zur Ceremonial-Wissenschaft Der Grossen Herren*, neue Auflage Berlin 1733, sowie der *Einleitung zur Ceremonial-Wissenschaft Der Privat-Personen*, erste Aufl. Berlin 1728, diese Wissenschaft ausgeführt.

168 Ebd. S. 38. – Er ist also, was eine Generation später der wahre Philosoph sein wird: „Er kann das ganze vorhandene Menschenwesen als einen Stoff ansehen, den er sich aneignet, und aus dem sich seine grosse Individualität ihren Körper bildet, einen Stoff, der selbst lebendig, die

Der absolute Monarch symbolisiert (im ursprünglichen Sinne des Wortes) die ideale und folglich erstrebenswerte Subjektivität seiner Untertanen, weil er ihre im Gesellschaftskörper weithin verteilten Bestrebungen im Mittelpunkt seines Körpers, in seinem Herzen zusammenfasst und ihnen politische Totalität gibt. Die Lücke zwischen ihm und ihnen ist kein schroffer Abstand, sondern ein aussichts- und übergangsreicher Unterschied. Was der Monarch ist, kann sein Untertan werden – innerhalb der sozialen, politischen und ökonomischen Grenzen, die ihn von seinem Oberhaupt trennen, in dem er in ihm sein ideales Abbild erblicken und sich zum Vorbild nehmen darf.

Eine knappe Generation später ersetzt der Anblick des Kunstwerks den Blick der Bürger auf ihren Regenten: „Das Schöne [...] genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der Gattung.“<sup>169</sup> Wir erblicken als in ihm das, was wir als durch Differenz überall negativ bestimmte Individuen sind, aufgehoben in das und konkretisiert in dem, was wir aufgrund in folge unserer Gattungs-Zugehörigkeit werden und sein könnten – ähnlich wie der Untertan in seinem Monarchen seine symbolische Individualität und deren ideale Subjektivität zu erblicken und zu erkennen vermag. Was geschähe nun, richteten die Bürger den Blick, den sie auf das Kunstwerk richten, stattdessen aufeinander? *Ego* sähe in *alter* ebenso sehr einen Repräsentanten der Gattung wie *alter* in *ego*. Jeder müsste die Differenzen, die ihn vom anderen unterscheiden und negativ individuieren, in konkreter Vermittlung mit ihm und letztendlich mit der gesamten Gesellschaft durch den und im Bezug auf die jetzt und hier zu verwirklichende Gattungsgestalt historisch und politisch rechtfertigen.<sup>170</sup> Führt der beobachtende Blick des Untertanen auf seinen Monarchen nicht schließlich zum gleichen Ergebnis? Kann die Lücke, die ja an sich schon Verbindung ist, nicht durch die aneignende Tätigkeit der Untertanen für sich wie für sie Vermittlung werden, worin der symbolische Körper des Monarchen und der zerteilte, bloß negativ eine Körper der Gesellschaft sich in den konkreten Staats-

---

trägern oder lebendigern Organe dieser grossen Gestalt bildet“ (Hegel, *Fragmente aus Vorlesungen 1801/02*, Gesammelte Werke Bd. 5: Schriften und Entwürfe (1799–1801), hg. von Manfred Baum/Kurt Rainer Meist, Hamburg 1998, S. 270).

169 Friedrich Schiller, *Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*, Nationalausgabe (NA) Bd. 20, unter Mitw. von Helmut Koopmann hg. von Benno von Wiese, Weimar 1962, S. 411.

170 „In dem ästhetischen Staate ist alles – auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewalthätig beugt, muss sie hier um ihre Beystimmung fragen“ (ebd. S. 412).

körper einer Republik aufheben und einigen? Vorausgesetzt, es gelingt ihren künftigen Bürgern, das Symbolische mit dem Negativen ins Reale zu bringen? Davon ist Schillers ästhetischer Staat weit entfernt. Der schöne Schein, aus dem er existiert, schließt die Lücke zum Sein nicht, sondern macht sie unüberwindlich.<sup>171</sup> Bei Zobel's sympathetischem Staat kommen derartige Folgerungen weder zustimmend noch ablehnend zur Sprache. Sein Text lässt sich und seiner Zeit alle Konsequenzen offen – von der fortdauernden Resignation über die allmähliche Evolution bis zur plötzlichen Revolution.

## VIII

Henriette von Rivera verliert ihrem Roman zufolge ihre Standhaftigkeit nie. Aber sie wird manchmal wankend. Dann

ermunterte sie sich wieder, mit dem vesten Vertrauen auf die göttliche Vorsehung [...]. Bin ich nicht überzeugt, sagte sie öfters, wenn sie sich allein befand, dass eine unumschränkte Macht alles regiere? warum sollte ich also wider dasjenige, was sie über mich verhängt, murren? Sie ist gütig diese Macht, sie wird mir nicht mehr auflegen, als ich ertragen kann. Ich will mich ihrem Willen unterwerfen, ich will ihre Schlüsse demüthig verehren.<sup>172</sup>

Henriette spricht ihrem Autor seine Weltsicht nach:

In dem Verstande, wie man es in der Welt nimmt, giebt es weder Glück noch Unglück. Beedes ist ein leerer Name. Was man mit diesem Namen bezeichnet, ist nichts als die Fügung der Vorsehung. In Ansehung dieser ist alles, was den Menschen widerfähret, von Anfang her bestimmt, und nichts geschiehet von ohngefähr. In Ansehung unserer, werden diese Bestimmungen zu glücklichen oder unglücklichen Schicksaalen.

Unserer Ansicht nach, meint Korn. Also bloß individuell:

171 „Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele, der That nach möchte man ihn wohl nur [...] in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden“ (ebd.).

172 Ebd. S. 147. – Selbst der Fürst kann sich als absoluter Monarch am Ende, nach Auflösung aller Knoten, der Einsicht in diese „unumschränkte Macht“ nicht entziehen: „Ich erkenne nunmehr die Hand der Vorsehung, in allem was sich bisher zugetragen hat“ (ebd. S. 188).

Niemand ist glücklich oder unglücklich als in seiner eigenen Einbildung oder in Vergleichung mit andern. In Vergleichung mit einem Reichen bin ich unglücklich, denn ich bin arm; in Vergleichung mit einem Kranken bin ich glücklich, denn ich bin gesund.<sup>173</sup>

Glück und Unglück sind nichts als Schwachheiten, die wir uns einbilden. Zudem sind sie unsinnige Schwachheiten, denn: „Alles, was die Vorsehung verordnet, geschiehet nach weisen Absichten, und ist gut.“<sup>174</sup>

Aus welchen Quellen speist sich dieses Konzept der *providentia* oder *praescientia Dei*? Was fällt an ihm auf, und welche sozialen wie politischen Konsequenzen hat diese Auffälligkeit?

Die protestantische Theologie, die evangelische wie die reformierte, spezifiziert die *providentia Dei* in drei Teilfunktionen: „die Lehre von der Erhaltung der Welt („conservatio“), von Gottes Mitwirken bei allen natürlichen Vorgängen („concursum“) und von seiner speziellen Leitung der menschlichen Geschehnisse („gubernatio“).“<sup>175</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz nimmt zu Beginn des 18. Jahrhunderts nur noch auf *conservatio* und *concursum* in sehr eigener Weise Bezug:

Meiner Ansicht nach besteht im Ganzen der Welt immer dieselbe Kraft und Tätigkeit fort; sie geht nur gemäss den Gesetzen der Natur und der erhabenen prästabilierten Ordnung von Materie zu Materie über. Tut Gott Wunder, so [...] nicht, weil die Natur, sondern weil die Gnade sie fordert.<sup>176</sup>

Damit geht die Frage nach Existenz und Funktion des Übernatürlichen aus der Metaphysik in die Dogmatik über und somit die Philosophie nichts mehr an. In

173 *Materialien*, ebd. S. 43.

174 Ebd. S. 47. – Hingegen: „Alle Spitzfindigkeiten der Metaphysik werden mich nicht dazu bewegen, auch nur einen Augenblick [...] an einer wohlthätigen Vorsehung zu zweifeln. Ich spüre sie, ich glaube an sie, ich will sie, ich hoffe auf sie“ (Rousseau am 18. August 1756 an Voltaire; *Briefe*, ebd. S. 29). Ich bin mir ihrer aber desto weniger sicher, je stärker ich auf ihr beharre, ist man versucht zu ergänzen.

175 Artikel „Vorsehung“ von J. Köhler in: Joachim Ritter et al., Hg., *Hist. Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 11, Basel 2001, Sp. 1214. Siehe außerdem den Artikel „Vorsehung I“ von Hermann Deuser in: *Theologische Realenzyklopädie (TRE)*, hg. Von Gerhard Müller et al., Bd. 35, Berlin/New York 2003, S. 309ff.

176 Leibniz an S. Clarke im November 1715; *Philosophische Schriften*, Bd. V/2: Briefe von besonderem philosophischen Interesse, hg. Und übers. von Werner Iwarter, Darmstadt 1989, S. 359.

einer nunmehr streng gesetzmäßig operierenden Natur, die ihr Dasein rein als diese Gesetzmäßigkeit bestimmt, hebt sich die *conservatio* ins bloße Dasein auf, fällt ursprünglich mit ihm zusammen und verliert jede Aussicht auf besondere Tätigkeit. Der Begriff wird sinnlos und folglich überflüssig. Der *concursum* fährt nur auf den ersten Blick besser:

Wenn Gott sich gezwungen sieht, die natürlichen Dinge von Zeit zu Zeit zu verbessern, so muss das entweder auf natürliche oder auf übernatürliche Weise geschehen. Geschieht es auf übernatürliche Weise, so muss man das Wunder zur Erklärung der natürlichen Dinge heranziehen [...] Mit Wundern kann man alles ohne grosse Mühe begründen. Geschieht es aber auf natürliche Weise, so wird Gott kein ausserweltliches Verstandeswesen [*Intelligentia supramundana*] mehr sein; er wird in der Natur der Dinge einbegriffen, d. h. er wird die Seele der Welt sein.<sup>177</sup>

Wunder sind von der Metaphysik der Natur bereits ausgeschlossen. Die natürlichen Dinge verbessern sich selbst, richtiger: Sie erhalten sich selbst in jenem bestmöglichen Zustand, zu dem und in den ihre Gesetze sie weisen. Der göttliche *concursum* schrumpft zum schlichten *cursus*, zum Verlauf und zur Energie derjenigen Prozesse, in denen sich die natürlichen Dinge definieren und funktionalisieren. Den Begriff des *concursum* ereilt also das gleiche Schicksal wie den der *conservatio*. Schließlich: Wird Gott aus einem außerweltlichen zu einem innerweltlichen Verstandeswesen (*intelligentia intramundana*), kann sein Verstand durch den menschlichen verstanden werden, insofern dessen Fähigkeit zum wissenschaftlichen Verständnis der Welt mehr und mehr wächst. Damit aber macht sich der Mensch mehr und mehr zum Herrn seines Schicksals und schüttelt den Glauben an dessen spezielle göttliche Leitung Zug um Zug ab. Die *gubernatio* teilt die Sinnlosigkeit der *conservatio* und des *concursum*.

Das ist die Perspektive der Aufklärung in Sache *providentia Dei*. Diejenige Korns ist es nicht. *Gubernatio* bleibt ein wesentliches Moment seines Weltverständnisses, mit dem die theologisch gebildeten Erzieher, Hofmeister, Reisebegleiter in seinen Romanen immer wieder ganz aus dem Geist Luthers argumentieren: „Christianorum enim haec una (et) summa consolatio est in omnibus adversitatibus, nosse, quod Deus non mentitur, sed immutabiliter omnia facit,

---

177 Leibniz an S. Clarke im Dezember 1715; ebd. S. 367.

(et) uoluntati eius neque resisti, neque eam mutari aut impediri posse.“<sup>178</sup> *Sub specie providentiae Dei* gibt es im menschlichen Leben weder Glück noch Unglück, sondern nur Schickungen, die unter der absoluten Perspektive Gottes letztendlich alle zum Guten führen, sei es im Diesseits oder sei es erst im Jenseits, denn: „Alles, was die Vorsehung verordnet, geschieht nach weisen Absichten, und ist gut.“ Was jeder oder jede hier für sein oder ihr soziales, ökonomisches, politisches Glück oder Unglück hält, geht aus jener relativen Perspektive hervor, die sich an bestimmte und besondere Vergleiche klammert, ohne zu begreifen, dass alle diese Vergleiche in der absoluten Perspektive Gottes auf Natur und Geschichte restlos aufgehen und daher an ihnen selbst von eitler Vorläufigkeit sind. Worüber das Vertrauen in die persönliche *gubernatio* jederzeit belehrt. Henriette überlegt also folgerichtig, wenn sie in Bezug auf die Vorsehung beschließt: „Ich will mich ihrem Willen unterwerfen, ich will ihre Schlüsse demüthig verehren.“

Eine in den 1770er Jahren in Deutschland merkwürdig unaufgeklärte Weltanschauung. Ihr Autor ist sich aber gewiss, dass sie dem Selbst-Empfinden seiner Leserinnen und Leser entspricht und dem Absatz seiner Ware nützt statt ihm zu schaden. Warum?

Korns Publikum im kleinen und mittleren Bürgertum sieht sich anscheinend in einer Gesellschaft leben, deren Um- und Zustände sich plötzlich und jäh und scheinbar grundlos ändern, so dass selbstverantwortete Lebensplanung sinn- und erfolglos zu werden droht. Der sichernde Rahmen ständisch vorgezeichneter Lebensläufe löst sich auf, vereinzelt ihre RepräsentantInnen, separiert und individualisiert sie in einer Weise und auf Wege, deren Struktur und Kartographie sie nicht durchschauen, so dass sie sich nicht mit ihnen vermitteln können. Gleichzeitig beginnen sie, sich für das, was ihnen widerfährt, verantwortlich und oft genug schuldig zu fühlen. Diesen Widerspruch zwischen der sozialen und der moralischen Erfahrung seiner ProtagonistInnen nimmt sich Korn nicht zu beheben vor; er sucht ihn erträglich zu machen. Sein Erzählen lehrt sie erstens eine Weltanschauung, in der Glück und Unglück nicht nur jedem Lebensumstand gemeinsam sind, sondern auch in dessen Bedeutung je nach der Perspektive wechseln, unter der er betrachtet wird. Alle Feststellungen von Glück oder Unglück beziehen sich in rein negativer Reflexion aufeinander, so dass als einzig Substantielles in ihren Verkehrungen der Wechsel selbst bleibt, die Viel-

---

178 *De servo arbitrio*, hier zit. nach: Hans-Ulrich Delius, Hg., *Martin Luther. Studienausgabe*, Bd. 3, Berlin 1983, S. 193.

deutigkeit, in der die Sinnlosigkeit sich abzeichnet. Diese erstaunlich moderne Überlegung, die in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts führt, kann ein Autor aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so nicht stehen lassen. Er stellt ihr also zweitens eine transzendente Macht zur Seite, die den Sinn in der scheinbaren Sinnlosigkeit des Wechsels ursprünglich kennt und festsetzt, um ihn zu einem von ihr bestimmten Zeitpunkt manifest und transparent zu machen – in dieser oder in jener Welt. In Korns Werken allerdings stets in dieser. Damit tut er nicht nur der Harmoniesucht seines Publikums genüge, sondern gibt drittens zu erkennen, welche reale Macht sich in der transzendenten verbirgt: die selbstgewisse Überzeugung auch des kleinen und mittleren Bürgertums, jene geschichtliche Instanz zu verkörpern, der ökonomisch, sozial und politisch die Zukunft gehört.

## IX

Henriettens Tugend ist auf harte Proben gestellt, ihre Sinnlichkeit auf das Heftigste herausgefordert worden. Sie hat diese Proben bestanden, als besäße sie keine Sinnlichkeit. Nun ist sie wieder mit ihren Eltern vereint. „Allein, so viel Ursache Henriette auch hatte vergnügt zu seyn; so zeigten doch ihre schmachende Blicke an, dass ihr noch etwas fehlte. Ihr Herz seufzete nach ihrem Geliebten.“ Der tritt dann unversehens ein. „Zärtlichgeliebter Gemahl, rief sie, indem sie ihn mit Entzücken umarmte.“<sup>179</sup>

Die Protagonistin scheint einen sich negativ rückkoppelnden Vernunftschluss zu befolgen. Meine Sinnlichkeit existiert nur gegenüber einem Mann, den das Gesetz mir erlaubt. a) Diesen Mann erlaubt das Gesetz mir nicht. Also ist meine Sinnlichkeit vollkommen abwesend. b) Diesen Mann erlaubt mir das Gesetz. Also ist meine Sinnlichkeit vollkommen anwesend. Henriette vermag zwischen beiden Zuständen so leicht und so rasch zu wechseln, wie man einen Schalter umlegt.<sup>180</sup> Irgendwelche Übergänge auf Zwischenstufen, irgendwelche Zwistig-

179 *Henriette von Rivera*, Teil II, S. 187 u.f.

180 Zur (weiblichen) Sexualität während der Aufklärung siehe Rita Bake/Birgit Kiupel, *Unordentliche Begierden. Liebe, Sexualität und Ehe im 18. Jahrhundert*, Hamburg 1996, Franz X. Eder, „Durchtränktsein mit Geschlechtlichkeit“. Zur Konstruktion der bürgerlichen Geschlechterdifferenz im wissenschaftlichen Diskurs über die „Sexualität“ (18.–19. Jahrhundert), in: Margret Friedrich/Peter Urbanitsch, Hg., *Von Bürgern und ihren Frauen*, Wien 1996, S. 25–47, Claudia Opitz/Ulrike Weckel/Elke Kleinau, Hg., *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der*

keiten zwischen Vernunft und Sinnlichkeit weiß ihr Autor offenbar nicht zu erkennen. Liegt das an seiner ganz eigenen Welt- und Menschensicht? Oder ist er mit diesem Frauenbild in der deutschen Aufklärung nicht allein? Schlicht Männerphantasie? Oder gibt es dafür, dass in dieser Vorstellung soziale und politische Weiterungen verborgen liegen, Indizien, seien sie auch noch so gering und bescheiden?

Die tugendhafte Henriette vermittelt bis zum Schluss ihres Romans nicht den Eindruck, als sei Sinnlichkeit in ihrer Ehe mit dem Herrn von Palmfeld von wesentlicher Bedeutung. Wesentlich scheint einzig die Redlichkeit zu sein, mit der sie den mit ihm geschlossenen Vertrag über den ausschließlich wechselseitigen Gebrauch der Geschlechtsorgane einhält. Darüber lässt sich zu ihrer Zeit anders, gegensätzlich denken, ohne dass man deshalb zum ausschweifenden Libertin werden müsste.

Die Heuchler und Idioten mögen sagen was sie wollen, es wird uns keiner von ihnen überreden, dass uns die Zärtlichkeit eines schönen Frauenzimmers nicht unendlich schmeichle, und dass sie nicht solche Annehmlichkeiten besitze, gegen welche alle andere Güther, die uns Natur und Glück gewähren können, für nichts zu rechnen sind.<sup>181</sup>

---

*Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster 2000, S. 15–170, Ana de Freitas Boe/Abby Coykendall, Hg., *Heteronormativity in eighteenth-century literature and culture*, Aldershot 2014, S. 59–76, sowie Faramerz Dabhoiwala, *Lust und Freiheit: die Geschichte der ersten sexuellen Revolution*, Stuttgart 2014.

- 181 Heinrich Wolfgang Behrisch, *Das Orakel vom Ehestande oder die ersten Linien der Gynäkologie*, Altenburg 1776, S. 20. – Um Behrischs wichtigsten Zeugen gleich hierher zu setzen: „Je mehr er über die Sache filosofierte, je völliger überzeugte sich der gute Mann, der schönste und beste aller Geschöpfe [...], das lieblichste, begehrenswürdigste und unentbehrlichste aller Dinge sey – ein Weib“ (Christoph Martin Wieland, *Geschichte des Danischmend*, 1775, hier zit. nach: *Sämtliche Werke*, Reprintausgabe Hamburg 1984, Bd. 8, Leipzig 1795, S. 20f.). – Heinrich Wolfgang Behrisch (1744–1825) ist der übel beleumdete jüngere Bruder des wohl renommierten Ernst Wolfgang Behrisch, Goethes Mentor in Leipzig (siehe darüber zunächst Prutz, *Deutsches Museum* 52/1861, S. 913ff.). Mehr als vierzig Werktitel werden ihm zugeschrieben (weshalb die bereits erwähnte NABU-Press sich seiner ebenfalls angenommen hat). Behrisch der Jüngere, der sich viel mit französischer Literatur beschäftigt hat, wäre der weiteren Nachforschung wert. Wie sieht jemand seine Zeit und ihre Literatur, der sich fragt: „Könnte ein Autor seinen Lesern einen grössern Dienst thun, als wenn er [...] sie zum Vergnügen führt, und vielleicht noch gelegentlich auch grössere Zwecke erreicht?“ Der sich deshalb eine „Experimentalphilosophie des Lachens“ vornimmt? (*Der neue Demokrit, oder der lachende Philosoph*, Benediktische Buchhandlung, Leipzig/Pressburg 1784, Vorrede, S. VI und S. VII.) Behrisch hat

Alle menschenmögliche Lust gipfelt in der Sinnlichkeit. Die Frauen kennen und weisen den Weg dorthin. Was mag das mit der bürgerlichen Ehe zu schaffen haben? Sehr viel. Alles.

Sobald sie [die Frauen] einmüthig allen lasterhaften Gesetzlosen Neigungen entsagen, sobald würde [...] der Ehestand wieder diejenige angenehme Nothwendigkeit werden, die er leider durch die Schuld vieler unter ihnen nicht ist. Auf einmal würden alle, die nicht mehr ihre unordentlichen Begierden befriedigen könnten [...], in die Arme liebenswürdiger Gattinnen eilen.<sup>182</sup>

Die tugendhafte Henriette soll keine zügellose Henriette werden; aber sie soll denjenigen, die sich die Zügel der Tugend von ihr anlegen lassen, eine Sinnlichkeit, eine Lust bieten, „gegen welche alle andere Güther, die uns Natur und Glück gewähren können, für nichts zu rechnen sind“. Was geht hier vor? Wo führt das hin?

Henriettes Tugend hat die Ordnung des Begehrens zum Inhalt, wie eine männlich dominierte Gesellschaft sie festsetzt. Die tugendhafte Frau nimmt an der Definition dieser Ordnung keinen Anteil; ihr Resultat jedoch hat sie auf ihr Herz zu nehmen und es so mit ihr zu identifizieren, dass sie lieber stirbt, als ihr zuwiderzuhandeln. Sie unterwirft sich einer Wertordnung, mit deren Legitimation sie nichts zu schaffen hat und an deren Fremdheit sie durch Erziehung und Bildung allmählich gewöhnt werden muss. Folgte sie nun aber den oben gezogenen Linien der Gynäko-Logie, würde sie erkennen, dass die scheinbare Fremd-Bestimmung das Prinzip ihrer Selbst-Bestimmung nicht nur enthält, sondern erst wachruft. Während es zunächst den Anschein macht, als sei sie das Objekt einer Gesellschaftspolitik, auf deren Grundsatz, Prozess und Rechtfertigung sie keinerlei Einfluss hat, entdeckt sie sich als deren wirkliches Subjekt, sobald sie sich in jener Objektivität erkennt und anerkennt. Die Macht, die auf die Frauen scheinbar ausgeübt wird, üben sie der Gynäko-Logie zufolge in Wahrheit selber aus. Das soziale System bürgerlicher Privatheit wendet sich mitsamt seinem Subjekt/Objekt-Verhältnis negativ gegen sich selbst, Mann und Frau tauschen die Plätze: Frauen gewährleisten nun dessen Subjektivität, während die Männer

---

anscheinend eine handschriftliche Autobiographie hinterlassen, der auf die Spur zu kommen sich lohnen würde.

182 Ebd. S. 22f.

zu seinem wie ihrem Objekt werden. Allerdings erstreckt sich die gesellschaftliche Subjektivität der Frauen nur auf die transzendente Garantie der Ehe und ihrer gesetzmäßigen Ordnung des Begehrens, in der sich dessen gesamtgesellschaftliche Organisation darstellt und veranschaulicht. Sie sorgen dafür, dass dieses Gesetz absolute Geltung und Realität gewinnt; sie haben keinerlei Einfluss darauf, was es enthält und welche Regeln es ausführen. Die Substanz des Gesetzes liegt in der Lust. Über seine Bestimmungen verständigt sich die Vernunft.

Damit diese politische Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern Bestand hat, muss die Lust substantiell, unmittelbar einfach bleiben – ein Grundgefühl, das in all seinen Bildern und Geschichten nichts begründet als sein Dasein schlechthin. Dieser Daseinsform muss diejenige der Frauen entsprechen: „Ihre [der Frauen] Seele und ihr Körper sind sich ähnlich; sie sind beyde nur schön.“<sup>183</sup> Gegen diese „grösste Beleidigung, die jemals dem schönen Geschlechte unter dem Anschein eines Lobspruches widerfahren ist“,<sup>184</sup> setzt sich der Propagator der Gynäko-Logie heftig zur Wehr. Ganz im Gegenteil, meint er.

So wie sie [die Frauen] ungleich zeitiger zu allen Bestimmungen der Natur reifen, so sind sie auch aller Vollkommenheiten die ihnen Ausbildung und Fleiss geben können, im vorzüglichen Grade fähiger als wir.<sup>185</sup>

Ob sich der Gynäko-Loge über die Konsequenzen dieses Urteils völlig klar ist? Wenn wir unter Seele (wie in der Aufklärung durchaus üblich) den Ort des Geistes verstehen wollen, des Ensembles der intellektuellen Fähigkeiten des Menschen, dann zählt zu diesen Fähigkeiten auch die negative Kraft des Verstandes mit ihrer Macht zu unterscheidender, vermittelnder und systembedingender Reflexion. Diese Kraft wird desto mächtiger, je mehr sie durch „Ausbildung und Fleiss“ geübt und geprüft ist. Was hindert dann die dazu vorzüglich fähigen Sub-

---

183 Theodor Gottlieb von Hippel, *Ueber die Ehe*, bey Christian Friedrich Voss, Berlin 1774, S. 119. – Die Stelle (und weitere analoge, die Behrlich anführt) stammt aus Hippels fünftem Kapitel „Ueber die Herrschaft in der Ehe“. „Die noch plane, misogyn wirkende – denn als Weiberfeind im Wortsinne gibt sich Hippel in keinem Stadium seines Lebens – Argumentation in E I und E II [also in der ersten Fassung von 1774 und der zweiten von 1776] macht ab E III [der dritten Fassung von 1792] einer sowohl frauenfreundlichen als auch männerkritischen Haltung Platz“ (Beatrice Wolf-Furrer, *Theodor Gottlieb von Hippel (1741–1796). Ueber die Ehe. Die vier Fassungen (1774, 1776, 1792, 1796) im Vergleich*; Diss. Bern 2006, S. 92).

184 *Das Orakel vom Ehestande*, ebd. S. 62.

185 Ebd. S. 63.

jekte, denen die Lust allein Substanz ihres Daseins sein soll, dessen gesellschaftliche Bestimmungen nicht mehr bloß hinzunehmen, sondern sie sich in der Negation ihrer unmittelbaren Negativität anzueignen, sie um- und fort- zu deuten und sie so zu Ort und Materie ihrer ganz eigenen Interessen zu machen? Die Hüterinnen der gesellschaftlichen Ordnung verwandeln sich in deren Souverän. Die Statt der Frauen wird zur Stadt der Frauen.

Nun gibt es kein Reflexions-Verhältnis, das sich nicht – wie sein Name schon sagt – in sich selbst umkehrte, die es begründende Negativität auf sich selbst richtete.<sup>186</sup> Während also die Lust daran geht, sich die Vernunft und ihr Bestimmungspotential anzueignen, sie ihren Bedingungen und Interessen dienstbar zu machen, kehrt die Vernunft dieser ihrer Erfahrung gemäß das Verfahren um. Während die einfache Substantialität der Lust das Differenz-System der Vernunft als Metaphorik, als Bild-Raum, als sie in Szene setzendes Theater zu nutzen versucht, woran allem sich ihre Einfachheit wiederholend bereichert, trachtet das Differenz-System der Vernunft danach, jene Substantialität als zuhandene Transzendenz, als schlicht allgemeines Vermittlungs-Medium, als stets gegenwärtiges Sinn-Substrat zu brauchen. Beide Geschlechter werden in ihrem Anspruch auf das gesellschaftliche Ganze vollkommen gleichberechtigt. Beide setzen alle ihre Kraft daran, diesen Anspruch durchzusetzen. Beide restituieren und perpetuieren damit das Reflexions-Verhältnis, dem sie ihr antagonistisches Miteinander und dessen Rechtsetzung verdanken. – So lässt sich, scheint mir, Behrisschs „Gynäkologie“ zu Ende denken. Und lässt sie sich nicht von diesem Ende her als Allegorie auf die Zukunft jener Gesellschaft sehen, um deren Verbesserung sie sich bemüht? Als Vor-Bild der Beziehung zwischen dem Kapital, dessen einfache Substantialität auf ihre Maximierung ausgeht, und der bürgerlich demokratischen Republik, der an der Optimierung ihrer Differenz-Systematik liegt?

Aus dem Intervall zwischen dem funkelnden Blick und dem schmachtenden Blick Henriettens lässt sich bei längerem Hinsehen offenbar vieles folgern. Das Zeichen, das jenen beiden Zeichen die Mitte, die Verschiedenheit wie die Vermittlung macht, reicht, wie es aussieht, weit in die Tiefe des Bedeutens zu der Fremdheit, die es von dort an den Tag zu bringen ermöglicht.<sup>187</sup>

---

186 Die Reflexion ist „sie selbst und ihr Nichtsein, und ist nur sie selbst, indem sie das Negative ihrer ist, denn nur so ist das Aufheben des Negativen zugleich als ein Zusammengehen mit sich“ (Hegel, *Wissenschaft der Logik*, II. Buch, 1. Abschnitt; Werke, ebd. Bd. 6, S. 28).

187 „Das Zeichen ist irgendeine unmittelbare Anschauung, die einen ganz anderen Inhalt vorstellt, als den sie für sich hat; – die Pyramide, in welche eine fremde Seele versetzt und aufbewahrt

---

ist“ (Hegel, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1830), § 458; Werke, ebd. Bd. 10, Frankfurt 1970, S. 270). Siehe dazu Jacques Derrida, Der Schacht und die Pyramide. Einführung in die Hegelsche Semiologie, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, hg. Von Peter Engelmann, 2., überarb. Aufl. Wien 1999, S. 106ff.

# VOLKS ROMAN. EINE DICHOTOMISCHE GESCHICHTE

Was erwartet uns, wenn wir eine der meist stummen, aber deshalb um so wirk-  
sameren Regeln übertreten, die in den Geschichten der deutschen Literatur das  
Gelungene vom Misslungenen, das Wesentliche vom Unwesentlichen das Bedeut-  
same vom Bedeutungslosen, das Kanonische vom Apokryphen trennen? Die  
Verliese des nach Wertgesetz und Wahlrecht Ausgeschlossenen, Abseitigen,  
Befremdlichen bis Verächtlichen? Oder blühende Landschaften, deren Reich-  
tum und Zauber abzäunender Gehorsam bis jetzt verdeckt und verdunkelt hat?  
Oder gar Ähnlichkeit, leicht und leise verschiebende Wiederholung, dazu auf-  
fordernd, das Altvertraute von seiner Gegenseite her anzusehen und darauf zu  
achten, ob es unbeweglich bleibt oder sein Bild nun seinerseits gegen seinen  
Rahmen hin oder gar über ihn hinaus verschiebt?

Zunächst: Die zeitgenössische Rezeption scheint das Verbannungsurteil der  
Literaturgeschichte über den Text, mit dem wir uns im Folgenden beschäftigen  
wollen, in vollem Umfang zu bestätigen.

Was nur der ausgelassenste Schwätzer, der in einer Gesellschaft das große Wort nimmt,  
für Materialien durch einander kneten mag, um seine Zunge in Bewegung zu erhal-  
ten, das hat der Verf. hier zusammen gehaspelt, um sein Buch damit auszufüllen.<sup>1</sup>

Man schreibt nicht, wie man redet. Autoren sind nicht (mehr) ins gesellige  
Gespräch und seine Wendungen verwickelt, sondern sprechen für ihre Gesell-  
schaft, ihr den Raum für ihre Geselligkeit wie für deren Gespräche vorgehend.  
„W[as] ist ein Autor?“, fragt am Ausgang des 18. Jahrhunderts das *Allgemeine  
Brouillon*, und antwortet: „Der Autor oder Künstl[er] hat einen fremden Zweck.  
Diesem Zwecke gemäß bildet er sich eine Autor(Künstler)Natur, aus. Die Natu-  
rationen dieser Natur sind Kunstwercke – Kunstwerck entsteht aus künstl[icher]

---

1 „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ (1765–1796), 42. Band, 1. Stück, S. 100.

Natur.<sup>42</sup> Falls die Natur einen Zweck verfolgt, hat sie auch einen ihm entsprechenden, ihn bestimmenden Begriff von sich, in dem sich alle ihr möglichen Urteile zu einem systematischen Gesamtprädikat ordnen. Der Autor eines Romans dient nicht dem gleichen Zweck wie die Natur, sondern einem ihr fremden, dem aber in der genau gleichen Zweckmäßigkeit. Er bildet seine Natur zu einer künstlichen, einer Künstlernatur aus, um sein Werk zu einem ihr entsprechenden Begriff vollständiger Urteilsfähigkeit zu bestimmen. Er soll, er darf nicht mehr sein als die Stimme dieser Natur, das Subjekt und der Garant ihrer allumfassenden Ordnung. Der Autor des Romans, der uns demnächst beschäftigt, ist das offenbar nicht. Dementsprechend erscheint sein Werk seinem Rezensenten als eine „Rumpelkammer, wo alles durch einander liegt, und wo jedes Ding einen Platz findet, das man sonst nirgendwo hinstellen weiß“.<sup>43</sup> Nun mag das Durcheinander, das uns erwartet, ja geschwätzig und im obigen Sinn kunstlos sein – aber vielleicht ist dafür kurzweilig, unterhaltend, launig? Nein, meint der Rezensent. „Es giebt gute, frohe, trübe, böse Launen, so wird es ja wohl auch fade geben.“<sup>44</sup> Ob es wirklich so schlimm kommt? Schauen wir mal.

## I

„Der antiquarische Sammeltrieb des Sonderlichen, der der Spätaufklärung eigentümlich war, macht begreiflich, dass ihr die Überlieferung zu danken ist, Deskription und Fixierung“, behauptet Wolfgang Promies,<sup>5</sup> führt zum Beweis die enzyklopädischen Arbeiten des Baumgarten-Schülers Karl Friedrich Flögel an<sup>6</sup> und resümiert:

- 
- 2 Novalis, Das Allgemeine Brouillon Nr. 571; *Schriften*, hg. von Richard Samuel, in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz, Bd. 3: Das philosophische Werk II, 3., von den Hgn durchges. und rev. Aufl., Darmstadt 1983, S. 365. – Zur nach wie vor aktuellen Diskussion um Bestimmtheit und Funktion des Autors vgl. Fotis Jannidis u.a., Hg., *Texte zur Theorie der Autorschaft*, Stuttgart 2000.
  - 3 Allgem. Dt. Bibliothek, ebd. S. 101.
  - 4 Ebd.
  - 5 *Der Bürger und der Narr oder das Risiko der Phantasie*. Sechs Kapitel über das Irrationale in der Literatur des Rationalismus, München 1966, S. 147.
  - 6 *Geschichte der komischen Literatur*, 4 Bde., Liegnitz und Leipzig 1784; *Geschichte des Grotesk-Komischen*, ebd. 1788; *Geschichte der Hofnarren*, ebd. 1789. – Im 16. Hauptstück des letztgenannten Werks nimmt die Gestalt Till Eulenspiegels breiten Raum ein. Flögel bringt nicht von ungefähr besondere Sympathie für sie auf: „Das Volksbuch [...] wird nicht blos von der niedrigen Classe von Menschen, sondern auch bisweilen von einsichtigen Personen gelesen [...]

Man entdeckte die versunkene Schar von Volksnarren wieder, man konservierte – angesichts ihrer endgültigen Dekadenz – die Zunft der Hofnarren. Leben, Taten, Meinungen Till Eulenspiegels wurden neu an den Tag gebracht.<sup>7</sup>

Im Anmerkungsverzeichnis findet sich dazu nichts weiter als der Hinweis: „Friedrich Herzberg, Leben und Meinungen des Till Eulenspiegel, Breslau 1779–80, 2 Bde.“<sup>8</sup> Georg Bollenbeck weiß über das Werk des „Hauptlandschafts-Cassenrendanten und Bauinspectors in Breslau“<sup>9</sup> schon einiges mehr:

In dem anonym erschienenen Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel. Volksroman (Neue Auflage 1784) von Friedrich Herzberg täuscht der Titel [...] Es handelt sich bei ihm nicht, wie zu vermuten, um einen ‚Volksroman‘, denn der Text kennt keine einheitliche romanhafte Handlung mit Eulenspiegel im Mittelpunkt. Eingeschobene Historien aus einem populären Druck, neue fingierte Dialoge und Kommentare des Autors bilden ein Nebeneinander, das der immer wiederkehrende Rekurs auf die Eulenspiegelfigur und die satirische Intention des Autors zusammenhält.<sup>10</sup>

Muss ein Volksroman eine „einheitliche romanhafte Handlung“ besitzen, die biographisch um den Lebenslauf einer Hauptfigur als ihren „Mittelpunkt“ kreist? Muss er dem Schema des seit 1730 immer zahlreicher werdenden ‚exemplarisch-pragmatischen Romans‘<sup>11</sup> folgen, um seinen Namen zu verdienen? Läuft diesem

---

So mag es mir denn wohl auch keine Schande seyn, wenn ich gestehe, dass es mein erstes Lesebuch war, aus dem ich das Lesen fast ganz allein erlernt; da es mir in den gewöhnlichen Lesebüchern nicht glücken wollte, weil ich ihren Inhalt nicht verstand“ (S. 459).

7 Promies ebd., S. 148.

8 Ebd. S. 334.

9 Flögel, *Geschichte der Hofnarren*, ebd. S. 475.

10 *Till Eulenspiegel, der dauerhafte Schwankheld*. Zum Verhältnis von Produktions- und Rezeptionsgeschichte, Stuttgart 1985, S. 263. – Diese Beschreibung war bei Flögel Vorwurf: „Wäre er [Herzberg] bei den eigentlichen Historien des Eulenspiegels geblieben, so würde seinem Buche zur Vollkommenheit eines komischen Volksromans nichts fehlen, welche unsern neuen komischen Romanen so sehr fehlt“ (*Geschichte der Hofnarren*, ebd. S. 475). Der Rezensent der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sieht das ebenso: „Wenn er nur bey seinem Texte geblieben wäre [...], wenn er das übel riechende mit Ambra versetzt, das schmutzige mit einer hellen Farbe überpinselt, und hier und da einen wurmstichigen Balken ausgeschnitten hätte; so wäre vielleicht aus dem alten Eulenspiegel ein neues modisches Lesebüchlein geworden“ (ebd. S. 100 u.f.).

11 Siehe über ihn Ernst Weber, *Die poetologische Selbstreflexion im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts. Zu Theorie und Praxis von ‚Roman‘, ‚Historie‘ und pragmatischem Roman*, Stuttgart 1974, S. 13ff. und S. 118ff., sowie Barbara Potthast, *Die verdrängte Krise. Studien zum ‚inferi-*

‚Roman des Nacheinander und Auseinander‘ nicht von Anfang an ein ‚Roman des Nebeneinander bis Durcheinander‘ parallel, eine Form, die vielleicht sogar für den von Herzberg beabsichtigten Volksroman programmatisch sein mag?

*Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel. Volksroman*, „2 Theile Breslau 1779“ (Promies Angabe „Breslau 1779/80“ ist unzutreffend). Lawrence Sternes *The Life and Opinions of Tristram Shandy. Gentleman*, London 1759ff. (durch Johann Joachim Christoph Bodes maßgebende Übersetzung 1774 in Deutschland weitem bekannt geworden) und Friedrich Nicolais *Das Leben und die Meynungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker*, drei Bände, Berlin 1773–1776, haben ganz offensichtlich Pate gestanden. Ob für mehr als den Titel, wird sich noch weisen müssen. Ich zitiere den ersten Teil nach der „Neuen Auflage“ von 1784 (die erste habe ich nicht mehr auftreiben können),<sup>12</sup> den zweiten nach der ersten von 1779<sup>13</sup>. Im 1790 gedruckten *Verzeichniss der Bücher, welche bey J. M.*

---

*oren“ deutschen Roman zwischen 1750 und 1770*, Hamburg 1997, S. 93ff., und Peter J. Brenner, *Die Krise der Selbstbehauptung. Subjekt und Wirklichkeit im Roman der Aufklärung*, Tübingen 1981. Außerdem Dieter Kimpel, *Der Roman der Aufklärung (1670–1774)*, 2., völlig neu bearb. Aufl. Stuttgart 1977, S. 83ff., sowie Rolf Grimminger (Hg.), *Deutsche Aufklärung bis zur französischen Revolution 1680–1789, Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 3/2*, München 1980, S. 635–715. Zum europäischen Kontext siehe William Donohue, *Enlightenment fiction in England, France, and America*, Gainesville 2002.

- 12 Herr Dr. Till Müller-Heidelberg hat mir allerdings inzwischen brieflich mitgeteilt, dass er beide Teile in der 1. wie der 2. Auflage in seinem Besitz hat. – 1781 erscheint übrigens bereits in der 4. Auflage „bey Friedrich Wilhelm Birnstiel“ in Berlin in vier Abschnitten: August Friedrich Cranz, *Charlatanerien in alphabetischer Ordnung als Beyträge zur Abbildung und zu den Meynungen des Jahrhunderts*. Am beachtenswertesten sind die Artikel über Adel, Bankeroutier, Bibel, Buhlen, *Eulenspiegel*, Genie, Grimassen, Hannswurst, Hofnarr, Juden, Militair, Mirakel, Österreich, Pasquill, Priapus, Quacker, Ritterwesen, Satan, Sultan, Spanien, Theater, Weibertreue, Wucher und Ygel (Blutegel).
- 13 Johann Georg Meusel führt in seinem *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller*, Bd. V, Leipzig 1805, S. 431, nur für den ersten Teil eine „Neue Auflage“ von 1784 an, nennt aber für den zweiten Teil das Erscheinungsjahr 1780, was Promies zu seiner falschen Angabe gebracht haben mag. In Tat und Wahrheit existieren zwei Ausgaben: eine erste Breslau 1779 sowie eine zweite Breslau 1784 (Teil I) und 1789 (Teil II), wobei die zweite einen schlichten Nachdruck der ersten darstellt. Dieses Ergebnis meiner eigenen Nachprüfungen deckt sich mit den Angaben bei Walter Hinz, *Katalog der Bücher, Zeitschriften und Manuskripte des Eulenspiegel-Museums zu Schöppenstedt*; 2., umgearb. und stark vermehrte Ausg., Schöppenstedt 1984, S. D 13, Nr. 711–713. Hinz nennt dort noch eine 1790 erschienene Übersetzung beider Teile des Romans ins Holländische. 2012 hat die ebenso seltsame wie unermüdliche NABU-Press beide Teile der ersten Auflage in zwei Bänden nachgedruckt. „HERTZBERG (F...) silésien [...] a composé ou refondu um roman populaire, intitulé Vie de Till Eulenspiegel. On a ce roman en francois sous le nom d'Espiègle“ (Carlo Denina, *La Prusse Littéraire sous*

Zehetmayer und B. Kiermayr, in der Goldschmidgasse Nro. 540 [Wien] zum Lesen ausgeliehen werden, findet sich unter der Nr. 384 Herzbergs *Till Eulenspiegel* in der Erstauflage von 1779.<sup>14</sup> In zwei weiteren Verzeichnissen von 1815 und 1832, die ich habe einsehen können, erscheint der Roman bereits nicht mehr.<sup>15</sup> Wir haben mit ihm anscheinend einen kleinen Augenblick aus der Geschichte des deutschen Romans zwischen Christoph Martin Wielands *Geschichte des Agathon* und Johann Wolfgang Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* vor uns, der von den Werken der großen Autoren rasch überdeckt, unterdrückt und aus dem Bewusst-

---

*Frédéric II*, Berlin 1790, Bd. II, S. 240). Leider wird nicht deutlich, was Denina meint: eine französische Fassung des Volksbuchs oder eine bisher unbekannte Übersetzung von Herzbergs Roman ins Französische? Zur Bearbeitung des Eulenspiegel-Stoffes in der deutschen Literatur der Aufklärung insgesamt vgl. Katrin Streubel, *Die Eulenspiegelfigur in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit und der Aufklärung*, Diss. Köln 1988, S. 202–242. – Zum Einfluss Sternes auf die deutsche Literatur der Aufklärung siehe Peter Michelsen, *Laurence Sterne und der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1962, zum Einfluss der englischen auf die deutsche Literatur der Aufklärung überhaupt Wilhelm Graeber/Geneviève Roche, *Englische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts in französischer Übersetzung und deutscher Weiterübersetzung*, Tübingen 1988, sowie Susanne Stark, Hg., *The Novel in Anglo-German Context. Cultural Cross-Currents and Affinities*, Atlanta 2000.

- 14 Georg Jäger/Alberto Martino/Reinhard Wittmann, Hg., *Die Leihbibliothek der Goethezeit. Exemplarische Kataloge zwischen 1790 und 1830. Mit einem Aufsatz zur Geschichte der Leihbibliotheken im 18. und 19. Jahrhundert*. „Texte zum literarischen Leben um 1800“, Bd. 6, Hildesheim 1979. – Zur Entstehung der Leihbibliothek in Deutschland sowie zu der mit ihr in Verbindung stehenden Lesekultur siehe Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500–1800*, Stuttgart 1974, S. 245ff., Otto Dann, Hg., *Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation: ein europäischer Vergleich*, München 1981, S. 81ff., Armin Kaiser, *Gesellige Bildung. Studien und Dokumente zur Bildung Erwachsener im 18. Jahrhundert*, Bad Heilbrunn 1989, S. 71–112, Alberto Martino, *Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756–1914)*. Mit einem zusammen mit Georg Jäger erstellten Verzeichnis der erhaltenen Leihbibliothekskataloge; „Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen“ 29, Wiesbaden 1990, Thomas Sirges, *Lesen in Marburg 1758–1848; eine Studie zur Bedeutung von Lesegesellschaften und Leihbibliotheken*, Marburg 1991, Hans Erich Bödeker, *Lesekulturen im 18. Jahrhundert*, Hamburg 1992, ders., Hg., *Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der frühen Neuzeit*, „Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung“ 26, Tübingen 1999, Karl Klaus Walther, *Buch und Leser in Bamberg 1750–1850; zur Geschichte der Verlage, Buchhandlungen, Druckereien, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken*, Wiesbaden 1999, und Wolfgang Adam, Hg., *Geselligkeit und Bibliothek. Lesekultur im 18. Jahrhundert*, Göttingen 2005. – Zur Geschichte der Beziehung zwischen Ökonomie und Literatur siehe auch den Forschungs-Überblick von Dirk Hempel, *Kultur und Ökonomie im 18. Jahrhundert*, in: „Das achtzehnte Jahrhundert“ 32 (2008), S. 171–185.
- 15 Als Friedrich Schulz auf seiner *Litterarische[n] Reise durch Deutschland 1785* nach Breslau kommt, erwähnt er Herzbergs „Eulenspiegel“-Roman immerhin noch, ebd. S. 101.

sein aller getilgt wird, die sich mit der Institution Literatur, ihren Form-, Ziel- und Wertvorstellungen in irgendeiner Weise identifizieren.

Über den Autor Friedrich Herzberg wissen wir bis heute nur das wenige, was Johann Georg Meusels bereits zitiertes *Lexikon* vermerkt. Herzberg ist in Schlesien geboren, „Oberlandschafts-Rendant und ordentliches Mitglied der Schlesisch-ökonomischen Hauptsozietät zu Breslau“<sup>16</sup> gewesen, also Rechnungsführer eines schlesischen Bezirks und Mitglied einer Gesellschaft zur Untersuchung und Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse Schlesiens, und Ende der 1780er Jahre, vielleicht schon 1780, in Breslau gestorben. Seine übrigen Schriften behandeln alle Gegenstände, die einem ordentlichen Mitglied einer ökonomischen Sozietät anstehen, so etwa die *Vorschläge zur Verbesserung der bisher üblichen Dächer*, Breslau 1774, und der *Nachtrag zu diesen Vorschlägen*, ebenda 1779.

Hermann Botes *Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel*,<sup>17</sup> die heute noch vielgelesene Sammlung der Taten und Streiche Eulenspiegels, verdankt diesen Erfolg einer Tendenz, die mit der modernen Vernunft heranwächst und ihr nicht von der Seite geht:

Das eigentliche Ziel des satirischen Schwankhelden [...] ist es, in verschiedenen Rollen, Positionen, Berufen, Masken mit überlegener List und gemeinem Betrug Zwietracht zu säen, auf gerissene Weise Konventionen des Denkens und Handelns zu unterlaufen, traditionelle Normen und Werte ad absurdum zu führen.<sup>18</sup>

Eine derartige Vorlage muss das Bemühen des aufklärerischen Denkens, die Vernunft als Autorität an die Stelle des Herkommens zu setzen, interessieren und zur aktualisierenden Nachahmung reizen.<sup>19</sup>

16 Ebd. – Meusel folgt nahezu wörtlich Karl Konrad Streit, *Alphabetisches Verzeichnis aller im Jahre 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller*, Breslau 1776, S. 66. – „Eine Art Ergänzung des landwirtschaftlichen Kreditinstituts war die 1771 von Cramer ins Leben gerufene ökonomisch-patriotische Gesellschaft, die die Landwirtschaft heben und verbessern sollte. Sie ging 1791 ein“ (Hermann Fechner, *Wirtschaftsgeschichte der preussischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit 1741 – 1806*, Breslau 1907, S. 74). Zum Gesellschafts- und Geselligkeitswesen der Aufklärung siehe die Angaben in „Erzählen im Angang“ in Anm. 128.

17 Die ältesten Drucke des Werks entstehen 1510/11, 1515 und 1519 in der Offizin des Strassburger Druckers Grieninge. Die Ausgabe von Wolfgang Lindow im Reclam-Verlag, durchgesehen und bibliographisch ergänzt Stuttgart 1978, auf die ich mich hier beziehe, folgt dem vollständigsten und wohl am treuesten überliefernden Druck von 1515.

18 Werner Wunderlich, *Till Eulenspiegel*, München 1984, S. 59.

19 Siehe dazu beispielsweise Friedrich Nicolais leidenschaftliches Plädoyer für eine Wissenschaft

Botes *Eulenspiegel* ist sofort zum Bestseller geworden und bis in die Gegenwart ein Bestseller geblieben. Bereits zwischen 1510 und 1830 lassen sich etwa achtzig Ausgaben nachweisen, die in wenigstens einem Exemplar heute noch existieren.<sup>20</sup> Wie gut und wie weit, in welchem Umfang und aus welchem Blickwinkel, hat demgemäß das 18. Jahrhundert den Eulenspiegel-Stoff gekannt?

Halle ist nunmehr ein halb hundert Jahr eine der berühmtesten hohen Schulen in Deutschland. Von dem Anfange ihrer Stiftung an bis itzo, ist sie [...] so glücklich gewesen, mit den größten Lichtern der deutschen Gelehrsamkeit in allen Wissenschaften zu prangen, und durch dieselben ganz Europa zu erleuchten. Die Weltweisheit, die Gottesgelehrtheit, die Rechtsgelehrsamkeit und die Arzneywissenschaft haben stets in derselben ihre Wohnung aufgeschlagen, und die Nachkommen werden vor dem Ende der Welt nicht aufhören, die unendlichen Verdienste eines Wolf, eines Thomasius, eines Baumgartens [...] und anderer bis in den Himmel zu heben. Aber die Poesie, die Beredsamkeit und die Critik haben bey diesem so hellen Lichte bey uns doch noch niemals durchbrechen können, ob sie gleich zuweilen hervorgeschemmert haben, sondern unsre hohe Schule hat sich [...] stets müssen nachsagen lassen, dass sie eine Feindin dieser Art von freien Künsten und Wissenschaften wäre, besonders insofern sie in deutscher Sprache ausgeübet würden.<sup>21</sup>

1690 übernehmen in dem 1680 an Brandenburg-Preußen gefallenem Halle die Pietisten um August Hermann Francke die geistige und kulturelle Macht, politisch mit allem Nachdruck unterstützt von Friedrich Wilhelm I., dem Soldatenkönig, der 1713 den preußischen Königsthron besteigt und pietistischen Einflüssen auf Kirche und Schule bald Tür und Tor öffnet. 1723 wird Christian Wolf als führender Kopf der frühen deutschen Aufklärung infolge pietistische Denunziation binnen 48 Stunden „bey Strafe des Stranges“ aus Halle und den preußischen Landen verwiesen.<sup>22</sup> Erst Friedrich II., der das „von Gottes Gnaden“ aus

---

vernünftiger Humanität statt einer Wissensinstitution positivistischer Tradierung in seinem Roman *Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebalduß Nothanker*, Erster Band, Berlin 1773, S. 128ff.

20 Wunderlich ebd., S. 86.

21 *Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks*, anderer Band, Halle 1744, Vorrede, S. 5; hier zit. nach Wolfgang Martens, *Literatur und Frömmigkeit in der Zeit der frühen Aufklärung*, Tübingen 1989, S. 76.

22 Siehe Martens ebd., S. 80.

seinem Titel streicht, ruft ihn sogleich nach seiner Thronbesteigung 1740 zurück und beendet die pietistische Geistesherrschaft in Halle, wo sich nun die schönen Wissenschaften in Dichtung und Moralischen Wochenschriften schüchtern zu entwickeln beginnen.

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts jedoch bleibt Halle in schroffem Gegensatz zum benachbarten Leipzig eine mittelalterlich geprägte Universität. Die drei alten Fakultäten, Theologie, Jus und Medizin, stehen in Blüte und Ansehen, und die Philosophie als Kernfach der traditionellen Sieben freien Künste teilt diese Wertschätzung. Deren Modernisierung und Nationalisierung jedoch, die einerseits zu überlieferungskritischer Philologie, andererseits zu den Belles Lettres, den schönen Wissenschaften der Textkunst und Stilkunde, der Beredsamkeit und der Poetik führen, werden von Halle ab- und ausgewiesen. Eleganz und Galanterie, die bürgerlich adaptierte höfische Kultur der Lebensführung, die die Schönheit dieser Wissenschaften symbolisch begründet und gesellschaftlich bestätigt, erfahren die gleiche heftige und schon beinahe endzeitlich gestimmte Ablehnung. Als im Nordischen Krieg 1706 nach der Niederlage der Sachsen bei Frauenstadt die Schweden auf Leipzig zumarschieren drohen und die Leipziger Bürger und Studenten nach Halle flüchten, wettern die dortigen Geistlichen was die Kanzel hält gegen diese Invasion des verhassten Weltwesens. „Sie hätten aus Leipzig ein Sodom gemacht, sagte einst ein Prediger, den ich hörte“, notiert der mitgeflüchtete Leipziger Magister Adam Bernd, „und nun wollten sie Halle in ein Gomorra verwandeln, und mit ihren Sünden, ihrer Hoffart, und Unzucht auch Halle anstecken“.<sup>23</sup>

Dass eine Gesellschaft, die schon der Theorie des Schönen derart misstraut, seine Praxis in Theater und Literatur erst recht verpönt, ist nur folgerichtig. Um es überall, wo es erscheinen mag, dingfest zu machen und auszumerzen, stellt Friedrich Eberhard Collin in seiner 1719 im Verlag des Waisenhauses zu Halle erschienenen Schrift *Der grosse Ernst des thätigen Christentums / aller vergnüglichen Welt- Spiel- und Tantz-Lust auch andern Eitelkeiten der Welt entgegengesetzt* die Freuden der Kinder Gottes den Freuden der Weltkinder Punkt für Punkt gegenüber. Dort heißt es unter Punkt 2:

Kind Gottes: hat Freude an dem Honig-süssen Wort Gottes, und tröstlichen Evangelio Christi, wie auch Geist-reichen Schriffthen frommer Lehrer, welcherley Betrach-

---

23 Adam Bernd, *Eigene Lebens-Beschreibung*, ebd. S. 223.

tung viel grössere Freude bringet als alle Narren-Lust der Welt. – Welt-Kind: hat Freude an kurzweiligen Geschichten, Eulenspiegel-Büchern, Romainen und dergleichen; oder an gelehrten Schrifften, zur Galanterie, Großsprecherey, und weltlichen Ruhm.<sup>24</sup>

Theorie und Praxis des Fiktionalen sind in eine Linie gebracht und gleichermaßen gottlos. Der pietistische Autor ahnt in der Einübung des Umgangs mit Wahrscheinlichkeiten bereits die Distanz zu einer Wahrheit, der man unmittelbar anhängt und mit deren feierlich symbolischer (Re-)Produktion man sich identifiziert.<sup>25</sup> Ebenfalls in einer Linie liegen offenbar die kurzweiligen Geschichten der Schwänke und Volksbücher, die Eulenspiegel-Historien (es scheinen verschiedene Sammlungen in Umlauf zu sein) und die für gewöhnlich anderen Leserschichten zugeordneten Romane. Wer die höfisch-historischen Romane der Lohenstein, Zigler und Bucholtz oder die politisch-moralischen der Beer, Weise und Riemer liest, findet, würden wir annehmen, keinen Geschmack an Eulenspiegel-Büchern, und wer sie vorzieht, dem vergällen Syntax und Symbolik, Handlungs- und Bildführung der großen Romane das Lesevergnügen. Collins Erfahrungen mit dem Lektüerverhalten seiner gewiss aufmerksam und misstrauisch beäugten Herde scheinen von anderer Art zu sein und dieser Annahme zu widersprechen.

Um diesen Widerspruch zu begreifen und aufzulösen, ziehen wir zunächst noch einmal eine Episode aus Friedrich Nicolais *Sebalduß Nothanker* heran. Damit deutlich wird, wes Geistes Kinder Sebalduß' Pfarrkinder sind, gibt sein Autor einen kurzen Abriss der bei ihnen gängigen Lektüre. Dazu zählen

nebst der Insel Felsenburg, dem im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier, Eulenspiegel dem jüngeren [...] einige Romane [...], z. B. das Leben Peter Roberts,

24 Hier zit. nach Martens, *Literatur und Frömmigkeit*, ebd. S. 116. – Sehr viel heftiger und schriller tönt dasselbe Lied zwanzig Jahre später bei Johann Caspar Schade, *Geistreiche Predigten über alle Sonn- Fest- und Feyertags-Evangelien durch das ganze Jahr*, mit einem Anhang ... Mit einer neuen Vorrede versehen von Johann Simon Buchka, Hof 1739, wo es um die vorschriftsmäßige Ausstattung der Hausbibliothek geht: „Meiden soll ein Haus-Vater [...] am meisten alle Narren-Bücher, Huren- und Bulen-Geschichte, Eulenspiegel, etc deren keinem er in seinem Hause die Herberge einmahl, geschweige Zeit zu lesen gönnen soll“ (ebd. S. 918; hier zit. nach Martens, *Literatur und Frömmigkeit*, ebd. S. 91).

25 Der sich auch in der deutschen Literatur allmählich bildende bürgerliche Roman wird dafür im Gegenzug nicht müde, eben diese Unmittelbarkeit als Heuchelei zu denunzieren. Vgl. dazu Wolfram Malte Fues, *Der Pietismus im Roman der deutschen Aufklärung*, „Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ 78 (2004), S. 535–549.

das wunderbare Schicksal Antoni, das Leben des Maler Michaels, und dergleichen Sachen mehr.<sup>26</sup>

Eine seltsame Anordnung: Die beiden großen Romane Johann Gottfried Schnabels, die Summen des utopischen und des galanten Romans, stehen in einer Reihe mit einer Eulenspiegel-Adaptation und gelten wie sie nicht als Roman; hingegen finden sich neben ihnen „einige Romane“, die ohne Ausnahme der Gattung

26 Ebd. S. 20. – Es handelt sich genau gesagt um die folgenden Romane: Johann Gottfried Schnabel, *Wunderliche FATA einiger Seefahrer, absonderlich ALBERTI JULII (= Insel Felsenburg)*, 4 Bde. Nordhausen 1731, 1732, 1736, 1743. Ders., *Der im Irr-Garten der Liebe herumtaumelnde CAVALIER. Oder Reise- und Liebes-Geschichte Eines vornehmen Deutschen von Adel, Herrn von St\*\*\**, Nordhausen 1738. Anonymus, *Merckwürdiges und Wunderbahres Schicksal ANTONI\*\*\*, Als eine ganz besondere lustige Lebens- und Reise-Beschreibung*. Auf Verlangen guter Freunde aufgesetzt, und mit vielen Kupfern gezieret, Dresden 1746, 712 S. Anonymus, *Leben des Maastrichter Maler Michaels, welcher sowohl seine besonderen Reisen als merkwürdige Begebenheiten zum Vergnügen der Welt vor Augen leget*, Dresden 1756, 408 S. O. B. Verdion, *Leben und besondere Begebenheiten Peter Roberts, eines gebohrnen Engelländers, Welcher auf wunderbahre Art sein Leben auf einer unbewohnten Insul viele Jahre zugebracht, merkwürdig sich verheyrahet, Kinder gezeugt, Und nach vielem ausgestandenem Elend seine größte Zufriedenheit erlanget hat*, Dresden 1743, 366 S. Des näheren: *Der junge Eulenspiegel, oder der schlecht erzogene Mensch* (s.l.) 1765, in Christian Gottlieb Kayzers *Bücher-Lexicon* unter dem Titel: *Eulenspiegel der Jüngere, eine Übersetzung aus dem Dänischen: Thielo, Den unge Uglenspeil*, 1759. Flögel zitiert das Werk wie folgt: „Der jüngere Eulenspiegel, oder der schlecht erzogene Mensch. Mit schönen Figuren gedruckt zum erstenmahl 1765“, und kommentiert: „Die Geschichte eines ausgerufenen Bösewichts ziemlich nach dem Leben. Der Verfasser hat sich an dem Eulenspiegel, von dem uns nur Possen und alberne Streiche bekannt sind, darinn sehr versündigt, dass er ihm einen Erbösewicht zum Sohn gibt“ (*Geschichte der Hofnarren*, ebd. S. 474). – Offenbar reagiert das Publikum der Leihbibliotheken, zu dem Sebalduß' Pfarrkinder durchaus gehören, auf die Literatur der deutschen Klassik und Romantik mit einem Paradigmawechsel: „Vor zwölf Jahren laset ihr, was eurem Geschmack gerade keine Ehre machte, Spieß und Cramer, mitunter die köstlichen Schriften über Erziehung, von Lafontaine; Wenn ihr von Meißner etwas anderes gelesen, als einige Kriminalgeschichten etc., so habt ihr euch wohl gehütet, es in guter Gesellschaft wiederzusagen“ (Wilhelm Hauff, *Kontrovers-Predigt über H. Claren und den Mann im Monde*, 1827; *Sämtliche Werke in drei Bdn.*, hg. von Helmut Koopmann, München 1970, Bd. I, S. 799) An die Stelle der Avanturiers- und Robinsonaden, der Begebenheiten- und der pragmatischen Romane treten also die Schauer- und Geisterromane von Christian Heinrich Spiess (1755–1799. Vgl. zu ihm zunächst Carl Müller-Fraureuth, *Die Ritter- und Räuberromane*, Halle 1894, S. 54ff.), die Ritter- und Räuberromane von Carl Gottlob Cramer (1758–1817; vgl. zu ihm Müller-Fraureuth, ebd. S. 38ff.), die Kriminalgeschichten August Gottlieb Meißners (1753–1807; vgl. zu ihm das ausführlich informierende Nachwort in: *Ausgewählte Kriminalgeschichten*, hg. von Alexander Košenina, St. Ingbert 2004, S. 91ff.) und last, but not least die sentimental Familien geschichten von August Heinrich Julius Lafontaine (1758–1831).

der Avanturiers und der Robinsonaden angehören. Alle genannten Werke sind zwischen 1730 und 1760 erschienen, liegen also vor der Zeit, in der Lessing und Wieland, Nicolai und Abbt die kritische Erneuerung der deutschen Literatur beginnen. Von den Einflüssen der modernen französischen und englischen Romanliteratur, von Marivaux<sup>27</sup> auf der einen, Richardson und Fielding<sup>28</sup> auf der anderen Seite ist in ihnen nichts zu spüren. Dieser Gruppe von kurzweiligen Texten für Weltkinder, in der schon nicht mehr als Romane empfundene Roman-kompendien, biographisch bestimmte Abenteuer- und Reise-Romane sowie Eulenspiegel-Geschichten einander eng benachbart werden, steht als Lektüre für die Kinder Gottes eine Gruppe von religiösen und ökonomischen Schriften, von Postillen, Predigtsammlungen und Hauswirtschaftsbüchern<sup>29</sup> gegenüber. Erbauliches und unterhaltendes, Wahrheits- und Wahrscheinlichkeits-Lesen schließen einander nicht aus, gehen aber auch keine Vermittlung ein, sondern berühren einander unmittelbar als zwei in sich undifferenzierte und unsystematisierte Gesamtheiten. Das Leseverhalten, das uns damit begegnet, liegt noch vor der Ausbildung der modernen Institution Literatur<sup>30</sup> in Deutschland, vor ihren Wertungen und Entwertungen, ihren Abstufungen und Abgrenzungen,

27 Siehe dazu Winfried Engler, *Geschichte des französischen Romans*, Stuttgart 1982, S. 125ff., sowie Peter Bürger, *Marivaux' Paysan parvenu. Zur Entstehung des bürgerlichen Romans*, in: ders., *Studien zur französischen Frühaufklärung*, Frankfurt 1972, S. 99–132. Zu Marivaux' Einfluss auf die deutsche Literatur der Aufklärung siehe Roswitha Krämer, *Marivaux' Romane in Deutschland. Ein Beitrag zur Rezeption des französischen Romans in Deutschland im 18. Jahrhundert*, „Studia Romanica“ 29, 1976. Zum Roman der Aufklärung in Frankreich vgl. Rolf Geissler, *Romantheorie in der Aufklärung. Thesen und Texte zum Roman des 18. Jahrhunderts in Frankreich*, Berlin 1984, Wilhelm Graeber, *Der englische Roman in Frankreich 1741–1763: Uebersetzungsgeschichte als Beitrag zur französischen Literaturgeschichte*, Heidelberg 1995, sowie Laurent Versini, *Roman et Lumières*, Paris 2013.

28 Siehe dazu Ludwig Borinski, *Der englische Roman des 18. Jahrhunderts*, 2. Aufl. Wiesbaden 1978, S. 98–232, sowie Hans Ulrich Seeber, Hg., *Englische Literaturgeschichte*, 2. Aufl. Stuttgart 1993, S. 175ff., und Guy Stern, *Fielding, Wieland, Goethe and the Rise of the Novel*, Frankfurt/M. 2003, sowie die Angaben im „Vorbericht“ in Anm. 64.

29 Eine kleine Auswahl: LACHNEAULICI *allgemeine Haus- und Wirtschaftsregeln*, *Des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch*, *Der kleine Görgel in Lebensgrösse*, *Schabalie wandelnde Seele*, *Försters expediter Prediger in sechs Quartbänden*, *Die Grundrisse von Predigten der Hamburgischen Herren Pastoren*; so Nicolai im *Sebaldu Nothanker*, ebd. S. 20.

30 Vgl. zu diesem Konzept Christa Bürger, *Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*, Stuttgart 1990, S. 178, Anm. 1 und die dortigen weiterführenden Literaturangaben, sowie den biographisch theoriehistorischen Rückblick auf dessen Entstehung bei ders., *Mein Weg durch die Literaturwissenschaft*, Frankfurt/M. 2003, S. 161ff.

die mit der Verfeinerung des Gattungssystems Hand in Hand gehen, und orientiert sich einzig und allein am Gegensatz von Wahrheit und Wahrscheinlichkeit, von erbaulichem Lesen, das sich dieselben Texte immer wieder vergegenwärtigt, und unterhaltendem Lesen, das zu immer anderen Texten und ihren immer wieder anderen Relativierungen der Wahrheit fortgeht. Im Rahmen dieses einfachen Gegensatzes halten sich die Schwanksammlungen und Volksbücher, die älteren und jüngeren Eulenspiegel auf gleicher Rezeptionshöhe wie die Romane, indem sie deren Erzähl- und Weltaneignungsform auf der Stufe ihrer Tradition festzuhalten suchen, sie damit dem erbaulichen Lesen annähern und den Sieg des unterhaltenden hinauszögern.

Machen wir, um unser Ergebnis abzusichern, noch eine Probe. Heinrich Jung-Stilling berichtet im zweiten Teil seiner Autobiographie, den von Goethe 1778 zum Druck beförderten *Jünglingsjahren*, von seiner bisherigen historischen und literarischen Bildung:

Um diese Zeit hatte er im historischen Fach noch nichts gelesen, als Kirchenhistorie, Martergeschichten, Lebensbeschreibungen frommer Menschen, desgleichen auch alte Kriegshistorien vom dreißigjährigen Krieg und dergleichen. Im Poetischen fehlt's ihm noch; da war er noch immer nicht weiter gekommen, als vom Eulenspiegel bis auf den Kayser Octavianus, den Reinike Fuchs mit eingeschlossen. Alle diese vortreffliche Werke der alten Teutschen hatte er wohl hundertmal gelesen, und wieder andern erzählt; er sehnte sich nun nach neueren.<sup>31</sup>

Der achtzehnjährige Dorfschulmeister kennt Geschichte unter dem Vorzeichen des „Curiösen“,<sup>32</sup> der einander bedrängenden und überstürzenden Seltsam- und

31 Johann Heinrich Jung-Stilling, *Lebensgeschichte*. Vollständige Ausgabe, mit Anmerkungen hg. von Adolf Benrath, Darmstadt 1976, S. 123. Die gleiche Leseliste beherrscht in Goethes Elternhaus das Poetische, aber hier nur das Poetische für Kinder: „Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel Volksschriften, Volksbücher, bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst [...] Wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Haustüre eines Büchertrödlers täglich zu finden und sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Fortunatus, mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, alles stand uns zu Diensten, sobald uns gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend einer Näscherei zu greifen“ (Johann Wolfgang Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, I. Teil, 1. Buch. *Jubiläums-Ausgabe JA* ebd. Bd. 22, S. 38).

32 Vgl. „Erzählen im Angang“ und dort Anm. 258.

Verwunderbarkeiten aus der Kriegs- und Kirchengeschichte, sowie unter dem Vorzeichen des Exemplarischen, Typischen und Seriellen der Martyrologien und pietistischen Biographien. Im Poetischen hat er es noch nicht weiter gebracht als bis zu Volksbüchern wie dem *Kaiser Octavian* und dem *Reineke Fuchs*, denen er die Eulenspiegel-Historien beigelegt, um sie ebenso erbaulich zu lesen wie seine Quellenwerke aus dem historischen Fach.<sup>33</sup> Aber die unproblematisch ruhige Gemeinschaft, in der das Religiös-Geschichtliche und das Poetische, das Erbauliche und das Unterhaltende, etwa in Sebaldus' kleinem Fürstentum miteinander leben und in der wiederholendes und Neuland eroberndes Lesen sich ineinander verbergen und ohne Schwierigkeit miteinander verwechseln, genügt ihm nicht mehr. Ihm fehlt etwas im Poetischen, und er macht sich auf die Suche danach.

Herr Pastor Goldmann hatte einen Eidam, der ein Chirurgus und zugleich Apotheker war; dieser Mann hatte einen Vorrath von schönen poetischen Schriften, besonders aber von Romanen; er lehnte sie dem Schulmeister gern, und das erste Buch, welches er mit nach Hause nahm, war die Asiatische Banise. - Dieses Buch fing er an einem Sonntag Nachmittag an zu lesen. Die Schreibart war ihm neu und fremd. Er glaubte in ein fremdes Land gekommen zu seyn, und eine neue Sprache zu hören, aber sie entzückte und rührte ihn bis auf den Grund seines Herzens.<sup>34</sup>

Das schöne Poetische, die Poesie als Gegenstand der schönen Wissenschaften, trennt sich vom schlicht Poetischen. Die Romane lösen sich von den Volksbüchern und Eulenspiegel-Historien. Sie sprechen eine neue und fremde Sprache, die ihren Leser, der an seinem Leben arbeitet wie an einer Biographie, bis auf den Grund seines Herzens entzückt und rührt. Während Eulenspiegel und seine Verwandten das Humane nur in der Gestalt des Anekdotischen vorführen,

33 Dieses Lesen entspricht einem Geschichtsbild, das seinen Gegenstand im Licht einer ihn unverrückbar repräsentierenden Wahrheit vorstellt und zu seinen Fakten und Formen, seinem Ablauf und seinem Plan aufsehen heißt wie zu einem rituellen Identifikationsangebot. Wie schwer den deutschen Lesern des 18. Jahrhunderts der Übergang zu einem diskursivierten, diskutablen und damit nach Verifikation verlangenden Geschichtsbild fällt, zeigt eine kleine, mit „Widersprüche“ überschriebene Szene in Christian Friedrich Daniel Schubarts „Deutscher Chronik auf das Jahr 1775“, in der eine Gruppe Zeitungleser sich im Wirtshaus bis zur völligen Verwirrtheit durch einander widersprechende Meldungen arbeitet. Fazit: „Leser, wirf doch alle Zeitungen zum Fenster ,naus, und ließ – meinthalben den Eulenspiegel!“ (Ebd. S. 548.)

34 Jung-Stilling, *Lebensgeschichte*, ebd.

in Bildern und Szenen einer Phantasie, die das Typische ins Lächerliche bis Fratzenhafte übertreiben, führen die Romane nunmehr das anekdotisch Phantastische bis auf den Grund des Herzens in die Gestalt des Humanen, das alle besonderen Lebensgeschichten und -situationen zusammenfassende und vermittelnde Ideal der Entstehung des Individuellen aus dem Typischen. Selbst späte Barockromane wie Anshelm von Ziglers 1689 erschienene *Asiatische Bani-se*, in der das Phantastische unter dem Aufzug des höfisch Repräsentativen das Humane noch wie eine sich erst allmählich lüftende Maske bedeckt, biegen in diesen Weg bereits ein. Damit trennen sich auch die Leser der Volksbücher und Eulenspiegel-Historien von den Romanlesern. Wenn die Ersteren kein Gefühl dafür entwickeln, dass es ihnen im Bereich des Poetischen an etwas fehlt, bleibt ihnen die Sprache der Romane im Gefolge Marivaux', Richardsons und Fieldings fremd, rührt und entzückt sie nicht bis auf den Grund ihres Herzens, sondern weist sie ab wie die Grenze eines Landes, das sie nicht zu erreichen vermögen. Eulenspiegels Historien lassen sich hingegen mit dem Konzept der Erzählpoesie recht wohl verbinden, das die Robinsonaden und Avanturiers, die politisch-historischen, die galanten und teilweise sogar noch die exemplarisch-pragmatischen Romane beherrscht. Sie eröffnen den Jahrmarkt des frühbürgerlich Typischen, wie er sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts einem scharfen Beobachter darbietet, nach einem feststehend bestimmten, endlichen Schatz von Fabeln und Formen, Metaphern und Motiven. Die genannten Romanarten verhalten sich nicht anders, wenn sie auch anderen Aktualitäten folgen und mit ihren formalen und inhaltlichen Mitteln ästhetisch scharfsinniger, mit wachsender Lust an der Variation umgehen. Die neuen, in Deutschland mit Gellerts *Schwedischer Gräfin* einsetzenden Romane, die sich dem Bündnis der Vernunft mit der Gattungsnatur anschließen, um sie aus dem Grunde ihres Herzens als Einheit von Typischem und Individuellem, gesellschaftlicher Macht und deren privater Symbolisierung zu rekonstruieren, haben mit derartig traditioneller Poetik nichts mehr zu schaffen. Die Geister scheiden sich nun wie die Lesergruppen. Herzbergs *Volks Roman*, Volksbuch und Roman in einem, sucht einen Weg, diese Trennung zu überbrücken und die auseinanderdriftenden Lese- und Weltaneignungskonzepte wieder zu verknüpfen, um die drohende Unterscheidung von hoher und niederer Literatur wenn nicht rückgängig zu machen, so doch anzuhalten und erneut zur Disposition zu stellen.<sup>35</sup> Damit stört er den fortschreitenden Aufbau

---

35 „Im Grunde handelte es sich bei den meisten Volksbuchbearbeitungen, -umarbeitungen und

der Institution Literatur, was sie ihm, wie wir gesehen haben, mit gründlicher Nichtbeachtung vergolten hat. Das soll uns hier und jetzt nicht daran hindern zu untersuchen, wie der Roman seine Absicht zu verwirklichen trachtet. Wir haben dazu bisher das unmittelbare Nebeneinander von erbaulichem und unterhaltendem Lesen ins Auge gefasst und gesehen, wie das unterhaltende vom Volksbuch durch dessen Einfluss auf den zeitgenössischen Roman geprägt wird. Nun wollen wir an einem exemplarischen Fall der Frage nachgehen, ob und, wenn ja, wie dieser Roman von solcher schlichten Nachbarschaft abzurücken beginnt.

Als Johann Christoph Sachse, der „deutsche Gil Blas“, 1776 nach Mölln in die Lehre gegeben wird, „unterhielt mich mein Vater“, berichtet er, „von den Merkwürdigkeiten meines künftigen Wohnorts. Er sagte mir [...], in diesem Orte liege der verrufene Till Eulenspiegel seit dem Jahr 1350 begraben, auf dessen Leichensteine eine Eule und ein Spiegel zu sehen wären.“ Als er mit seinem Vater dort eintrifft, „ward mir erlaubt“, erinnert er sich weiter, „mich in dem Städtchen umzusehen. Mein erster Gang war nach Till Eulenspiegels Grabmal, woran ich außer der Eule und dem Spiegel noch folgende Grabschrift fand, die ich mir in meine Schreibtafel eintrug: Anno 1350 ist düße Stein upgehafen, / Tylle Eulenspiegel lehnt hierunter begraven. / Merket wohl und denket dran: / All, die hier voröver gähn, / Wat ick gewest up Erden, / Möten my glieck werden.“<sup>36</sup>

---

-modernisierungen [...] um didaktische Zweckliteratur, die das Moment der Unterhaltung nur benutzte, um aufklärerische Ideen umso leichter popularisieren zu können“ (Manfred Grätz, *Das Märchen in der deutschen Aufklärung*, „Germanistische Abhandlungen“ 63, Stuttgart 1988, S. 112). Herzbergs Eulenspiegel-Roman, den Grätz immerhin „die extremste [...] Neubearbeitung dieses seiner Zeit wohl bekanntesten Volksbuches“ (ebd.) nennt, benutzt gemäß der Hypothese, die wir verfolgen, das Moment der Unterhaltung nicht nur, sondern sucht es mit der vom erbaulichen Lesen her bestimmten Didaxe gleichberechtigt zu verbinden.

36 *Der deutsche Gil Blas*, eingeführt von Goethe. Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses, eines Thüringers, Stuttgart 1822. Hier zitiert nach der Ausgabe von Jochen Golz, Berlin 1977, S. 74 f. Alain René Lesages *Geschichte des Gil Blas von Santillana* (1715–1735) wird im Deutschland des 18. Jahrhunderts viel gelesen und erörtert. Obwohl gebildete LiebhaberInnen wie Goethe und Wieland ihn im Original lesen, erscheint schon 1726 eine Übersetzung der bis dahin erschienenen Teile unter dem Titel *Der Spanische Robinson oder Die sonderbare Geschichte des Gil Blas von Santillane*. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts folgen noch zwölf weitere Übersetzungen. Die beiden folgenreichsten sind wohl diejenigen von Mylius (6 Bde, 1. Aufl. Berlin 1774, 2. Aufl. mit 12 Kupfern von Chodowiecki Berlin 1779/80) und von Heuberger (2 Bde. Neuwied und Leipzig 1790ff.). Letztere scheint die Nachschriften ange-regt zu haben, in deren Reihe sich auch der „deutsche Gil Blas“ mit seinem Titel stellt: August Wilhelm Meyer, *Der polnische Gil Blas, oder Johann Lapunsky lustige und seltsame Begebenhei-*

Der zwielichtige Eulenspiegel steht bei den Bauern und Kleinbürgern in dem Ruf, eine historische Gestalt gewesen zu sein, so historisch wie die Helden der Martergeschichten und Kriegshistorien, aus denen der junge Jung-Stilling seine geschichtliche Bildung schöpft, und in ihrer Nachfolge so historisch historienreich wie der Kayser Octavianus und der Reinike Fuchs. Der Grabstein in der Kirche zu Mölln bezeugt es ohne jeden Zweifel, denn der Stein und die Schrift bestätigen einander wechselseitig und monumental; den Sinnspruch reiht der vierzehnjährige Sachse, schon überzeugt von einer überall gültigen Beziehung zwischen Text und Privatheit, unter seine persönlichen Denkwürdigkeiten ein. Als Goethe veranlasst, dass die Autobiographie des seit 1800 an der Herzoglichen Bibliothek in Weimar Angestellten im Mai 1822 bei Cotta erscheint, begleitet er sie mit einer Vorrede, die mit den Worten beginnt:

Indem wir eine schon früher angekündigte Handschrift, welche das Jahr und Tagebuch eines von Kindheit an hin und wider getriebenen Mannes enthält, unter dem Titel *Der deutsche Gil Blas* nunmehr gedruckt einführen, so müssen wir, um nicht übermäßige Hoffnungen zu erregen, diesen Schritt sogleich bevorworten und vor allen Dingen erklären: dass der französische Gil Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sei und dass sie also in diesem Sinne durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen.<sup>37</sup>

Diese eigentümliche Gegenüberstellung erscheint in Goethes Werk so nur hier, an entlegener Stelle. Wir erhalten also keine grundsätzliche Auskunft darüber, was Kunstwerk und Naturwerk als Bestimmungen eines künstlichen Produkts bedeuten, was sie in Sache der Roman-Asthetik trennt und was die Kluft zwischen ihnen so ungeheuerlich macht. Wir behelfen uns demgemäß mit einem Seitenblick auf eine verwandte Ästhetik, wo die in Frage stehende Begrifflichkeit ausgebreiteter wiederkehrt.

In jedem Kunstgegenstand ringen „dreyerley Naturen“ miteinander: „Die Natur des Darzustellenden, die Natur des darstellenden Stoffes und die Natur des Künst-

---

*ten*, Leipzig 1798; *Der jüdische Gil Blas*, hg. und mit Anm. begleitet von einem Unbefangenen, Leipzig 1834; *Der Sabbatianer oder die Schöpsenfamilie. Fortsetzung des jüdischen Gil Blas*, ebd. 1835. – Eulenspiegels berühmter Grabstein in der St.-Nicolai-Kirche zu Mölln ist erst nach 1532 errichtet worden, eine Folge seiner rasch wachsenden Popularität als literarische Figur und nicht deren Voraussetzung. Vgl. dazu Wunderlich, *Till Eulenspiegel*, ebd. S. 36 f.

37 *Der deutsche Gil Blas*, ebd. S. 5.

lers, welche jene beiden in Übereinstimmung bringen soll.“<sup>38</sup> Wahre Kunst entsteht, wenn die Natur des darstellenden und diejenige des dazustellenden Stoffes einander so innig durchdringen, dass die Repräsentation als reine Präsentation erscheint, das Medium in der Botschaft spurlos aufgeht und die Natur des Künstlers keine andere Spur als eben diese Spurlosigkeit hinterlässt. Diesem doppelten Anspruch auf Gelingen droht selbstverständlich auch die Gefahr doppelten Misslingens.

Der große Künstler, könnte man also sagen, zeigt uns den Gegenstand (seine Darstellung hat reine Objektivität) der mittelmäßige zeigt sich selbst (seine Darstellung hat Subjektivität) der schlechte seinen Stoff (die Darstellung wird durch die Natur des Mediums und durch die Schranken des Künstlers bestimmt).<sup>39</sup>

Nur der hier schlecht beurteilte Künstler, könnte man ebenso gut sagen, zeigt seinen Gegenstand, wie er seiner aufgefassten und bearbeiteten Natur nach ist, ohne die Beeinträchtigungen, die er auf diese Weise erleidet, in der blendenden Herstellung einfacher Unmittelbarkeit zu verbergen und zu leugnen. Nur er bemüht sich im Kunstwerk so weit wie möglich um das Naturwerk, macht aber im künstlichen Licht des ästhetischen Scheins immer schlichte Figur und schlechte Figuren, womit sein Wert im Rahmen der idealistischen Ästhetik und seine Stellung im von ihr beherrschten Kanon feststeht.

Ohne sich auf derartige Erörterungen einzulassen, fährt Goethes Vorrede wenig später fort:

Man kann solche Bücher wahrhaft erbaulich nennen, wie es der Roman, moralische Erzählung, Novelle und dergleichen nicht sein sollen; denn von ihnen als sittlichen Kunsterscheinungen verlangt man mit Recht eine innere Konsequenz, die, wir mögen durch noch so viel Labyrinth durchgeführt werden, doch wieder hervortreten und das Ganze in sich selbst abschließen soll.<sup>40</sup>

Sein voller Titel rückt den *Deutschen Gil Blas* in eine Reihe mit jenen seit der Mitte der 1740er Jahre zahlreich erscheinenden exemplarisch-pragmatischen

38 Beilage „Das Schöne der Kunst“ zu Friedrich Schillers Brief an Christian Gottfried Körner vom Februar/März 1793; *Nationalausgabe der Werke und Briefe (NA)*, Bd. 26, hg. von Edith und Horst Nahler, Weimar 1992, S. 224.

39 Ebd. S. 226.

40 *Der deutsche Gil Blas*, ebd. S. 7.

Romanen, die, Avanturier und Robinsonade, Kalendergeschichten und erbau-liche Lebensläufe miteinander verschmelzend, die biographische Form des Romans vorbereiten, wie sie Moritz' *Anton Reiser* und Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* dann ausarbeiten und erfüllen. Sie orientieren sich zwar an den exemplarischen Lebensläufen des höfisch-historischen Romans, stellen aber, da ihre Helden weder vom Hof stammen noch in der höfischen Geschichte eine Rolle spielen, ganz andere Stationen als beispielgebend dar. Der Sohn des Handwerksmeisters, des mittleren oder kleinen Beamten, des mehr oder minder wohlhabenden Kaufmanns, im schlechtesten Falle des Wirts oder Pächters, muss für gewöhnlich wegen eines übermütigen Streiches, wegen Verarmung oder Tod der Eltern seine Heimat verlassen. Er findet nach Abenteurern, die ihn Not, Geiz und Gemeinheit kennen lehren, meist Aufnahme bei gütigen Pflegefamilien oder Dienstherrn, die ihm eine Schul- oder Berufsbildung verschaffen. Er verliert dann sein Glück durch bösen Zufall oder eigene Schuld, muss in der Welt brauchen, was er gelernt hat, und in Handel und Dienstbarkeit, worin er meistens beschäftigt wird, noch einiges dazulernen. Größere Reisen, häufig Seereisen mit Schilderungen fremder Länder und Sitten und obligatem Schiffbruch, fehlen selten, ebenso wenig wie Liebesgeschichten und eine bis drei Heiraten. Mit einer kurzen Schilderung der Ruhe und Behaglichkeit, die ihr Protagonist an einem sicheren Ort in sichernder Tätigkeit und gesicherten Verhältnissen gefunden hat, pflegen diese Romane zu schließen. Die Subjekte, deren Leben hier erzählt wird, geraten wie Hans im Glück in eine Welt, deren Ordnung ihnen fremd ist. Sie wissen nicht einmal, ob sie überhaupt eine Ordnung hat. Anders als Hans im Glück schlagen ihnen die Erfahrungen, die sie machen, durchaus nicht immer zum Glück aus. Aber selbst aus dem äußersten Unglück vermögen sie die Lehre zu ziehen, dass der gesellschaftliche Sachverhalt, über den sie schmerzlich belehrt worden sind, eine Ordnung besitzt und dass diese Ordnung durch Einsicht und Überlegung erkannt und gehandhabt werden kann. Ob diese Ordnung mit den Ordnungen anderer Sachverhalte in einem wiederum geordneten Zusammenhang steht, ob es eine über die Lebenserfahrung hinausgehende Erfahrung in Lebensführung gibt, bleibt in den einzelnen, nur durch die Geschehnisse des Helden aneinandergereihten Episoden offen. Ihr Subjekt vermag nachzudenken, aber nicht vorauszudenken, und die moralischen Sentenzen, mit denen der Autor das Geschehen kommentiert, interpretieren für gewöhnlich, was geschehen ist, und spekulieren so gut wie nie darüber, was nach dem Gesetz des Geschehenen künftig geschehen könnte. Erst ganz am Ende, wenn das Sub-

jekt des Romans aus unromantisch sicheren Lebensumständen auf ihn zurückblickt, wenn es sich seine eigene Biographie lesend lebend vergegenwärtigt, kommt es zu dem Schluss, dass es in allem Unglück im Glück gewesen ist, dass die mächtige Hand eines guten Geschickes oder Gottes doch noch alles zum Guten gewendet hat.

In diesem Sinne kann man solche Bücher wahrhaft erbaulich nennen; [...] denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle zu entschädigen.<sup>41</sup>

Das gesellschaftlich Allgemeine erscheint dem Subjekt dieses Romans als ein Mosaik aus für sich gesonderten, abstrakten Allgemeinheiten, als ein Netz prägend pragmatischer Sachverhalte, dessen Knoten der von seinen Maschen aufgefangenen Person fühlbar, aber unerkennbar sind. Es zeigt den Sinnzusammenhang seiner Schlingen erst dem, der ihnen entronnen ist und an ihrem Zusammengzug Sinn und Ziel seines Entrinnens erkennt. Die Ordnung der Ordnungen, die Gesellschaft als System statt als Konglomerat sozial typischer Sachverhalte, hat ihren Bestand allein in einer besonderen Person, die mit den einzelnen Feldern des Mosaiks keine innige Beziehung eingeht, nicht einmal mit den Regeln, nach denen sie über sie ziehen muss. Sie springt mit ihnen um, wie sie mit ihr umspringen, und ist am Ende froh, ihnen so unberührt wie am Anfang des Spiels wieder zu entspringen. Gesellschaft und Gesellschaftssystem, Leben und Lebensgeschichte, Subjektivität und Subjektsinn liegen so unmittelbar und abstrakt nebeneinander, als hätte sie eine bewusste Natur erschaffen, deren Werk man wohl nachträglich koordinieren und kommentieren, aber nicht a priori synthetisieren und komponieren kann. Der moderne biographische Roman seit Moritz und Goethe hebt diese Bewusstlosigkeit auf. Gesellschaft und Gesellschaftssystem, Leben und Lebensgeschichte, Subjekt und Subjektsinn werden in der Person des Helden so synthetisiert und komponiert, dass sie eine Vermittlung und Konkretion miteinander eingehen, die sich in ständiger Überla-

41 Ebd. S. 7 und S. 6. – Vgl. zu dieser Charakteristik Ernst Weber, *Die poetologische Selbstreflexion im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts*, ebd. S. 118ff.

gerung und Zerstreuung, zentripetaler und zentrifugaler Figur bewegt und erhält. Das Allgemeine realisiert sich ebenso im Besonderen wie das Besondere im Allgemeinen, jeder Knoten verweist auf das ganze Netz, und der Plan des Ganzen knüpft auch noch den kleinsten und scheinbar nebensächlichsten Knoten.<sup>42</sup> Das Gesamtwerk der Biographie expandiert in eine gegen unendlich gehende Teilbarkeit, an der kein Teil entbehrt werden kann, ohne die notwendige Kunst des Zusammenhangs zu stören oder gar zu zerstören. Es bewährt sich „als sittliche Kunsterscheinung“ durch eine „innere Konsequenz“, die für das beschriebene Leben den kategorischen Imperativ ergäbe: Handle stets so, dass die Maxime deines Handelns in die Herstellung eines vernünftigen unendlichen und unendlich vernünftigen Weltzusammenhangs mündet. Der exemplarisch-pragmatische Roman weiß von dieser Einheit von Vernunft und Unendlichkeit noch nichts: „Eine Begebenheit, die Liebhaber finden soll, muß wohl zusammenhängende Begebenheiten, nützliche Anmerkungen, und eine feine Schreibart in sich fassen und geringere Umstände auf das geschwindeste vorüber gehen“, heißt es in einer der vielen Romanvorreden<sup>43</sup> – also eine vernünftige Endlichkeit an die andere reihen und die geringen Umstände, die sie zu gediegener Unendlichkeit vermitteln könnten, „auf das geschwindeste vorüber gehen“. Welches Schicksal mag einen Roman erwarten, der sich, wie der uns hier beschäftigende, beider Konzepte bewusst ist und sie miteinander verschmelzen oder doch das eine in den Dienst des anderen stellen will, ohne dabei seine Beziehung zu den (Eulenspiegel-)Historien des Volksbuchs zu kappen?

---

42 „Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch, ein Gott der Erde genannt zu werden.“ So der denkspruchfreudige Abbé im 17. Kapitel des I. Buches der „Lehrjahre“ zu Wilhelm (JA Bd. 17, S. 78).

43 *Der reisende Weltweise oder wunderbare Begebenheiten und seltsame Schicksale M.\*\* P.\*\** mit nutzbaren Anmerkungen und merkwürdigen Nachrichten. Frankfurt und Leipzig 1766. – NB: „Wenig Deutsche, und vielleicht nur wenige Menschen aller neuern Nationen, haben Gefühl für ein ästhetisches Ganze; sie loben und tadeln nur stellenweise, sie entzücken sich nur stellenweise.“ So der Theaterdirektor Serlo zu Wilhelm Meister im 4. Kapitel des V. Buches der „Lehrjahre“ (JA 18, S. 18f.).

## II

Friedrich Herzbergs *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel* trägt seinen Untertitel *Volksroman zu Recht* in zwei Worten. Man kann ihn als einen Roman ansehen und lesen, in den ein Volksbuch sich schachtelt, oder als ein Volksbuch, mit dem sich ein Roman verknüpft, genauer: als den Auszug eines Volksbuches (das Werk enthält nicht mehr als ein knappes Drittel der originalen 95 Historien),<sup>44</sup> um und durch den sich ein zeit- und literaturkritischer Kommentar in Romanepisoden, Dialogen, kleineren Aufsätzen, verschiedenartigen Vorworten und einem mehrfach wieder aufgenommenen Totengespräch<sup>45</sup> rankt. Stilistisch ori-

44 Herzberg bemerkt dazu, dass „Herr Reichard, bey der Erwähnung der deutschen Volksromane in seiner Bibliothek der Romane [...] die Zahl der eulenspiegelschen Geschichten auf 92 festsetzte. Was mich betrifft, so enthält das Exemplar welches ich besitze, 103 Geschichten“ (Teil I, S. 266f., Anm.). Reichards eigene Ausgabe des *Till Eulenspiegel* erscheint 1778 im zweiten Band seiner Bibliothek. Flögel kommentiert: „Die Volksausgaben sind einander an Vollständigkeit nicht gleich, denn einige enthalten mehr, andre weniger Historien. In den vollständigsten stehn 102 Historien, (Herr Herzberg redet von einer, die 103 enthielt, die ich nicht kenne), in andern 98. und in andern 92“ (*Geschichte der Hofnarren*, ebd., S. 465 f.). Vgl. zur ganzen Frage Wunderlich, *Till Eulenspiegel*, ebd., S. 47 f. Zu Reichards Bibliothek der Romane siehe die ausführliche Darstellung bei Grätz, *Das Märchen in der deutschen Aufklärung*, ebd. S. 101–109, und dort zum Eulenspiegel insbesondere S. 105f. Herzberg ist auf die Konkurrenz nicht gut zu sprechen: „Hr. Reichard hat zuverlässig kaum eine Stunde nöthig gehabt, um diesen berühmten Volksroman seiner Bibliothek einzuverleiben. Das heiß ich: einen Roman aus dem Ärmel schleudern. Bey alle dem versteht Hr. Reichard die Kunst, sich aus der Sache zu ziehen. Er sagt, nachdem er etliche wenige Geschichten vom Eulenspiegel, die nicht einmal in der ganzen Sammlung die interessantesten sind, im Vorbeygehen berührt hat, am Ende: Genug von unserm ältesten Volksroman; gerade, als wenn die gemeinen Volksromane nicht eben die Aufmerksamkeit verdienten, als die vornehmen Volksromane“ (*Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil I, S. 259).

45 Die um 160 n.Chr. entstandenen *Totengespräche* des Lukian von Samosata erfahren in den 1683 in Paris erschienenen *Nouveaux Dialogues des Morts* Bernard de Fontenelles eine Aktualisierung, deren Übersetzung durch Johann Christoph Gottsched 1727 (wieder abgedruckt in *Herrn Bernards von Fontenelle auserlesene Schriften* Leipzig 1751 sowie 1771) die deutsche Literatur und Leserschaft begeistert und intensiv rezipiert. Vgl. dazu Werner Krauss, *Fontenelle und die Aufklärung*, München 1969, sowie Peter Bürger, *Die aufklärerische Bedeutung der Form in Fontenelles Dialogues des Morts*. In: ders., *Studien zur französischen Frühaufklärung*, ebd. S. 22–43, Alain Niderst, *Fontenelle*, Paris 1991 (Biographie mit ausf. Lit.verz.), Fabrice Chassot, *Le dialogue scientifique au XVIIIe siècle. Postérité de Fontenelle et vulgarisation des sciences*, Paris 2012, sowie Gabriele Vickermann-Ribemont, *Dialog und Dialogizität im Zeichen der Aufklärung*, Tübingen 2014. – David Fassmann (1683–1744), zunächst Schriftsteller in Leipzig, dann Spassmacher und Schriftsteller am Hof Friedrich Wilhelms I. in Berlin, gegen seinen Willen vom König im April 1731 als Akademie-Präsident eingesetzt, verlässt die Stadt heimlich einen

entieren sich diese Textstücke einerseits an den Satirikern der deutschen Aufklärung, an Rabener, Liscow und nicht zuletzt an dem Fabeldichter Lichtwer,<sup>46</sup> andererseits an Sternes *Tristram Shandy* und dem Spiel, das die Einbildungskraft dort mit den Bedingungen und Formen des Verstandes spielt. Dieses Spiel greift auf die einzelnen Historien über. Wie sein Original dem Muster der Schwankbiographie folgend,<sup>47</sup> beginnt auch Herzberg seinen Volksbuchtext mit der Historie von Eulenspiegels Geburt und dreimaliger Taufe, fügt ihr aber eine eigene Geschichte mit eigener Pointe hinzu. Als Eulenspiegels Pate mit dem Kind von der Kirche heimwärts wandert, stolpert er infolge allzu reichlichen Taufbiergenusses und fällt mitsamt Täufling in eine große, schmutzige Pfütze. Der kleine Eulenspiegel erstickt fast in dem nassen Schlamm und muss von oben bis unten abgewaschen werden, so dass er also nicht nur einmal, sondern dreimal getauft wird.<sup>48</sup> Diese Geschichte ergänzt Herzberg um die Erzählung, wie der Pfarrer, sich über den Kindertragkorb beugend, den Teufel statt des Täuflings zu erblicken meint, nach Weihwasserkessel und -wedel rennt, um den Gottseibeius zu exorzieren, und am Ende ist es nur der schwarze Hauskater, der statt des Kindes im Korb sitzt.

„Wie kam aber in aller Welt der Kater in den Korb?“ – „Erlauben Sie: es gieng ganz natürlich zu.“ Anne lag im Bette; Eulenspiegel in der Wiege; Ilse trug den leeren Korb herbey; Ursel legte darinn ein Unterbettchen; Ilse ein Oberbettchen; Ursel deckte den Korb zu; Ilse hob ihn etlichemal auf, um das Gewicht zu erfahren; Ursel und Ilse giengen gewisser Verrichtungen wegen aus der Stube; Anne nahm das Kind aus der Wiege zu sich ins Bett und schief ein; der Kater schlupfte unter der Decke in den Korb

---

Monat später und kehrt nach Leipzig zurück. Dort oder von dort aus gibt er 1718–1739 die *Gespräche in dem Reiche derer Toten* in 174 Nummern und 240 Teilen heraus. Hans Magnus Enzensberger hat diese Tradition in seinem historisch erzählkritischen Buch *Hammerstein oder Der Eigensinn*, Frankfurt/M. 2008, jüngst wieder aufgenommen. Zu Faßmann siehe Ludwig Lindenberg, *Leben und Schriften David Faßmanns (1683–1744) mit besonderer Berücksichtigung seiner Totengespräche*, Berlin 1937, Herbert Meschkowski, *Jeder nach seiner Façon. Berliner Geistesleben 1700–1810*, München/Zürich 1986, S. 53–57, Stephanie Dreyfürst, *Stimmen aus dem Jenseits. David Fassmanns historisch-politisches Journal „Gespräche in dem Reiche der Toten“ (1718–1740)*, Berlin 2014, sowie zur – sehr reichen – Tradition des Totengesprächs im Deutschland des 18. Jahrhunderts John Rutledge, *The Dialogue of the Dead in Eighteenth-Century Germany*, Bern/Frankfurt 1974.

46 Vgl. dazu Teil I, S. 72.

47 Vgl. dazu Wunderlich, *Till Eulenspiegel*, ebd. S. 58 ff.

48 Siehe Lindow, *Dil Ulenspiegel*, ebd. S. 9–11.

und bereitete sich zwischen dem Ober- und Unterbettchen ein Lager; Ursel kam zurück; eine Weile nach ihr kam Ilse; die Wiege war leer, die Schwere des Korbes hatte zugenommen; Ursel glaubte, Anne habe das Kind hineingelegt; Ilse glaubte, Ursel habe es gethan, u. s. w.<sup>49</sup>

Und so weiter, alles in einem Satz, den nur Komma und Semikolon unterbrechen. Die Einbildungskraft kann wie das Wertgesetz alles mit allem verbinden, was den Wert bildlicher Übertragung anzunehmen vermag, alles gegen alles eintauschen, selbst in der Drehung eines Signifikanten um den identischen Anfangsbuchstaben, von Kind zu Kater. Symbolische Handlungen, deren Sinn in der zeremoniell festgelegten Repräsentation eines nur abwesend vorstellbaren Sinnzusammenhangs besteht, verlieren bei dieser Drehung beides und werden sinnlos, bis der Verstand ihnen beispringt und durch sinngebende Vermittlung zwischen den unmittelbar übereinanderliegenden Signifikanten ihren Sinn für einen anderen Sinn wiederherstellt und zeigt, dass es in der Phantasie doch nicht phantastisch, sondern ganz natürlich zugeht. Der Witz dieses Verfahrens liegt darin, dass es den Verstand zum Gehilfen der Einbildungskraft macht, der ihr hinterherkeucht und immer dort ankommt, wo sie schon lange gewesen sein wird; zu einem unvernünftigen Helfer überdies, der, weil er überall sinngebend eintreten kann, den natürlichen Sinn, den er aufklärend erhellt, ins Zwielflicht einer Vielzahl von Sinnmöglichkeiten bringt. Genießen kann diesen Witz allerdings nur ein Leser, der so viel Vertrauen in die Vernunft seines Verstehens setzt, dass er sich dessen Verständigkeit mit Vergnügen ins Karussell seiner Bilder entführen und entgleiten lässt.

Der stets als Herausgeber agierende Autor schafft sich schon im I. Teil seines Buches seinen eigenen Rezensenten, einen Herrn des sprechenden Namens Putzwekkius, mit dem er diskutiert und korrespondiert und den er schließlich im II. Teil eine rühmende Rezension des I. Teils schreiben lässt.<sup>50</sup> „Besser ist es immer, daß ich das Schlimme selbst vorher sage, als daß es der gestrenge Herr Recensent hernach sagt; indem ich hierdurch den Vortheil stets auf meiner Seite behalte.“<sup>51</sup> Den Vorteil nämlich, im Übergang vom Text zum Kommentar, von der Produktion zu ihrer Reflexion, mein eigener Herr zu sein und zu blei-

49 Teil I, S. 60 f.

50 Siehe Teil II, S. 114 ff.

51 Teil II, S. 26.

ben. Diesem Putzwekkus, der, jede auswärtige Kritik wegputzend, im Buch schon alles sagt, was es über dieses Buch zu sagen gibt, überträgt der Herausgeber nun die Edition des II. Teiles, macht also den Rezensenten unter dem Deckmantel des Editors zum Autor und die Grenze zwischen Autor und Kritiker, zwischen Text und Kommentar relativ und als Grenze wirkungslos. Wenn der Kommentar eines Textes die Kritik eines Textes beinhaltet, ist offenbar seine Meinung, dann dünkt sich der Kommentar der bessere Text als der Text zu sein; er soll ihn also doch wirklich und wahrhaftig übernehmen, und sich nicht in einer Distanz halten, die ihm den Text ohne die Verantwortung für den Text überliefert. Der Kommentar hat, nehmen wir einmal an,

nur die Aufgabe, das *schließlich* zu sagen, was *dort* schon verschwiegen artikuliert war. Er muss [...] zum ersten Mal das sagen, was doch schon gesagt worden ist, und muss unablässig das wiederholen, was eigentlich niemals gesagt worden ist.<sup>52</sup>

Was geschieht nun, wenn der Kommentator zugleich Autor wird, wenn zwei einander ausschließende Ordnungen des Diskurses zum selben Text miteinander kurzgeschlossen werden? Der Kommentar hat zu sagen, was der Text schon sagt, was die Ordnung des Autors im Ordnen seines Sprechens aber notwendig verschweigt. Der Kommentator weiß um die Existenz dieses Verschweigens und spricht sie aus, ohne das Verschwiegene, das der Ordnung des Autors angehört, aussprechen zu können. Diesem Widerspruch entspringt die Unendlichkeit des Verhältnisses von Text und Kommentar. Der Kommentator, der zum Autor wird, bekommt den Wortlaut des Verschwiegenen zu sehen. Verschweigt er ihn weiter, hält er zwar seinen Kommentar aufrecht, verleugnet sich aber als Autor; lässt er ihn laut werden, bestätigt er sich zwar als Autor, annulliert darin aber sein Kommentieren. Als Ausweg bleibt ihm nur ein Kommentar übrig, der das Verschwiegene als Verschwiegenes in einem anderen, als anderer deutlich gekennzeichneten Text wiederholt und sich so zugleich in den kommentierten Text zurückverwandelt, ohne mit ihm eins zu werden: „Das unendliche Gewimmel der Kommentare ist vom Traum einer maskierten Wiederholung durchdrungen: an seinem Horizont steht vielleicht nur das, was an seinem Ausgangspunkt stand – das bloße Rezitieren.“<sup>53</sup> Übergibt also der Autor jemandem, der einen

52 Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt 1977, S. 18.

53 Foucault, *Ordnung des Diskurses*, ebd. S. 18.

Teil seines Textes kommentiert hat, die Fortführung, so benutzt er dessen anfängliche Freiheit von der Ordnung des ursprünglichen Textes, um ihn buchstaben genau auf deren Struktur zu verpflichten. Der Kommentator als Autor hat seinen freien Willen darin, einem Fremden zu gehorchen und diesen Gehorsam als seine Freiheit zu begreifen, das Verschwiegene des ihm vor- und vorausliegenden Textes auszuführen und sich darin an die Regeln seines Verschweigens zu halten. Er kann sich in seinem neuen Text gegen den alten soviel vergehen, wie er will, er befolgt dessen Vergangenheit, weil sie seine Gänge überall und überhaupt bestimmt. Herzberg meint einen Witz nach Art Sternes zu machen und legt darin unversehens die Struktur moderner Diskursmacht bloß: die Synthese unvereinbarer Ordnungen zur Funktionseinheit von Disziplin und Freiheit, die allerdings nur unter Bedingung ihrer strategischen Getrenntheit funktioniert – sei es in Wahnsinn und Sinn, in Geist und Körper, in Gebot und Verbot<sup>54</sup> oder eben auch in Autor und Kommentar.

Der Vorerinnerung, die den genannten Auftrag an den Herrn Putzwekkius enthält, gehen ein Spottlied auf die Empfindsamkeit im Ton einer Volkslied-Parodie und eine erste Vorrede des ursprünglichen Verfassers voraus. Ihr folgt ein Schreiben, das diesem einen einträglichen Posten anbietet, der mit der weiteren Herausgabe des *Eulenspiegel*-Romans unvereinbar ist, woran sich eine zweite Vorrede schließt, die nun von dem neuen Herausgeber stammt, der seinerseits auf ein Vor zu seiner Rede nicht verzichten will. Die Einbildungskraft ergreift mit ihren Schleifen und Schlingen die Form des Erzählens und macht die Frage ‚Wer spricht welchen Text auf welcher Ebene?‘ zu ihrem Spielball. Die Antwort wird jeder Autor, der aus dem *Tristram Shandy* gelernt hat, dem Verstand seines Lesers überlassen oder Gefahr laufen, ihn so zu langweilen wie jemanden, dem man einen Witz erklärt. Genau das tut der Erzähler des *Till Eulenspiegel* erstaunlicherweise zu Anfang seiner Vorworterei.

---

54 Siehe dazu Michel Foucault, *Wahnsinn und Gesellschaft*, 2. Aufl. Frankfurt/M. 1977, S. 349ff.; ders., *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt/M. 1977, S. 173ff.; sowie ders., *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*, Frankfurt/M. 1977, S. 159ff. – „Die Genealogie-Geschichte à la Foucault [...] ist nicht auf die Praktik, den Diskurs, den verborgenen Teil des Eisbergs spezialisiert, oder vielmehr: der verborgene Teil des Diskurses und der Praktik ist vom sichtbaren nicht zu trennen“ (Paul Veyne, *Foucault: die Revolutionierung der Geschichte*, Paris 1978/Frankfurt/M. 1991, S. 75). Vgl. zu Foucaults Diskurs-Begriff auch Clemens Kammler/Rolf Parr/Ulrich Johannes Schneider, Hg., *Foucault-Handbuch*, Stuttgart/Weimar 2008, S. 233ff.

Anmerkung. Einleitungen und Vorreden sind von je her mit Recht – für Läufer geachtet worden, welche die Kundschaften des, sich auf Wanderschaft begebenden Buches in Händen haben, um solche pflichtschuldigst überreichen zu können, wenn sie ihre Herrschaft bey den geneigten Lesern anmelden; weil aber seit einiger Zeit mit den Kundschaften, den Läufern und dem Anmelden ein schädlicher Misbrauch eingeschlichen ist, und viele Leser oft dadurch sind bewogen worden, um den angemeldeten Gast recht nach Handwerks-Brauch und Gewohnheit, wie auch nach Stand und Würden, zu empfangen, zuvor Nachtmütze und Schlafrock wegzuzwerfen, [...] vor den Spiegel zu treten, die Daum[n]en aus dem Bart zu reiben, die Perücke aufzusetzen, in den Riding Coat zu fahren, die Strümpfe auszubürsten, und dann mit einem tiefen Reverenz die Thür zu öffnen, in der angenehmen Erwartung, einen von der Ferse bis zum Scheitel gelehrten Herrn bey sich einzuführen, an dessen Statt aber ein lipperläppisches kleines abgerissnes Handwerks-Krötelchen mit einem leeren Schnappsack vorgefunden zu haben [...] Ein solches Unwesen hat nun freylich ein Mistrauen gegen alle Vorerinnerungen, Einleitungen und Vorreden erwecken müssen; welches denn auch, leider! so überhand nimmt, daß diese Dinger fast gar nicht mehr gelesen werden.<sup>55</sup>

Der Erzähler erklärt seinen Lesern, weshalb er mit Vorreden und Vorerinnerungen jongliert: weil er ihren Missbrauch satirisch geißeln und die gute alte Zeit in Erinnerung bringen will, in der sie noch als untrügliche Vorzeichen und Erkennungssignale eines Texttyps und einer Inhaltsabsicht gegolten haben (Satiriker sind seit den Tagen des Aristophanes für gewöhnlich Konservative, die allenfalls wider ihren Willen progressiv werden). Der Autor des „Volks Romans“ in zwei Worten rechnet mit zwei Arten von Lesern und sucht beide zufriedenzustellen. Den Kennern und Liebhabern des modernen Romans zeigt er sich auf der Höhe Stern'scher Erzähltechnik, den Lesern des Volksbuches, die vor ihr zunächst einmal erschrecken oder sich gar von ihr abschrecken lassen, erklärt er ihren aufklärerischen Zweck. Dieses Verfahren muss zweifellos misslingen. Entweder die Erklärung leuchtet ein, dann neutralisiert sie die erklärte Technik, die sich ja gegen das verständig erklärende Erzählen und seine altväterische Schwerfälligkeit richtet; oder sie bleibt dunkel und überlässt der Technik den Sieg über ihre verständige Darlegung, dann verliert sie eben die Leser vollständig, die sie für den modernen Roman gewinnen will. Dieser doppelte Anspruch

---

55 Teil II, S. 13 f. – Druckfehler im Original: „Daumen“ statt „Daunen“.

durchzieht Herzbergs gesamten Roman und besiegelt dessen formales Scheitern, weil er sich seine Widersprüchlichkeit nicht eingesteht. Wir könnten *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel* damit beiseitelegen oder uns damit begnügen, dieses Scheitern am passenden Ort wieder und wieder zu konstatieren. Unsere Untersuchung wird jedoch mit diesem Faktum erst eigentlich beginnen und nachforschen, welche historische, ideologische und epistemologische Tendenz diesen doppelten Anspruch steuert und zu welchen inhaltlichen, formalen und strukturellen Konsequenzen sie führt.

Dass der *Eulenspiegel*-Herausgeber den Romanen und den genialischen Jünglingen der Empfindsamkeit, Werther und Siegwart insbesondere, entschieden abgeneigt ist, zeigt sich schon am Spottlied zu Anfang des II. Teils. Hinter dieser Ablehnung steht ein Grundsatz, der mit der Entfaltung der modernen Vernunft kollidiert.

Till Eulenspiegel, so die Überschrift des 3. Kapitels des I. Teils, „verräth viel Anlage, ein Genie zu werden“. Was daraus werden wird, verrät der Text bald und unmissverständlich:

Mit Erlaubniß! 'ch hatte auch einen Vetter, n' brav Mann. Er hat 'n seinem Leben nicht viel gelernt, und doch konnte er alles aus sich selbst. Er reisete auf d'Académie, nicht um etwas zu lernen, sondern um seine Kenntnisse zu erweitern. Hat's wahrlich erweitert, und zwar so stark, daß er es sogar wagte, dem Freund Hayn, seinem Gränznachbar, bey einer vorkommenden Grenzvermessung um eine halbe Quadratruthe Land zu bevorthelen, 's bekam ihm sehr übel; denn, um die Proceßkosten zu vermeiden, mußst' er dem Beleidigten 122 Pf. ausgemergeltes Fleisch liefern, und darüber gieng er flöten.<sup>56</sup>

Eine derart anspielungsreich konstruierte Parodie des Geniewesens muss man Schicht um Schicht aufblättern, wenn man die Bauart erkennen will. Sie befolgt und übertreibt den Kraftstil der Sturm-und-Drang-Genies, den Apostroph, Enklise und Proklise, wie sie sich insbesondere bei Klinger und Wagner finden. In diesen Stil verpackt sie eine Kurzbiographie Werthers, die mit einer satirischen Überzeichnung des berühmten Vertrages aus dem *Kaufmann von Venedig* endet, also Shakespeare ins Spiel bringt, das Schibboleth der Geniekunst in Deutschland seit Herder und Goethe. Diese Parodie nun zitiert eine andere Parodie her-

---

56 Teil I, S. 70.

an, Friedrich Nicolais 1775 erschienene *Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Vorne und zuletzt ein Gespräch*, die wohl erfolg- und folgenreichste der vielen Werther-Parodien und Imitationen.<sup>57</sup> Das Zentrum der Kritik liegt in der Feststellung, das vorgestellte Genie habe in seinem Leben nicht viel gelernt, auch nichts lernen müssen, da es alles aus sich selbst könne. Der Erzähler misstraut dem Konzept eines Selbst, das alle Methoden, nach denen Wissen produziert wird, schon in seinem Selbstbewusstsein trägt, und an den Schulen des Wissens dessen Beziehung auf Gegenstände nur noch erweitern, aber sie nicht ihrer Form nach verbessern oder sich gar erst aneignen muss.

Nun heißt das Talent zum Erfinden das Genie. Man legt aber diesen Namen immer nur einem Künstler bei, also dem, der etwas zu machen versteht, nicht dem, der bloß vieles kennt und weiß; aber auch nicht einem bloß nachahmenden, sondern einem seine Werke ursprünglich hervorzubringen aufgelegten Künstler; endlich auch diesem nur, wenn sein Produkt musterhaft ist, d. i. wenn es verdient, als Beispiel (exemplar) nachgeahmt zu werden.<sup>58</sup>

57 Nehmen wir eine Stilprobe: „Was das für'n Junge war, der Werther. Gut, edel, stark. Und wie sie'n verkannt haben. Da kamen die Schmeißfliegen, setzten sich auf n, beschmizten alles, was er that. Und auch Albert, sein Freund, verkannt'n, konnt' eifersüchtig werden“ (ebd., S. 6). Vgl. zu Nicolais Werther-Buch Gustav Sichelschmidt, Friedrich Nicolai. *Geschichte seines Lebens*, Herford 1971, S. 97 ff., sowie Horst Möller, *Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai*. Berlin 1974, S. 121–133. Zur hier angesprochenen Wirkungsgeschichte von Goethes Roman siehe Ingrid Engel, *Werther und die Wertheriaden. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte*, „Saarbrücker Beiträge zur Literaturwissenschaft“ 13, St. Ingbert 1986, und Bernd Leistner, Goethes „Werther“ und seine zeitgenössischen Kritiker, „Goethe-Jahrbuch“ 112 (1995/1996), S. 71–82, zu derjenigen von Nicolais Werther-Parodie im besonderen Karin Vorderstemann, „Ausgelitten hast du – ausgerungen ...“. *Lyrische Wertheriaden im 18. und 19. Jahrhundert*, Heidelberg 2007, S. 377–409.

58 Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* BA 160. – Zu Kants Genie-Begriff vgl. Jochen Schmidt, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*, Darmstadt 1985, Bd. 1, S. 354–380, Herrman Parret, Hg., *Kants Aesthetik*, Berlin 1998, S. 564ff., Alain Tirzi, *La notion de génie dans la philosophie critique de Kant et son rapport à la modernité dans l'art*, Lille 2004, Bradley Murray, Kant on genius and art, in: „The British journal of aesthetics“ 47 (2007), S. 199–214, Paul W. Bruno, *Kant's concept of genius: ist origin and function in the third critique*, London 2010, Daniel S. Larangé, Le génie créateur dans l'idéalisme allemand de l'Aufklärung' au ‚Sturm und Drang‘ (Kant, Goethe, Hegel, Schopenhauer), in: Nathalie Kremer, Hg., *Le génie créateur à l'aube de la modernité*, Lille 2011, S. 73–98, Konrad Paul Liessmann, *Philosophie der modernen Kunst*, Wien 2013, S. 19–34, sowie die knappe, aber einprägsame Darstellung bei Gilles Deleuze, *Kants kritische Philosophie*, Ber-

Ein Produkt verdient dann nachgeahmt zu werden, wenn es jedem subjektiven Wissen, das es zu seinem Gegenstand macht, als Resultat eigener Tätigkeit unmittelbar einleuchtet, wenn jeder, der sich seiner bewusst wird, von ihm zu sich sagt: Wenn ich das mache, muss ich es auch so machen. Diese unmittelbare Einsicht, die ihre Gültigkeit und ihre Macht in keiner Reflexion verliert, kann aber nur von einem Produkt herrühren, das aus dem Produktionsprozess der gattungsnatürlichen Vernunft rein hervorgeht, dessen Produktionsmethode sich also in keiner personalen Abweichung trübt und bricht. Sein Produzent produziert stellvertretend für die vernünftige Gattungsnatur des Menschen, die er repräsentiert und verkörpert.<sup>59</sup> Der Begriff der Repräsentation drückt hier ein anderes Verhältnis aus als im dogmatischen Rationalismus des 17. Jahrhunderts und der frühen Aufklärung. Dort meint Repräsentation Realisierung, die wiederholende Darstellung eines als absolut seiend gedachten Idealzusammenhangs im Material anorganischer und organischer Körper, die erst geschichtlich und gesellschaftlich wirklich und wahrnehmbar werden, sobald sie in solchen idealen Ordnungen erscheinen. Hier richtet sie sich auf das Verhältnis der Bedeutung, in der die anorganischen und organischen Körper als Zeichen für einen Idealzusammenhang figurieren, dessen Sein nur für das zeichengebende Deuten gesichert und darüber hinaus problematisch, in vielleicht unabschließbarer Erörterung beschlossen ist. Diese immer irritierende Problematik stillt nur allzu leicht der „metaphysische Effekt, das als seiend zu halten, was *bedeutet* werden kann (Gott so gut wie Nicht-Sein)“,<sup>60</sup> umgekehrt gesagt: die Verwechslung von Sein und Deuten, das Konzept der identifizierenden Spiegelung vernünftiger Gattungsnatur in einer historisch und sozial konkret bestimmten Person. Geht man von dieser Spiegellogik aus und verwirft wie der Erzähler des *Till Eulenspiegel* die Magie ihrer Seinsmitteilung, ohne dieses Sein in der Problematik des Deutens zu sehen, entartet das Genie zur leeren Geste, zum Schlag der

---

lin 1990, S. 116–120.

59 „Alle Erweiterung in der Kunst muss von dem Genie kommen; die Kritik führt bloß zur Fehlerlosigkeit“ (Schiller an Körner am 3. Februar 1794; NA Bd. 26, ebd. S. 343).

60 Pierre Bourdieu, *Sozialer Raum und „Klassen“*, Frankfurt 1985, S. 39. Siehe dazu außerdem ders., *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, 5. Aufl. Frankfurt/M. 1992, S. 378ff. Vgl. dazu Gerhard Fröhlich/Boike Rehbein, Hg., *Bourdieu-Handbuch*, Stuttgart/Weimar 2009, S. 289ff.

Geniemänner (besser Genieaffen) [...], welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit einem Griffel gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben konzentriert und kraftvoll zu reichen, vorgibt.<sup>61</sup>

Wenn die Genies bloß Geniemänner sind, dann heißt Genie das Talent zum Erfinden einer Sprache, die Unwissenheit und Unwilligkeit, sich in persönlicher Einschränkung und Bescheidung an der alle Personalität überflügelnden Produktion des gattungsgemäßen Wissens zu beteiligen, für Weisheit, Kunst und Formkraft ausschreit. Wer diese Anlage fördert, macht sich daran, „aus einem Flüchtigen und Leichtfertigen ein Genie zu bilden“.<sup>62</sup>

Gegen Ende des II. Teils steigert sich die Zeitsatire zu einer eigentlichen Zeitbeschimpfung, die alles Unheil aus dem verkehrten Begriff entstehen sieht, den man sich in Deutschland von der Erziehung, genauer: vom Umgang mit dem Wissen über Erziehung macht.

Bücherschreiber ohne Zahl überschwemmen die Welt mit Erziehungsprojekten. Stolz, eignes Bedürfnis sind die Ursachen ihres Marktgeschreyes. Thörige Eltern klatschen den Charlatans Beyfall zu, damit sie die Freude haben können, in ihrem Knaben einen Mann, und in dem kleinen Mädchen eine Frau zu erblicken: um nach zwölf Jahren in dem Manne einen Dumkopf, und in der Frau ein hirnloses Weibsbild zu erkennen. ----- Ich sehe, daß Gärtner durch die Handgriffe der Kunst nach drey Jahren von einem mühsam empor gereizten Baum Früchte brechen; aber nach zwölf Jahren suchen sie die Stätte dieses Baumes vergeblich ... Eltern! werfet das unnütze Geschmierre feiler unbärtiger Erzieher wie Spreu in alle vier Winde. Seyd rechtschaffne Eltern, dann werdet ihr rechtschaffne Kinder haben. Kümmert und quält euch selbst mit dem Knaben und mit dem Jüngling, und brecht dann mit Freudenthränen reife Früchte von dem Mann.<sup>63</sup>

61 Kant, *Anthropologie* BA 162f.

62 *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Teil I, S. 87.

63 Teil II, S. 183/185. – Rechtschaffene Eltern kümmern und quälen sich offenbar nur „mit dem Knaben und dem Jüngling“, die Töchter scheinen Kummer und Qual nicht wert zu sein. Das war in der frühen deutschen Aufklärung sehr anders. Siehe dazu Wolfram Malte Fues, *Frauenbildung, Bildung zur Frau. Strategien der Geschlechterdifferenz in der frühen deutschen Aufklärung*, in: Wolfgang Klein/Waltraut Naumann-Beyer, Hg., *Nach der Aufklärung? Beiträge zum Diskurs der Kulturwissenschaften*, Berlin 1995, S. 51–66. Zur Frauen- und Mädchenbildung in der Aufklärung überhaupt siehe Rosemarie S. Madhyastha, *Die Frau als Bil-*

Richtige Eltern erziehen ihre Kinder selbst, ohne die Vormundschaft der Erziehungstraktate und -romane, der Musterschulen und Philanthropine, nach den Grundsätzen und dem Vorbild ihrer eigenen Rechtschaffenheit. Ihre Taten und Absichten sind dann richtig beschaffen, wenn sie der Natur nicht ihren Lauf, aber ihre Zeit lassen und darauf verzichten, sie mit künstlichen Strategien und Praktiken zu modulieren, die Dauer ihres Heranwachsens zu verkürzen, um die Zeit ihrer Reife zu verlängern.<sup>64</sup> Die Fusion der Vernunft mit der Gattungsnatur öff-

---

*dungsobjekt in den deutschen und englischen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts*, Diss. City Univ. New York 1984, S. 107–209, Elke Kleinau/Claudia Opitz, Hg., *Geschichte der Frauen- und Mädchenbildung*, Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung, Frankfurt/M./New York 1996, S. 275ff., Claudia Opitz/Ulrike Weckel, Hg., *Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1998, Ulrike Weckel, *Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert und ihr Publikum*, Tübingen 1998, Susanne Barth, *Mädchenlektüren. Lesediskurse im 18. und 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M./New York 2002, Elke Heinzelmann, *Kontroverser Diskurs im 18. Jahrhundert über die Natur der Frau, weibliche Bestimmung, Mädchenerziehung und weibliche Bildung*, Münster 2007, Wolfgang Theile, „Zum besten der Frauenzimmer“: deutsch-französische Materialien der Wissensvermittlung an Frauen im 18. Jahrhundert, „Germanisch-romanische Monatsschrift“ 60 (2010), S. 165–180, Sabine Koloch, Hg., *Frauen, Philosophie und Bildung im Zeitalter der Aufklärung*, Berlin 2010, Juliane Jacobi, *Mädchen- und Frauenbildung in Europa von 1500 bis zur Gegenwart*, Frankfurt/M./New York 2013.

- 64 Der Autor unseres „Volks Romans“ gesteht also der Kindheit zwar eine eigene Geschichte zu, stellt sich aber gegen jeden Versuch, dieser Geschichte eine Theorie zu unterlegen. Vgl. zu diesem Problemkreis Philippe Ariès, *Geschichte der Kindheit*, München 4. Aufl. 1977, S. 92–111, Elisabeth Badinter, *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München 1980, S. 116 ff., Ulrich Herrmann/Susanne Renftle/Lutz Roth, Hg., *Bibliographie zur Geschichte der Kindheit, Jugend und Familie*, München 1980, S. 15–82, Ingrid Peikert, Zur Geschichte der Kindheit im 18. und 19. Jahrhundert – einige Entwicklungstendenzen, in: Heinz Reif, Hg., *Die Familie in der Geschichte*, Göttingen 1982, S. 114–136, Bettina Hurrelmann, Kinderliteratur und Lesekindheit im 18. Jahrhundert. Kindheit und Lesefähigkeit, in: Dagmar Grenz, Hg., *Aufklärung und Kinderbuch. Studien zur Kinder- und Jugendliteratur des 18. Jahrhunderts*, Pinneberg 1986, S. 259–292, Brigitte Niestroj, Die Mutter-Kind-Beziehung im Kontinuum von Neuzeit und Moderne. In: dies., Hg., *Joachim Heinrich Campe, Über die früheste Bildung junger Kinderseelen*. Frankfurt 1985, S. 7–73, Johannes Oehme, *Das Kind im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Kindes*, Lübeck 1988, Anita Meschendorfer, *Bürgerliche Kindheit im Deutschland des 18. Jahrhunderts anhand autobiographischer Zeugnisse*, Frankfurt/M. 1991, Andreas Schulz, Der „Gang der Natur“ und die „Perfektibilität“ des Menschen. Wissensgrundlagen und Vorstellungen von Kindheit seit der Aufklärung, in: ders./Lothar Gall, Hg., *Wissenskommunikation im 19. Jahrhundert*, Stuttgart 2003, S. 15–40, Lucia Amberg, *Wissenswerte Kindheit. Zur Konstruktion von Kindheit in deutschsprachigen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts*, Bern 2004, Iris Ritzmann, *Sorgenkinder. Kranke und behinderte Mädchen und Jungen im 18. Jahrhundert*, Köln/Weimar/Wien 2008, Sabine Fellner/Katrin Unterreiner, *Puppenhaus und Zinnsoldat. Kindheit in der Kaiserzeit*, Wien 2012, S. 15ff.

net ihr nicht nur methodisch und systematisch das Tor zur gesamten übrigen Natur als dem Material ihrer Ordnungen, sondern intensiviert und akzeleriert auch Rhythmus und Pulsschlag der eigentümlich menschlichen. Sie produziert nicht nur eine zweite, wissenschaftlich-technisch zivilisierte Natur, sondern produziert auch die Natur der Gattung nach dem vernünftigen Konzept des Menschen neu. Das Bäumchen, das man mit Wissenschaft und Technik dazu überlistet, mit drei Jahren schon Früchte zu tragen, mag mit zwölf Jahren verdorrt und verschwunden sein, aber in diesen neun Jahren trägt es seinem Gärtner mehr ein als ein alter, natürlich vorvernünftig gezogener Obstbaum in der doppelten Zeit. Erziehung, die ein immer früher reifes, immer tüchtigeres, immer ergiebigeres Produktionssubjekt heranzüchtet, provoziert raschere Abnützung und ein vielleicht sogar längeres, aber öderes und unbedeutenderes Alter. Auch der intensiver genutzte Mensch wirft höheren Ertrag ab, nicht nur der intensiver genutzte Baum. Der „Volks Roman“ von Till Eulenspiegel sieht diese Entwicklung auf das Volk zukommen und will es dadurch vor ihr schützen, dass er dessen Leben von der Verbindung mit dieser so lebensstüchtigen Vernunft abschneidet. Wenn es die Erziehungsschriften, die Vorschriften zur Erzielung eines immer effektiveren Produktionssubjekts, wie Spreu in alle vier Winde wirft, behält es den Kopf frei für die Erinnerung an die Regeln und Maßnahmen, nach denen es selbst, seine Väter und die Väter seiner Väter aufgewachsen sind. Aufklärung wendet sich hier so kritisch gegen die Aufklärung, dass das Herkommen über die Vernunftgemäßheit wieder die Oberhand gewinnt. Sie verwirft jene

höhere Art der Gemeinnützigkeit, die Genie, Gelehrsamkeit, Anstrengung aller Geisteskräfte erfordert, und die man dadurch erreicht, wenn man [...] nicht allein jede Wissenschaft vor sich selbst, sondern auch in Absicht auf alle andere, und alle in Absicht auf die menschliche Gesellschaft betrachtet,<sup>65</sup>

wenn man also Vernunft in allen ihren Äußerungen und Ansatzpunkten als Macht zur vernünftigen Befreiung des menschlichen Lebensprozesses von seinen elementaren Gattungsbestimmungen ansieht und hochschätzt. Sie sucht letzten Endes das Bündnis der Vernunft mit der Gattungsnatur wieder aufzulösen, aber mit den Mitteln eben dieser Vernunft, mit dem Diskurs ihres Romans.

Der Autor des *Till Eulenspiegel* sucht seine Leser das Vertrauen in eine Ver-

---

65 Friedrich Nicolai, *Sebaldus Nothanker*, Erster Band, ebd. S. 127.

nunft zu lehren, die sich von der Vermittlung mit jeder Gemeinschaft zurückzieht, die größer ist als die Familie und ihre Tradition. Wer alle Theorie verwirft, die sich allein über die Schrift, nicht aber zugleich über die Person (oder mindestens ihre Monumente) mit ihm bekannt machen kann, muss sich von jeder Gesellschaft ausschließen, deren Begriffe über den Rahmen der Familie, der Sippe hinausreichen. Rechtschaffene Eltern erziehen ihre Kinder nach Grundsätzen, an die sie zugleich mit den Vorfahren sich erinnern, denen sie die Kenntnis verdanken. Damit aber bewahrt sich diese familiäre, genealogisch fundierte Vernunft vor der Zweideutigkeit der Repräsentation. Die Subjekte ihrer Lehren sind nicht, wie die Autoren modern aufklärerischer Erziehungswerke, Zeichen, die in der Ordnungsfigur der Person wirkliche, essentielle Personalität nur bedeuten und darum die Verwechslung der Figur mit dem Sein immer bei sich führen, sondern tatsächlich seiende oder gewesene Personen, die sich in der Figur ihrer Subjektivität ihren Nachfahren mit Fleisch und Blut vergegenwärtigen. Sie verkörpern einen Grundsatz, eine Lehre, eine Ordnung, ohne dass ihre Körper je in die problematische Zweideutigkeit zwischen dem Sein des Zeichens und dem Zeichen des Seins gerieten. Aufklärung, die auf derart genealogischer Vernunft beharrt, hindert sie an der Organisation moderner Gesellschaftlichkeit. Sie versagt ihr jenes doppelte Bedeuten, in dem jedes ihrer Subjekte eben sowohl eine tatsächliche Person sein wie als personales Zeichen eines allgemeinen Begriffes nur so erscheinen, also zwischen empirischem und transzendentelem Ich je nach seinem Ort im gesellschaftlichen Diskurs wechseln kann. Derartige Aufklärung bleibt pfahlbürgerlich, ständisch, ein besonderes Allgemeines, das sich bei dieser Besonderheit gegenüber anderen besonderen Allgemeinen wie etwa dem Adel bescheidet, statt die Grenzen dieser Scheidung zu übertreten und die Übertretungen zu Zäsuren seines Fortschritts zur Totalität zu machen.

### III

---

Der Verfasser des *Till Eulenspiegel* vertraut sich dem modernen Konzept der epischen Poesie an, den Wegen und Wagnissen der narrativen Poesie, wie sie Sternes *Tristram Shandy* geht, obwohl er sie durch seine Orientierung an Nicolai, Rabener und Lichtwer einschränkt und durch seinen Bezug auf das Volksbuch beschneidet.

Man sehe nur, wie es am Farotisch zugeht. Da sitzen die großen reichen Spieler oben an, besetzen ihre Blätter mit krennitzer Dukaten, geben sich ein unbeschreibliches Ansehen von Wichtigkeit, und thun, als wenn sie bey jedem Abzug die Banque verschlingen wollten. Dafür läßt sie auch der Banquier nicht aus den Augen, sondern macht ihnen noch dazu bald saure, bald süße Gesichter. Ganz unten aber am Tisch steht ein kleines Männchen, das still vor sich weg sein Viergroschenstück pointiert. Der Banquier scheint dieses kaum zu bemerken; indessen ist er doch nicht ungehalten darüber, sondern läßt es so hingehen. Nach geendigtem Spiel aber findet sich, daß die mehrsten trotzigen Pointeurs verloren, das Männchen aber gewonnen hat; zwar nicht viel, aber – doch gewonnen. Dieses könnte nun so ohngefähr mein Fall seyn. Denn ich vergleiche den Farotisch mit der litterarischen Welt. In der Banque liegen Beyfall, Ruhm, Lob, Tadel, Beurtheilungen, Belehrungen, Pasquille, und dergleichen mehr, alles untereinander vermischt. Der Banquier ist der Herr Kunstrichter nebst Consorten. Die reichen oben an sitzenden Pointeurs sind große berühmte Schriftsteller; sie pointieren mit Enzyklopädien, Journalen, Bibliotheken, Romanen, Rittergeschichten, Haupt- und Staatsactionen, Bänkelsängereyen, Empfindsamkeiten, und was dem ähnlich ist. Das kleine Männchen aber unten am Tisch ist, mit Gunst, – meine Wenigkeit.<sup>66</sup>

Der Verfasser des *Till Eulenspiegel* hat überraschend früh ein überraschend klares Bild von der Institution Literatur und dem Besitz an symbolischem Kapital,<sup>67</sup> den sie zunehmend monopolisiert. Die Macht über die Diskursivierung des Gesprächs, das die vernünftige Gesellschaft mit sich führt und in dem sie ihre Ausführung erörtert, geht von den empirischen Subjekten Schritt für Schritt an transzendente über, an Institutionen, die das Allgemeine besitzen, verwalten und verordnen, das ursprünglich erst aus der gleichberechtigten Auseinandersetzung und Übereinkunft der besonderen gesellschaftlichen Personen in die bestimmte und konkrete Form des Gesetzes und seiner Regelungen treten sollte. Der Autor des *Lebens und der Meynungen des Till Eulenspiegel* schreibt sich

66 *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil I, Vorrede.

67 Siehe zu diesem Begriff Bourdieu, *Sozialer Raum und „Klassen“*, ebd. S. 10f., sowie ders., Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: R. Kreckel, Hg., *Soziale Welt, Sonderheft „Soziale Ungleichheiten“*, Göttingen 1983, S. 183–198, und ders., Das literarische Feld, in: Louis Pinto/Franz Schultheis, Hg., *Streifzüge durch das literarische Feld*, Konstanz 1997, S. 33–148. Vgl. dazu Markus Joch/Christian Wolf, Hg., *Text und Feld. Literaturwissenschaftliche Praxis im Zeichen Bourdieus*, Tübingen 2005, sowie Fröhlich/Rehbein, Hg., *Bourdieu-Handbuch*, ebd. S. 99ff. und S. 369ff.

in diesem Spiel von Besitz als Macht um Macht und Besitz keine ausschlaggebende Rolle zu. Er gehört nicht zu den großen Spielern am Tisch, er hat keine großen Einsätze zu machen, er wagt kein Literaturkonzept, kein breit diversifiziertes Gesamtwerk an die Karten in der Hand der Institution. Er spekuliert nicht darauf, die Bank zu sprengen, sich an die Spitze des literarischen Fortschritts zu setzen oder bankrott zu gehen, aus der Geschichte dieses Fortschritts rasch und endgültig gestrichen zu werden. Aber er sitzt mit am Tisch, er zählt sich nicht zu den Ungelehrten, deren Amt es ist, für Ungelehrte zu schreiben, „den Verfassern der Inseln Felsenburg, den Postillenschreibern, und den moralischen Wochenblättern“.<sup>68</sup> Er ist sogar davon überzeugt, zu guter Letzt mit seinem bescheidenen Einsatz der Institution ein wenig Aufmerksamkeit abzugewinnen, „Beyfall, Ruhm, Lob, Tadel, Beurtheilungen, Belehrungen, Pasquille, und dergleichen mehr“, was auch immer zu welcher Form von Einfluss führt. Er scheint sicher zu sein, dass sein Brückenschlag zwischen dem modernen Konzept der Literatur und der ihm radikal sich entfremdenden Volksliteratur ebenso honoriert werden wird wie dementsprechend sein Versuch, mit den Machtmitteln moderner Vernunft deren Macht zu hemmen, zurückzubinden und einzugrenzen. Welcher Logik welcher Vernünftigkeit, welcher Modernität dieses Unterfangen gehorcht, welche Tragweite und welche Spannkraft es besitzt, wohin es zielt und wie es zusammenbricht, um sich aus der kanonisierten Geschichte der Literatur zu eliminieren, wollen wir nun untersuchen.

Einer der häufigen, nach der Manier Sternes in Herzbergs *Volks Roman* eingeschobenen Texte trägt die Überschrift „Sendschreiben des Verfassers der physiognomischen Reisen an den Verfasser des Till Eulenspiegel“.<sup>69</sup> Dort heißt es:

Dachte [...] bey mir: dem Herausgeber [des *Till Eulenspiegel*] möchtest du näher treten. Vermuthlich ist es auch ein Spaziergänger, und du würdest nicht übel thun, ihn dafür anzusprechen. Zu Zeiten, wenn ich so denke, erscheint, vermöge meiner Rêverie, eine Tapete voll Menschengesichter vor mir, aus denen ich mir, nach physiognomischen Regeln, ein einziges ausersehe, und es demjenigen, den ich möchte kennen lernen, und von dem ich Thatsachen vor mir habe, anpasse. Nun habe ich auch ein solch Gesicht für Sie gefunden, möchte aber noch gerne wissen, ob's auch zutrifft.<sup>70</sup>

68 Nicolai, *Sebaldus Nothanker*, ebd. Bd. I, S. 122.

69 „Wie ungereimt passt sich ein physiognomisches Fragment“, zeterter der Rezensent der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ (ebd. S. 101).

70 *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil I, S. 93 f. – Merkwürdig: Rousseaus „Träu-

Der Herausgeber des *Till Eulenspiegel* antwortet postwendend: Ganz richtig, auch er sei ein Spaziergänger, der nicht mit Ross und Tross und Wagen, sondern zu Fuß durch das Land der Literatur reise. Auch er steige nicht in den stattlichen Rasthäusern der Groß-Stätten ab, wo die Ämter und Gerichtshöfe der Institution Literatur ihre Prozesse betrieben. Er scheue es,

wenn man vor dem mit Censoren besetzten litterarischen Gerichtstisch in einem verschlossenen Zimmer Stand halten, und Red' und Antwort geben muß: und wenn sie einem dann Schritt für Schritt nachgehen; endlich auf die Schliche kommen; und einem den Kopf bald kalt, bald warm waschen [...] Besser [...] ist es allemal, wenn man die gestrengen Herren mit ins Feld in eine angenehme Wildniß führt. Da legt man denn gewöhnlicherweise den leidigen Systemzwang ab, und wenn da ein Schriftsteller über Gräben springt, im Froschsumpf wadet, auf Bäume klettert, auf einem weiden Klepper daher galopirt, bald Vogelnester sucht, Blumen pflückt, Buttervögel hascht, und über einen Stock purzelt, da trifft es sich denn oft, daß sie mit lachen – herzlich lachen. Ja, ja, dann läßt sich was machen.<sup>71</sup>

Das ist eine der (im Wortgebrauch des 18. Jahrhunderts) nettesten, bewusstlosesten und darum präzisesten Beschreibungen der Art, wie die Institution Literatur Macht über die Texte, die sie sich anvertraut, ausübt, wie ihre Ausschüsse sie einvernehmlich konzentrieren und disziplinieren. Erste Bedingung institutioneller Macht in der Moderne ist der Besitz eines Raumes, über dessen Öffnung und Schließung sie allein bestimmt. Gerichtstische stehen nicht mehr wie im Mittelalter unter freiem Himmel, sondern nur noch in umbauten und überdachten Zimmern. Ein solcher Raum setzt jedes bloß zufällig Vorübergehende fest, heißt es Rede und Antwort stehen und konstellierte es so zu einem Gegenstand, dessen Beweglichkeit man infolge der an ihm hergestellten Bewegungsunfähigkeit auf die Schliche kommen kann, indem man ihn von seiner Gegenständlichkeit heiß und kalt abschreckt, ihn von einem Extremzustand in den anderen wirft. Aus diesem Einsperrbezirk will der Herausgeber des *Till Eulen-*

---

*mereien eines einsamen Spaziergängers*“ entstehen zur gleichen Zeit wie Herzbergs *Volks Roman*, werden aber erst 1782 zusammen mit den *Confessions* postum veröffentlicht. „Rêverie“ bedeutet allerdings dem *Petit Robert* zufolge seit dem 16. Jahrhundert „Activité mentale consciente, qui n'est pas dirigée par l'attention, mais se soumet à des causes subjectives et affectives.“ Der Begriff habe im 18. Jahrhundert Konjunktur gehabt.

71 *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil I, S. 95.

*spiegel* die Subjekte der Institution Literatur ins freie Feld angenehm vagabundierender Texte verführen, in eine Wildnis der einander zufällig begegnenden, berührenden, beeinflussenden, überkreuzenden und sich wie im Kinderspiel ineinander verwickelnden Diskurse. Hier wird der Schriftsteller zum Schrift-Ent-Steller, der aus der Lust am Text solcher Wildnis die verordneten Textsysteme auseinanderjagt, bald hierhin, bald dorthin sich wendet, einmal diese, einmal jene Konfiguration aufspürt und am Ende über die von ihm selbst gelegten Pfade und Fährten stolpert. Die Herren der Räume müssen entweder zu Hause bleiben oder den leidigen Systemzwang ablegen, mitlaufen, mitstolpern und mitlachen. Dann, wenn sie keine Herren mehr sind, sondern nur noch Mitspieler, die andere, neue, erweiternde Regeln vorschlagen, aber kein hierarchisches Regelsystem mehr aufstellen, dann lässt sich mit ihnen etwas machen: sogar der Versuch einer Literatur, die die Einheit des Werkes nicht mehr als End-, sondern als Ausgangspunkt nimmt, von dem die Diskurse des Volks- und des modern bürgerlichen Romans ihren divergierend vernetzten Weg beginnen.<sup>72</sup> Fraglich bleibt allerdings, ob es dem Autor-Subjekt des *Till Eulenspiegel* gelingt, diese desubjektivierende und desorientierende Ordnungsfunktion zu verkörpern, oder ob es aus solch postmoderner Dekonstruktivität in moderne Konstruktions-Disziplin zurückfällt, ob sich seine persönlichen Ansichten und Absichten nicht schließlich doch gegen das Produktions-Wissen seines Textes durchsetzen.

Über dieser Abschweifung vergisst der Herausgeber des *Till Eulenspiegel* nicht, worum ihn der Herausgeber der *Physiognomischen Reisen* eigentlich gebeten hat. Er übersendet ihm seine Silhouette, seinen Schattenriss, allerdings nicht en profil wie üblich, sondern en face.

Die Sache hat ihren guten Grund. Bisher hat man die Stirne, die Nase, den Mund, und das Kinn physiognomisch beurtheilt, und sich das Übrige herausgeföhlt; bey meinem Schattenriß aber hat man Gelegenheit, den Seitenkopf, die Haarlocken, die Ohren und den Hals in reifere Betrachtung zu ziehen, und je nachdem die Seheraugen durchschauend seyn werden, desto leichter wird man in dem Riß meine Stirne, Nase und

---

72 „Es gibt im Grunde zwei Realismen: der erste entziffert das ‚Reale‘ (was sich darlegen lässt, aber nicht sichtbar ist); der zweite sagt ‚die Realität‘ (was sichtbar ist, aber sich nicht darlegen lässt); der Roman, der diese beiden Realismen mischen kann, fügt der Erkennbarkeit des ‚Realen‘ den phantastischen Schweif der ‚Realität‘ hinzu“ (Roland Barthes, *Die Lust am Text*, Paris 1973, 6. Aufl. Frankfurt/M. 1990, S. 68).

Mund wahrnehmen können. [...] Die Schlafmütze hätte billig wegbleiben können, aber was thut man oft nicht einem Einfall zu Liebe!<sup>73</sup>

Bevor wir diese seltsamen Sätze näher betrachten, müssen wir uns zwei Fragen zuwenden, deren Beantwortung die Seltsamkeit wenigstens bis zur Seltenheit aufzuhellen mag: Was für *Physiognomische Reisen*? Und wieso wird Physiognomik in welcher Auffassung hier so umständlich verhandelt? Zum ersten: Johann Karl August Musäus (1735–1787), *Physiognomische Reisen, voran ein physiognomisches Tagebuch, heftweise herausgegeben*, vier Hefte Altenburg 1778/79. Musäus, Sohn eines Amtskommissärs und Landrichters zu Jena, verbringt seine Jugendjahre in Eisenach und Allstedt und beginnt 1754 in Jena Theologie zu studieren. 1763 findet er einen ihm entsprechenden Beruf als Pagenhofmeister in Weimar, wo er 1769 Gymnasial-Professor wird. Musäus gilt als angenehmer und kluger Gesellschafter und vermag so am geistigen und kulturellen Leben Weimars in der Vorzeit der Klassik regen Anteil zu nehmen. Ab 1766 arbeitet er an Nicolais *Allgemeiner deutscher Bibliothek* mit und leistet in zahlreichen Rezensionen einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Romantheorie in Deutschland. Dieses Interesse prägt auch Musäus' beide Romane: *Grandison der Zweite oder Geschichte des Herrn von N.*, drei Bände 1760–1762 (zweibändige Neufassung 1781/82), ein komisch-satirischer Roman, karikiert, sich am *Don Quichotte* sein Vorbild nehmend, die schematische Tugend und die überschwengliche Gefühlseligkeit von Samuel Richardsons letztem Roman *Sir Charles Grandison*. Die *Physiognomischen Reisen* erweitern dieses Modell um die Erzähltechniken Sternes und nehmen nun das Geniewesen sowie insbesondere die Physiognomik aufs Korn.<sup>74</sup>

Wen und was meinen diese Attacken? Welches Werk welchen Autors haben der Verfasser der *Physiognomischen Reisen* und der Autor des *Till Eulenspiegel* bei ihrem Briefwechsel gemeinsam im Auge? Selbstverständlich die *Physiogno-*

73 *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil I, S. 100 f.

74 Vgl. dazu Barbara Maria Carvill, *Der verführte Leser. Johann Karl August Musäus' Romane und Romankritiken*. New York/Bern/Frankfurt/M. 1985, S. 39–83 und S. 147–177, Christoph Siegrist, Satirische Physiognomiekritik bei Musäus, Pezzl und Klinger, in: Wolfram Groddeck/ Ulrich Stadler, Hg., *Physiognomie und Pathognomie. Zur literarischen Darstellung von Individualität*. FS für Karl Pestalozzi zum 65. Geburtstag, Berlin 1994, S. 95–112, John P. Heins, „Es ist ja kein Geschriebnes“: the parody of Lavater's physiognomics in Musäus's *Physiognomische Reisen*, „Lessing yearbook“ 29 (1997/98), S. 107–129.

*mischen Fragmente, zur Beförderung der Menschen-kennntniß und Menschenliebe* von Johann Caspar Lavater, vier Bände, Leipzig und Winterthur 1775–1778.

Unter Physiognomik versteht Lavater „die Fertigkeit, durch das Äußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen; das, was nicht unmittelbar in die Sinne fällt, vermittelt irgendeines natürlichen Ausdrucks wahrzunehmen“.<sup>75</sup> Physiognomik ist demnach

das Wissen, die Kenntnisse des Verhältnisses des Äußern mit dem Innern; der sichtbaren Oberfläche mit dem unsichtbaren Inhalt; dessen was sichtbar und wahrnehmlich belebt wird, mit dem, was unsichtbar und unwahrnehmlich belebt; der sichtbaren Wirkung zu der unsichtbaren Kraft.<sup>76</sup>

Dass die Epoche der Aufklärung auch in Deutschland die Geburtsstunde der modernen Humanwissenschaft ist, dass sie die Erschließung des wahren Zusammenhangs von bewusstem und körperlichem Sein in Angriff nimmt, stellt keine Überraschung dar. Eine Vernunft, die sich zur Naturform des Menschen zu machen und den Gebrauch seiner Freiheit zu beherrschen sucht, bedarf einer Wissenschaft dieses Zusammenhanges, einer Semiologie<sup>77</sup> des Leibes, schon aus Gründen der Erfolgskontrolle. Dass Lavaters Physiognomik so viel Aufsehen erregt, dass nicht nur die führenden Köpfe der Geniebewegung, Herder, Goethe, Lenz, Merck, Jung-Stilling, sich eine Zeitlang für sie begeistern, sondern auch

75 Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*. Eine Auswahl mit 101 Abbildungen, hg. von Christoph Siegrist, Stuttgart 1984, S. 21.

76 Lavater, *Physiognomische Fragmente*, ebd. S. 22. – Vgl. dazu für einen ersten Überblick Annette Graczyk, Lavaters Neubegründung der Physiognomik zwischen Aufklärung, christlicher Religion und Esoterik, in: Monika Neugebauer-Wölk, Hg., *Aufklärung und Esoterik. Wege in die Moderne*, „Hallesche Beiträge zur europäischen Aufklärung“ 50, Berlin 2013, S. 322–339.

77 Insofern der Leib, vorzüglich das Gesicht, den Ort ausmacht, an dem dieser Gebrauch sich abzeichnet, zur In-Schrift, zur Schrifttafel und damit ebenso lesbar wie überprüfbar wird. „Sobald man die (gesellschaftliche) Praxis (d.h. im einzelnen: die Ökonomie, die Sitten, die Kunst usw.) als ein ‚nach Art einer Sprache strukturiertes‘ Bedeutungssystem (système signifiant) betrachtet, wird es möglich, jede Form von Praxis als ein sekundäres Modell in Relation zur natürlichen Sprache wissenschaftlich zu untersuchen, insofern nämlich natürliche Sprache und soziale Praxis sich wechselseitig modellieren lassen“ (Julia Kristeva, *Semiologie – kritische Wissenschaft und/oder Wissenschaftskritik*, in: Peter V. Zima, Hg., *Textsemiotik als Ideologiekritik*, Frankfurt/M. 1977, S. 35f.). Zur Anthropologie der Aufklärung siehe das Kapitel „Erzählen im Angang“ und dort Anm. 138.

so vorsichtig und kritisch denkende Geister wie Albrecht von Haller und Christoph Martin Wieland, muss seinen Grund in der Art und Weise haben, wie sie eine derartige Semiologie anlegt und durchführt.

Von allem dem, was sich immer vom Menschen wissen läßt, von allem, was sich immer über ihn, und zwar über seinen Geist raisonniren läßt, ist das, was aus Zeichen, die in die Sinne fallen, erkannt wird, was hiermit Erfahrungserkenntnis giebt, immer das Zuverlässigste und Brauchbarste.<sup>78</sup>

Das tönt aufs erste Hinhören wie Kant und könnte aus einer antizipierenden Paraphrase der *Kritik der reinen Vernunft* stammen. Tatsächlich wendet sich Lavater am 8. April 1774 brieflich an Kant, spricht ihn auf die von ihm geplante Vernunftkritik an und formuliert Grundsätze, die seines Erachtens bei diesem Geschäft berücksichtigt werden müssen:

Weil Sie doch eine Kritik der reinen Vernunft schreiben, möcht' ich Sie fragen: Werden Sie auch folgendes drin sagen: Daß von der reinen Vernunft unsre Kritik schwerlich entfernter sein könne, als sie ist. Unsre Grundsätze [...] – so entfernt, als unsre besondern Urteile, die so oft mit unsern berühmtesten Maximen lächerlich kontrastieren.<sup>79</sup>

Wer eine Kritik der reinen Vernunft schreibt, muss nach Lavaters Meinung darin vor allem sagen, dass eine Kritik der reinen Vernunft nicht geschrieben werden kann. Die in der Kritik anvisierten Kategorien der Gattungsvernunft liegen von den Grundsätzen dieser Kritik so entfernt wie unsere alltagspraktisch besonderen Urteile von den Maximen, die sie angeblich bestimmen. Reine Vernunft ist für uns rein von aller Kategorialität, eine einfache und allgemeine Einheit jenseits allen Urteilens überhaupt, und sei es noch so kategorisch. Vernunft in diesem Begriff ist nichts, was wir beurteilen und somit begreifen könnten, sondern das absolute Prinzip allen Urteilens überhaupt, die Kraft und die Sphäre, aus der das Denken seine Unterscheidungs- und Bestimmungsmacht schöpft wie die Lunge den Atem aus der Luft. Dieses Prinzip bleibt seiner Absolutheit

---

78 Lavater, *Physiognomische Fragmente*, ebd. S. 92.

79 Immanuel Kant, *Briefwechsel*. Auswahl und Anmerkungen von Otto Schöndörffer, bearbeitet von Rudolf Malter, 3., erw. Auflage Hamburg 1986, S. 131.

wegen jeder Kritik unzugänglich. Es kann nicht einmal eingesehen, sondern nur angesehen werden, allenfalls sich selbst zur Einsicht in die Anschauung geben, die es sucht: Reine Vernunft ist reine Evidenz, Wahrheit, die sich zeigt, ohne Zeichen und Bedeutung, die sie erst in einem anderen Medium, als sie selbst und für sich selbst ist, annimmt. Demgemäß gilt das Äußere des Menschen in Lavaters Physiognomik als Vermittlung schaffendes wie als vermittelndes Medium, als in die Sinne fallendes Zeichen, das über das Innere des Menschen, sein Gefühls- und Seelenleben, seine intellektuelle und seine moralische Disposition zuverlässig und brauchbar Auskunft gibt. Fassen wir die Frage nach dem eigentümlichen Wahrheitsanspruch der Physiognomik also enger: Wie versteht sie die Beziehung zwischen dem Äußeren und dem Inneren des Menschen, dem Zeichen und dem Bezeichneten, und was für eine Bedeutung, was für ein Wissen bringt diese Beziehung hervor? Wir erinnern uns: Die Physiognomik beschäftigt sich mit der Erfahrung des Verhältnisses „der sichtbaren Wirkung zu der unsichtbaren Kraft“<sup>80</sup> der Seele als Ursache, die das leiblich sichtbare Zeichen bewirkt und hervorruft. Diese Relation von Ursache und Wirkung herrscht Lavater zufolge allgemein und ausnahmslos:

In allem soll die Natur nach Weisheit und Ordnung handeln, allenthalben sollen sich Ursachen und Wirkungen entsprechen – allenthalben soll man nichts sicherer wahrnehmen als dieß unaufhörliche Verhältniß von Wirkungen und Ursachen – Und in dem schönsten, edelsten, was die Natur hervorgebracht hat [dem menschlichen Antlitz] – soll sie willkürlich, ohne Ordnung, ohne Gesetze handeln?<sup>81</sup>

Selbstverständlich nicht, beantwortet sich die rhetorische Frage. Aber was sind das dann für Gesetze, nach denen die Natur handelt? Wenn sie Ursache und Wirkung tatsächlich einander entsprechen lässt, wenn sie einander Rede und Antwort zu stehen vermögen, dann muss die Natur nach dem Modell einer Sprache gebildet sein. Die Gesetze, die sie erlässt und die sie befolgt, stellen dann ihre Grammatik und ihre Syntax dar. Mag sein, erwidert bereits Lichtenberg. Nehmen wir's einmal an. Welche Erfahrung machen wir demgemäß als Naturforscher?

---

80 Lavater, *Physiognomische Fragmente*, ebd. S. 22. – Vgl. dazu Stefan Rieger, *Literatur – Kryptographie – Physiognomik. Lektüren des Körpers und Decodierung der Seele bei Johann Caspar Lavater*, in: Rüdiger Campe/Manfred Schneider, Hg., *Geschichten der Physiognomik*, Freiburg 1996, S. 387–409.

81 Ebd. S. 33.

Wir sehen in der Natur nicht Wörter, sondern immer nur Anfangsbuchstaben von Wörtern, und wenn wir alsdann lesen wollen, so finden wir, dass die neuen sogenannten Wörter wiederum bloß Anfangsbuchstaben von anderen sind.<sup>82</sup>

Wir verstehen, so Lichtenberg, die Sprache der Natur immer nur als eine Sprache, die auf eine andere deutet als sie selbst und in jedem Zeichen dieser Deutung mit ihr beginnt, um sie mit dem nächsten Zeichen abzurechnen und als eine wieder andere neu zu beginnen. Die Natur gesteht dem fragenden Forscher durchaus zu, dass sie wie eine Sprache gebildet sei. Die Sprache jedoch, in der sie ihm dieses Zugeständnis macht, verwandelt sich bereits mit dem ersten Buchstaben in alle Sprachen schlechthin, unverständlich und eben darin die größtmögliche Lockung des Verstehens, weil sie in jeder einfachen Bestimmtheit Bestimmung überhaupt versammelt.<sup>83</sup>

Die Humanwissenschaft, so will es schon Lavater für die Physiognomik und nicht erst Freud für die Psychoanalyse, soll wie eine Naturwissenschaft sein, deren Ergebnisse der formalisierbaren Funktion von Ursache und Wirkung unterstehen und ihr gemäß verifiziert werden können.<sup>84</sup> Fußt aber die moderne Naturwissenschaft auf dem Grundsatz, dass „sich Ursachen und Wirkungen entsprechen“? Welche Form des Wissens und der Wahrheit entsteht denn aus

82 G. Chr. Lichtenberg, In der Schule der Philosophie. *Ges. Werke*, hg. und eingel. von Wilhelm Grenzmann, Frankfurt/M. 1949, Bd. 1, S. 444.

83 Das Echo eines älteren, magisch analogischen Naturverständnisses klingt nach: „Durch sein kräftiges Wort hebt und trägt er [Gott] noch alles, wie von Anbeginn, er ist selbst die unsichtbare und unbegreifliche Natur, welche die äußere Natur, das ist, die Kreaturen aller Art bildet, zeuget, nähret, und sich uns durch dieselben kennbar machet“ (Anonymus, *Chrysomander, eine Allegorische und satyrische Geschichte von mancherley sehr wichtigen Inhalt*; Bernburg und Quedlinburg 1774, S. 38f.).

84 Lichtenberg weist auf die unausweichliche Konsequenz derartiger Funktionalität hin: „Wenn innere Besserung des Herzens und des inneren Menschen eine Besserung der Gesichtszüge nach sich zöge, und dass man sich durch ein vernünftiges und christliches Leben ein Lavaterisches Christusgesicht ziehen könnte, so ließe ich Physiognomik gelten“ (Versuch über den Menschen. *Ges. Werke*, ebd. Bd. 1, S. 221). – Zu Lichtenbergs Auseinandersetzung mit Lavaters Physiognomik siehe Karl Riha, Genitalognomik versus Physiognomik: Lichtenberg versus Lavater, „Diagonal: Zeitschrift der Universität Siegen“, Göttingen 2001, S. 181–186, Peter Becker, Physiognomie aus kriminologischer Sicht. Von Lavater und Lichtenberg bis Lombroso und A. Baer, in: Gert Theile, Hg., *Anthropometrie. Zur Vorgeschichte des Menschen nach Mass*, München 2005, S. 93–124, sowie Carl Niekerk, *Zwischen Naturgeschichte und Anthropologie. Lichtenberg im Kontext der Spätaufklärung*, „Studien zur deutschen Literatur“ 176, Tübingen 2005, S. 143ff.

solcher Entsprechung? Das Innere, das Seelen-, Willens- und Geistesleben des Menschen verursacht dessen Äußeres, dessen Physiognomie so, dass dieses Äußere jenem Inneren entspricht, es ausspricht, es in vollkommene Wahrnehmbarkeit getreu umsetzt. Das Zeichen ist genau genommen kein Zeichen, das auf ein Bezeichnetes hindeutet, eine Richtung, eine Entfernung, einen sie ermessenden Weg signalisiert, sondern die Wiederholung des Bezeichneten, die sich von ihm bloß durch die Rücksicht auf Darstellbarkeit, durch den Wechsel des Mediums unterscheidet. Wesen, die über die Fähigkeit der intellektuellen Anschauung, des geistigen Sehens verfügten, sähen an einem Menschen nicht mehr, als der geschulte und geübte Physiognom in dessen Gesichtszügen erblickt.<sup>85</sup> Das Zeichen bringt die Evidenz des Bezeichneten zur Erscheinung, und das Subjekt seiner Wahrnehmung muss es nur rein aufzunehmen verstehen, um die Wahrheit seiner Wissenschaft hervorzubringen, besser: sie zu bestätigen, zu formulieren, zu repräsentieren – denn hervorgebracht wird sie durch die einfache Konstellation des Wissens, in dem Produktionsweise und Produkt identisch sind.

Einfältiges Auge, und das alles sieht, wie's ist, nichts hineinsehen, nichts übersehen, nichts schief sehen, alles nur gerade sehen will, was und wie es sich ihm darstellt – O du vollkommenes Bild der Vernunft und Weisheit! Was sag ich: Bild? Du einzige wahre Vernunft und Weisheit.<sup>86</sup>

So fasst die für die Aufklärung wahre Vernunft die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem gerade nicht auf. „Das Bezeichnete ist wesentlich, das Zeichen ist willkürlich“, heißt es bündig in Friedrich Nicolais *Sebaldu Nothanker*.<sup>87</sup>

85 Die Geschichte, die dieser hier von Lavater noch in naiver Unmittelbarkeit gesetzte Begriff mit der Natur-Erfahrung und Natur-Erforschung macht und die uns von Kants *Preisschrift* von 1791 über Gotthilf Heinrich Schuberts *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* von 1808 zu Goethes *Anschauender Urteilskraft* von 1820 zu führen vermöchte, müssen wir uns hier leider versagen.

86 Ebd., S. 108 f. – Wer ist denn der Richter, fragt Lichtenberg bereits 1778, über den Schluss von den Gesichtern auf die Charaktere? „Ein hinfalliger Sinn, dessen Eindruck durch vorgreifende Schlüsse und assoziierte Vorstellungen so leicht geschwächt und verdreht wird, daß es [...] fast unmöglich ist, Urteil von Empfindung zu trennen“ (Über Physiognomik wider die Physiognomen, hier zit. nach: Kurt Batt, Hg., *Lichtenberg, Aphorismen – Essays – Briefe*, Bremen 1963, S. 354). Siehe dazu Ursula Geitner, Klartext. Zur Physiognomik Johann Caspar Lavaters, in: Campe/Schneider, Hg., *Geschichten der Physiognomik*, ebd. S. 364ff.

87 Ebd. Band II, S. 99. – Es scheint, als tauche die in Platons *Kratylos* zuerst angesprochene Physe/Thesei-Antinomie hier wieder auf. Vgl. dazu zunächst Peter Prechtel, *Sprachphilosophie*, Stuttgart/Weimar 1999, S. 5ff.

Das Zeichen entstammt der Willkür des Subjekts, das seinen Willen objektivierend auf die Natur richtet, um seine Spuren in sie einzutragen und einzuzeichnen. Es setzt sein Zeichen an ihr und bezeichnet sie damit als seinen Gegenstand, so dass ihr Wesen sich erst aus der Bedeutung dieser Seinigkeit ergibt, genauer: Es ergibt sich nicht, sondern es wird hervorgebracht, über das Zeichen ans Licht gezogen, ein Zeichen, das nicht bloßes Abbild des Bezeichneten, sondern Inbegriff der Strategien, Methoden und Techniken zu dessen Produktion ist.

Die Vernunft muß mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand, und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen läßt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt.<sup>88</sup>

Auch dieser Richter sitzt, wie die Richter in englischen Gerichtssälen bis heute, über alle Ebenen des Prozesses erhöht allen handelnden Subjekten allein gegenüber. Er sitzt über sie, die nur als seine Objekte vor ihn treten können, zu Gericht, weil sie zu ihm aufblicken müssen und alle ihre (Selbst-)Erkenntnis nur in seinem Blick finden, der den ihren aufnimmt und ihn damit als Ansicht, als Sicht ihres Zusammenhanges der Dinge anerkennt. Anders als dieser Richter hat die Vernunft jedoch kein Gesetzbuch vor sich, dem sie die Grundsätze ihrer Fragen entnimmt, sondern sie ist dieses Gesetzbuch selbst, ein Subjekt, in dem Allgemeines und Besonderes, Gattung und Einzelperson, Mensch und Richter iden-

88 Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Vorrede zur 2. Aufl., B XIV. Ähnlich – aber keineswegs gleich! – bereits Francis Bacon in seinem 1620 erschienenen *Novum Organon*: „Die, welche die Wissenschaften betrieben haben, sind Empiriker oder Dogmatiker gewesen. Die Empiriker, gleich den Ameisen, sammeln und verbrauchen nur, die aber, die die Vernunft überbetonen, gleich den Spinnen, schaffen die Netze aus sich selbst. Das Verfahren der Biene aber liegt in der Mitte; sie zieht den Saft aus den Blüten der Gärten und Felder, behandelt und verdaut ihn aber aus eigener Kraft. Dem nicht unähnlich ist nun das Werk der Philosophie: es stützt sich nicht ausschließlich oder hauptsächlich auf die Kräfte des Geistes, und es nimmt den von der Naturlehre und den mechanischen Experimenten dargebotenen Stoff nicht unverändert in das Gedächtnis auf, sondern verändert und verarbeitet ihn im Geiste. Daher kann man bei einem engeren und festeren Bündnis dieser Fähigkeiten, der experimentellen nämlich und der rationalen [...], bester Hoffnung sein“ (ders., *Instauratio Magna*, Teil I, Aphorismus 95; Neues Organon, hg. von Wolfgang Krohn, Hamburg 1990, S. 211). Dieser Hoffnung sind die Naturwissenschaften bis heute.

tisch sind. Wer als (Natur-)Wissenschaftler eine Untersuchung führt, bringt nicht Wahrheiten ans Licht und zur Sprache, sondern die Wahrheit selbst zur Erscheinung und zum Sprechen, nötigt sie dem befragten Gegenstand als sein ihm bisher fremdes Wesen ab. Die Institution Wissenschaft, der symbolische Repräsentant des reinen Vernunftsubjekts, kann sich deshalb nicht irren, sondern nur eine Wahrheit durch eine andere verdrängen und ersetzen. Ihr Diskurs vermag sich in keinem Punkt zu korrigieren, sondern nur bestimmte Punkte als Nicht-Wahrheit aus seinen Registern zu löschen und sie durch den Eintrag einer neuen Wahrheit so zu überschreiben, als sei er vorsatz- und voraussetzungslos wie je.<sup>89</sup> Eine solche Vernunft richtet, indem sie errichtet, besser: errichten macht, kontrolliert, indem sie provoziert, indem sie zu Aktionen und Expeditionen, zu den Abenteuern der Disziplin und zur Disziplin des Abenteuers auffordert und anreizt. Die Zeugen vor ihrem Stuhl bezeugen sich im Prozess ihrer Antworten ins Erzeugen. Derartige Vernunft siedelt sich diesseits der Welt mitten unter ihren Dingen an, aber zugleich fern von ihnen, sie ausschließend und sich entgegenhaltend, Metropole eines unendlich weiten Landes, das sie regiert und reguliert, indem sie über ihm thront wie eine Akropolis. Schon gegen Ende 1773 schreibt Kant an seinen Schüler und Freund Marcus Herz, „dass ich mich im Besitz eines Lehrbegriffs sehe, der [...] das Verfahren der sich selbst isolierenden Vernunft unter sichere und in der Anwendung leichte Regeln bringt“.<sup>90</sup>

Georg Christoph Lichtenberg trennt den Physiker kategorisch von dem Physiognomen:

Den eigentlichen Physiker und den Physiognomen kann man schlechterdings nicht zusammenstellen. [...] Der erstere geht mit seinen Schlüssen nie aus der Maschine, deren Gang er kennen lernen will und deren Räder einförmig und treibende Kräfte

89 „Der wissenschaftliche Geist ist im strengen Sinne Zeitgenosse seiner Methoden“ (Gaston Bachelard, *Der neue wissenschaftliche Geist*, Paris 1934/Frankfurt/M. 1988, S. 135). Vgl. dazu ders., *Epistemologie*, Paris 1971/Frankfurt/M. 1993, S. 207ff., sowie Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt 1973, S. 68ff.

90 Kant, *Briefwechsel*, ebd. S. 113f. – Bereits Ende der 1770er Jahre notiert Kant in sein durchschossenes Handexemplar von Baumgartens *Metaphysica*: „Die Grentzen der Vernunft zu determiniren gehört etwas positives: erstlich den Umfang der Vernunftkenntnisse zu Zeigen, und etwas negatives: nemlich die Schranken, endlich auch die Qualitaet der Grenzen, gleichsam die Figur“ (Kant's *Gesammelte Schriften*, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Dritte Abtheilung: Handschriftlicher Nachlass. Bd. XVII, hg. von Erich Adickes, Berlin und Leipzig 1926, S. 259).

scharf bestimmt und unveränderlich sind, heraus; er beobachtet nicht bloß den natürlichen Gang des Uhrwerks, sondern versucht auch und zwingt Erscheinungen, welche, bloß leidend abzuwarten, ein tausendjähriges Leben voll Aufmerksamkeit erfordert hätten, in einen Tag zusammen; und was hundert Jahre von Versuchen wiederum nicht hätten lehren können, lehrt in einer Stunde Rechnung, und monatelange Rechnung wird vielleicht am Ende in ein Blättern von fünf Minuten verwandelt. Jeder Körper, möcht ich sagen, den der Physiker mit der Hand umfasst, ist ihm ein Modell der Schöpfung, mit dem er machen kann, was er will.<sup>91</sup>

Auch diese Vernunft lässt sich von der Natur nichts vorsagen, aber sie befragt ihren Gegenstand nicht als Richter, sondern als Ingenieur. Die Natur, nimmt er an, ist eine Maschine aus Maschinen, deren jede von scharf und einförmig bestimmten, unveränderlichen Kräften angetrieben wird, ein in Zeit und Raum exponiertes logisch-mathematisches Kalkül, das auf seine Logik und deren Mathematik reduziert und aus solcher Reduktion rekonstruiert werden kann. Wenn dem Physiker auf diesem Weg tatsächlich „ein Modell der Schöpfung“ in die Hand gerät, muss dann nicht jede Maschine, die er umfasst und erfasst, der universalen Maschine der Natur entsprechen wie die Wirkung der Ursache im Denken Lavaters? Lichtenberg scheint dem zunächst zuzustimmen:

Niemand wird leugnen, dass in einer Welt, in welcher sich alles durch Ursache und Wirkung verwandt ist und wo nichts durch Wunderwerke geschieht, jeder Teil ein Spiegel des Ganzen ist. [...] An dieser absoluten Lesbarkeit von allem in allem zweifelt niemand.<sup>92</sup>

Aber aus diesem Spiegelverhältnis ließe sich naturwissenschaftliche Erkenntnis nur nach einer Methode des Denkens gewinnen, die dem menschlichen Verstand nicht zugänglich ist:

Entwickeln sich unsere Körper in der reinsten Himmelsluft, bloß durch die Bewegung ihrer Seelen modifiziert und durch keine äußere Kraft gestört, und bequemte sich die Seele wiederum rückwärts mit analogischer Biegsamkeit nach den Gesetzen, denen der Körper unterworfen ist: so würde die herrschende Leidenschaft und das vorzüg-

91 Lichtenberg, *Über Physiognomik wider die Physiognomen*, ebd. S. 363f.

92 Lichtenberg ebd., S. 350/351.

liche Talent [...] bei verschiedenen Graden und Mischungen verschiedene Gesichtsformen hervorbringen.<sup>93</sup>

Wenn der Mensch im Buch der Natur so zu lesen wüsste, dass ihm jeder Satz als Inbegriff ihres Erzählens bewusst würde, ohne dass er darüber das Bewusstsein für ihren absoluten Zusammenhang verlöre, dann sähe er ein, wie Ursache und Wirkung einander entsprechen, wie das Ganze das Einzelne und das Einzelne das Ganze wird, ohne Vermischung und Verwirrung. So mag ein göttlicher Intellekt die Welt anschauen, dem in ihrer Erscheinung ihre Wahrheit aufgeht, der sie nicht konstruieren, sondern nur vorhersehen muss, aber kein menschlicher. Für ihn ist, so Lichtenberg, der eigene Körper wie jeder natürliche Gegenstand „ein gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reihen, deren jeder Gesetz er befolgen und deren jeder er Genüge tun muss“.<sup>94</sup> Ihm bietet sich die Natur als ein logisch-mathematischer Zusammenhang dar, in dem zwar jede Funktion scharf einförmig und unveränderlich determiniert ist, jede aber eben darin andere determiniert und von anderen determiniert wird. Sein logischer Positivismus kann das Reich der Erscheinungen nur als eine Gesamtmaschine begreifen, in der jede eine Funktion von Funktionen darstellt und scheinbar selbständige Einzelaggregate nichts als Kreuzungs- und Knotenpunkte sind. Sie werden für den Physiker nur deshalb zum „Modell der Schöpfung“, weil er sie „mit der Hand umfasst“ und so von allen anderen Maschinen abstrahiert. *Dass*

93 Ebd., S. 352. – Der Mensch „besteht aus Oberfläche und Inhalt. Etwas an ihm ist äußerlich, und etwas innerlich. Dieß Äußerliche und Innere stehen offenbar in einem genauen unmittelbaren [!] Zusammenhange. Das Äußerliche ist nichts, als die Endung, die Grenzen des Inneren – und das Innere eine unmittelbare [!] Fortsetzung des Äußern“ (Lavater, *Physiognomische Fragmente*, ebd. S. 25f.). Lichtenberg antwortet: „Man sagt mit eben dem Grad von Bestimmtheit, ‚der Charakter des Menschen liegt in seinem Gesicht‘, indem man sich auf die Lesbarkeit von allem in allem beruft, als man, sich auf den Satz des zureichenden Grundes stützend, behaupten will, er handle maschinenmässig“ (*Versuch über den Menschen*, ebd. S. 227). – Zum Kampf zwischen analogischem und funktionalem Wissen im 18. Jahrhundert vgl. die exemplarische Darstellung bei Wolfram Malte Fues: Amme oder Muttermilch? Der Disput um das Stillen in der frühen deutschen Aufklärung. In: *Aufklärung. Interdisziplinäre Halbjahresschrift zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte* 5 (1990), S. 79–126. Auf die mittelalterliche Rhetorik und dort auf das Konzept der *effectio*, die Richtlinie des literarischen Portraits, als mögliche weitere Quelle von Lavaters physiognomischer Wissenschaft verweist John Graham, *Lavater's Essays on Physiognomy. A Study in the History of Ideas*. Bern 1979 („Vergleichende Literaturwissenschaft“ 18), S. 39f.

94 Lichtenberg, Über die Physiognomik wider die Physiognomen, ebd. S. 352.

die Schöpfung Maschinenform hat, steht für ihn außer Zweifel und jede abstrahierte Maschine ihm kraft ihrer Abstraktion dafür Modell. *Wie* diese Maschine jedoch als ganze und konkrete funktioniert, geht über menschliches Begreifen, weil es die Gesamtheit ihrer Funktionsabläufe nicht simultan erfassen kann. In der Maschine des Physikers entsprechen Ursache und Wirkung einander wie Grund und Folge, weil sie durch Abstraktion auf dieses logische und mathematisierbare Verhältnis reduziert worden sind. In den Erscheinungen, den Maschinen, denen diese Reduktion fehlt, können sie einander nicht entsprechen, weil in jede Entsprechung eine andere einspricht und den Satz, zu dem jene sich festzusetzen sucht, auf seine Wahrheit hin unendlich verrückt.

So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden; erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals, Klima, Krankheit, Nahrung und tausend Ungemach.<sup>95</sup>

Ein Wissen, das, wie es Lavater vorschwebt, Wahrheit nicht durch die Operationen des Richters oder des Ingenieurs produziert, sondern in der Evidenz seines Anschauens aufgehen lässt, ist überhaupt kein verständiges und damit kein (natur-)wissenschaftliches Wissen. Es bringt seine Gegenstände nicht vor sich, sondern sich vor seine Gegenstände, die damit den Status des Gegenstandes verlieren, es macht sich als Subjekt zum „sujet“ des von ihm angeschauten Inhalts, kurz: Es verlegt die Vernunft in die Erscheinung, statt die Erscheinung der Vernunft vorzulegen, weshalb es über seine Methode auch nicht mehr sagen kann als: „Beobachtung [...] wird Beobachtung, Erfahrung Erfahrung, und Wahrheit Wahrheit bleiben.“<sup>96</sup>

Das bürgerlich vernünftige Subjekt herrscht über seinen Gegenstand, indem es sich ihn aneignet, ihn in die Form seines Eigentums produziert. Damit jedoch verliert es das Eigentümliche des Gegenstandes selbst, seine Andersheit, seinen un-vernünftigen, vor-vernünftigen Unterschied, all das, was ihn begehrenswert macht und zu seiner Vergegenständlichung und Aneignung reizt. Um diesen Verlust zu kompensieren, entwickelt es eine Kunst, die das wissenschaftliche Verfahren umkehrt, das Vorurteil des Subjekts abzubauen und sich mit dem

---

95 Ebd.

96 Lavater, *Physiognomische Fragmente*, ebd. S. 6.

Eigentümlichen des Anderen so zu verbinden sucht, dass es sich von sich aus zeigt, statt hervorgenötigt zu werden. Die Kunst ist seit der Aufklärung das Reich der erscheinenden Wahrheit<sup>97</sup> im Gegensatz zum Reich der erzeugten Wahrheit, wo die Wissenschaft regiert. Lavaters Physiognomik konstituiert sich als eine Wissenschaft, die auf den Wegen der Kunst erkennt und das Kunstwerk dieses Erkennens in der Ordnung des wissenschaftlichen Diskurses präsentiert und legitimiert: „So bald eine Wahrheit oder eine Erkenntniß Zeichen hat, so bald ist sie wissenschaftlich, und sie ist es so weit, so weit sie sich durch Worte, Bilder, Regeln, Bestimmungen mittheilen läßt.“<sup>98</sup>

Kehren wir nun mitsamt diesen Überlegungen zu *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel* zurück. Wie stellt sich ihr Autor zu den beiden eben dargelegten Wissensformen? Welche nimmt er in der Begegnung mit der Physiognomik an?

Der Herausgeber des *Till Eulenspiegel* hat inzwischen dem Verfasser der *Physiognomischen Reisen* seine Silhouette gesandt, aber en face statt en profil, so dass man von den Gesichtszügen, auf die sich eine physiognomische Deutung für gewöhnlich stützt, nichts sieht. Allerdings, fügt der Absender erklärend hinzu, sei ja das „Seherauge“ des Physiognomen lavaterischer Provenienz so durchschauend, die sich zeigende Wahrheit so vollständig wahrnehmend, dass es die fehlenden Linien von Stirne, Nase und Mund ohne Mühe werde ergänzen können. Der Verfasser der *Physiognomischen Reisen* beantwortet nach Meinung unseres Textes diese anzügliche Paraphrasierung physiognomischer Deutungskunst mit einer schulgerechten Analyse, die sich aufwendig darum bemüht, selbst der Silhouette en face Sinn abzugewinnen:

---

97 „Wenn das Geschmacksurtheil völlig rein ist, so muss ganz und gar davon abstrahirt werden, was für einen [...] Werth das schöne Objekt für sich selbst habe, aus welchem Stoff es gebildet und zu welchem Zweck es vorhanden sey [...] Sobald wir es aesthetisch beurteilen, so wollen wir bloß wissen, ob es das was es ist durch sich selbst sey. Wir fragen so wenig nach einer logischen Beschaffenheit desselben, dass wir ihm vielmehr die Unabhängigkeit von Zwecken und Regeln zum höchsten Vorzug anrechnen – Nicht zwar als ob Zweckmässigkeit und Regelmässigkeit an sich mit der Schönheit unverträglich wären [...] Das schöne Produkt darf und muss sogar regelmässig seyn, aber es muss regelfrey erscheinen.“ (Friedrich Schiller an Christian Körner am 18./19. Februar 1793; NA Bd. 26, hg. von Edith und Horst Nahler, Weimar 1992, S. 192f.) Es erübrigt sich beinahe, auf die klassische Exposition der Theorie dieses Scheins in *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen* hinzuweisen.

98 Ebd. S. 41.

Hab's erhalten, was Ihnen beliebt hat mir zu übersenden. Werd' auch meine Gedanken darüber sagen. Wunderlich ist es immer sich en face zu silhouettieren. 's ist für einen Physiognomen ein ganz neu Feld [...] Die Silhouette ist redend, starrschauend, Mord und Totschlag verschweigend, ernstehend, Narren kriegankündigend, laun-süchtig, wetterwendisch, fäustendick hinter den Ohren habend, zwanghassend, herzverkündigend, thätig, wollend. Die verschobnen Haarlocken zeigen einen Prunk- und Flitterhassenden Gedankenjagenden Mann. Die getheilte Nasenspitze verräth Seelenhang zur platonischen Liebe; der Schwung in der Nachtmütze einen anschlag-schwangern Kopf, und das Glöckchen am obern Theil der Nachtmütze den Herausgeber des Till Eulenspiegel.<sup>99</sup>

Lassen wir uns vom Zucken unserer Mundwinkel nicht täuschen. Diese Sätze kolportieren, ihn bis zur Kenntlichkeit übertreibend, den Stil von Lavaters physiognomischen Deutungen, die Assonanzen und Alliterationen, die Nähe zu rhythmischer Prosa, die Häufung und Reihung von Partizipialadjektiven. „Der Physiognomist [...] muss ein Schöpfer einer neuen Sprache seyn“, fordern die *Physiognomischen Fragmente*.<sup>100</sup>

Ist Musäus nun ein Anhänger oder ein Gegner Lavaters? Sieht der Herausgeber des *Till Eulenspiegel* in ihm einen Gewährsmann für oder gegen die wissenschaftliche Gültigkeit der Physiognomik? Darüber wird sich sein Text nicht einig.

99 *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil I, S. 118 f.

100 Lavater, *Physiognomische Fragmente*, ebd. S. 112. – Lichtenberg hat in seinem 1779 erschienenen *Fragment von Schwänzen* diese neue Sprache auf das Boshafteste und Geistreichste dahingehend parodiert, dass sie als ein Diskurs erkennbar wird, der seinen Inhalt bloß aus sich selbst erzeugt, obwohl und gerade wenn er emphatisch auf die Sinnlichkeit als seinen Referenten verweist: „Wenn du in diesem Schwanz nicht siehest, lieber Leser, den Teufel in Sauheit [...], nicht deutlich erkennest den Schrecken Israels [...], nicht mit den Augen riechst, als hättest du die Nase drin, den niedern Schlamm, in dem er aufwuchs, [...] und nicht zu treten scheinst in den Anstoß der Natur und den Abscheu aller Zeiten und Völker, der sein Element war – so mache mein Buch zu: so bist du für die Physiognomik verloren“ (*Über die Physiognomik wider die Physiognomen*, ebd. S. 387). Halten wir zur Probe aufs Exempel eine Stelle dagegen, an der Lavater „zween griechische Köpfe“ physiognomisiert: „Menschen solcher Form, wenn ihr sie erblicktet, [...] könntet ihr ihnen Hochachtung und Bewunderung versagen? diesem treffenden, unverwechlichten, unverzerrten, einfachen großen Blicke? dieser runzellosen und doch unweibischen Stirn? – dieser reinen, kraftvollen, simpelnen Nase? diesem mannhaften Munde? diesem vordringenden Kinne? – [...] O dass das Anschauen besserer Menschheit auf meine Leser wirkte! o dass ich meinem verstimmtten Zeitalter sagen dürfte, was so – brennend heiß mein Herz durchwühlt [...]! ‚das ist Menschheit!‘ – und: ‚du und ich – sind Menschen!‘“ (Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente*, Bd. III. Leipzig und Winterthur 1777, S. 54f.)

Die Form, in der er die *Physiognomischen Reisen* zur Sprache bringt, spürt Skepsis, Distanz und Dissens auf, sogar eine besondere Weise der Parodie, versteht sie jedoch nicht zu fassen und nimmt Musäus' Werk deshalb am Ende trotzdem als exemplarische Anwendung physiognomischer Wissenschaft. Eben darin irrt der Herausgeber des *Till Eulenspiegel*. Musäus' *Physiognomische Reisen* parodieren Lavaters *Physiognomische Fragmente* nach einer Methode, der er nicht zu folgen vermag, in einer Strategie, die über den Horizont seines Verständnisses von Satire geht. Musäus greift die Physiognomik nirgends offen an. Der Held seines Buches verfißt sie vielmehr mit Überzeugung und macht sich auf die Reise, um ihre Wahrheit und Nützlichkeit in der Realität zu beweisen. Dabei blamiert sie sich nun nicht dadurch, dass sie verlacht und ihre Lächerlichkeit, ihr Unsinn in aufklärenden und belehrenden Referaten und Exkursen umständlich dargetan würde, sondern dadurch, dass sie in Situationen gerät, in denen sie ihre eigene Konsequenz aus dem Gleichgewicht und auf die schiefe Bahn bringt. Musäus handhabt eine doppelte Montagetechnik: Einerseits lässt er den physiognomisierenden Helden Experimente entwerfen, die durch die bloße Form ihres Resultates allen wissenschaftlichen Ernst verlieren, andererseits baut er ganze Passagen aus den *Physiognomischen Fragmenten* in seinen Text so ein, dass schon die Gegenüberstellung dieser beiden Sprachen die neue als Hohlform, als Jargon entlarvt.<sup>101</sup> Die anfängliche Annahme eines forschungsbegierigen und

101 Vgl. dazu Carvill, *Der verführte Leser*, ebd. S. 165 ff. – Musäus hält diese Kunst der Parodie für einen der Hauptvorzüge seines Schreibens. Ein geplantes Werk verspricht er so zu gestalten, dass „der feine Späher aber nur den Schalk merken und die Absicht des Verf. errathen könnte. Ich meinte den wahren Gesichtspunkt so zu verstecken wie in den physiognom. Reisen wo viele Leute anfangs nicht wußten ob das Buch vor oder wider Lavatern sey“ (An Friedrich Nicolai am 29. Mai 1786, hier zit. nach Carvill, ebd. S. 319). Das kann man auch anders einschätzen: „Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, kann humoristisch sein. Musäus konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah und sich um nichts und um niemand kümmerte“ (Kanzler Friedrich von Müller, *Unterhaltungen mit Goethe*, 2., durchges. Aufl. München 1982, S. 125). Vgl. auch Goethes Gedicht *Physiognomische Reisen* in: ders., Jubiläumsausgabe (JA), ebd. Bd. 1, S. 255.

Wie wenig die epistemologische Dimension dieses Verfahrens bis heute durchschaut wird, zeigt ein Blick in die ambitiöse und engagierte Dissertation von Andreas Käuser, *Physiognomik und Roman im 18. Jahrhundert*, Bern 1989 („Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte“ 24). Die Absicht des Unternehmens wird schon ganz zu Anfang wie folgt umschrieben: „Ein gewichtiger Mangel all dessen, was seit einiger Zeit alljährlich das Substantiv ‚Körper‘ im Titel führt, ist die enorme Weigerung, sich auf historische Theoriesituationen einzulassen. Diesen Mangel möchte die Arbeit zur Qualität ihres Vorgehens machen, indem die wissenschaftshistorische Rekonstruktion der Theorien des späten 18. Jahrhunderts potenziert wird zur spezifischen

-begeisterten Physiognomen bleibt dabei stets erhalten. Der Autor des *Till Eulenspiegel* sieht sich als Satiriker und in der Satire die Absicht, „dass sie die Laster lächerlich machen und den Menschen einen Abscheu davor beibringen will“.<sup>102</sup> Er weiß ohne Zweifel, was gut ist und was schlecht, was vernünftig ist und was unsinnig oder albern, er vertritt die Moral als Gesetz und als Hierarchie, um beide im Bewusstsein seiner Leser zu verankern. Diesen Anspruch löst der Satiriker nicht auf dem Weg der Vermittlung ein, nicht durch „die tiefstinnigste Abhandlung eines moralischen Satzes, welchen man durch eine Kette von Beweisen bündig und durch die Zeugnisse berühmter Männer, oder gar der göttlichen Schrift ansehnlich machen will“,<sup>103</sup> sondern unmittelbar, auf dem Sprung des Witzes, des Lachens, der aufleuchtenden Einsicht, will er doch „den Verstand seiner Leser nicht ermüden, sondern belustigen“.<sup>104</sup> Satirische Schriftsteller wie der Autor des *Till Eulenspiegel* übertragen diese Unmittelbarkeit so in ihren Text, dass sie ihn in einen zu verwerfenden und einen verwerfenden Diskurs aufteilen. Sie schaffen zwei Ebenen unterschiedlicher Geltungshöhe, lassen den einen Diskurs auf den anderen herabsehen, schätzen ihn ab und verwandeln die Beachtung, die er findet, auf solche Weise in Verachtung. Der verwerfende Diskurs umzingelt, zerniert den zu verwerfenden, springt mit ihm um, indem er um ihn die Minen plötzlicher und punktueller Herabsetzung solange springen lässt, bis er aus seiner Ordnung geworfen ist und seine vorgebliche Ordnung sich als Unordnung entlarvt. Der *ordre du discours* der Satire ahmt in der Sphäre der Literatur die Gesetzeshierarchie der Moral nach, um ihre Gültigkeit auch hier fraglos zu machen. Ganz anders die Parodie. Sie engagiert sich weder für den Unterschied zwischen Gut und Schlecht noch für den zwischen Vernünftig und Unsinnig oder Albern. Sie schickt ihren Diskurs auf die Suche nach den Schwachpunkten und Bruchstellen eines anderen Diskurses, den sie im Verdacht hat, aus

---

Epistemologie dieser Epoche. Genauer noch zu der Epistemologie, die den Menschen, die Individualität, zum Gegenstand hat“ (ebd., S. 1). Nachdem man dieser Erklärung vollkommen beiepflichtet hat, sucht man den Namen Musäus im Folgenden vergeblich – nicht einmal im Kapitel „Physiognomik und Roman“ ist er zu finden.

102 Gottlieb Wilhelm Rabener, Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satire. In: *Sämtliche Werke*, hg. von Ernst Ortlepp. Stuttgart 1839, Bd. 1, S. 218. Für einen ersten Überblick der Satire in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts siehe den Artikel ‚Satire‘ von B. Meyer-Sickendiek in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, hg. von Gert Ueding, Bd. 8, Darmstadt 2007, Sp. 456f.

103 Rabener, *Zulässigkeit der Satire*, ebd.

104 Ebd. S. 226.

dem guten in den schlechten Stil, aus der Anstrengung der Vernunft in die Angestrengtheit des übersinnigen Unsinn oder der erhabenen Albernheit umzuschlagen. Sie setzt den untersuchenden Diskurs deshalb nicht neben und über den zu untersuchenden, sondern tastet ihn wie mit einer Sonde ab, bis sie die Stellen findet und forciert, an denen er einbricht und seiner eigentümlichen Gegenbewegung die Schleusen öffnet.<sup>105</sup> Die Parodie ordnet nicht einen Diskurs einem anderen über, um ihn durch hierarchische Gewalt zu entkräften und zu entwerten, sie diskuriert vielmehr mit ihm von Gleich zu Gleich. Sie stellt sich seiner Ordnung und ihren Potentialen nicht entgegen, sie stellt sich mit ihr auf eine Stufe, um die Stufenleiter ihrer Entfaltung bis zu dem Grad zu erweitern, an dem sie sich kraft ihrer eigenen Dynamik spaltet und diejenigen Konsequenzen aus sich befreit, die um ihretwillen in ihr hätten verborgen bleiben sollen.<sup>106</sup> Der Autor des *Till Eulenspiegel* ist dieser Strategie nicht gewachsen. Er vermag einen Text nur in satirischer Absicht aus überhöhter und entwertender Distanz zu destruieren, statt ihn, wie der Autor der *Physiognomischen Reisen*, in parodistischer Einsicht durch sich selbst und sein eigentümliches Potential zu dekonstruieren. Wir stoßen auch hier wieder auf die Differenz zwischen dem traditionellen und dem modernen Konzept der epischen Literatur. Ein Erzählen, das dem Humanen „überall nachschleichen, es in allen Masken und Verkleidungen doch immer als menschlich und nicht phantastisch aufgreifen will“,<sup>107</sup> muss die

105 Das bedingt einen geradezu ‚feinmechanischen‘ Umgang mit den phonologischen, rhetorischen, lexikalischen und syntaktischen Merkmalen und Strukturen eines Textes: „Ich bin ein Wortklaubler, suche den Ausdruck oftmals mit Ängstlichkeit und wähle und pusele daran biß er mir so ins Ohr fällt wie er sich meiner Meinung nach gerade zum Vortrag paßt“ (Musäus an Nicolai am 28. Februar 1787, hier zit. nach Carvill, ebd. S. 332).

106 „Auf der Basis eines [...] satirischen Normbegriffs werden die Unterschiede zur Parodie fassbar. Die Parodie geht nicht von einer Ontologie der Werte aus [...] Ihr ausschließliches Ziel ist die Negation von Bornierungen aller Art. Insofern steht sie nicht wie die Satire in der naturrechtlich-metaphysischen Tradition, sondern mehr in der historisch-dialektischen. Sie ist weniger moralisch als intellektuell. Ihr erklärtes Ziel ist es, die vielfältig gefährdete Offenheit und dynamische Flexibilität des Bewusstseins immer und überall wiederherzustellen durch die Zersetzung des Beschränkten und Beschränkenden.“ (Winfried Freund, *Die Literarische Parodie*, Stuttgart 1981, S. 19f.) Siehe zur Begriffsbestimmung überdies den Artikel ‚Parodie‘ von P. Stocker in: *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*, ebd. Bd. 6, Darmstadt 2003, Sp. 637ff., sowie zur Karriere der Diskursform in der Ästhetik der deutschen Romantik den gleichnamigen Artikel von A. Reckermann in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 7, Darmstadt 1989, Sp. 125f.

107 Johann Heinrich Merck, *Über den Mangel des epischen Geistes in unserm lieben Vaterland* (1778), hier zit. nach: *Schriften und Briefwechsel*, in Auswahl hg. von Kurt Wolff, Bd. I. Leipzig 1909, S. 192.

Fähigkeit besitzen, allen Diskursarten, in die dieses Humane sich verlarven mag, überallhin zu folgen, um sie in der Struktur ihrer Vielfalt ihrer Kritik an sich selbst zu übergeben, statt sie in einem allgemeinen Urteil belehrend und berichtend zusammenzuziehen. Dafür muss es über diese Diskurse textualisierend disponieren, sie auffinden, sie verbinden, sich aneignen. Es bedarf der Institution Literatur und der von ihr gebahnten Kommunikationswege von Schreiben zu Schreiben, von Werk zu Werk ebenso, wie es deren Anlage immer wieder unterläuft und stört, damit die Grenzen dieser Verkehrsordnung als Anlass und Aufruf zu ihrer Übertretung kenntlich werden. Ein Erzählen hingegen, das über einen festen Bereich von Werten und Unwerten, Fabeln und Formen, Motiven und Metaphern sowie über dessen Stabilität richtigstellend wacht, verliert in einem derartigen Dispositiv sich selbst und vermag von ihm nur anzunehmen, was seinen sorgsam gehüteten Bereich nicht beschädigt oder gar sprengt.

Der Autor des *Till Eulenspiegel* hat dem modernen Erzählen insbesondere Sternes zwar Kniffe, Posen und Attitüden abgelernt, seinen Grundsatz, seine Bewegungsform aber nicht erfasst. Er misstraut deren Aktualität gerade dort, wo er sie benötigen würde, um ihm liebe Tradition wieder aktuell zu machen, und zahlt für dieses Misstrauen mit Misserfolg bei ihren Liebhabern. Für das Erzählen scheint eine Epoche zu Ende zu gehen, deren Ende sich auch nicht dadurch aufhalten lässt, dass man sie mit den Attributen des Modernen, Künftigen aufputzt und restauriert. Man entfremdet sich auf diese Weise nur zusätzlich noch diejenigen Leser, die vom Anbruch dieser Modernität nicht erfahren und nichts wissen wollen.<sup>108</sup> Friedrich Herzbergs „Volks Roman“ verfehlt die moderne Erzählform des Romans, um der Leseerwartung des Volkes die Treue zu halten, und stößt zugleich bei ihren Anhängern auf Ablehnung, weil er sie doch auf das moderne Erzählen zu beziehen trachtet. Fragen wir uns angesichts dieser Dichotomie des Scheiterns deshalb zum Schluss, wie der Autor des *Till Eulenspiegel* sein Erzählen selbst einschätzt, mit welcher Form des Wissens und des Diskurses, mit welchen ästhetischen, moralischen und sozialen Werten er es verbindet und ob sein Werk eine Figur enthält, in der diese Bestimmungen einander begegnen und sich personalisieren.

---

108 „Der Verfasser dieses modernisirten Eulenspiegels [...] hat wegen dieses Buches mancherlei Vorwürfe erlitten, z.E. dass das Buch für einen Volksroman zu theuer sey, dass es ein Volksroman seyn soll, und doch zur Lectüre der feinern Welt bestimmt sei [...] u.s.f.“ (Flögel, *Geschichte der Hofnarren*, ebd. S. 475).

## IV

Die „Nachrede des Herausgebers“ am Schluss des II. Teils beginnt mit den folgenden Worten:

Als ich den Entschluß faßte, den beynahe in Vergessenheit gerathnen Eulenspiegel unter den anjetzt lesenden Menschenkindern wieder in Cours zu bringen, bestimmte mich vorzüglich die angebohrne Liebe für das rein Vernünftige und für die nackte Wahrheit dazu, die Quintessenz meiner im Stillen gesammelten Erfahrungen, von gegenwärtigen Thatsachen in der jetztlebenden Welt, den aufs Wort achtenden und denkenden Lesern einzugeben: und da traf es sich denn so, dass Eulenspiegel mein vehiculum ward.<sup>109</sup>

Was sollen also *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel* an Leser weitergeben, für die Denken bedeutet, aufs Wort zu achten? Die reine Vernunft und die nackte Wahrheit. Rein wovon und womit nicht bedeckt? Auf Grund welcher Achtung vor welchem Wort? In der Mitte des I. Teiles berichtet der Herausgeber von jemandem, der sich auf beispielgebend althergebrachte und somit redliche Weise seinen Weg durch die Welt als Wanderer, weder als Spaziergänger noch als Kutschenfahrer, bahnt:

Sein Herz und Verstand war nicht dadurch gebildet worden, daß er in der Welt gelebt hatte; sondern er that, so gut er konnte, seine Pflicht, und las fleißig in der Bibel. Natürlich mußte dadurch sein Herz pöbelhaft gut, und sein Verstand bürgerlich richtig werden.<sup>110</sup>

Der ideale Bürger, wie Herzberg ihn sich wünscht, liest zuerst und zuletzt die Bibel, achtet auf ihr Wort, denkt und handelt im Rahmen dieser Achtung und tut seine privaten und bürgerlichen Pflichten deren Begriffen nach so wortwörtlich, wie er kann. Ihm fehlt die Weltkenntnis, will sagen, die Kenntnis der neuen, die Welt in immer schnellerem Rhythmus durchlaufenden und erneuernden Diskurse, die Bekanntschaft mit einer sich immer mächtiger diversifizierenden Vernunft, die Begeisterung für ein Lesen, das nach Neuem und immer Neuem greift, selbst wo es ihm beschwerlich fallen könnte:

109 *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil II, S. 202.

110 Ebd. Theil I, S. 99.

Jetzt verschluckt die lesbegierige Welt die rohesten Bissen, wenn es nur neu ist, ohne sich zu kümmern, ob Verstand oder Unsinn die Köche gewesen sind, und ohne sich was daraus zu machen, wenn sie nach dem Genuß das Grimmen im Magen, im Herzen, oder den Schwindel im Kopf bekommen.<sup>111</sup>

Unter dieser Vielzahl der Diskurse, die einander überholen, übertrumpfen und verdrängen, berufen, zitieren und erinnern, gerät der eine und einzige in Vergessenheit, den man achten und uneingeschränkt beachten muss, um privat gut und bürgerlich richtig, recht- und gesetzmäßig zu werden: derjenige der Bibel, wo die reine Vernunft und die nackte Wahrheit dem Leser in Worten anscheinend letzter Einfachheit gegenüberreten. Der Herausgeber des *Till Eulenspiegel* steht dann auf der Seite der aufgeklärten Vernunft gegen Autoritätsansprüche, wenn die aufgeklärte Vernunft selbst als schriftgelehrte, orthodoxe Autorität auftritt und jeden kritischen Einspruch durch ihre bloße Existenz bereinigt. Erörterung billigt er nur in der Form der Unterordnung, Auseinandersetzung nur als Einsetzung jeden Diskurses in den Dienst des biblischen. Am Grund von Herzbergs Erzählen treffen wir auf den Grund der Aufklärung im Selbstbewusstsein der Reformation, die alle überlieferten Autoritäten nicht deshalb stürzt, um die Instanz der Autorität selbst in Betrachtung und Beurteilung zu ziehen, sondern um die Vernunft mit der Offenbarung zu fusionieren und sie dergestalt als alleinige Wissensproduzentin in den Rang absoluter Autorität zu erheben. Das Wissen einer Vernunft jedoch, die autoritätskritisch wird, indem sie sich selber als absolute Autorität bestimmt, ist nur scheinbar produktiv.<sup>112</sup> In Wirklichkeit geht es in eine Endlosschleife aus und totalisiert sich durch seine Wiederholung. Ein Erzählen, das sich dieser Vernunft anvertraut, kann die expansive und dispositive Diskursstruktur des Humanen nur dadurch meistern, dass es sie in einen einzigen Diskurs autoritär zurückbindet und sie dort, wo ihm das nicht gelingt, abstößt und wegscheucht. Die Zeit aber, in der Wahrheit sich schlichten lässt, ist zu Ende. Die Ordnung der Diskurse siegt über das Ordnen des Diskurses, und das Erzählen zieht seine Schlüsse aus diesem Prozess, zieht sie vielleicht sogar vor seinem geschichtlichen und gesellschaftlichen Triumph.

---

111 Ebd. S. 96f.

112 „Die ursprüngliche Bedeutung von ‚Produktion‘ liegt [...] nicht in der materiellen Herstellung, sondern im Sichtbarmachen und zur Erscheinung-Bringen: pro-ducere“ (Jean Baudrillard, *Oublier Foucault*, München 2., neubearb. Aufl. 1983, S. 25).

Im ersten Teil seines Buches kommentiert Herzberg das dortige „Gespräch zwischen zween Gelehrten“ mit folgender, Lessing betreffender Fußnote:

Dieser will in dem Auskehrig der Wolfenbüttelschen Bibliothek eine gewisse irreligiöse Charteke gefunden haben; wird solche hoffentlich wohl in dem Auskehrig seines Gehirns gefunden haben. Wahrscheinlicher Weise genießt dieser Herr eine Pension vom Teufel, um dafür an der Vollständigkeit seiner Gallerie zu arbeiten. Hätt's nicht klüger anfangen können. Wird auch darob seinen Lohn empfangen, wenn Freund Hein kömmt.<sup>113</sup>

Die „irreligiöse Charteke“ meint zweifellos *Die Fragmente eines Ungenannten*, die Lessing 1774 bis 1778 heraus- und für Teile eines Manuskripts der Wolfenbütteler Bibliothek ausgibt. Sie stammen tatsächlich aus der *Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes* des Hamburger Gymnasialprofessors für orientalische Sprachen Hermann Samuel Reimarus (1694–1768).<sup>114</sup> Ihr Verfasser hat sie zu seinen Lebzeiten nicht zu veröffentlichen gewagt, und seine Erben übergeben sie Lessing nur teilweise und nur mit dem Beding gewahrter Anonymität zur Veröffentlichung.<sup>115</sup> Obwohl der Herausgeber die *Fragmente* mit eigenen kritischen Stellungnahmen, den *Gegensätzen*, begleitet, lösen diese Texte, „mit denen Reimarus von radikal-deistischer Sicht aus den Wahrheitswert der Offenbarungsdokumente bezweifelte und damit einen Frontalangriff auf das orthodoxe Christentum führte“,<sup>116</sup> bei dieser Orthodoxie einen Sturm der Ent-

113 *Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil I, S. 244.

114 Vgl. zu ihm zunächst W. Walter, Hg., *Hermann Samuel Reimarus, 1694–1768. Beiträge zur Reimarus-Renaissance in der Gegenwart*, Göttingen 1998, Dietrich Klein, *Hermann Samuel Reimarus (1694–1768). Das theologische Werk*, „Beiträge zur historischen Theologie“ 145, Tübingen 2009, Martin Mulso, Hg., *Between Philology and Radical Enlightenment: Hermann Samuel Reimarus (1694–1768)*, Leiden 2011: „Reimarus erscheint hier in einem vollkommen neuen Licht, wenn man die Forschung aus den 70er Jahren zur Grundlage nimmt“ (Engelhard Weigl in „Das achtzehnte Jahrhundert“ 36/2012, S. 279). Vgl. überdies Ulrich Groetsch, *Hermann Samuel Reimarus (1694–1768): Classicist, Hebraist, Enlightenment Radical in Disguise*, Leiden 2015.

115 Vgl. dazu die ausführlichen Angaben bei Wolfgang Röd, *Die Philosophie der Neuzeit 2. Von Newton bis Rousseau*. In: ders. (Hg.): *Geschichte der Philosophie*, Bd. VIII, München 1984, S. 284ff.

116 Sven Aage Jörgensen/Klaus Bohnen/Per Oehrgaard, *Aufklärung, Sturm und Drang, frühe Klassik (1740–1789)*. In: Helmut de Boor/Richard Newald, Hg., *Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. VI. München 1990, S. 275 (siehe zum ganzen Ereignis ebd. S. 275ff. sowie die zahlreichen

rüstung aus, der Lessing bald in seine bekannte Fehde mit dem Hamburger Hauptpastor Goeze<sup>117</sup> verwickelt. Was veranlasst nun Herzberg, sich, wenn auch nur anmerkungsweise, mit einer Wut und einer Häme in den Streit zu mischen, die über die Satire hinaus bis zur Beleidigung geht? Was reizt ihn derart an dieser Auseinandersetzung, die im Juli 1778 mit dem Widerruf der Lessing 1772 gewährten Zensurfreiheit ihr vorläufiges Ende findet, dass er ihren berühmten Urheber buchstäblich verteufeln muss?

In seiner einlässlichsten Verteidigung gegen Goeze, den im März 1778 erschienenen *Axiomata*, bringt Lessing seinen Streit mit der lutherischen Orthodoxie auf den folgenden Punkt:

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. – Wenn es wahr ist, dass die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehört: wer kann mir wehren, dass ich sie, in so fern sie beides enthält, in so fern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne; und dem besseren Theile derselben, der Religion ist, [...] den Namen des Geistes beylege? Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtigt, der das innere Zeugniß des h. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bey denjenigen Büchern und Stellen der Schrift [...] äußern kann, welche auf unsere geistliche Besserung [...] abzwecken: was ist billiger, als nur solcherley Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen?<sup>118</sup>

---

bibliographischen Angaben ebd., S. 606ff.). – „Eine monographische Darstellung des Fragmentenstreits gibt es nicht“ (Wolfgang Albrecht, *Gotthold Ephraim Lessing*, Stuttgart/Weimar 1997, S. 81). Vgl. demgegenüber jedoch William Boehart, *Studien zum Fragmentenstreit (Reimarus, Goeze, Lessing)*, Schwarzenbeck 1988 (zugleich Diss. Hamburg 1982), sowie Winfried Freund, *Theologie im Widerspruch. Die Lessing-Goeze-Kontroverse*, Stuttgart 1989, S. 157ff.

117 Siehe zu ihm Heimo Reinitzer/Walter Sparr, Hg., *Verspätete Orthodoxie. Über D. Johann Melchior Goeze (1717–1786)*, „Wolfenbütteler Forschungen“ 45, Wiesbaden 1989, Hans Höhne, *Johan Melchior Goeze. Stationen einer Streiterkarriere*, Münster 2004 (mit ausf. Lit.verz. S. 259–279), sowie Ernst-Peter Wieckenberg, *Johan Melchior Goeze*, Hamburg 2007; zur Auseinandersetzung mit Lessing S. 186–205. Volker Leppin moniert in seiner Besprechung („Arbitrium“ 2009, Heft 1, S. 57ff.) allerdings, Wieckenberg sehe in Goeze zu einseitig den Vertreter einer „starrten Modernisierungsverweigerung“ (Wieckenberg ebd., S. 224) und lege auf dessen Beziehung zur Aufklärung (Baumgarten war Goezes Lehrer in Halle) zu wenig Gewicht.

118 Gotthold Ephraim Lessing, *Axiomata*; *Sämtliche Werke*, hg. von K. Lachmann und F. Muncker, Bd. 13. Leipzig 1897, S. 114 f. – Lessing schreckt nicht davor zurück, Luther selbst als Zeugen wider seinen angeblich orthodoxen Nachfolger aufzubieten: „Grosser, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten weg, schreyend aber gleichgültig daherschlendern! – Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöst; wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche

Der Autor dieses Textes will „die Religion von der Geschichte der Religion getrennet wissen“;<sup>119</sup> er will „die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches“ unterscheiden, „in dem sie vorgetragen worden“<sup>120</sup>. Die Daten und Fakten, die den Bestand und die Überlieferung der Religion beinhalten, „die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung“<sup>121</sup> sind mit dem Faktum des Buchstabens und der Spur seiner Tradition, mit der Materialität des Zeichens und seiner Weitergabe wesentlich verbunden. Die Differenz, die das Zeichen mit seinesgleichen hat und die es zu einer schier unendlich variablen Struktur entwirft, sowie die Differenz derart differenter Zeichenkomplexe zueinander bedeuten die Daten und Fakten der historischen Überlieferung nicht einfach, sie teilen ihnen vielmehr ihre Form und ihren Zusammenhang ursprünglich mit. Die „innere Wahrheit“ der Religion, ihr Geist, ihre Macht, uns geistlich, an Geist und Leib, zu bessern, ist zwar auch an den Buchstaben und seine Tradition gebunden, aber der Empfänger des Buchstabens vermag diese Wahrheit unmittelbar vom bloß historisch und faktisch Bestehenden zu sondern, sie in der Unabhängigkeit aufzunehmen, die sie von der Materialität des Zeichens in dessen Zeichen zu erkennen gibt. Ein und derselbe Text löst sich im Augenblick seiner Rezeption in zwei verschiedene Texte auf: in einen, in dem die Bedeutung dem Gang und der Struktur seiner zeichenhaft materiellen Überlieferung folgt, und in einen anderen, in dem die Bedeutung diesen Weg verlässt und einen eigenen einschlägt, dessen Eigentümlichkeit in der Geste der Abwendung und des Aufstiegs liegt: der Abwendung von der historisch materiellen Diskursivität des Zeichens und des Aufstiegs zu einer Zeichenhaftigkeit, die über ihre Differentialität souverän verfügt. „Die Religion war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die itzt sie selbst seyn soll.“<sup>122</sup> Wie war sie denn, ehe sie verschriftlicht wurde? Wodurch war sie, wenn nicht durch das Schriftzeichen? Durch das Lautzeichen selbstverständlich – aber ist der Laut als Offenbarung

---

des Buchstabens!“ (Eine Parabel. Nebst Bitte und Absagungsschreiben; ebd. S. 102) – Zu den *Axiomata* siehe Christoph Bultmann/Friedrich Vollhardt, Hg., *Gotthold Ephraim Lessings Religionsphilosophie im Kontext: Hamburger Fragmente und Wolfenbütteler Axiomata*, Berlin/New York 2011, S. 219–260.

119 Ebd. S. 133.

120 Ebd. S. 120.

121 Ebd. S. 133.

122 Ebd. S. 116.

der inneren Wahrheit ein Zeichen? Und falls ja, muss es dann nicht von ganz anderem Charakter sein als dasjenige der Schrift? Was Lessing „innere Wahrheit“ nennt, erweist sich bei näherem Hinsehen als ein Wissen, das jedes mit ihm in Berührung geratende Bewusstsein unmittelbar überwältigt und ihm seine Form aufprägt, zu „geistlicher Besserung“ im Besonderen oder zum Bekenntnis reiner Wahrheit im Allgemeinen. Der Laut, in dem dieses Wissen sich vernehmen lässt, in dem es sich auf die es wahrnehmenden Wissenssubjekte bezieht, ist Fleisch von seinem Fleisch, mit ihm von gleicher Materie, die deshalb gegenüber der wesentlich anderen Materialität des Schriftzeichens als immateriell gilt. Dieses Zeichen legt sich in seine materielle Diskursivität nur aus, um sie sogleich wieder in die Einfachheit universaler Zeichengebung zurückzunehmen. Es entwirft sich in die Differenz und ist sich auf jeder ihrer Seiten gegenwärtig. In der Form dieses Lautes vernimmt und weiß das Wissen sich selbst und vermag darum jeden, der es in ihm wahrnimmt, unmittelbar von seiner Wahrheit zu überzeugen.<sup>123</sup>

Was bringt Herzberg dann so sehr gegen dieses Wissen und seinen Verteidiger auf? Welches andere eignet sich denn besser dazu, „den aufs Wort achtenden und denkenden Lesern das rein Vernünftige und die nackte Wahrheit einzugeben“? Die Leser der inneren Wahrheit achten zwar aufs Wort, aber sie lenken seine Beachtung auf den Laut, der vom Wort auf seine Selbständigkeit hin abweicht. Was sie verlaublich, lautet dem Laut der Wahrheit nach, trifft ihn aber nie rein, sondern bedeckt ihn stets mit den Mitlauten einer bestimmten Individualität, die sich in historischen und sozialen Zeichenstrukturen materialisiert und durch die Hinwendung auf die souveräne Totalität ihrer rein immateriellen inneren Wahrheit konkretisiert. Der von der Schrift ab- und ins

---

123 „Das System des ‚Sich-im-Sprechen-Vernemens‘ durch die Lautsubstanz hindurch – die sich als nicht-äußerlicher, nicht-weltlicher, also nicht-empirischer oder nicht-kontingenter Signifikant gibt – musste während einer ganzen Epoche die Geschichte der Welt beherrschen“ (Jacques Derrida, *Grammatologie*. Frankfurt 1974, S. 19). – Diese fundamentale Entgegensetzung von Laut und Schrift geht bekanntlich zurück auf 2. Korinther Kap. III, Vers 6: „DENN DER BUCHSTABEN TÖDTET/ABER DER GEIST MACHET LEBENDIG.“ So die Übersetzung Luthers von 1544 – in Versalien. Siehe darüber den Artikel von Georg Ebeling „Geist und Buchstabe“ in: *Religion in Geschichte und Gegenwart*, 3. Aufl. 1958, Bd. II, Sp. 1290–1296, sowie Hans Martin Barth/Yoshiro Ishida, Gesetz und Evangelium, in: *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. 13, Berlin/New York 1985, S. 126–147, Wolfgang Schenk, Korintherbriefe, ebd. Bd. 19, Berlin/New York 1990, S. 620–640, Gottfried Hornig, Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781), ebd. Bd. 21, Berlin/New York 1991, S. 20–33.

Innere des Wissens gewendete Laut verspricht sich als in diese Innerlichkeit aufgelöstes Zeichen, als an ihm erscheinende reine Identität mit ihr und damit als absolutes Subjekt der Wahrheit. Aber dieses Versprechen geht, ohne sich zu widerlegen, fehl, sobald die Diskurse derer, die es hören und verstehen, es zu halten versuchen.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, [...] sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worinn allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht.<sup>124</sup>

Das absolute Subjekt des Lautes, von dem der, den es anrührt, das Wissen aufnimmt, wie es sich selbst nimmt, entzieht sich der Mühe, es zu erfassen und zu individualisieren, je wirkungsvoller, desto größer diese Mühe wird, so dass sie schließlich für die Wahrheit eintreten muss, derer sie gewiss ist und die sie verfehlt. Was sich in der Anstrengung dieses Verfehlens nämlich immer schärfer herausstellt, ist die Differenz zwischen der zentripetalen Selbstgenügsamkeit des Wortlautes und der zentrifugalen Selbstsuche des Schriftzeichens,<sup>125</sup> zwischen der materiellen und der konkretisierenden Seite historisch und sozial bestimmter Individualität. Wer also die Wahrheit nach Kräften sucht, dessen Kräfte erweitern sich nach beiden Seiten hin, indem sie ihren sie bindenden wie lösenden Unterschied immer wachsend vervollkommen. Diese Bewegung läuft der von Herzberg verfochtenen Achtung vor dem Wort zuwider, hat sie doch ihm zufolge die von ihm heftig bekämpfte Konsequenz, dass „die lesbegierige Welt die rohesten Bissen, wenn es nur neu ist, verschluckt, ohne sich zu bekümmern, ob Verstand oder Unsinn die Köche gewesen sind, und ohne sich was daraus zu machen, wenn sie nach dem Genuß das Grimmen im Magen, im Herzen, oder den Schwindel im Kopf bekommen“. Solche Beschwerden sind ebenso unvermeidliche wie bedenkenswerte Begleiterscheinungen der Wahrheitssuche, inso-

124 Lessing, Eine Duplik (1778); *Sämtliche Werke*, ebd. S. 23f. (Lessings Antwort auf einen Angriff des norddeutschen Pastors Johann Heinrich Reß. Vgl. dazu Wolfgang Kröger, *Das Publikum als Richter. Lessing und die ‚kleinen Respondenten‘ im Fragmentenstreit*, Nendeln 1979, S. 53–70).

125 „Wie die Zahl überhaupt ihren Sinn nur hat in der Zahlenreihe“ (G. W. F. Hegel, *Wissenschaft der Logik*, Werke in 20 Bdn., hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 5, Frankfurt/M. 1969, S. 257), so das Zeichen nur in der Zeichenreihe.

fern sie von der Mühe um die Wahrheit gründlich überlegt und dadurch kraft der Differenzierungsmacht behoben werden, die sie anzeigen.

Herzberg setzt dem eine andere Achtung vor dem Wort entgegen, eine buchstäbliche, orthodoxe, den „ewigen Zirkel [...], nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nehmlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle, aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird“.<sup>126</sup> Dieser Zirkel schließt das Wort der Wahrheit weder in die Einheit seines reinen Lautes noch in die von Differenz gezeichnete Spur seines Zeichens ein. Er schließt vielmehr zwei Schriftzeichen so miteinander kurz, dass das eine das andere beglaubigt, dass sie füreinander Zeichen und Bedeutung sind, ihre Zeichenhaftigkeit sich in dieser reflexiven Identität auflöst und an ihrer Stelle eine von aller weiteren Deutung unbedeckte und somit reine Wahrheit erscheint. Der Empfänger einer solchen Wahrheit erfährt sie nicht als verführerische Botschaft von der anderen Seite seiner durch historische und soziale Zeichenstrukturen bestimmten individuellen Materialität, sondern als hier und jetzt willkommenen Bestimmungsgrund dieser Bestimmtheit, als jeweilige Konturierung und Charakterisierung. Er bildet seinen Verstand und sein Herz durch die fleißige Lektüre der Bibel, die in allen ihren Zeichen unmittelbar sich selbst reflektierende Schrift der Schrift, so vollkommen aus, dass er den Wahrheitssucher bei jedem Schriftzeichen mit einem anderen Schriftzeichen bei der Schrift halten kann, bis der resignieren muss: „Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. – O, Sie allein sind ein wahrer Christ! – Und belesen in der Schrift, wie der Teufel.“<sup>127</sup>

Der redliche Fußgänger, der sich so rechtschaffen bürgerlich<sup>128</sup> auf den buchstäblichen Beinen seines Verstandes durch die Welt schlägt, bekommt im Roman einen Namen und eine Geschichte: Asmus, Kandidat der Theologie, hält eine vortrefflich volkstümliche Probepredigt, die vollumfänglich mitgeteilt und ausführlich gelobt wird.<sup>129</sup> Und Asmus ist natürlich auch Matthias Claudius, der Herausgeber des Wandsbecker Boten. Gegen Schluss des ersten Teiles stellt er

126 Lessing, *Axiomata*, ebd. S. 113.

127 Lessing, *Das Testament Johannis (1777)*, ebd. S. 17 (Lessings Antwort auf einen Angriff des norddeutschen Pastors Johann Daniel Schumann. Vgl. dazu Kröger, *Das Publikum als Richter*, ebd. S. 31–52). – Vgl. zu diesem Text und seiner Bedeutung für Lessings Werk Beatrice Wehrli, *Kommunikative Wahrheitsfindung. Zur Funktion der Sprache in Lessings Dramen*. „Hermaea“ 46, Tübingen 1983, S. 38ff.

128 „Auch hatte er den gemeinen Grundsatz, in bürgerlichen Gesellschaften lieber der Kopf, als in vornehmen der Schwanz zu seyn.“ (*Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel*, Theil I, S. 99).

129 Ebd. S. 163–204.

sich mit folgenden Worten vor: „Alle meine Vorfahren waren gerade so wie ich. Nicht hochgelahrt, aber lauter gutes Herz, und ein recht gesunder Verstand.“<sup>130</sup> Das gefällt dem Autor des *Till Eulenspiegel*, das wünscht er sich für seine Zeitgenossen und Nachfahren: nicht zu viel Gelehrsamkeit im Dienst einer Wahrheit, die über die ganze und doppelte Welt der Geschichte und Gesellschaft hin erst zur Wahrheit gemacht werden muss. Stattdessen ein Herz, dessen Güte kein Zweifel an der buchstäblichen Gültigkeit des biblischen Wortes über dieses Wort zweideutig und zweideutend hinausverführt, und einen Verstand, dessen Gesundheit in seiner Richtigkeit, seiner Richtung nach der lokalen und momentanen Eindeutigkeit derselben Buchstäblichkeit beruht – *asmus omnia sua secum portans*.

## V

Im 78. Brief der sechsten Sammlung seiner *Briefe zu Beförderung der Humanität* zitiert Herder, durch gezielte Auswahl hervorhebend und somit zustimmend, die folgenden Sätze aus *Bonhomien. Geschrieben bei Eröffnung der neu-erbauten Rigischen Stadtbibliothek*, Mitau 1792, von Johan Christoph Berens:

Wirkungen vom Bücherlesen waren nicht so selten, wie noch weniger gedrucktes Papier zu uns kam [...] *Pamela*, *Clarissa*, *Grandison* folgten sich in der Regierung, und teilten diese mit keinen andern Romanen. Auch wurden sie nicht für Romane gehalten, sondern täuschten lehrreich das noch treuherzige Publikum. Dieser gute Glaube an die Existenz vollkommener Muster ist, zum Schaden der Nacheiferung, durch die nachherigen vielen Karikaturen verloren gegangen, so dass sich ein Romanheld in dem zur Wirkung nötigen Kredit seiner Existenz kaum noch erhalten mag. Als unsere Hausväter nur noch den alten *Sirach* vorzulesen hatten, leiteten seine weisen Lehren Jugend und Alter. Als unsre Töchter nur noch den frommen *Gellert* lasen, wussten sie seine Moral auswendig.<sup>131</sup>

130 Ebd. S. 277. – Vgl. dazu Bernhard Richter, „... es sind doch Menschen auch.“ Sozial-ethische Aspekte im Werk des Wandsbeker Boten, in: Georg-Wilhelm Röpke, Hg., *In Wandsbek zu Hause. Essays zur Würdigung des ‚Wandsbeker Boten‘ Matthias Claudius im Gedenkjahr 1990*, Hamburg 1990, S. 51–62, Annette Gerlach, Matthias Claudius und sein ‚Bothe‘ aus Wandsbek, „Lichtenberg-Jahrbuch“ 1990, S. 89–103, Jürg-Ulrich Fechner, Hg., *Matthias Claudius (1740–1815). Leben, Zeit, Werk*, Tübingen 1996, Annelen Kranefuss, „Ich kann doch nicht so ins Blaue schiessen.“ Poesie und Person bei Matthias Claudius, „Jahresschriften der Claudius-Gesellschaft“, Hamburg 2005, S. 6–23.

131 *Werke in zehn Bänden*, hg. von Martin Bollacher u.a., Bd. 7, hg. von Hans Dietrich Irmscher, Frankfurt/M. 1991, S. 421.

Herder lässt hier kommentarlos eine vergangene Form des Lesens idealisieren, die mit Romanen umgeht, als wären sie keine Romane, sondern belehrende Traktate, denen man, wie Büchern der Bibel, die richtigen Begriffe über das eigene Tun und Lassen zu entnehmen hat. Die Erzählung dient dieser bitteren Pille nur als versüßender Überzug, der es leichter macht, sie zu schlucken. Richardson und Gellert hätten dieser Beschreibung ihrer Wirkabsicht durchaus zugestimmt. Ist aber der Glaube an die Existenz sittlich vollkommener Roman-Charaktere tatsächlich dadurch verloren gegangen, dass sie durch zu viele Karikaturen beschädigt worden sind? Befreit sich nicht vielmehr seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in der englischen wie in der deutschen Literatur das Erzählen aus seiner dienenden Funktion, um der von ihm getragenen Moral Herr zu werden, sie nach seinen Existenz-Bedingungen zu modulieren und zu transformieren? Der Roman konzentriert sich je länger, desto ausschließlicher auf die „möglichen Menschen der wirklichen Welt“,<sup>132</sup> statt dass er sich um die maßgeblichen der tatsächlichen bemüht. Der mögliche Romanheld bietet seinen Leserinnen und Lesern einen Charakter an, den sie nicht unmittelbar an die Stelle ihres eigenen setzen dürfen, den sie vielmehr mit ihm vermitteln sollen, um sich so über die Kategorien klarer zu werden, nach denen sie ihr Dasein in der tatsächlichen Welt so bestimmen wollen, dass sie zu einer bewirkten, wirkenden und somit wirklichen Welt wird. Beide Formen des Erzählens stehen in reinem Gegensatz zueinander. Die erste schreibt vor und nötigt ihre Leserinnen und Leser, die Vorschrift zu befolgen; die zweite schlägt vor und bietet damit ihren Leserinnen und Lesern eine Schreibweise an, die sie zu noch ungeschriebener Selbst-Beschreibung nutzen können.

Herzbergs Eulenspiegel-Roman steht an der Schnittstelle dieser beiden Erzählformen. Einerseits weiß sein Text um die ebenso moderne wie modernisierende Macht fiktionalen, Möglichkeiten entfaltenden Erzählens und setzt immer wieder dazu an, ihr Genüge zu tun. Andererseits durchbricht der hausväterliche Lehreifer des auktorialen Erzählers, der sein Buch gern mit dem Buch Sirach verwechselt sehen will, dieses Bemühen, wie sich gezeigt hat, stets von neuem mit Polemiken, Kommentaren, Exkursen. Da keine Entscheidung für die Dominanz der einen oder der anderen Erzählweise fällt, zerfällt der Roman in zwei gleichberechtigte, einander bekämpfende, manchmal beinahe ausschließende Texte: „Volks Roman“ – in der Tat.

---

132 Friedrich von Blanckenburg, *Versuch über den Roman*, Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774, mit einem Nachwort von Eberhard Lämmert, Stuttgart 1965, S. 257.

# SCHILLERS ÄSTHETIK UND DER BÜRGERLICHE ROMAN

Schillers Ästhetik kennt keine Poetik des Romans. Eingehende Beobachtung lässt jedoch erkennen, dass die Form des Romans den Kompromiss darstellt, den die ästhetische Theorie mit ihrem bestimmenden Widerspruch nicht schließen will und den sie nur vermeiden kann, indem sie den Roman von ihren Erörterungen ausschließt.

So konsequent Schiller im ersten Drittel seiner Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* ‚Natur‘ als Leitbegriff einsetzt, so klar setzt er sich von einer Naturempfindung ab, in der die Vernunft beim Vernunftlosen Schutz vor sich selbst sucht. Besinnung auf die Natur als Inbegriff von Grundsätzen, der die sinnhafte Existenz der Dinge ermöglicht,<sup>1</sup> schließt jenen Rückzug auf ihre Sinnlichkeit aus, der die Anstrengung des Sinns zur sinnfälligen Sinnigkeit abspannt.<sup>2</sup> „Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Übereinstimmung schmachtet?“, fragt Schiller und fordert:

Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Übeln der Kultur musst Du mit freyer Resignation dich unterwerfen, musst sie als die Naturbedingungen des Einzig

---

1 „Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts anders, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.“ (*Über naive und sentimentalische Dichtung*, in: Schiller, *Werke. Nationalausgabe*, im Auftrag des Goethe- und Schiller-Archivs und des Schiller-Nationalmuseums begründet von Julius Petersen, Weimar 1943ff., Bd. 20: *Philosophische Schriften*, erster Teil, unter Mitwirkung von Helmut Koopmann hg. von Benno von Wiese, Weimar 1962, S. 413–503, hier S. 413.) Vgl. zu dieser Schrift zunächst ihre Darstellung durch Helmut Koopmann in: ders., Hg., *Schiller-Handbuch*, 2., durchges. und akt. Aufl. Darmstadt 2011, S. 667–690.

2 Zu Schillers Misstrauen gegen die Natur-Empfindsamkeit vgl. *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 427f., sowie zu den dort vorgetragenen Gedanken als dem Prinzip der Naturlyrik *Über Matthissons Gedichte*, in: *Nationalausgabe*, Bd. 22: *Vermischte Schriften*, S. 265–283, hier S. 270–274.

guten respektiren; nur das Böse derselben musst du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, das du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frey, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmässig handelst [...] Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht wehrt. Sie liegt hinter dir, sie muss ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Bewusstseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.<sup>3</sup>

Der Ton, in dem hier das Lied vom freien Mann gesungen wird, ist zum Mindesten verdächtig.

Die Natur hat gewollt: das der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Daseins geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe, und keiner anderen Glückseligkeit, oder Vollkommenheit, teilhaftig werde, als die er sich selbst, frei von Instinkt, durch eigene Vernunft, verschafft hat.<sup>4</sup>

Die Natur hat dem Menschen die Leiter fortgenommen, die das Tier trägt, und ihn auf den ungeleiteten Gang seiner selbstbewussten Vernunft angewiesen. Unterwegs jedoch stellt sich eine merkwürdige Verirrung ein, die dem geraden Weg einbeschrieben zu sein scheint. Während er den Grundsätzen seiner Natur folgt, die ihm sinnhafte Existenz ermöglichen, schafft er, sich Nahrung, Kleidung, Wohnung, innere und äußere Sicherheit verschaffend,<sup>5</sup> eine andere, künst-

3 *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 428. – „Der Ausgang des Menschen aus dem Paradies des Naturstandes wird als notwendig bejaht, der Zivilisationsprozess mit allen seinen sozialen und sittlichen Übeln als irreversibel akzeptiert, ja positiv als Zugewinn an Vernunft und Freiheit uminterpretiert“ (H. Jäger, *Naivität. Eine kritisch-utopische Kategorie in der bürgerlichen Literatur und Ästhetik des 18. Jahrhunderts* (Skripten Literaturwissenschaft. 19), Kronberg 1975, S. 245). Vgl. zu Begriff und Funktion des Naiven außerdem Christian Kirchmeier, *Naive Theorie*. Zum historischen Ort von Schillers ‚Ueber naive und sentimentalische Dichtung‘, in: Mario Grizelj, Hg., *Vor der Theorie. Immersion – Materialität – Intensität*, Würzburg 2014, S. 351–374.

4 Immanuel Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, A 390.

5 „Die Erfindung seiner Nahrungsmittel, seiner Bedeckung, seiner äusseren Sicherheit und Verteidigung [...], alle Ergötzlichkeit, die das Leben angenehm machen kann, selbst seine Einsicht und Klugheit, und so gar die Gutartigkeit seines Willens, sollten gänzlich sein eigen Werk sein“ (Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte*, ebd.). Vgl. dazu Schiller, *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*, in: *Nationalausgabe*, Bd. 20, ebd. S. 309–412,

liche Natur, eine Kultur, deren Verlauf seinen Weg immer wieder stört. Ungleichheit der Konditionen, Druck der Verhältnisse, Unsicherheit des Besitzes, Undank, Unterdrückung, Verfolgung empören und verwirren seine Einsicht und Klugheit. Die Gutartigkeit seines Willens, der selbstbewusste, freie Einsatz seines Naturgesetzes in seine Wirklichkeit, erfährt Befleckung, Knechtschaft, launischen Wechsel, Anarchie. Widerstand gegen diese Übel der Kultur ist nicht gestattet, weil sie jener Wirklichkeit entspringen, in der allein die selbstbewusst freie Vernunft sich verwirklichen kann. Übrig bleibt nur freie Resignation: freiwillige Ergebung in die unfreien Bedingungen der Freiheit, um der Freiheit ihren Raum zu wahren. Allerdings: Nur die Übel der Kultur muss der Mensch mit freier Resignation hinnehmen; ihr Böses darf und soll er beklagen, und das „nicht bloß mit schlaffen Thränen“. Also mit angespannten? Nicht mit Wehmut, sondern mit Zornmut? Aber Klage bleibt Klage – ob das Böse für den Unterschied des sie begleitenden Affekts anfällig ist? Also gar keine Klage, sondern Handlung? Dem widerspricht Schillers Formulierung: „Nur das Böse derselben“ – der Kultur und ihrer Übel nämlich – „musst du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen.“ Klage ist eine Redeform der Betrachtung. Der Klagende handelt nicht, er gibt vielmehr seinem Bewusstsein einer Macht Ausdruck, unter der er leidet, der gegenüber er sich jedoch ohnmächtig weiß. Und dieser Ausdruck soll wiederum nicht bloß in schlaffen Tränen bestehen. – Selbst wenn man meint, den Wortlaut auf die naheliegende Meinung hin überspringen zu dürfen, und den Text darauf festlegt, er fordere den gutartigen Willen zum Einschreiten gegen den böartigen auf, durch dessen Tun sich die unabdingbaren Übel der Natur in nicht hinnehmbare Laster verwandeln: Wie soll der gutartige einen Kampf gewinnen, in dem der böartige die Knechtschaft, den launischen Wechsel, die Anarchie zu Verbündeten hat?

Die Möglichkeit der Vermittlung zwischen Gesellschaft und Moral erweist sich als ebenso notwendig wie zufällig, als problematisch im Sinne Kants.<sup>6</sup> Das Gelingen eben dieser Vermittlung jedoch sollen Kunst und Literatur demonstrieren, vorführen in jenem Spiel, mit dem sie sich in das Spiel um die Geschich-

---

3. Brief, S. 313–315. – Vgl. zu dieser Abhandlung zunächst die Darstellung von R.-P. Janz im *Schiller-Handbuch*, ebd. S. 649ff.

6 „Problematische Urteile sind solche, wo man das Bejahen oder Verneinen als bloss möglich (beliebig) annimmt“ (*Kant, Kritik der reinen Vernunft*, Transzendente Analytik, § 9, B 100). „Solche Urteile [können] auch offenbar falsch sein, und doch, problematisch genommen, Bedingungen der Erkenntnis der Wahrheit sein“ (ebd.).

te der bürgerlichen Gesellschaft bringen.<sup>7</sup> Wird nun dieser kostbare, weil nur unvermutet sich öffnende ästhetische Raum<sup>8</sup> gelingender Vermittlung mit der problematischen Wirklichkeit in Berührung gebracht, läuft er dann nicht Gefahr, von ihrer Problematik angegriffen und zersetzt zu werden, bis er nichts weiter mehr darstellt als die Erinnerung an eine entwertete Notwendigkeit, ironisch ins Bild gesetzt von ein paar glücklichen Zufällen?<sup>9</sup> Während der Arbeit an Über naive und sentimentalische Dichtung schreibt Schiller an Herder:

Es lässt sich, wie ich denke, beweisen, dass unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Übermacht der Prosa in dem Ganzen unsres Zustandes ist, meines Bedünkens, so groß und so entschieden, dass der poetische Geist, anstatt darüber Meister zu werden, nothwendig davon angesteckt und also zu Grunde gerichtet werden müsste. Daher weiß ich für den poetischen Genius kein Heil, als

- 
- 7 Schiller zeigt „die grosse Schwierigkeit, im modernen Leben das Wesentliche und Wirkliche in einer dichterisch sinnfälligen Weise zu gestalten“ (Georg Lukacs, „Schillers Theorie der modernen Literatur“ in: G.L., *Werke*, Neuwied/Berlin 1948ff., Bd. 7: *Deutsche Literatur in zwei Jahrhunderten* (1964), S. 125–163, hier S. 146). Siehe dazu Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, S. 321–328, und hierzu Jäger, *Naivität*, S. 258–260. Zur Vermittlung von Moral und Gesellschaft durch die Kunst siehe insbesondere den 9. Brief, S. 332–336, und den 23. Brief, S. 383–388, sowie zur Einführung des Spieltriebs den 14. Brief, S. 352–355. Zu der Auffassung von Schillers Ästhetik, die ich hier zugrunde lege, vgl. Dieter Henrich, Der Begriff der Schönheit in Schillers Aesthetik, „Zeitschrift für philosophische Forschung“ Bd. 11/1957, S. 527–547; Rolf Grimminger, „Die ästhetische Versöhnung. Ideologiekritische Aspekte zum Autonomiebegriff am Beispiel Schillers“, in: *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*, hg. von Walter Müller-Seidel, München 1974, S. 579–597, hier S. 580–590, Hans-Heino Ewers, *Die schöne Individualität*. Zur Genesis des bürgerlichen Kunstideals, Stuttgart 1978, S. 10–36, Peter Bürger, *Zur Kritik der idealistischen Aesthetik* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. 419), Frankfurt 1983, S. 53–56, sowie Norbert Oellers, Heiteres Spiel? Zu Schillers Thesen vom Wesen der Kunst, in: Christian Moser, Hg., *Friedrich Schiller und die Niederlande. Historische, kulturelle und ästhetische Kontexte*, Bielefeld 2012, S. 125–135.
- 8 „Das Wohlgefallen an der reinen Form, am Schönen, ist ein unbegreiflicher Schritt den der Mensch thut; in keiner Geschichte der Menschheit habe ich diesen Übergang nachgewiesen gefunden“ (Schiller, „Notizen aus dem Nachlass [1972/93]“, in: *Nationalausgabe*, Bd. 21: *Philosophische Schriften*, Zweiter Teil, S. 89–95, hier S. 89).
- 9 „Wenn man aus unserem Leben herausnimmt, was der Schönheit dient, so bleibt nur das Bedürfnis und was ist das Bedürfnis anders, als eine Verwahrung vor dem immer drohenden Untergang?“ (Schiller an Körner am 22. Januar 1789 in: *Nationalausgabe*, Bd. 25: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 1.1. 1788 – 28. 2. 1790, S. 186–188, hier S. 186 f.).

dass er sich aus dem Gebiet der wirklichen Welt zurückzieht und anstatt jener Coalition, die ihm gefährlich sein würde, auf die strengste Separation sein Bestreben richtet. Daher scheint es mir gerade ein Gewinn für ihn zu sein, dass er seine eigne Welt formiret und durch die Griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealistischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde.<sup>10</sup>

Als Eckermann am 23. März 1829 Schillers *Nadowessische Totenklage* als vorzügliches Gedicht rühmt, antwortet Goethe: „Sie sehen, [...] wie Schiller [...] auch das Objektive zu fassen wusste, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam.“<sup>11</sup> Wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kommt, stamme sie nun von den Griechen oder von den Sioux. Und wenn es ihm als Gegenwart seiner eigenen Zeit und Gesellschaft vor Augen kommt? In ästhetischer Form als poetisierter Gegenstand? In Romanform als problematisch poetisierter Gegenstand?

Bevor wir uns dieser Frage zuwenden, müssen wir notwendig eine andere beantworten: War Schiller denn im Allgemeinen ein Romanleser, nicht nur im Besonderen in der Sache *Wilhelm Meisters Lehrjahre*? Wie vertraut war er mit einer Form, die er selber nie benutzt hat? Wir gehen deshalb nun, um uns hierüber Klarheit zu verschaffen, seine Briefe auf diesbezügliche Hinweise durch.

## I

Am 9. Dezember 1782 schickt Schiller seinem künftigen Schwager Reinwald eine Liste mit Büchern, der er gerne lesen möchte. Sie enthält einen einzigen Roman: Wielands *Geschichte des Agathon* (1766/67). Reinwald hat den Titel mit

10 Schiller an Herder am 4. November 1795 in: *Nationalausgabe*, Bd. 28: *Briefwechsel*, Schillers Briefe 1.7.1795 – 31.10.1796, S. 97–99, hier S. 98. In seinem Brief an Goethe vom 24. August 1798 fordert Schiller, „dass der Dichter sowie der Künstler überhaupt auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll, dass ers tut“ (Goethe, *Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*, hg. Von E. Beutler, 24 Bde., Zürich 1948–1971, Bd. 20: *Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 613–615, hier S. 614). Goethe hingegen: „Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, dass sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt“ (An Schiller am 3. April 1801, S. 854–856, hier S. 854).

11 *Gedenkausgabe*, Bd. 24: Johann Peter Eckermann, *Gespräche mit Goethe* in den letzten Jahren seines Lebens, Gespräch vom 23. März 1829, S. 329f., hier S. 330.

Bleistift abgehakt, ihn also Schiller wohl zukommen lassen.<sup>12</sup> Ob Schiller den Roman dann auch gelesen hat? Kein späterer Brief spricht davon. So häufig dort auch Wieland in anderer Funktion und aus anderer Perspektive zum Thema wird, auf den Roman-Autor kommt die Rede erst wieder beinahe zwanzig Jahre später:

Wielands Aristipp lese ich jetzt und unterschreibe Dein Urtheil darüber vollkommen. Wenn man es nur nicht als eine ästhetische Composition betrachtet, so hat es recht viel gutes; freilich mag man seine Ideale nicht, und weder seine Lais noch sein Aristipp haben mich erobert.<sup>13</sup>

Zu alldem passt das folgende süffisante Lob auf den nun schon über Siebzigjährigen: „Wieland hat sich, in seiner Manier, ganz gut gehalten, das Romänchen [*Krates und Hipparchia ein Seitenstück zu Menander und Glycerion*, Tübingen (Cotta) 1804] ließt sich gut weg.“<sup>14</sup> Themen-, besser gesagt: Autorwechsel. In seinem Brief an Körner vom 20. April 1786 zitiert Schiller aus Jakob Wilhelm Heinses Roman *Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse*, den Goethe bei seinem Erscheinen 1774 – im Jahr der *Leiden des jungen Werthers* also – enthusiastisch begrüßt hat.<sup>15</sup> Demgemäß erstaunt die nachstehende Empfehlung wenig:

12 Vgl. *Nationalausgabe*, Bd. 23: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 1772–1785, hg. von Walter Müller-Seidel, Weimar 1956, S. 56/280.

13 An Körner am 5. Januar 1801; *Nationalausgabe*, Bd. 31: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 1.1.1801 – 31.12.1802, hg. von Stefan Ormans, Weimar 1985, S. 2. – Zur Erläuterung: „Wieland ist beredt und witzig aber unter die Poeten kann man ihn kaum mit mehr Recht zählen als Voltaires und Popen. Er gehört in die löbliche Zeit, wo man die Werke des Witzes und des poetischen Genies für Synonima hielt“ (An Körner am 1. Mai 1797; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 1.11.1796 – 31.10.1798, hg. von Norbert Oellers/Frithjof Stock, Weimar 1977, S. 71).

14 An Cotta am 6. September 1804; *Nationalausgabe*, Bd. 32: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 1.1.1803 – 9.5.1805, hg. von Axel Gellhaus, Weimar 1984, S. 162.

15 Vgl. *Nationalausgabe*, Bd. 24: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 17.4.1785 – 31.12.1787, hg. in Verbindung mit Walter Müller-Seidel von Karl Jürgen Skrodzki, Weimar 1989, S. 48. – „Das ist mein Mann! Er hat Hunderten das Wort vorm Maule weggenommen. Eine solche Fülle hat sich mir so leicht nicht dargestellt [...] Man muss ihn bewundern und mit ihm wetteifern“ (Goethe Ende Juni 1774 an eine Frankfurter Freundin, möglicherweise an Johanna Fahlmer; Weimarer Ausgabe, Abth. IV: Goethes Briefe, Bd. 2, Weimar 1887, S. 170. „Betrifft Heinses ‚Laidion‘“, merkt der Kommentar an, ebd. S. 323). Heinses ist dieses Urteil nicht verborgen geblieben: „Meine Laidion gefällt Vielen mehr, als ich erwartet habe, und insbesondere Denen, welchen ich zu gefallen wünschte. Eine junge Dame in Frankfurt übersendete Laidion Göthen und bat ihn, sie durchzulesen und ihr sein Urtheil darüber zu sagen. Darauf sandte er sie ihr wie-

„Wenn Du ein Buch von Heinse, das sich Ardinghella nennt noch nicht gelesen hast, so lies es und laß es lesen.“<sup>16</sup> Schließlich moniert Schiller in seinem Brief an Cotta vom 9. Januar 1795: „Von dem Exemplar des *Ferdiner* welches Sie mir schickten fehlt der erste Theil des 3ten Bandes. Wenn Sie mir bey Gelegenheit diesen nachsenden wollen.“<sup>17</sup> Über die *Geschichte Carl Ferdiners aus Originalbriefen von dem Verfasser der moralischen Briefe des Herzens*, Breslau 1777–1780, und ihren zum Hamburger Freundeskreis Lessings gehörenden Autor wollen wir einen Zeitgenossen urteilen lassen:

*Johann Jakob Dusch*, königl. Dänischer Justizrath und Professor zu *Altona*, ist einer unserer ältern Belletristen, die mit unserer schönen Litteratur zugleich aufblüheten und zu ihrem Nutz und Frommen manche kritisch-litterarische Lanze brachen [...] Als Schauspieldichter hat er [...] kein Aufsehen erregt [...]; desto vortheilhafter hat er sich als Romanendichter durch seinen *Carl Ferdiner* gezeigt, der sich von seinen übrigen gleichzeitigen Mitbrüdern dadurch so vortheilhaft auszeichnet, dass er Plan, guten Styl, Charaktere und Verwickelung hat und durch diese hinlängliches Interesse und Ausdauern bis zur Entwicklung bey dem Leser erhält.<sup>18</sup>

---

der zurück mit diesem [eben zitierten] Billet“ (An Klamer Schmidt am 8. Juli 1774; Sämtliche Werke, hg. von Carl Schüddekopf, Leipzig 1902ff., Bd. 9, S. 222). Einem anderen Adressaten gegenüber reagiert Goethe jedoch ungefähr gleichzeitig merklich kühler, distanzierender, objektivierender: „Heinse [...] hat ein Ding herausgegeben des Titels: Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse. Es ist mit der blühendsten Schwärmerey der geilen Grazien geschrieben, und lässt Wieland und Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideen Welt in denen sich's herumdreht mit den ihrigen coinzidirt“ (An Gottlob Friedrich Ernst Schönborn am 4. Juli 1774; hier zit. nach: Karl Robert Mandelkow, Hg., *Goethes Briefe und Briefe an Goethe*, Hamburger Ausg., 4. Aufl. München 1988. Goethes Briefe, ebd. Bd. 1, S. 164).

- 16 An Huber am 26. Oktober 1787; ebd. S. 172 (*Ardinghella und die glückseligen Inseln. Eine Italienische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert* war im selben Jahr in zwei Bänden in Lemgo erschienen). – Siehe zu diesem Roman zunächst Claudio Magris, *Wilhelm Heinse*, Udine 1968; ausserdem Leonhard Herrmann, *Klassiker jenseits der Klassik. Wilhelm Heinses „Ardinghella“ – Individualitätskonzeption und Rezeptionsgeschichte*, Berlin 2010, Gert Theile, *Wilhelm Heinse. Lebenskunst in der Goethezeit*, München 2011, sowie Sikander Singh, *Der unbekannte Gott. Versuch über Wilhelm Heinses Roman ‚Ardinghella und Die glückseligen Inseln‘*, in: „Wezel-Jahrbuch“ 14/15 (2011/2012), ersch. 2013, S. 193–207.
- 17 *Nationalausgabe*, Bd. 27: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 1794–1795, hg. von Günter Schulz, Weimar 1958, S. 120.
- 18 Friedrich Schulz, *Litterarische Reise durch Deutschland*, Leipzig 1786; hier zit. nach der Neuausgabe von Christoph Weiß und Reiner Wild, St. Ingbert 1996, S. 154 u.f. Johann Joachim Eschenburg schließt sich in seiner 1788–1795 erschienenen mehrbändigen Anthologie *Bei-*

Gehen wir nun von der deutschen zur französischen Literatur über. „Huber möchte mir neue Contemporains [...] schicken.“<sup>19</sup> Gemeint ist: Nicolas-Edme Restif/Rétif de la Bretonne (1734–1806), *Les contemporains, ou Aventures des plus jolies femmes de l'âge présent*, 42 Bände, Leipzig und Paris 1780–1785, eine Sammlung von 272 Novellen und 444 Kurzgeschichten, die das Treiben im Bauch von Paris, auf Gassen und Märkten, in Läden, Werkstätten, Wohnungen, Schenken und Bordellen, das Leben der Arbeiter, Handwerker, Wucherer, Krämer, Diebe und Mörder beschreiben. Der Autor mischt sich immer wieder biographisch ein, berichtend und bekennend, verschleiern und schwindelerregend erfindend.<sup>20</sup> Keine Überraschung, dass Melchior Grimm ihn den „Rousseau du ruisseau“ genannt hat. Überraschend hingegen, wie sehr dieser Rousseau der Gosse Schiller fasziniert:

Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Retif: *Coeur humain dévoilé* je gesehen oder davon gehört? Ich hab es nun gelesen, soweit es da ist, und ungeachtet alles widerwärtigen, platten und revoltanten mich sehr daran ergetzt. Denn eine so heftig sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen und die Mannichfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Characteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wesens in einer gewissen Volksklasse muss interessieren. Mir, der so wenig Gelegen-

---

*spielsammlung* diesem Urteil an: „Als prosaischer Schriftsteller zeigte sich dieser treffliche Lehrdichter in seinen jüngern Jahren minder vorteilhaft [...] Aber in der *Geschichte Carl Ferdiners* [...] wusste er sich Kritik und Geschmack wieder auszusöhnen; sie gehört gewiss zu der bessern Klasse deutscher Romane, von Seiten sowohl der Erfindung als der Einkleidung“ (hier zit. nach: ders., *Kleine Geschichte des Romans von der Antike bis zur Aufklärung*, mit einem Nachw. hg. von Till Kinzel, Hannover 2015, S. 83). – Johann Jakob Dusch (1725–1787) leitete das Christianeum in Altona, während Salomon Maimon dort von Juni 1783 bis März 1785 lebte und lernte. „Auf Herrn Direktor Dusch hielt ich wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seines vortrefflichen Charakters sehr viel und wohnte seinen Lehrstunden mehrenteils bei“ (*Salomon Maimons Lebensgeschichte. Von ihm selbst geschrieben und herausgegeben von Karl Philipp Moritz*. Neu herausgegeben von Zwi Batscha, Frankfurt/M. 1984, S. 186).

- 19 An Körner am 19. April 1787; *Nationalausgabe*, Bd. 24: *Briefwechsel*, ebd. S. 91. – Ob sich Schiller an diese seine Lektüre wohl noch erinnert hat, als er im Herbst 1797 den *Contemporains* den Stoff für seine Ballade *Der Gang nach dem Eisenhammer* entnimmt? Vgl. dazu den Brief an Goethe vom 22. September 1797; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*, ebd. S. 137.
- 20 Eine Auswahl ist in der Übersetzung von Wilhelm Christhelf Siegmund Mylius (1754–1827) *Die Zeitgenossinnen, oder Abenteuer der artigsten Frauenzimmer des gegenwärtigen Zeitalters* 1781 in 11 Bdn. in Berlin erschienen. – Siehe zu den *Contemporains* Philipp Barr, *Rétif de la Bretonne spectateur nocturne: une esthétique de la pauvreté*, Amsterdam 2012.

heit hat, von aussen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studieren, hat ein solches Buch [...] einen unschätzbaren Werth.<sup>21</sup>

Worüber spricht beziehungsweise schreibt Schiller? Über die Autobiographie Rétifs: *Monsieur Nicolas ou le Coeur humain dévoilé. Publié par lui-même*. 16 Bände, Paris 1794–1797.<sup>22</sup> Was fesselt Schiller<sup>23</sup> an einem Roman, dessen Autor sich laut eigener Aussage vorgenommen hat, den Rousseau der *Confessions* an Selbstentblößung und Selbstzerfleischung zu übertreffen,<sup>24</sup> um sich selbst zum ebenso genussreichen wie abschreckenden Beispiel für die moralischen Perversionen seiner Gesellschaft zu machen?

- 21 An Goethe am 2. Januar 1798; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*, ebd. S. 180f. – Der Roman beschäftigt Schiller über Jahre. Am 26. Juli 1800 schreibt er an den Verleger Unger: „Vielleicht würde ein verständiger geistreicher Auszug aus dem *Coeur humain dévoilé* von Rétif de la Bretonne ein sehr schätzbarer Beitrag dazu [zum von Unger gelegten *Journal der Romane*] seyn. Es sind [...] 8 Bände von dieser Selbstbiographie die noch lange nicht geendigt ist, heraus, die aber so wie sie jetzt sind weder gekauft noch allgemein gelesen werden können, obgleich die Schrift eine der wichtigsten in der ganzen neuern Litteratur ist“ (*Nationalausgabe*, Bd. 30: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 1.11.1798 – 31.12.1800, hg. von Liselotte Blumenthal, Weimar 1961, S. 178f.) – Siehe zum *Coeur humain dévoilé* Gisèle Berkman, *Filiation, origine, fantôme: les voies de l'individuation dans „Monsieur Nicolas ou le coeur humain dévoilé*, Paris 2006.
- 22 Zur Charakteristik der Rezeption Rétifs in Deutschland: Während sein Roman *Le paysan perversi ou Les Dangers de la Ville*, Paris 1776, zwischen 1784 und 1801 zu acht verschiedenen Ausgaben von drei Übersetzern kommt, der Nachfolgeroman *La paysanne perversie*, Paris 1784, 1786 und 1789 immerhin zu zwei Ausgaben in verschiedener Übersetzung, wird der *Monsieur Nicolas* erst zu Anfang des 20. Jahrhunderts zum ersten Mal ins Deutsche übertragen. Die das autobiographische Unternehmen begleitende *Filosofie de Monsieur Nicolas* hat es da besser: *Philosophisches System der gesamten Physik oder: die Philosophie des Herrn Nicolas*. Aus dem Französischen übersetzt (von Franz Joseph Anton Gerstener), 3 Thle. Günther der jüngere, Glogau 1801–1804. Siehe dazu auch Michael Farin, Restif in Deutschland (seit 1775), in: Restif de la Bretonne, *Der verführte Landmann oder Die Gefahren der Stadt*. Aus dem Frz. von Karl Ludwig Leonhardt, Frankfurt/M./Berlin 1994, S. 949ff. Zur *Filosofie de Monsieur Nicolas* siehe Pierre Hartmann, *Rétif de la Bretonne. Individu et communauté*, Paris 2009, S. 34ff.
- 23 „Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Rétif de la Bretonne [...], der das höllisch- und himmlisch-geschriebene Buch *le coeur humain dévoilé* gemacht“, berichtet Charlotte von Kalb im Januar 1799 aus Weimar (Schillers Gespräche; *Nationalausgabe*, Bd. 42, unter Mitwirkung von Liselotte Blumenthal hg. von Dietrich Germann und Eberhard Haufe, Weimar 1967, S. 254) – Zum „fürchterlichen Rétif“ vgl. Jacques Cellard, *Un génie dévergondé: Nicolas-Edme Rétif, dit „de la Bretonne“*, Paris 2000.
- 24 „Je suis un livre vivant, ô mon lecteur! Lisez-moi! Souffrez mes longueurs, mes calmes, mes tempêtes et mes inégalités! Songez, pour vous y encourager, que vous voyez la Nature, la Vérité, destituées de tous les ornements romanesques du Mensonge“ (*Monsieur Nicolas ou le Coeur humain dévoilé*. Pléiade, Paris 1989, éd. présentée et annotée par P. Testud, t. II, S. 630).

Ich sehe fürs Erste drei Gründe. Erstens: „Dieses wahrhaft schlechte Buch, das jeglichen Geschmacks, Feingefühls, ja sogar des gesunden Menschenverstands ermangelt, ist [...] mit dem letzten Rest von Glut und Leidenschaft geschrieben, die Saint-Preux und Julie beseelten.“<sup>25</sup> Der „Rousseau du ruisseau“ – *plus Rousseau que Rousseau*? Dieses Urteil über den *Paysan perversi*, in das Melchior Grimm mit einstimmt, lässt sich auf alle Erzähltexte *Rétifs* ausdehnen.<sup>26</sup> Weil er die Techniken des Diegetischen nur ansatzweise beherrscht, weil es ihm nie gelingt, Glut und Leidenschaft erzählerisch überzeugend darzustellen, fällt er immer dann, wenn solche Darstellung notwendig wird, aus dem Kontext und geht zum dialogischen Redebericht über (so auch an der Stelle, auf die Julie de Lespinasse sich hier bezieht). Die erzählende Schilderung verwandelt sich unversehens und augenblicklich in eine Theaterszene. Das Buch wird zur Bühne. Sollte den Dramatiker Schiller diese Schnittstelle nicht außerordentlich interessieren? Zweitens: Sowohl der *Monsieur Nicolas* als auch die *Contemporains* verschränken Fiktionen und Fakten, Geschichten und Geschichte so eng und so unmittelbar, dass sie zwar aufeinander verweisen, einander markieren und denunzieren, sich aber nicht trennen lassen – *faction* nach heutiger Begriffen. Eine Seite unterstützt die andere: Die Fakten erhöhen die Glaubwürdigkeit der Fiktionen, die Fiktionen die Wahrscheinlichkeit der Fakten. Sollte den Historiker Schiller diese Schnittstelle nicht außerordentlich interessieren? Drittens mag schließlich *Rétifs* Verhältnis zur Französischen Revolution eine Rolle spielen. Wie insbesondere die *Nuits de Paris* von 1789 bis 1793 zeigen, gibt er sich – mit den ökonomischen Vorbehalten eines Kleinunternehmers – gern rebellisch, handelt aber nie selber als Revolutionär. Bereits am 17. Juli 1789 räsoniert er dort über die „oberflächlichen Unterschiede zwischen dem Adligen und dem Bürger, die ohnehin bald für immer verschwinden werden, zum Beispiel die Unterschiede zwischen Herzogin und Kaufmannsfrau.“<sup>27</sup>

25 Julie de Lespinasse im Dezember 1775 an den Comte de Guibert; dies., *Briefe einer Leidenschaft 1773 bis 1776*, übers. und hg. von Johannes Willms, München 1997, S. 445.

26 Das lässt sich auch anders wenden. „Das absolute Schweigen der Literaten über diesen lebens- und ausdrucksvollen Roman, den nur sehr wenige von ihnen hätten entwerfen und ausführen können, [...] verpflichtet uns, hier Klage über die Ungerechtigkeit und Unsensibilität der meisten Schriftsteller vorzubringen, die nichts als die kalten und konventionellen kleinen Schönheiten bewundern und nicht in der Lage sind, die überaus treffendem und kraftvollen Züge einer starken und bilderreichen Einbildungskraft zu bewundern“ (Louis-Sébastien Mercier, *Tableau de Paris*, hier zit. nach: *Bücher, Literaten und Leser am Vorabend der Revolution. Auszüge aus dem „Tableau de Paris“*, ausgew. und übers. von Wulf D. v. Lucius, Göttingen 2012, S. 80).

27 Restif de la Bretonne, *Die Nächte von Paris 1789–1793*, Leipzig/Weimar 1989, S. 75. – Vgl. dazu

Die wesentlichen unter der Oberfläche nicht. Die sollen bleiben und sich zu einem idyllischen Tableau ergänzen: die Eleganz, der Schönheitssinn und die Kultiviertheit der Herzogin mit der natürlichen Lebensführung und dem ökonomischen Realitätsbewusstsein der Kaufmannsfrau.<sup>28</sup> Sollte das dem Gesellschaftstheoretiker Schiller nicht anheimelnd den von ihm entworfenen ästhetischen Staat ins Gedächtnis rufen?

Wenn Du *Jakob und sein Herr* von Diderot, den Mylius übersetzt hat (denn französisch ist er noch nicht heraus) zu lesen bekommen kannst, so lies ihn doch [...] Ich habe mich sehr daran ergötzt.<sup>29</sup>

Arg untertreibender Kommentar des Wiedersehens mit einem Text, der Schiller schon früh lebhaft beschäftigt. Denis Diderot (1713–1784) hat seinen 1773 bis 1775 verfassten Roman *Jacques, le fataliste et son maître* nicht selber veröffentlicht, aber das Manuskript seinem Freund und Reisegefährten Melchior Grimm überlassen, der es von November 1778 bis Juni 1780 in seiner „Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un Souverain d'Allemagne“ publiziert. Dementsprechend kommt der Roman handschriftlich an verschiedenen deutschen Höfen in Umlauf;<sup>30</sup> Schiller erhält ihn vom Freiherrn von Dalberg,

---

Martina Bender, *Die literarische Reflexion der Französischen Revolution im Schaffen des Literaten Nicolas-Edme Rétif de la Bretonne (1734–1806). Literaturkonzept und Selbstverständnis eines Schriftstellers im historischen Epochenumbbruch*, Bonn 1995, insbes. S. 179ff.

- 28 Vgl. dazu ebd. S. 301ff. die eingeschobene Erzählung – *conte morale* – „Der Ci-devant, der eine Sansculotte zur Frau nimmt“. – Siehe dazu Pierre Hartmann, *Rétif de la Bretonne. Individu et communauté*, Paris 2009, S. 21–71.
- 29 An Körner am 28. Februar 1793; *Nationalausgabe*, Bd. 26: *Briefwechsel*. Schillers Briefe 1.3.1790 – 17.5.1794, hg. von Edith Nahler und Horst Nahler, Weimar 1992, S. 220.
- 30 Weimar erreicht es Anfang 1780. „Es schleicht ein Manuscript von Diderot: Jacques le fataliste et son maître herum, das ganz vortrefflich ist. Eine sehr köstliche und grosse Mahlzeit mit grossem Verstand für das Maul eines einzigen Abgottes zugericht und aufgetischt. Ich habe mich an den Platz dieses Bel's gesetzt und in sechs ununterbrochenen Stunden alle Gerichte und Einschiesbeschüsseln in der Ordnung und nach der Intention dieses künstlichen Koches und Tafeldeckers verschlungen“ (Goethe an Merck am 3. April 1780; Goethes Briefe, hg. von Karl Robert Mandelkow unter Mitarbeit von Bodo Morawe, 4. Aufl. München 1988, Bd. 1, S. 300). – Siehe zu diesem Roman Philipp Segura, *Denis Diderot, „Jacques le Fataliste“: 40 questions, 40 réponses, 4 études*, Paris 2006, Anne Beate Maurseth, *L'analogie et le probable: pensée et écriture chez Diderot*, Oxford 2007, Yann Lafon, *Fiktion als Erkenntnistheorie bei Diderot*, Stuttgart 2012, Margaux Elizabeth Whiskin, *Narrative structure and philosophical debates in 'Tristram Shandy' and 'Jacques le Fataliste'*, London 2014.

dem Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters. Er extrahiert und transformiert daraus die Erzählung *Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache*, Untertitel: *Aus einem Manuskript des – am 30. Juli 1784 – verstorbenen Diderot gezogen*. Sie erscheint im März 1785 in der Rheinischen Thalia.<sup>31</sup> *Jacques, le fataliste* wird in Frankreich erst 1797 veröffentlicht, nachdem man Schillers Erzählung drei Jahre vorher ins Französische (rück-)übertragen hat. 1792 bringt Unger eine nahezu vollständige Übersetzung des Romans durch W. Ch. S. Mylius in zwei Bänden heraus, auf die Schiller sich hier bezieht: *Jakob und sein Herr – aus Diderots ungedrucktem Nachlasse*.<sup>32</sup> Gut ein Jahr nach diesem Hinweis auf Diderot endet der berühmte Brief an Goethe vom 23. August 1794, der bekanntlich Briefwechsel und Freundschaft eröffnet, mit einem weiteren: „Das Produkt von Diderot, besonders der erste Theil, ist sehr unterhaltend, und für einen solchen Gegenstand auch mit einer recht erbaulichen Diskretion behandelt.“<sup>33</sup> Das Produkt: *Les bijoux indiscrets*, Paris 1748.<sup>34</sup> Diskret? Gewiss. Diderot findet für die Subjekte und Objekte seiner Indiskretionen immer wieder Metaphern, bei denen das Übertragene unter dem über ihm Aufgetragenen sich ebenso verbirgt, wie es in anziehender Kontur durchschimmert. Unterhaltend? Gewiss auch. Der Erzähler berichtet ja nicht nur von den Taten, Nicht-Taten und Untaten der beredt gemachten Kleinode, sondern lässt Mangogul und Mirzosa (Ludwig XV. und Madame Pompadour) auch über Staatsführung und die neuesten Theorien der *philosophes* diskutieren. Aber: Kann man diese doppelte, sich reflektierende Form des Esprits im Ernst „erbaulich“ nennen? Allenfalls, scheint mir, aus der Sicht des Schriftstellers, der sich an dieser Technik erbauen mag, insofern er sie nachbauend sich aneignen will, falls er einmal mit einem ähnlichen Sujet umgeht. Schillers Interesse an Diderots erotisch-psychologischen Romanen ist damit nämlich noch nicht erschöpft. „Könnten wir nicht [...] die Diderotische [!]

31 Siehe dazu auch Wolfram Malte Fues, *Seilerei*, in: „die horen“ Nr. 220, 50/2005, S. 125–131.

32 Vgl. dazu Roland Mortier, *Diderot in Deutschland 1750 bis 1850*, Stuttgart 1967, S. 191ff.

33 *Nationalausgabe*, Bd. 27: *Briefwechsel*, ebd. S. 27. (Schiller hat „das Produkt“ von Goethe erhalten.) – Zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe vgl. zunächst den Artikel von Helmut Koopmann im *Schiller-Handbuch*, ebd. S. 680ff.

34 Zur Zeit von Schillers Brief liegen bereits zwei Übersetzungen ins Deutsche vor: *Die geschwätige Muscheln. Eine moralische Erzählung*. Aus dem Französischen des Herrn (Diderot) von Joh. Baptist von Knoll. 2 Thle Franckfurt und Leipzig (Augsburg, Mauracher) 1776, sowie: *Die Verräther*. Nach Diderot (von Fr. Wilh. Ludwig Meyer). 2 Bdchn. Monomotapa (Berlin, Vieweg) 1793. Zur deutschen Rezeption der *Bijoux indiscrets* vgl. Mortier, *Diderot in Deutschland*, ebd. S. 181ff.

Erzählung *La religieuse*, die sich in dem geschriebenen Journale befindet, und, soviel ich weiß, noch nicht übersetzt ist, für die Horen [...] übersetzen?“<sup>35</sup> *La Religieuse* wird von Oktober 1780 bis März 1782 in Melchior Grimms „Correspondance littéraire“ mitgeteilt. Goethe und Herder können Einblick nehmen. Wegen der Übersetzung weist Goethe deshalb Schiller an Herder, und der Herausgeber der „Horen“ befolgt den Hinweis: „Herdern will ich zu disponieren suchen, dass er die *Religieuse* übersetzt.“<sup>36</sup> Ob das eine dem Herrn Superintendenten gemäße Beschäftigung ist? Herder wehrt denn auch ab; „auch meynt er, dass sie entweder schon übersetzt sey, oder [...] künftige Ostern erscheinen werde“.<sup>37</sup>

Was an Diderots Romanen macht Schiller aufmerksam? Was hält diese Aufmerksamkeit über Jahre wach? Die Antwort liegt in der Eigentümlichkeit von Diderots Schreib- und Denkstil, irgendwo zwischen „unterhaltend“ und „erbaulich“. Um diesen Ort genauer zu bestimmen, müssen wir die Romane verlassen und uns der ästhetischen Theorie zuwenden.

Am 10. Dezember 1796 legt Goethe seinem Brief an Schiller Diderots Schrift *Essais sur la peinture* bei, die im selben Jahr in Paris erschienen, aber bereits dreißig Jahre früher verfasst worden ist. Schon zwei Tage später schreibt Schiller an Goethe, er sei

über Diderot geraten, der mich recht entzückt und meine innersten Gedanken bewegt hat. Fast jedes Dictum ist ein Lichtfunken, der die Geheimnisse der Kunst beleuchtet, und seine Bemerkungen sind [...] eben sowohl FingerZeige für den Dichter als für den Mahler.<sup>38</sup>

35 An Goethe am 29. November 1795. *Nationalausgabe*, Bd. 28: *Briefwechsel*, ebd. S. 113. – Schiller hat recht. Erst nach der Veröffentlichung des französischen Originals 1796 in Paris erscheinen ein Jahr später gleich drei Übersetzungen: *Die Nonne*. Ein Nachlaß von Diderot. Aus d. französ. übersetzt. Basel, gedruckt bei Samuel Flick, 1797. *Die Nonne*. Aus dem Franz. des Herrn Diderot. Mit Portrait-Vignette. Zürich, Orell, Füssli und Co., 1797. *Die Nonne*. Aus d. Franz. von Carl Fr. Cramer, deutschem Buchhändler und Buchdrucker zu Paris. Riga, J.F. Hartknopf 1797 (Kants Verlag). – Siehe zu diesem Roman Christine Clark-Evans, *Diderot's La religieuse. A philosophical novel*, Montréal 1995, sowie Nicholas Dugan Paige, *Diderot démystifié: les lectures de „La religieuse“*, in: „Revue d'histoire littéraire de la France“ 111 (2011), S. 851–868.

36 An Goethe am 17. Dezember 1795. *Nationalausgabe*, Bd. 28: *Briefwechsel*, ebd. S. 133.

37 An Goethe am 23. Dezember 1795. *Nationalausgabe*, Bd. 28: *Briefwechsel*, ebd. S. 141. – Herder ist offenbar gut unterrichtet, siehe Anm. 35. Vgl. dazu auch Mortier, *Diderot in Deutschland*, ebd. S. 205ff.

38 An Goethe am 12. Dezember 1796; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*, ebd. S. 25. – Goethe

Schiller achtet nicht nur auf den theoretischen Inhalt, er bemüht sich zugleich, den Denkstil ins Auge zu fassen, der ihn erzeugt: „Lichtfunken“, die Geheimnisse beleuchten, „jovialer Humor“, der das Substantielle und Prinzipielle begreift, indem er die „reichhaltigsten Wahrheiten“ ausstreut – was ist das für eine Denkform? Die was für eine Lese-Erfahrung schafft? Im Verfolg des Textes geht den Lesenden ein Licht auf – sehr plötzlich, sehr hell, ein Rätsel, ein Geheimnis des zu erklärenden Gegenstandes an den Tag bringend. Dieses Licht blendet beinahe, es schließt jeden Schatten aus, aber es erlischt auch so schnell wieder, wie es aufgeflammt ist, durch das Dunkel, dem es weicht, ein anderes Licht gleicher Gestalt in gleicher Helle, aber anderer Perspektive entzündend. Jede Bestimmtheit, die sich zeigt, gibt sich als vollwichtiger Gegenstand der reichhaltigsten Wahrheit zu erkennen, um, sobald ihr Funke erlischt, einer gleichen Bestimmtheit anderen Inhalts Platz zu machen.<sup>39</sup> Jede ersetzt jede andere vollständig. Jede geht in der Nacht der absoluten Negativität auf, als würde es durch sie und mit ihr zum ersten Mal Licht.<sup>40</sup> Dafür, dass der Kontext solcher Lese-Erfahrung nicht zerfällt und es den Lesenden dunkel vor Augen wird, sorgt der „joviale Humor“

---

äußert sich schon in seinem Brief vom 1. August 1796 an Johann Heinrich Meyer erheblich kritischer: „Paradoxen, schiefe und abgeschmackte Behauptungen wechseln mit den luminösesten Ideen ab, die tiefsten Blicke in das Wesen der Kunst, in die höchste Pflicht und die eigenste Würde des Künstlers, stehen zwischen trivialen, sentimentalischen Anforderungen, so dass man nicht weiss wo einem der Kopf steht“ (Karl Robert Mandelkow, Hg., *Goethes Briefe und Briefe an Goethe*, Hamburger Ausg., 4. Aufl. München 1988. Goethes Briefe, Bd. 2, ebd. S. 233). – Zwei Lesewochen später schreibt Schiller: „Ich habe lange nichts Besonderes aus dem Fache der Kunst-Kritik und Kunst-Philosophie gelesen, was mir soviel zu denken gegeben hat. In seinem heitern jovialen Humor sagt er die vollwichtigsten Dinge, und streut auf jeder Seite die reichhaltigsten Wahrheiten aus“ (An Körner am 27. Dezember 1796; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*, ebd. S. 30). Siehe dazu auch Mortier, Diderot in Deutschland, ebd. S. 272ff. – Zum *Essai sur la peinture* siehe Elisabeth Décultot, *Lessai sur la peinture de Diderot*, in: Laurent Cantagrel, Hg., *Goethe et l'art. Les écrits de Goethe sur les beaux-arts*, Paris 2014, S. 111–127.

- 39 „Diderot fühlte sich vom cartesianischen Rationalismus eingeengt. Er wollte gleichzeitig eine Sache und ihr Gegenteil denken können“ (Pierre Lepape, *Denis Diderot. Eine Biographie*, aus dem Frz. von Gabriele Krüger-Wirrer, Frankfurt/M./New York 1994/Paris 1991, S. 53).
- 40 „Die Reflexionsbestimmung ist das Gesetzsein als Negation, die zu ihrem Grunde das Negiertsein hat, also sich in sich selbst nicht ungleich ist, somit wesentliche, nicht übergehende Bestimmtheit. Die Sichselbstgleichheit der Reflexion, welche das Negative nur als Negatives, als Aufgehobenes oder Gesetztes hat, ist es, welche demselben Bestehen gibt. Um dieser Reflexion in sich willen erscheinen die Reflexionsbestimmungen als freie, im Leeren ohne Anziehung oder Abstoßung gegeneinander schwebende Wesenheiten.“ (G.F.W. Hegel, *Wissenschaft der Logik*, II. Buch, 1. Abschn., 1. Kap.; Werke in 20 Bdn., hg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 6, Frankfurt/M. 1969, S. 33f.) Als Lichtfunken eben.

eines Autors, der weiß, dass das Negative ebenso sehr positiv ist und die Geste des Ersetzens mit derjenigen des Setzens zusammenfällt.

Goethe hat Schiller die *Essais* zwar auf längere Zeit zum Gebrauch überlassen, aber Schiller beschafft sie sich trotzdem lieber selber.<sup>41</sup> Das zeitigt Folgen.

Ich habe in diesen Tagen Diderot sur la peinture wieder vorgehabt [...] Mir kommt vor, dass es Diderot ergeht wie vielen andern, die das Wahre mit ihrer Empfindung treffen, aber es durch das Raisonnement manchmal wieder verlieren. Er sieht mir bei aesthetischen Werke noch viel zu sehr auf fremde und moralische Zwecke, er sucht diese nicht genug in dem Gegenstande und in seiner Darstellung [...] Und da das wahrhaftig Schöne und Vollkommene in der Kunst den Menschen nothwendig verbessert, so sucht er diesen Effekt der Kunst in ihrem Inhalt und in einem bestimmten Resultat für den Verstand oder für die moralische Empfindung.<sup>42</sup>

Was ist passiert? Was ist Schiller passiert? Schiller hat über der „Diderotischen“ Brillanz seine philosophische Schulung bei Kant vergessen. Er hat vergessen, dass ihr gemäß die Analyse jeden theoretischen Gegenstandes von einer regulativen Idee bestimmt sein muss, deren transzendental kritische Reflexion darauf achtet, dass die Vernunft innerhalb der ihr von ihr selbst vorgeschriebenen Grenzen bleibt und sich nicht in leere, wahrheitsferne Spekulationen verirrt.<sup>43</sup> Ein Feuerwerk von Lichtfunken kümmert sich jedoch nicht um derartige Überlegungen; je unbekümmerter, kühner es die Grenzen transzendentaler Kritik verletzt, desto heller funkelt es. Schiller schämt sich. Seine Empfindung für das Wahre hat sich vom Glanz des „Raisonnements“ täuschen lassen. Kommt hinzu: Angesichts der seiner Ansicht nach in den *Essais* so souverän inszenierten Gleichgültigkeit des Positiven und des Negativen, des Setzens und des Ersetzens, hat er übersehen, dass eine solche Inszenierung einen Stützpunkt braucht, einen Grundsatz, von dem her die notwendige Gleichgültigkeit sich regulieren lässt

41 Siehe seinen Brief an Cotta vom 2. Januar 1797; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*, ebd. S. 32.

42 An Goethe am 7. August 1797; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*, ebd. S. 115f.

43 „Die Kritik der reinen Vernunft ist ein Präservativ vor eine Krankheit der Vernunft, welche ihren Keim in unserer Natur hat. Sie ist das Gegentheil von der Neigung, die uns an unser Vaterland fesselt (heimweh). Eine sehnsucht, uns ausser unserm Kreise zu verlieren und Andere Welten zu beziehen“ (*Kant's gesammelte Schriften*, hg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Dritte Abtheilung: Handschriftlicher Nachlass. Bd. XVIII, Berlin und Leipzig 1928, S. 79f.).

und der ihretwegen nur außerhalb ihrer liegen kann. Schiller schämt sich noch einmal und tut Abbitte: „Ich glaube es ist einer von den Vortheilen unserer neuen Philosophie, dass wir eine reine Formel haben, um die subjective Wirkung des Aesthetischen auszusprechen, ohne seinen Charakter zu zerstören.“<sup>44</sup> Das Verführerische und das Disziplinierende, Phantasie und Kritik sind und bleiben im Widerstreit. Diesmal siegen Disziplin und Kritik.

Von derartigem Widerstreit ist in Schillers Urteil über Erzähltexte der Madame de Staël nichts zu spüren:

Ich habe in diesen Tagen Erzählungen von der Madame Stael gelesen, welche diese gespannte, raisonnierende, und dabey völlig unpoetische Natur, oder vielmehr diese Verstandesreiche Unnatur sehr charakteristisch darstellen [...] Indessen bin ich auch in dieser kleinen Schrift auf einzelne recht hübsche Reflexionen gestoßen, woran es ihr nie fehlt, und die ihren durchdringenden Blick über das Leben verrathen.<sup>45</sup>

Aus der Spannung zwischen Raisonnement und Natur (und sei es die Natur der Kunst) entstehen auch die Werke Diderots. Was unterscheidet dann das Erzählen der Madame de Staël von ihnen? Dass ihm die Natur schlechthin fehlt; dass die Anspannung der Reflexion sich in der Erzeugung und Zergliederung einer zwar reichen, aber leeren Begrifflichkeit erschöpft, deren Spiegelungen nur auf sie selbst zeigen. Schillers späteres Urteil über *Delphine* verzichtet auf die polemische Schärfe des früheren, bleibt sich in der Sache aber gleich: Tiefe, Ernst und Wahrheit des Gefühls für wesentliche Einsicht, wie Diderot sie besitzt, bringen nur deren Notwendigkeit zur Erscheinung, aber nicht sie selbst. Was dem-

44 An Goethe am 7. August 1797; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*, ebd. S. 116. – Der Vorteil verdankt sich zuerst Kants 1790 erschienener *Critik der Urtheilskraft*, nach Schillers Meinung gewiss aber auch seiner eigenen, 1795 in den Horen publizierten Abhandlung *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*.

45 An Goethe am 20. Juli 1798; *Nationalausgabe*, Bd. 29: *Briefwechsel*, ebd. S. 256. – Jahre später ist Schillers Urteil milder, aber nicht nachgiebiger geworden: „Die Delphine hat mir denselben Eindruck gemacht, wie Du von Dir beschreibst. Eine gewisse Tiefe, einen Ernst und eine Wahrheit des Gefühls wie man bei französischen Schriftstellern selten findet, kann man der Stael nicht absprechen, und anstatt der Poesie besitzt sie wenigstens eine eingehende Beredsamkeit. Auch einzelne treffende und glückliche Züge und Blicke erfreuen in diesem Roman“ (An Körner am 28. März 1803; *Nationalausgabe*, Bd. 32: *Briefwechsel*, ebd. S. 26). Schiller hat gelesen: *Erzählungen aus dem Französischen der Mad. Stael de Holstein* übersetzt von Carl Theodor Damm, Frankfurt und Leipzig 1797, sowie den 1802 in Genf erschienenen Roman *Delphine oder Das verliebte Gespenst*.

gegenüber an Einblicken ins gesellschaftliche Leben aufschlussreich bleibt, verdient Schiller zufolge einmal die Adjektive „treffend und glücklich“, das andere Mal die adverbial eingeschränkte Bestimmung „recht hübsch“, womit, wenn man sie mithört, die Glückstreffer auch noch verniedlicht werden. Das alles ist unpoetisch. Poetisch wäre, lässt sich schließen, die Umkehrung und Umwertung des Verhältnisses: Wesentliche Einsicht in die Natur der zu entwickelnden Verhältnisse in entspannter, jedoch keineswegs spannungsloser Darstellung, der die logische und rhetorische Kraft des Verstandes dient, statt sie beherrschen zu wollen.

Beenden wir diesen Gang durch die französische Erzähl-Literatur, auf dem wir Schiller begleitet haben, mit dem wohl überraschendsten seiner Lese-Berichte.

Die *Liaisons dangereuses* sind allerliebst geschrieben. Ein fortreissendes Interesse – feiner und lebhafter Witz – eine musterhafte Leichtigkeit für die Briefgattung – dabei treffende wahre Bemerkungen über den Menschen und Sentimens. Ich gestehe, dass ich wenig mit so vielem Vergnügen gelesen habe. Es ist in der That schade dass ein großer Theil der Schönheit des Buchs in dem ligt, was man mit gutem Gewissen nicht allgemein machen kann – denn das übrige ist selbst für die Bildung zu empfehlen. Die Briefe der kleinen Volanges zum Beispiel sind eine vortrefliche Schilderung der ersten unschuldigen Liebe. Du wirst mich für paradox halten, aber ich muss Dir gestehen, dass es mir feine und wirklich edle Gefühle gegeben hat [...] Uebrigens wünschte ich von diesem und ähnlichen Büchern die nachlässig-schöne und geistvolle Schreibart annehmen zu können, die in unsrer Sprache fast nicht erreicht wird.<sup>46</sup>

46 An Körner am 22. April 1787; *Nationalausgabe*, Bd. 24: *Briefwechsel*, ebd. S. 93. – Choderlos de Laclos (1741–1803), *Les Liaisons dangereuses, ou Lettres recueillies dans une société, et publiées pour l'instruction de quelques autres*, 4 Bde. Amsterdam und Paris 1782. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts folgen drei weitere Auflagen: 1788, 1794 und 1796. Bereits ein Jahr nach der Erstausgabe erscheint eine vollständige deutsche Übersetzung: *Die gefährlichen Bekantschaften, oder: Briefe gesammelt in Einer Gesellschaft und zur Belehrung einiger anderen bekannt gemacht*. Aus dem Französ. übersezt von B-n (Ferdinand Anselm von Bonin, 1755–1813), bei Friedr. Gotth. Jacobäer u. Sohn, 4 Thle Leipzig 1783 (2. Aufl. 1793). Außerdem: *Der gefährliche Umgang. Eine Geschichte in einer Reihe von Briefen ...* Nach dem Französ. frey bearb. (von P.) und mit einer Nachschrift begleitet, Academ. Buchhandlung, 2 Thle Frankfurt/O. 1798/99. – Siehe zu diesem Roman René Pomeau, *Laclos ou le paradoxe*, Paris 1993, Béatrice Didier, *Choderlos de Laclos „Les liaisons dangereuses“. Pastiche et ironie*, Paris 1998, S. 30ff., Ulrike Vedder, *Geschichte Liebe. Zur Mediengeschichte des Liebesdiskurses im Briefroman „Les liaisons dangereuses“ und in der Gegenwartsliteratur*, Köln 2002, Esther Suzanne Pabst, *Die Erfindung der weiblichen Tugend. Kulturelle Sinngebung und Selbstreflexion im französischen Briefroman des 18. Jahrhun-*

Cécile de Volanges spielt in den *Liaisons dangereuses* eine Nebenrolle. Sie ist eine der beiden Frauenfiguren, um die gespielt wird, und verkörpert in diesem Spiel den minderen Gewinn. Einige ihrer Briefe sind wohl „eine vortrefliche Schilderung der ersten unschuldigen Liebe“, in ihrer Mehrheit zeigen sie jedoch, wie nahe die Unschuld bei der Lust wohnt und dass ein paar Schritte über einen Flur von der ersten zur zweiten führen. Was für eine Ausgabe der *Liaisons* hat der 28-jährige Schiller da gelesen? Eine, der das Zentrum, das Herz, das Hauptthema fehlen, der Briefwechsel zwischen der Marquise de Merteuil und dem Vicomte de Valmont? Nein. Ihm ist durchaus klar, dass „die Schönheit des Buches“ zum großen Teil in dem liegt, „was man mit gutem Gewissen nicht allgemein machen kann“, weil seine Protagonisten kein Gewissen haben (was der Schönheit des Buches anscheinend nicht schadet). Genauer und schlimmer: Die Marquise und der Vicomte haben durchaus ein Gewissen, aber dessen Wertskala hat mit derjenigen der bürgerlichen Moral nichts gemein. Sein höchstes Gut ist die Macht, sein Feld Erotik und Sexualität, seine Praxis der Krieg. Was soll daran schön sein? Zweierlei. Erstens die ruchlose Eleganz und der rücksichtslose Scharfsinn im gesellschaftlichen Umgang. Die Marquise und der Vicomte sind zwar ein Paar, aber dieses Paar steht in freiem Wettbewerb um den obersten Rang in Sachen Macht über andere durch Verwirrung, Verstörung, Verführung bei gleichzeitig völlig mitgefühlsloser Souveränität gegenüber den bald einmal verachteten Opfern. So entsteht ein stets fesselndes Briefduell in feinem und lebhaftem Witz, das von treffenden „Bemerkungen über den Menschen und Sentimens“ funkelt – wer sie durch ihr eigenes Dasein und Sosein führen und verführen will, muss beides von Grund auf kennen. Geben die Marquise und der Vicomte nicht gute Vorbilder ab für künftige Theaterfiguren? Zweitens der Denk- und der ihm entsprechende Sprachstil. Schiller bewundert schon hier, was er später wieder an Diderot bewundern wird: die Kunst des „Raisonnements“, jene „nachlässig-schöne und geistvolle Schreibart“, gegen die er, wie wir gesehen haben, schließlich die Transzendental-Philosophie hat zur Hilfe rufen müssen. Wollen wir zuletzt Schiller auch für paradox halten, weil die Lektüre der *Liaisons* „feine und wirklich edle Gefühle“ in ihm wachgerufen hat? Wäre er nach seinem Kant-

---

derts, Göttingen 2007, S. 259ff., Anne Brüske, *Das weibliche Subjekt in der Krise. Anthropologische Semantik in Laclos' „Liaisons dangereuses“*, Heidelberg 2010, S. 149ff., Emmanuelle Buis, *Circulations libertines dans le roman européen (1736–1803). Etude des influences anglaises et françaises sur la littérature allemande*, Paris 2011, sowie Biancamaria Fontana, *Du boudoir à la Révolution. Laclos et „Les liaisons dangereuses“ dans leur siècle*, Marseille 2013.

Studium noch einmal auf diese Briefstelle zurückgekommen, würde er, meinen wir, erkannt haben, dass seine Paradoxie auf einem „Paralogism“<sup>47</sup> der reinen Vernunft gründet.

Wenn Ich sich auf sich selbst als Grund und Prinzip gesellschaftlicher Praxis transzendentallogisch besinnt, findet es sich als Subjekt des Vermögens vor, nach eigenen statt nach naturgegebenen Begriffen spontan statt notwendig zu handeln. Es sieht dabei ein, dass dieses Vermögen zur Freiheit in die Freiheit übergeht, jene Begriffe als Gesetze hierarchisch zu ordnen und systematisch miteinander zu verbinden. Über Inhalt, Tendenz und Perspektive der so zu konkretisierenden Freiheit ist damit noch nichts bestimmt. Nun soll sie in ihrem Gebrauch jedoch sich realisieren, objektiv werden, eingreifen in das Gefüge von Gesellschaft und mit ihm wie über es hinaus in dasjenige der Natur. Also wird die reine Vernunft ihrem Vermögen zur Freiheit, dessen Grund und Prinzip bloß subjektiv sind, in einem von ihr selbst erzeugten Kurzschluss zugleich objektive Realität beilegen, obwohl deren Inhalte schlechthin aus der empirischen Erfahrung von Geschichte und Gesellschaft herrühren. Das Freie geht keineswegs unmittelbar in bestimmtem Guten, Wahrem, Schönen auf. Moralen bilden sich unter Bedingung der Möglichkeit von Freiheit, aber sie schöpfen deren Wirklichkeit nie aus. Transzendentallogisch betrachtet ist Sades *Nouvelle Justine* ebenso moralisch wie Richardsons *Clarissa*. Unmoralisch erscheint in dieser Betrachtung einzig die Amoral, der Verzicht des Menschen auf sein Freiheits-Vermögen und damit seine Rückbildung zum Tier. Die verschiedenen sittlichen Systeme nun, die sich in und mit der Menschheits-Geschichte bilden und ausprägen, stehen zueinander in verständiger Reflexion, also in der Konkurrenz sich aufhebender und darin zugleich setzender Negativität. Wer also wie Schiller in den *Liaisons dangereuses* einem sittlichen System begegnet, das dem seinen völlig widerspricht, es rein negiert, kann und wird in unmittelbarer Negation der Negation dieses System aufheben und so

---

47 „Nun beruht wenigstens die transzendente (subjektive) Realität der reinen Vernunftbegriffe darauf, dass wir durch einen notwendigen Vernunftschluss auf solche Ideen gebracht werden. Also wird es Vernunftschlüsse geben, die keine empirischen Prämissen enthalten, und vermitteltst deren wir von etwas, das wir kennen, auf etwas anderes schließen, wovon wir doch keinen Begriff haben, und dem wir gleichwohl, durch einen unvermeidlichen Schein, objektive Realität geben [...] Es sind Sophistationen, nicht der Menschen, sondern der reinen Vernunft selbst“ (Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Von den dialektischen Schlüssen der reinen Vernunft, B 397).

den bösen und niederträchtigen Gefühlen, auf die er trifft, „feine und wirklich edle“ entgegensetzen.

Werfen wir abschließend einen Blick auf Schillers Lektüren des englischen Romans.

Mit dem Klinker bin ich fertig und würde ihn gleich mitgeschickt haben, wenn mein Herr Wirth mir nicht angelegen hätte, ihn lesen zu dürfen. Vielleicht macht es ihn menschlich und er schreibt mir einen Thaler weniger an.<sup>48</sup>

Schillers heiter ironischer Nachsatz, seinen Hauswirt in Tharandt betreffend, spielt auf das im Roman gezeichnete Menschenbild an. Smolletts erste, beim Lese-Publikum sehr erfolgreiche Romane, *The Adventures of Roderick Random*, London 1748, sowie *The Adventures of Peregrine Pickle*, London 1751, orientieren sich am spanischen Schelmenroman, insbesondere an dessen französischer Adaptation bei Alain René Lesages *Histoire de Gil Blas de Santillane*, Paris 1715–1735, die Smollett 1749 ins Englische übertragen hat. Beide Romane folgen den Maximen der Überlebens-Moral und zeigen, wie ihre realitätsbewussten Helden aus der Konfrontation mit wirklichkeitsfremder Standes-Ideologie, Dummheit, Beschränktheit und den Schwächen der Leidenschaften ihren Gewinn ziehen. *Humphry Clinker* hingegen verpflichtet sich der Moral bürgerlicher Redlichkeit und ihrem Erziehung-Optimismus, so sehr, dass er sogar einen Straßenräuber und den rabenschwarzen Schurken Fathom<sup>49</sup> wieder zur Ehrlichkeit zurückfinden lässt. Müsste die Lektüre eines solchen Romans nicht auch das anscheinend zum Wucher neigende Gemüt von Schillers Vermieter bessern?

Am 26. Oktober 1787 berichtet Schiller in seinem Brief aus Weimar an Huber

48 An Körner am 19. April 1787; *Nationalausgabe*, Bd. 24: *Briefwechsel*, ebd. S. 90. – Gemeint ist Tobias George Smolletts (1721–1771) Reiseroman *The expedition of Humphry Clinker*, 3 Bde. London 1771. Die deutsche Übersetzung von J. J. Christoph Bode (1730–1793) erscheint bereits ein Jahr später: *Humphry Klinkers Reisen*, 3 Bde. Leipzig 1772. Bode gilt Wieland als „der Verfasser dieser sehr guten Übersetzung eines sehr schweren launevollen Originals“ (Christian Heinrich Schmid, *Über den gegenwärtigen Zustand des deutschen Parnasses*. Anmerkung des Herausgebers zum vorstehenden Artikel. „Der Deutsche Merkur. Des zweyten Bandes Zweytes Stück, Weimar 1773“; hier zit. nach der Neu-Herausgabe von Robert Seidel, St. Ingbert 1998, S. 44).

49 Die Figur stammt aus Smolletts Roman *Die Abenteurer des Grafen Ferdinand Fathom*, London 1753, und stellt dort (an den schurkischen Neffen aus Henry Fieldings 1749 erschienenem Roman *Tom Jones* erinnernd) einen ausgemachten Bösewicht vor. – Zu Smolletts Leben und Werk vgl. die Biographie von Jeremy Lewis, *Tobias Smollett*, London 2003.

von einem Besuch mit „Wielands [...] beim GeheimAssistenzrath Schmidt wo wir den ganzen Abend von Romanen und vorzüglich von der Clarisse sprachen. Bei der Gelegenheit hörte ich überaus viel gedachtes über diesen Roman.“<sup>50</sup> Leider erfahren wir aus Schillers Briefen und Gesprächen weder, was für Gedanken er über den Roman gehört, noch, welche er sich selber gemacht hat, worauf als seine Hochschätzung beruht. Sie sind allerdings nicht schwer zu erschließen, wenn man sich die Charaktere und die Tendenz des Romans vergegenwärtigt.<sup>51</sup> Schließlich und vorläufig endlich wünscht sich Schiller „die 2 letzten Theile des Thomas Jones, wovon Sie so gütig waren mir den Anfang zu schicken“.<sup>52</sup> Auf

- 50 *Nationalausgabe*, Bd. 24: *Briefwechsel*, ebd. S. 169f. – Caroline von Beulwitz bestätigt: „Auch wissen wir von ihm [Schiller], dass er mit dem Geheimen Rat Schmidt, der viel Anteil an der Literatur nahm [...], oft interessante Gespräche über Richardsons Clarisse, die dieser, wie Schiller selbst, sehr hoch hielt, geführt habe“ (*Nationalausgabe*, Bd. 42: *Schillers Gespräche*, unter Mitwirkung von L. Blumenthal hg. von Dietrich Germann und Eberhard Haufe, Weimar 1967, S. 109). Goethes Tagebuch verzeichnet noch unter dem 28. März 1798 lapidar: „Mittags bei Schiller [...] Ueber Clarisse“ (ebd. S. 239). Gemeint ist selbstverständlich: Samuel Richardson (1689–1761), *Clarissa, or the History of a young lady, comprehending the most important concerns of private life, and particularly showing the distresses that may attend the misconduct both of parents and children, in relation to marriage*, 7 Bde. London 1748. Eine erste deutsche Übersetzung erscheint unter dem Titel *Geschichte der Clarissa, eines vornehmen Frauenzimmers* in 8 Bdn. 1748–1751 in Göttingen bei Vandenhoeck.
- 51 „Richardsons Romane mit ihren weiblichen Zentralfiguren stehen am Ursprung einer langen Reihe trivialer Geschichten, in der nur die Wahlfreiheit echter Liebe von Statusschranken und den Fesseln männlicher Besitzgier zu erlösen vermag. Sie haben aber auch einen unübersehbaren Einfluß auf die gesamteuropäische Herausbildung von Empfindsamkeit und den universalen Tugendbegriff der Aufklärung ausgeübt, von Diderot und Rousseau über Lessing bis hin zu Goethe“ (Hans Ulrich Seeber, Hg., *Englische Literaturgeschichte*, 2. Aufl. Stuttgart/Weimar 1993, S. 185). Das 18. Jahrhundert drückt sich darüber dezidiert aus: „Wenn Sie Richardson wegen der Fabel lesen wollten, wäre Ihre Geduld so auf die Folter gespannt, dass Sie sich aufhängen würden [...] Sie müssen ihn des Gefühls wegen lesen und die Fabel so auffassen, dass sie nur Anlass für Gefühlsäußerungen gibt“ (James Boswell, *Das Leben Samuel Johnsons und Das Tagebuch einer Reise nach den Hebriden*; aus dem Engl. von Jutta Schlösser, Auswahl von Manfred Wojcik, München 1985, S. 184). Vgl. dazu jetzt Dimitar Daphinoff, *Samuel Richardsons „Clarissa“. Text, Rezeption und Interpretation*, Bern 1986, S. 19–207, Tom Keymer, *Richardson's „Clarissa“ and the eighteenth-century reader*, Cambridge 1992, S. 85ff., Pascal Nicklas, *The school of affliction. Gewalt und Empfindsamkeit in Samuel Richardsons „Clarissa“*, Hildesheim 1996, S. 20–132, Carol Houlihan Flynn, Hg., *Clarissa and her readers*, New York 1999, S. 1–43, sowie Gordon D. Fulton, *Styles of meaning and meanings in Richardson's „Clarissa“*, Montreal 1999, S. 52–79 und S. 112–174.
- 52 An Göschen am 5. Oktober 1792; *Nationalausgabe*, Bd. 26: *Briefwechsel*, ebd. S. 155f. – Von Henry Fieldings 1749 erschienenem Roman *The History of Tom Jones, a Foundling* hatte Göschen 1786–1788 J. J. Christoph Bodes Übersetzung *Geschichte des Thomas Jones, eines Findlings* in

Schillers Umgang mit diesem Roman werden wir noch ausführlich zu sprechen kommen. Wir begnügen uns für jetzt mit dem Hinweis, dass „Fieldings herausragende Stellung in der Romanliteratur des 18. Jahrhunderts“<sup>53</sup> im 18. Jahrhundert keineswegs unumstritten ist: „In einem Brief Richardsons ist mehr Kenntnis des menschlichen Herzens als im ganzen ‚Tom Jones.‘“<sup>54</sup>

## II

Alles in allem: Schiller hat beinahe sein ganzes Schreibleben lang waches und lebhaftes Interesse für den Roman, seine Gattungs-, Form- und Stilprobleme entwickelt, keineswegs nur für *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. Warum hat er dann nicht selber einen Roman geschrieben? Das hat er doch getan: *Der Geisterseher*, von 1787 bis 1789 in fünf Folgen in der Neuen Thalia erschienen, dort allerdings unvollendet geblieben. Dann war der Roman ein Misserfolg? Durchaus nicht. Er fand rasch ein breites Publikum, wurde deshalb mehrfach neu aufgelegt sowie nachgedruckt und blieb bis weit in die deutsche Romantik hinein literarisch wirksam.<sup>55</sup> Weshalb hat Schiller dann nie versucht, das Unternehmen zu wiederholen?

Der Geisterseher [...] wird schlecht – schlecht, ich kann nicht helfen; es gibt wenige Beschäftigungen [...], bei denen ich mir eines sündlichen Zeitaufwands so bewusst war, als bei dieser Schmiererei.<sup>56</sup>

---

sechs Bdn. veröffentlicht. Das ist nicht die erste. Die erschien kurz nach dem Original bei Hertel in Hamburg: *Historie des menschlichen Herzens, nach den Abwechslungen der Tugenden und Laster in den sonderbaren Begebenheiten Thomas Jones, eines Fündlings*, 1749–1751.

53 Hans Ulrich Seeber, Hg., *Englische Literaturgeschichte*, ebd. S. 187.

54 James Boswell, *Das Leben Samuel Johnsons und Das Tagebuch einer Reise nach den Hebriden*; ebd. S. 183f. (vgl. auch ebd. S. 142f.). Es ist hübsch zu lesen, wie Boswell, seiner Verehrung für Johnson zum Trotz, Fielding und seinen *Tom Jones* gegen derart unbillige Herabsetzung verteidigt.

55 Siehe darüber Götz-Lothar Darsow, *Friedrich Schiller*, Stuttgart/Weimar 2000, S. 73ff.

56 An Körner am 17. März 1788; *Nationalausgabe*, Bd. 25: *Briefwechsel*, ebd. S. 30. – Den Damen gegenüber drückt er sich etwas gewählter aus: „Mich beschäftigen jetzt Dinge, die mein Herz nur flach rühren, der Geisterseher und dgl.“ (An Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld am 19./20. November 1788; ebd. S. 140f.) – Vgl. zu dieser „Schmiererei“ Wolfgang Riedel, *Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der ‚Philosophischen Briefe‘*, Würzburg 1985, Liliane Weissberg, *Geistersprache. Philosophischer und literarischer Diskurs im späten 18. Jahrhundert*, Würzburg 1990, Ursula Regener, Zufall

Worin nämlich liegt der Inbegriff dieser Lohnarbeit?<sup>57</sup> In „einer Farce, wie der Geisterseher doch eigentlich nur ist“.<sup>58</sup> Eine Farce? Eine Posse, die, beeinflusst von der Commedia dell'arte und dem Fastnachtsspiel, nur typisierte, mehr oder weniger ins Parodistische überzeichnete Figuren kennt und, was auch geschieht, den Charakter des Tragikomischen nie ablegt? Eine scharfsichtige und nachvollziehbare Einschätzung des *Geistersehers*, scheint uns; verständlich, dass ein solcher Text für seinen Verfasser nur ein Zwischenspiel, ein Füllsel jener Zeit ist, die er nicht Dingen widmen kann, die sein Herz tief rühren. Ein solches Ding könnte hingegen das Projekt „eines Romans oder einer Erzählung“ sein, „wo man jedem Schritt, den der Dichter im menschlichen Herzen thut ruhig und aufmerksam nachgeht“.<sup>59</sup> Deshalb antwortet Schiller auch nicht schroff ablehnend, als ihn sein Verleger Unger ein gutes Jahrzehnt später wieder auf den *Geisterseher* anspricht:

Zur Vollendung des Geistersehers fällt mir leider die Stimmung gänzlich. Es ist eine zu lange Zeit, dass ich den ersten Theil verfertigt habe, ich wollte eben so gut einen ganz neuen Roman schreiben als diesen alten beendigen. Die erste gute Idee die ich zu einem solchen habe, soll Ihrem Journal der Romane gewidmet seyn. Vielleicht würde ein verständiger geistreicher Auszug aus dem Coeur humain dévoilé von Retif de la Bretonne ein sehr schätzbarer Beitrag dazu seyn.<sup>60</sup>

---

oder Intention? Zum verborgenen Plan von Schillers ‚Geisterseher‘ in: Andreas Gössling/Stefan Nienhaus, Hg., *Critica poeticae. Lesarten zur deutschen Literatur. Hans Geulen zum 60. Geburtstag*, Würzburg 1992, S. 125–138, Hans Brittnacher, Schiller als Erzähler und Romancier. Der ‚Geisterseher‘ und seine Fortsetzungen, in: Hans Feger, Hg., *Friedrich Schiller. Die Realität des Idealisten*, Heidelberg 2006, S. 343–365, Jörg Robert, *Vor der Klassik. Die Ästhetik Schillers zwischen Karlsschule und Kant-Rezeption*, Berlin 2011, sowie Robert Krause, „Es gibt mehr Dinge [...] als wir in unsern Philosophien träumen“ – Figurationen der Alterität in Schillers Romanfragment ‚Der Geisterseher‘, in: Elisabeth Johanna Koehn, *Andersheit um 1800. Figuren – Theorien – Darstellungsformen*, München 2011, S. 65–77.

57 Siehe dazu Schillers Brief an Körner vom 12. Juni 1788; ebd. S. 68.

58 An Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld am 12. Februar 1789; ebd. S. 203. – Diese Äußerung kann man wie diejenige an Körner vom 17. März 1788 auch als frühes, aber schon charakteristisches Zeugnis von Schillers Literaturpolitik lesen. Vgl. dazu Thomas Wegmann, Der Dichter als „Letternkrämer“? Zur Funktion von Paratexten für die Organisation von Aufmerksamkeit und Distinktion im literarischen Feld, in: „Das achtzehnte Jahrhundert“ 36 (2012), S. 240ff. sowie die dortigen Literaturangaben.

59 Ebd. – Wir werden darauf zurückkommen.

60 An Unger am 26. Juli 1800; *Nationalausgabe*, Bd. 30: *Briefwechsel*, ebd. S. 178f.

Vielleicht ist Schiller nur höflich, um einen wichtigen Abnehmer seiner Produkte nicht zu verärgern. Vielleicht steckt hinter diesen Sätzen aber mehr, als sie auf den ersten Blick preisgeben. Vielleicht verbirgt sich in ihrer Fügung die Idee jenes Romans, den Schiller hätte schreiben mögen, aber nicht geschrieben hat. Machen wir uns auf die Suche.

Die Vollendung des *Geistersehers* ist unter den gegebenen Umständen unmöglich. Eben diese Unmöglichkeit macht es aber möglich, allenfalls „einen ganz neuen Roman“ zu schreiben. Die Idee dazu fehlt noch. Fehlt sie noch vollständig? Oder ist nicht mindestens die Richtung schon erkennbar, in der sie liegen und aus der sie kommen könnte, irgendwo zwischen dem *Geisterseher* und dem *Coeur humain dévoilé*?

Das große philosophische Gespräch zwischen dem Prinzen und dem Baron von F. aus dem zweiten Buch des *Geistersehers*<sup>61</sup> dreht sich vordergründig um das Problem der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit, eigentlich aber um die Frage nach der Beziehung zwischen Freiheit (hier Glückseligkeit genannt) und Notwendigkeit, zwischen Moralität und Realität. Die Theorie, die der Prinz in diesem Gespräch entwickelt, stellt eine „Scheidewand“<sup>62</sup> zwischen beide. Auf ihrer einen Seite steht die Freiheit als Inbegriff der Entfaltung aller inneren Kräfte des Menschen, angeordnet in einer angedeuteten Hierarchie, die der höheren Kraft die größere Darstellungsmacht zuspricht, indem sie die Erstere durch die Letztere bestimmt. Auf der anderen Seite steht die Notwendigkeit als Inbegriff einer gemäß Ursache und Wirkung vollkommen durchkonstruierten Realität, die keinen „verunstaltenden Splitter“<sup>63</sup> also kein Moment, keinen Sachverhalt zeigt, dessen Nutzen nicht aus ihrem Zusammenhang ersichtlich oder erschließbar wäre und somit auf ein Verhältnis außerhalb ihres Verhältnisses wiese. Nun bestätigt sich die Wahrheit der Moralität aber nur an ihrer Wirksamkeit in der Realität, an der gelingenden Äußerung der inneren Kräfte. Wie soll die jedoch gelingen, wenn der Kreis der Notwendigkeit ursprünglich geschlossen ist und

61 *Nationalausgabe*, Bd. 16: *Erzählungen*, hg. von Hans Heinrich Borcherdt, Weimar 1995, S. 159–184. – Der Text ist im Januar 1789 entstanden und gleich darauf in der „Thalia“ veröffentlicht worden.

62 Ebd. S. 178. – „Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, welches wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau, und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was ausser ihm vorgeht, durchaus unabhängig ist“ (ebd.).

63 Ebd. S. 183.

nirgendwo Raum für einen anderen Zusammenhang als den seinen lässt? Wie Schillers Ästhetik dieses Problem mit Hilfe von Kants Transzendental-Philosophie lösen wird, ist bekannt. Hier bleibt nur eine andere, deprimierend desillusionierende Lösung: Die menschliche Freiheit ist selber nur ein Instrument, dessen sich die Notwendigkeit bedient, um ihre Zwecke zu erreichen. „Das eben ist das Schlimme, dass wir nur moralisch vollkommen [...] sind, um brauchbar zu sein.“<sup>64</sup>

Logisch gesprochen: „Beide Seiten sind zwar als Momente gesetzt, aber ebenso sehr als existierende Selbständigkeiten.“<sup>65</sup> Freiheit und Notwendigkeit, Moralität und Realität beanspruchen in diesem Denken jede für sich in sich beschlossene Selbständigkeit, werden aber nur selbständig durch diesen Beschluss, durch den Ausschluss ihres jeweils anderen, antagonistischen Moments. Sie machen sich damit von ihm abhängig und haben so *via negationis* an ihm ihre wirkliche Existenz. „Die Wahrheit des Verhältnisses besteht also in der Vermittlung.“<sup>66</sup> Bestände. Denn die Vermittlung zwischen seinen beiden einander ausschließenden Totalitäten liegt in schlichter, nicht einmal an ihnen gesetzter Unmittelbarkeit, bloß im negativen Umschlag der einen in die andere, deren jede nicht existieren kann, ohne die andere als ihre Verneinung auf den Plan zu rufen. *Tertium non datur*. Es gibt kein Drittes, von dem her der widersprüchliche Geltungsanspruch beurteilt, eingeschätzt, bewertet werden könnte. Seine Subjekte müssen sich ohne jede Umschweife für eine seiner beiden Seiten nach Kriterien entscheiden, die ihm nicht entstammen, sondern, aus den Zufällen, Verwicklungen und Geheimnissen der Individualgeschichte genommen, sich nur äußerlich auf ihn beziehen. Das macht den Entscheid zur bedeutungsleeren Willkür, weshalb er sich leicht weil unmittelbar in sein Gegenteil verkehren lässt: „Sonderbar! sagte der Prinz [...] Worauf Sie und andere ihre Hoffnungen gründen, eben das hat die meinigen umgestürzt.“<sup>67</sup> Wer aber für seinen Standpunkt kein besseres Argument findet als dessen Gegensatz, wird ihn aufs Äußerste dagegen verteidigen. Derart sich hochrüstende Unmittelbarkeit prägt den Stil des *Geistersehers*

64 Ebd.

65 Hegel, *Wissenschaft der Logik*. Die Lehre vom Wesen, drittes Kapitel: Das wesentliche Verhältnis, ebd. Bd. 6, S. 167.

66 Ebd. S. 170.

67 *Der Geisterseher*, ebd. S. 183. – „Und so fort ins Unendliche. – Diese Unendlichkeit besteht in nichts anderem als in der perennierenden Abwechslung der beiden Bestimmungen des Verhältnisses“ (Hegel, *Wissenschaft der Logik*, ebd. S. 172).

schlechthin, gibt ihm das Überraschende und das Geheimnisvolle, aber auch das farcenhafte Überzeichnete, das Schiller im Brief an Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld beklagt.

Gäbe diese Theorie nicht eine gute Grundlage für einen spannenden, weil höchst verwickelten Roman ab? Einen Roman, in dem die Illusion der Freiheit der Durchsetzung der Notwendigkeit dient, die eben darin die Illusion nährt und sie so allmählich als die wahre Realität erscheinen lässt, die sich nun ihrerseits wieder als Notwendigkeit erweist? Von einem Autor, der inzwischen weiß:

Die reine Vernunft enthält [...] in einem gewissen praktischen, nämlich dem moralischen Gebrauche, Prinzipien der Möglichkeit der Erfahrung, nämlich solcher Handlungen, die den sittlichen Vorschriften gemäss in der Geschichte des Menschen anzutreffen sein könnten.<sup>68</sup>

Ein solcher Roman könnte die überraschende Vielfalt der Handlung und die Schärfe der Figurenzeichnung bewahren, ohne ins Farcen- und Fratzenhafte, ins unbeabsichtigt Parodistische zu geraten. Davor würde ihn die transzendente Logik der ihn begleitenden Vernunft-Kritik schützen, die überall wo nötig die „Prinzipien der Möglichkeit“ anzugeben weiß, denen zufolge sich die Freiheit in der Notwendigkeit verwirklichen kann.

Was bringt Schiller nun vom *Geisterseher* und der in ihm bereitliegenden Idee zu einem ganz neuen Roman so unmittelbar zur Autobiographie *Rétif de la Bretonnes*? Welche Erinnerungen, Eindrücke, Überlegungen mögen sich in der Fuge zwischen den beiden Sätzen verbergen?

Ein höchst originelles Werk. Voller Unwahrscheinlichkeiten, von schlechtem Geschmack, oft von schlechtestem Stil, führt das Buch den Geist zu den übelsten und widerlichsten Schauplätzen des Lebens, und trotzdem fesselt es, reißt es mit [...] Das Interesse, das der Roman weckt, beruht nicht darauf, wie die Ereignisse miteinander verknüpft sind. Der Gang der Handlung ist fast so einfach wie ungleichmässig; mit ihren Triebfedern wird recht ungeschickt verfahren. Der ganze Reiz des Werkes liegt also in der Vielfalt seiner Bilder, in der Kraft und Wahrheit der Charaktere, der Natürlichkeit der Details und der Wärme des Stils.

68 Kant, *Kritik der reinen Vernunft*. Transzendente Methodenlehre: Von dem Ideal des höchsten Guts, als einem Bestimmungsgrunde des letzten Zwecks der reinen Vernunft, B 835.

Dieses Urteil Melchior Grimms<sup>69</sup> über den *Paysan perversi* gilt *tale quale* auch für *Monsieur Nicolas ou le Coeur humain dévoilé*. Rétif gelingt es nie, die Scheidewand zwischen Freiheit und Notwendigkeit, Moralität und Realität aufzuheben oder durchgängig zu machen. Er muss sie dort, wo sie seine Erzählung in zwei verschiedene Sphären zu trennen droht, gewaltsam aufbrechen, indem er sich – wie ein Märchenerzähler – irgendeines zufälligen Werkzeugs bedient: einer neuen Figur, einer unvermuteten Szene, eines Sachverhalts, einer Sache. Das erzeugt schlechten Stil, genau genommen: seine Abwesenheit schlechthin. Hingegen setzt eben diese Stillosigkeit, dieses wiederholte Scheitern an der Einheit des Werks, auf der Seite der Moralität kraftvolle Charaktere, auf der Seite der Realität Detail- und Bildfülle frei. Diese doppelte Positivität teilt dem bloß negativen, sich durch sich selbst zerstörenden Stil jene Intensität mit, die Grimm „Wärme“ nennt und die Leserin und Leser am Text hält. Kann man demnach das Erzählwerk Rétifs nicht insgesamt als Anschauungsmaterial für die im *Geisterseher* entwickelte politische Theorie auffassen? Als produktive, sich durch sich selbst erweiternde Assoziation des Mannigfaltigen, an der die Wirksamkeit der genannten Theorie gerade dadurch sichtbar wird, dass sie ihr fehlt? „Ein verständiger geistreicher Auszug aus dem *Coeur humain dévoilé*“ vermöchte diesen Zusammenhang deutlich zu machen, der erst den Zusammenhang der beiden so überraschend aufeinanderfolgenden Sätze aus Schillers Brief an Unger offenbart.

Schillers Ästhetik kennt keine Poetik des Romans. Weshalb? War das von ihren Anfängen an gewiss? Wenn nicht: Wann und wo und wie hat sich das entschieden?

Der Vorzug der Wahrheit, den die Geschichte vor dem Roman voraushat, könnte sie schon allein über ihn erheben. Es fragt sich nur ob die innre Wahrheit, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen muss, nicht eben so viel Werth hat als die historische. Dass ein Mensch in solchen Lagen so empfindet, handelt, und sich ausdrückt ist ein großes wichtiges Factum für den Menschen; und das muss der Dramatische oder Romandichter leisten. Die innre Übereinstimmung die Wahrheit wird gefühlt und eingestanden, ohne dass die Begebenheit wirklich vor-

69 Hier zit. nach: Melchior Grimm, *Paris zündet die Lichter an. Literarische Korrespondenz*, aus dem Frz. von Herbert Kühn, hg. von Kurt Schnelle, München 1977, S. 374.

gefallen seyn muss. Der Nutzen ist unverkennbar. Man lernt auf diesem Weg den Menschen und nicht den Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum.<sup>70</sup>

Die Wahrheit des Geistes versus die Wahrheit der Fakten. Die Fiktion als die Heimstatt der Ersteren. Ihr Grundriss in der und ihre Rechtfertigung durch die Idee des Menschen. Ästhetische Katharsis: Aufhebung des realen im symbolischen Individuum. Alles Themen der späteren großen Abhandlungen und der mit ihnen verknüpften Briefwechsel. Das kann uns jetzt nicht beschäftigen. Beschäftigen muss uns hingegen das „oder“. „Der Dramatische oder Roman-dichter“ – ebenso wie? Das ist dem Kontext zufolge zweifellos gemeint. Weshalb geht dann von hier nicht ein Gesamtwerk aus, das sich in Drama und Roman gleichgewichtig teilt? Wann und wie ist aus dem additiven ein disjunktives Oder geworden, dessen Ausschluss-Befehl der Roman anheimfällt? Im Horizont dieser Frage werden die folgenden Überlegungen stehen.

### III

Sieht man vom Sonderfall Goethe ab, sind die einzigen beiden Romane, die in Über naive und sentimentalische Dichtung uneingeschränktes, wenn auch nur beiläufiges Lob finden, Laurence Sternes *Sentimental Journey* und Henry Fieldings *Tom Jones*, über den es heißt: „welch ein herrliches Ideal musste nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf“.<sup>71</sup> In seinem Text lebt mit dem Ideal ein Gegenbild, das der Seele nicht widerspricht, aber ihre Vorstellung relativiert. Im drittletzten Kapitel des Romans zieht Tom Jones' Onkel Allworthy (nomen est omen), mit folgenden Worten das Fazit der Geschicke seines Neffen:

You now see, Tom, to what Dangers Imprudence alone may subject Virtue [...] Prudence is indeed the Duty which we ourselves; and if we will be so much our own Enemies as to neglect it, we are not to wonder if the World is deficient in discharging their

70 An Caroline von Beulwitz am 10. und 11. Dezember 1788; *Nationalausgabe*, Bd. 25: *Briefwechsel*, ebd. S. 154. – Es geht also um „das Interesse eines Romans oder einer Erzählung, wo man jedem Schritt, den der Dichter im menschlichen Herzen thut ruhig und aufmerksam nachgeht“ (An Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld am 12. Februar 1789; ebd. S. 203).

71 *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 447.

Duty to us; for when a Man lays the Foundation of his own Ruin, others will, I am afraid, be too apt to build upon it.<sup>72</sup>

Vorsicht ersetzt die Tugend nicht, sie ergänzt sie; dem Laster wäre sie nur hinderlich. Wer tugendhaft sein und bleiben, wer die Gutartigkeit seines Willens bewahren will, muss Vorsicht walten lassen: „Prudence and circumspection“.<sup>73</sup> Er darf nicht nur vor sich hin und in sich, er muss um sich sehen, um den Gegebenheiten seiner Kultur mit interessierter Aktivität zu begegnen, statt mit einer Resignation, die ihn von Scharfsicht und Skepsis befreit. Umsicht und Besonnenheit lehren ihn, diese Gegebenheiten darauf abzuschätzen, wieweit sie wirklich „die Naturbedingungen des Einzig guten“ sind, und sie in diesen Grenzen selbst als Übel nicht nur zu respektieren, sondern mit ihnen paktieren.<sup>74</sup> Nur

72 *The History of Tom Jones, a Foundling*, hg. von F. Bowers und M. C. Battestin, 2 Bde. (The Wesleyan Edition of the Works of Henry Fielding), Oxford 1974, Buch 18, Kap. 10, Bd. 2, S. 960. – Zu Funktion und Bedeutung von „prudence“ bei Fielding siehe Wolfgang G. Deppe, *History versus Romance*. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und zum Verständnis der Literaturtheorie Henry Fieldings (Neue Beiträge zur englischen Philologie. 4), Münster 1965, S. 106–109, 111f. und 118f.; G. W. Hatfield, *Henry Fielding and the Language of Irony*, Chicago 1968, S. 178–196; sowie B. Harrison, *Henry Fielding's Tom Jones. The Novelist as Moral Philosopher* (Text and Context), London 1975, S. 106–111. Vgl. außerdem die Angaben in „Erzählen im Angang“ in Anm. 282. – Zur Begriffsgeschichte von *prudence* im Allgemeinen siehe *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 4, Basel/Stuttgart 1976, Sp. 857–863. „Das Vermögen der praktischen Philosophie ist phronesis, ein kluges Situationsverständnis, auf das sich die Tradition der klassischen Politik über Ciceros *prudentia* bis zu Burkes *prudence* stützt“ (J. Habermas, *Die klassische Lehre von der Politik in ihrem Verhältnis zur Sozialphilosophie*, in: *Theorie und Praxis*, Sozialphilosophische Studien (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. 243), Frankfurt 1978, S. 49).

73 „Prudence and Circumspection are necessary even to the best of Men. They are indeed as it were Guard to Virtue, without which she never can be safe. It is not enough that your Designs, nay that your Actions are intrinsically good, you must take Care they shall appear so“ (*Tom Jones*, Buch 3, Kap. 7, Bd. 1, S. 141). – „Hier wird noch einmal vollendet deutlich, was Fielding mit ‚prudence‘ meint: die *V e r s t a n d e s* tugend, die die natürliche *H e r z e n s* tugend („good nature“) überhaupt erst befähigt, ihr altruistisches Streben in der Gesellschaft effektiv zu praktizieren“ (B. Leimbach/K. H. Löschen, *Fieldings „Tom Jones“, Bürger und Aristokrat*. Sozialethik als Indikator Sozialgeschichtlicher Widersprüche (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 154), Bonn 1974, S. 40).

74 Siehe *Tom Jones*, Buch 13, Kap. 12, und die dortige Berufung auf Shaftesbury (Bd. 2, S. 736). Zu Fieldings Beziehung zu Shaftesburys Werk siehe Deppe, *History versus Romance*, S. 45–52 und S. 146–152. Eine knappe, präzise Zusammenfassung der wesentlichen Züge von Shaftesburys Denken findet sich bei Ulrich Werg, *Einzelnes und Allgemeines*. Die ästhetische Virulenz eines geschichtsphilosophischen Problems. Untersucht am Sprachstil von Goethes Roman

vor dem Bösen jener Gegebenheiten muss er sich hüten, aber nicht bloß mit schlaffen Tränen, sondern mit gespannter Einsicht, die niemals vergisst, dass Anarchie und launischer Wechsel um sie herrschen. Kurz, „Prudence and Circumspection“ münden in einen einzigen Grundsatz: „And this is not to buy at too dear a Price.“<sup>75</sup> Vor allem nicht um den Preis der Gutartigkeit des eigenen Willens, möge sie einem nun abgezwungen oder entwendet werden. Tom Jones, in der Seele des Dichters Idealfigur, geht im dichterischen Text genau jene „Coalition“ ein, die Schiller poetischen Idealen verbietet. Sie nimmt nie und nirgends die Prinzipienform und die Strenge der „Separation“ an, die Poesie und Wirklichkeit voneinander trennen soll; sie lässt sich auf je besondere Fälle ein, wägt ab, wo und wie deren Sachlage der Gutartigkeit des Willens nützt oder schadet, und rechnet stets mit den Launen eines Wechsels, dessen Gesetz sich ihr entzieht und der ihr jederzeit eine veränderte Wirklichkeit präsentieren kann.

„Der Roman, so wie er da ist“, schreibt Schiller an Goethe am 8. Juli 1796 über den *Wilhelm Meister*,

nähert sich in mehreren Stücken der Epöee, unter andern auch darin, dass er Maschinen hat, die in gewissem Sinne die Götter oder das regierenden Schicksal darin vorstellen. Der Gegenstand forderte dieses. Meisters Lehrjahre sind keine bloß blinde Wirkung der Natur, sie sind eine Art von Experiment. Ein verborgen wirkender höherer Verstand, die Mächte des Turms, begleiten ihn mit ihrer Aufmerksamkeit, und ohne die Natur in ihrem freien Gange zu stören, beobachten, leiten sie ihn von ferne und zu einem Zwecke, davon er selbst keine Ahnung hat, noch haben darf.<sup>76</sup>

In den Roman sind Maschinen eingebaut, die seine Wirklichkeit von Anfang an ästhetisch bearbeiten und in eine Natur umformen, deren Natürlichkeit durchgängig als Vernünftigkeit bestimmbar wird.<sup>77</sup> Der Widerspruch zwischen Moral und Gesellschaft hebt sich auf, weil die Natur der Kultur Zug um Zug Vernunft

---

„Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“ (Probleme der Dichtung. 17), Heidelberg 1980, S. 63–68. Siehe zur Beziehung zwischen Fielding und Shaftesbury außerdem Ronald Paulson, *The beautiful, novel, and strange. Aesthetics and heterodoxy*, Baltimore 1996, S. 98ff., sowie Sarah Eron, *Inspiration in the age of enlightenment*, Newark 2014.

75 *Tom Jones*, Buch 6, Kap. 3, Bd. 1, S. 283.

76 Goethe, *Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 202–207, hier S. 202.

77 Siehe dazu Schillers Brief an Körner vom 25. Dezember 1788, in: *Nationalausgabe*, Bd. 25, *Briefwechsel*, ebd. S. 166–169, hier S. 167.

annimmt. Ästhetische Maschinen dieser Art sind für den Roman notwendig, weil allein ihre Arbeit ihn im Bereich jener Poesie hält, die in strenger „Separation“ von der Prosa des bürgerlichen Lebens entfernt liegt. Fieldings *Tom Jones* schafft alle solche Maschinen ab. In einer der Reflexionen, die gewöhnlich einem Buch des Romans vorausgehen, verspricht der Erzähler, in das faktische, erfahrbare Wirken in seiner Geschichte auch dann nicht als Deus ex Machina einzugreifen, wenn es seinem Helden den Untergang bringen sollte.<sup>78</sup> An die Stelle der Götter tritt der Zufall, das kleine, im Wechsel der Ereignisse verschwindende Moment, das über Glück und Unglück immer schon entschieden hat, bevor es als entscheidendes vernünftig bestimmt werden könnte.<sup>79</sup> Die Universalmaschine für die universale Sinneinheit macht einem Aggregat von Spezialmaschinen Platz, das nicht den Nicht-Sinn produziert, aber den Sinn in einer Einheit, in der er sich nicht mit sich zu identifizieren vermag. Im Roman wird diese Produktion verzögert, sie läuft langsamer ab als in der Wirklichkeit, die einzelnen Momentmaschinen lassen sich im Aggregat erkennen und begreifen, für die Bewährung der Gutartigkeit des eigenen Willens nutzen. Der Roman lehrt, was er fordert: „Prudence and Circumspection“.<sup>80</sup>

78 „This I Faithfully promise, that notwithstanding any Affection which we may be supposed to have for this Rogue, whom we have unfortunately made our Heroe, we will lend him none of that supernatural Assistance with which we are entrusted, upon Condition that we use only on very important Occasions. If he doth not therefore find some natural Means of fairly extricating himself from all his Distresses, we will do no Violence to the Truth and Dignity of History for his Sake“ (Buch 17, Kap. 1, Bd. 2, S. 875f.).

79 „Instances of this kind we may frequently observe in Life, where the greatest Events are produced by a nice Train of little Circumstances“ (*Tom Jones*, Buch 18, Kap. 2, S. 916). – „Philosophers, that dare extend their Thoughts beyond the narrow compass of what is immediately before them, look on the alternate Changes in the Civil Society no otherise than they do on the risings and falling of the Lungs; the latter of which are at much a Part of Respiration in the more perfect Animals as the first; so that the fickle Breath of never-stable Fortune is to the Body Politick, the same as Floating Air is to a living Creature“ (B. Mandeville, *The Fable of the Bees, or Private Vices, Publick Benefits*, hg. von F. B. Kat, 2 Bde., Oxford 1957 (1 1924), Bd. 1, S. 250). Siehe zu Fielding und Mandeville Deppe, *History versus Romance*, S. 91 und S. 113–117, sowie E. J. Hundert, *The enlightenment's fable. Bernard Mandeville and the discovery of society*, Cambridge 2005, S. 153ff.

80 „Das Werk des Dichters muss eine kleine Welt ausmachen, die der grossen so ähnlich ist, als sie es seyn kann. Nun müssen wir in dieser Nachahmung der grossen Welt mehr sehen können, als wir in der grossen Welt selbst, unsrer Schwachheit wegen, zu sehen vermögen“ (Friedrich von Blanckenburg, *Versuch über den Roman*. Faksimiledruck der Ausg. von 1774 (Sammlung Metzler, Realienbücher für Germanisten), Stuttgart 1965, S. 314).

*Wilhelm Meisters Lehrjahre* hält, wenn ich recht sehe, die Mitte zwischen diesen beiden Positionen.

Das Gewebe dieser Welt ist aus Notwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide, und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Notwendige als den Grund ihres Daseins; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch, ein Gott der Erde genannt zu werden.<sup>81</sup>

Vernunft ist Wissen des Notwendigen: Sie kommt zu Bewusstsein ihrer selbst, indem sie sich das Notwendige als den Grund, das Sein ihres Daseins zu eigen macht. Steht sie fest und unerschütterlich auf diesem ihrem Boden und damit zu sich selbst, weiß sie das Zufällige zu leiten, zu lenken und zu nutzen. Vernunft, die ihrer selbst notwendig inne ist, kann nutzen, was ihr zufällt, wenn sie ihr Wissen auf es anwendet. Sie mag es sogar zu lenken verstehen, weil ihr weithin scharfsichtiger Blick Zusammenhänge übersieht, von denen das bloß Besondere nichts ahnt. Aber wie soll sie es leiten, ohne das Gesetz ihrer Notwendigkeit zur Leitlinie zu nehmen und so Zufälligkeiten in Darstellung von Notwendigkeit zu verwandeln? Ist das Zufällige nur vorläufig und das Gewebe diese Welt nichts als ein Muster, auf dessen Spur die Notwendigkeit den Zufall unaufhaltsam einholt und überwältigt?<sup>82</sup>

„Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Gesetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.“<sup>83</sup> An dem wir für den Augenblick kein Gesetz entdecken. Für einen Augenblick. Auf den ersten Blick. Und auf den zweiten?

81 *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Buch 1, Kap. 17, *Gedenkausgabe*, Bd. 7, S. 75. – Sprecher dieser Worte ist der Wilhelm zu dieser Zeit noch unbekannte Abbé.

82 „Die vernünftige Welt ist als ein grosses unsterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn macht“ (Goethe, *Maximen und Reflexionen* aus *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, Betrachtungen im Sinne der Wanderer [1829], in: *Gedenkausgabe*, Bd. 9, S. 554–580, hier S. 554).

83 Goethe, *Maximen und Reflexionen* aus *Kunst und Altertum*, Dritten Bandes erstes Heft, 1821, in: *Gedenkausgabe*, Bd. 9: *Die Wahlverwandtschaften. Novellen. Maximen und Reflexionen*, S. 506–515, hier S. 509. Zugleich ein weiterführendes Interpretament der bekannten Verse Goethes über Schiller: „Indessen schritt sein Geist gewaltig fort / Ins ewige des Wahren, Guten, Schönen, / Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine, / Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“ (*Epilog zu Schillers Glocke*, in: *Gedenkausgabe*, Bd. 3, S. 666–669, hier S. 667).

Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Notwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sei. Heißt das etwas weiter, als seinem eigenen Verstand entsagen und seinen Neigungen unbedingten Raum geben?<sup>84</sup>

Wehe dem also, der auf den Gebrauch seiner Vernunft, das Vermögen des zweiten Blicks, verzichtet. Er entfremdet sich seinem eigentümlichen Selbst und übergibt dieses Eigentum an eine Fremde, die er noch mit dem Namen, bei dem er sie nennt, festigt und feiert: Schicksal.<sup>85</sup> Reflektierende Vernunft, das Vermögen, den ersten Blick selbst zu erblicken, macht das Zufällige nutzbar, lenkbar, leitbar; aber sie nimmt ihm seine Zufälligkeit nicht. Wo der erste Blick nur wesenlosen Schein sieht, sondert der Blick auf ihn das Wesen vom Schein und vermag den Schein zur Erscheinung des Wesens zu brauchen. Dieser Gebrauch jedoch bestätigt den Schein ebenso, wie er ihn verändert. Wenn der erste Blick sich im zweiten wie in seinem steigernden Spiegel reflektiert, verschwindet er nicht in seiner Reflexion, sondern stellt sich aus ihr wieder her durch den Hinweis, den sie auf ihn gibt.<sup>86</sup> Kein Spiegel, selbst der schaffendste nicht, kann das Zeichen an sich unterdrücken, dass er keine reine Gabe, sondern immer auch Wiedergabe ist.<sup>87</sup> Reflexion verändert den Schein, der in sie fällt, indem sie ihn aufnimmt, und wahrt eben darin seine ursprüngliche Bestimmtheit: Erscheinung des Notwendigen gilt ebenso sehr und zugleich als scheinbar notwendig.

84 *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Buch 1, Kap. 17, S. 75.

85 „Glücklich sind diejenigen daher, deren sich das Schicksal annimmt, das jeden nach seiner Weise erzieht!“, sagt Wilhelm. „Das Schicksal [...] mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein sehr ungelinktes Organ haben. Denn selten scheint dieser genau und rein auszuführen, was jenes beschlossen hatte [...] Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meisten nicht auf etwas Albernens hinaus?“, erwidert der Fremde in der Rolle eines Landgeistlichen (Buch 2, Kap. 9, S. 129). – Wilhelm sieht ihn später im Saal der Turmgesellschaft wieder. „Er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieselbe Person schien [!]“ (Buch, 7, Kap. 9, S. 531).

86 Vgl. zu diesen Überlegungen Goethes Notat *Wiederholte Spiegelungen*, in: *Gedenkausgabe*, Bd. 16: *Naturwissenschaftliche Schriften*, erster Teil, S. 821 f.

87 Wird diese Doppelheit zum Prinzip der Sinnkonstitution erhoben, treten am Ende Sein und Schein in untrennbar gemeinsamer Abweichung zueinander: „Das Wahre [...] lässt sich niemals von uns direkt erkennen: wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen“ (*Versuch einer Witterungslehre*. Einleitendes und Allgemeines, in: *Gedenkausgabe*, Bd. 17: *Naturwissenschaftliche Schriften*, zweiter Teil, S. 639–641, hier S. 639).

Unter den Augen der Vernunft wird der Zufall gehorsam, bleibt aber wesentlich, was er ist, weshalb er in gemeiner Wesenlosigkeit verschwindet, sobald der Blick der Vernunft sich wendet oder trübt.<sup>88</sup>

Hier liegt das Inkalkulable, das Inkommensurable der Weltgeschichte. Gesetz und Zufall greifen ineinander, der betrachtende Mensch aber kommt oft in den Fall, beide miteinander zu verwechseln.<sup>89</sup>

Gesetz und Zufall greifen ineinander, weil das Notwendige das Zufällige zwar übergreift, überwindet, übersieht, aber nicht durchdringt, so dass der betrachtende, reflektierende Mensch immer in Gefahr schwebt, beide miteinander zu verwechseln. Je scharfsinniger er das Gewebe dieser Welt verfolgt, je vernünftiger, je scharfsichtiger reflektierend er sich zwischen Notwendigkeit und Zufall stellt, desto empfindlicher wird er gegen die ungetilgte Macht des Zufalls und desto misstrauischer gegen die anscheinend so unaufhaltsame Wirkung des Notwendigen. „Es sind nur wenige, die den Sinn haben und zugleich zur Tat fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die Tat belebt, aber beschränkt.“<sup>90</sup> Je sinnergiebiger die Vernunft das Gewebe dieser Welt reflektierend übersieht, desto lähmender wird ihr der Verdacht auf ein sinnwidriges Gegenmuster. Die Tat belebt, weil sie von solchem Verdacht befreit, aber sie beschränkt, weil sie seinen Inhalt ignoriert. Den Sinn haben, indem man ihn nicht hat, und aus dieser Doppeldeutigkeit handeln, als wüsste man sich in Theorie und Praxis im Raum eines Symbols, das Einheit von Sinn und Nicht-Sinn bedeutet – dazu sind nur wenige fähig.<sup>91</sup>

Serlos Schauspieltruppe gerät eines Abends in Streit über die Frage, „ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene?“ Nach einigem Hin und Her einigt man sich schließlich unter anderem auch darüber,

88 „Es geschieht nichts unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, das Unverstand und Zufall nicht missleiten könnten“ (*Maximen und Reflexionen* aus *Wilhelm Meisters Wanderjahren*, S. 569).

89 Goethe, *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre* in: *Gedenkausgabe*, Bd. 16: *Naturwissenschaftliche Schriften*, Erster Teil, S. 245–719, hier S. 341.

90 *Wilhelm Meisters Lehrjahre* Buch 8, Kap. 5, S. 590. – Wilhelm muss sich das von Jarno aus seinem eigenen Lehrbrief vorlesen lassen. Die Heftigkeit, mit der er solche Weisheit von sich abwehrt, ist nicht zufällig.

91 Die an diesem Punkt notwendige Erörterung des Dämonischen bei Goethe (siehe vor allem *Dichtung und Wahrheit* IV, 20, *Gedenkausgabe*, Bd. 10, S. 839–842) muss ich mir hier versagen.

dass man dem Zufall im Roman gar wohl sein Spiel erlauben könne; dass er aber immer durch die Gesinnungen der Personen gelenkt und geleitet werden müsse; dass hingegen das Schicksal, das die Menschen, ohne ihr Zutun, durch zusammenhängende äußere Umstände zu einer unvorgesehenen Katastrophe hindrängt, nur im Drama statt habe.<sup>92</sup>

Goethe hat diese Gedanken mit Schiller besprochen, und Schiller hat Goethes Äußerungen für seinen Freund Körner zusammenfassend wiederholt: „Im Roman darf der Zufall mit handeln, aber der Mensch muss dem Zufall eine Form zu geben suchen.“<sup>93</sup> Der Zufall gehört dem Roman nur soweit an, als er bereit ist, nicht zufällig zu bleiben. Formloses Element der Romanform, hat er in ihr nur Existenzrecht jener Formbarkeit wegen, die ihn endgültiger Formung letztlich entzieht. Der Mensch muss dem Zufall eine Form zu geben suchen, der Versuch ist notwendig, aber er bleibt Versuch, eine nicht zu beendigende Suche. Das Zufällige hat gegen das Notwendige keinen Widerstand, es fällt ihm zu wie ein schuldiger Tribut, aber diese unendliche Fassbarkeit macht es wieder unfasslich, lässt es, wie sehr es auch auf der Hand liegt, zwischen den Fingern zerrinnen. Diese gegenläufig sich wiederholende Bewegung konstituiert die Romanform. „Der Roman soll eigentlich das wahre Leben sein, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.“<sup>94</sup> Der Roman soll eigentlich, wesentlich das wahre Leben sein. Ist er's mit der Konsequenz, die dem Leben abgeht, ist er ein uneigentlicher, unwesentlicher, lebensfremder Roman; ist er's ohne diese Konsequenz, ist er kein Roman. Seinem eigentlichen Wesen als Kunstform genügt er also nur, wenn er Konsequenz und Leben, die antagonistische Beziehung zwischen Notwendigkeit und Zufall, enthält und in der Schwebelage hält.<sup>95</sup>

92 *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Buch 5, Kap. 7, S. 331.

93 Schiller an Körner am 2. Juni 1795; *Nationalausgabe*, Bd. 27: *Briefwechsel*, Schillers Briefe 1794–1795; S. 188 f., hier S. 189. – Vgl. dazu auch Goethes Brief an Schiller vom 22. Dezember 1797 und Schillers Antwort vom 26. Dezember, in: Goethe, *Der Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 472–475 bzw. S. 475–478.

94 Goethes Rezension des Romans *Gabriele* von Johanna Schopenhauer in *Kunst und Altertum*, in: *Gedenkausgabe*, Bd. 14: *Schriften zur Literatur*, S. 319–322, hier S. 319.

95 Es sei denn, man betrachtet „Roman, moralische Erzählung, Novelle und dergleichen“ nur in einem eingeschränkten Sinn als Kunstform: „Denn von ihnen als sittlichen Kunsterscheinungen verlangt man mit Recht eine innere Konsequenz, die, wir mögen durch noch so viel Labyrinth durchgeführt werden, doch wieder hervortreten und das Ganze in sich selbst abschließen soll“ (Vorwort zu *Der deutsche Gil Blas*, in: Goethe, *Gedenkausgabe*, Bd. 4: *Der junge Goethe*, S. 493–500, hier S. 493).

Der Romanautor kennt und befolgt das Prinzip des Zusammenhangs. Er weiß aber auch um das darin überdeckte und verdrängte Nicht-Prinzip des Nicht-Zusammenhangs und erinnert sich dieser Verdrängung. Glück nimmt den Teint des Glücksfalls an: Wo es eintritt, kommt es von gerade noch vermiedenem Unglück her, dem es sich nie dauernd entziehen kann. Epistemologisch gesprochen: Während die Weltaneignungsform Naturwissenschaft die *vérités de raison* auf Kosten der *vérités d'expérience* sinnermöglichend bevorzugt, macht die Weltaneignungsform Roman die *vérités d'expérience* gegen die *vérités de raison* sinnverzögernd wieder geltend.<sup>96</sup> Nicht dass sie sich den Sinnvorgaben und -forderungen der naturwissenschaftlichen Episteme widersetze; sie erfüllt sie vielmehr unter der Bedingung einer Bedingungslosigkeit, die die Erfüllungen entgrenzt, ent-stellt, verunsichert, verzögert. Die Spannung der *vérités de raison* zu den *vérités d'expérience* entspannt sich zu einem Schwebezustand, der ihrer Reflexion-in-sich Raum schafft und ihrem Weltaneignungsmodell das schlichte Gelten aus Unmittelbarkeit nimmt.

Am Schluss der *Lehrjahre*, nach der Verlobung Wilhelms mit Natalie, sagt Friedrich über und zu Wilhelm: „Ich muss lachen, wenn ich dich ansehe: du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.“<sup>97</sup> Saul weiß nie einen anderen Grund für seine Reise als die verlaufenen Eselinnen seines Vaters; die Salbung zum König von Israel erfährt er als reinen Zufall. Samuel hingegen, der ihn zum König salbt, ist von Gott über Herkunft und Bestimmung des Mannes aus dem Lande Benjamin unterrichtet

- 
- 96 Gaston Bachelard, *L'Activité rationaliste de la Physique contemporaine* (Bibliothèque de Philosophie Contemporaine), 2. Aufl. Paris 1965, S. 89; vgl. Dazu auch Bachelard, *La philosophie du non. Essai d'une philosophie du nouvel esprit scientifique* (Bibliothèque de Philosophie Contemporaine 108), 8. Aufl. Paris 1981, S. 41–51, und hierzu Dominique Lecourt, *L'épistémologie historique de Gaston Bachelard* (Bibliothèque d'histoire de la Philosophie), Paris 1969, S. 61–70, und ders., *Bachelard ou le jour et la nuit. Un essai du matérialisme dialectique* (Théoriciens), Paris 1974, S. 34–47, sowie die umfangreiche Biographie von André Parinaud, *Bachelard*, Paris 1996, ausserdem Robert Damien, Hg., *Bachelard. Confiance raisonnée et défiance rationnelle*, Besançon 2006, Klaus Jäger, *Die Phänomenologie der poetischen Imagination bei Gaston Bachelard*, Frankfurt/M. 2009, Vincent Bontems, *Bachelard*, Paris 2010, S. 71ff., Jean-François Minko M'Obame, *La conception bachelardienne de la connaissance scientifique*, Paris 2011, S. 169ff., Jean-Jacques Wunenburger, *Gaston Bachelard. Science et politique, une nouvelle éthique?*, Paris 2013, S. 75ff., sowie Sandra Pravica, *Bachelards tentative Wissenschaftsphilosophie*, Wien 2015.
- 97 Buch 8, Kap. 10, S. 653. Vgl. dazu Goethes eigene Äußerungen über *Wilhelm Meisters Lehrjahre* in *Tag- und Jahreshefte oder Annalen als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse*, in: *Gedenkausgabe*, Bd. 11: *Italienische Reise. Annalen*, S. 615–956, hier S. 620 f. und S. 660.

worden; für ihn steht Sauls Leben unter abschließend legitimerter Notwendigkeit, kein Schritt auf dessen Weg kann nach seiner Einsicht zufällig gewesen sein.<sup>98</sup> Wer aber bringt diese Geschichte ins Gespräch? Friedrich, der übermütige, wilde, der sogar beim Lesen, der nächsten Gelegenheit zur Sinnaneignung, den Zufall regieren lässt und von dem kaum Gesinnung zur Notwendigkeit zu erwarten ist.<sup>99</sup> Aber sind nicht Natalie und Lothario Friedrichs Geschwister? Hat nicht auch er die Erziehung des Abbés genossen, wenn auch Natalie fürchtet, er könnte „das Opfer dieser pädagogischen Versuche werden“, aber sogleich hinzusetzt: „Das einzige beruhigt mich, dass der Abbé und überhaupt die Gesellschaft meines Bruders, jederzeit unterrichtet sind, wo er sich aufhält und was er treibt“?<sup>100</sup>

In den *Lehrjahren* arbeitet zwar die Maschine des erhöhenden Verstandes, insbesondere die der Turmgesellschaft, ihr Produkt verleugnet jedoch die ursprüngliche Bestimmtheit ihres Materials nicht. Die Universalmaschine wird von ihrer eigenen Produktion distanziert. Erzählstil und Handlungsfügung schaffen zwar die zu produzierende universale Sinneinheit, stellen sie aber in ihrem Prozess durch ihren eigenen Fortgang in Frage. Die Notwendigkeit macht den Zufall, der Zufall die Notwendigkeit fragwürdig, erfragungswürdig, so dass am Ende die Götter wie ihre Säkularisierung gleich verdächtig werden. Schiller scheint mir eben diese Erfahrung auszudrücken, wenn er am 20. Oktober 1797 nach erneuter Lektüre des Werkes an Goethe schreibt:

Die Form des Meisters, wie überhaupt jede Romanform, ist schlechterdings nicht poetisch, sie liegt ganz nur im Gebiet des Verstandes, steht unter allen seinen Forderungen

98 Vgl. I. Samuel, Kap. 9–10.

99 Vgl. *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Buch 8, Kap. 6, S. 598 f.

100 Buch 8, Kap. 3, S. 559 f. – Novalis resümiert: „So ist das ganze Raisonement von Tatsachen begleitet – die dasselbe bestätigen, widerlegen, oder beydes nur zum Schein thun“ (*Das Allgemeine Brouillon*, in: Novalis, *Schriften*. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, hg. von P. Kluckholm und R. Samuel, 4 Bde., Stuttgart 3 1977–1983 (2 1960–1975), Bd. 3: *Das philosophische Werk II*, S. 207–478, hier S. 326, Nr. 445). – Madame de Staël erfasst, meine ich, mit den folgenden Worten eben diese „geheime Gewalt des Werkes“ (Goethe, *Annalen*, S. 647) als persönliche und poetische ‚Weltaneignungsform‘ überhaupt: „Goethe se plait, dans ses écrits comme dans ses discours, à briser les fils qu’il a tissés lui-même, à déjouer les émotions qu’il excite, à renverser les statues qu’il a fait admirer. Lorsque dans ses fictions il inspire de l’intérêt pour un caractère, bientôt il montre les inconséquences qui doivent en détacher. Il dispose du monde poétique comme un conquérant du monde réel et se croit assez fort pour introduire comme la nature le génie destructeur dans ses propres ouvrages“ (*De l’Allemagne*, hg. von J. De Pange, 2 Bde. (Les grands écrivains de France), Paris 1958, Bd. 2, S. 83).

gen und partizipiert auch von allen seinen Grenzen. Weil es aber ein echt poetischer Geist ist, der sich dieser Form bediente und in dieser Form die poetischsten Zustände ausdrückte, so entsteht ein sonderbares Schwanken zwischen einer prosaischen und poetischen Stimmung für das ich keinen rechten Namen weiß.<sup>101</sup>

Ein resignierender Schlusspunkt hinter die *Wilhelm-Meister*-Debatte, endet doch der Abschnitt mit der Aufforderung: „Buchstabieren Sie das zusammen, wie Sie können, ich teile Ihnen bloß meine Empfindung mit.“

#### IV

Auf Erfahrung unabdingbar bezogen, fordert der Verstand, dass die verschwindenden Erscheinungen der Empirie zum Stehen gebracht und in gegeneinander abgrenzbare Bestimmtheiten festgestellt werden.<sup>102</sup> Die notwendige und allgemeine Regel eines solchen Zusammenhanges gilt als Gesetz. Gesetze lassen sich zu einem architektonischen Ganzen zusammenfügen, dessen Fugen verstandesgemäß, aber nicht sinngerecht sind. Sinn, die Verwandlung der Verfügungen in Vermittlungen, stiftet erst der Bezug dieses Ganzen auf die alle Erfahrung überschreitende Vernunftidee. Bedingung solchen Bezuges ist jedoch, dass das Ganze und seine Teile die Festigkeit und Distinktion verständiger Bestimmtheit haben. Naturerfahrung erfüllt diese Bedingung, Kulturerfahrung erfüllt sie nicht. Versucht der Verstand, der Kultur Fragen zu stellen wie der Richter seinem Zeugen,<sup>103</sup>

101 Goethe, *Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 443 f., hier S. 443. – „Er [Schiller] hatte keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den Wilhelm Meister sehen, den er bald so und bald anders haben will. Ich hatte nur immer zu tun, dass ich fest stand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen frei hielt und schützte“ (Goethe zu Eckermann am 23. März 1829, *Gedenkausgabe*, Bd. 24, S. 329 f., hier S. 329). Siehe zu Goethes Urteil über Schillers Auseinandersetzung mit den *Lehrjahren* jedoch auch seinen Brief an Heinrich Meyer vom 5. Dezember 1796; Goethes Briefe, Bd. 1–4, hg. von Karl Robert Mandelkow und Bodo Morawe, Bd. 2, 3. Aufl. München 1988, S. 247.

102 „Das Denken als *V e r s t a n d* bleibt bei der festen Bestimmtheit und der Unterschiedenheit derselben gegen andere stehen; ein solches beschränktes Abstraktes gilt ihm als für sich bestehend und seiend“ (G.W. F. Hegel, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1830) I, § 80, in: G. W. F. Hegel, *Werke in zwanzig Bänden* (Theorie-Werkausgabe Suhrkamp), hg. von E. Moldenhauer und K. M. Michel, Frankfurt 1969–1972, Bd. 8, S. 169). Vgl. dazu auch *Wissenschaft der Logik* II, 1. Abschnitt, 1. Kapitel, „Anmerkung. Die gewöhnlichen Arten der Begriffe“, in: Hegel, *Werke*, Bd. 6, S. 288–296.

103 „Die Vernunft muss mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinun-

muss er erkennen, dass sie ebenso bereitwillig antwortet wie ihre Antworten im Stich lässt. Er muss sich – *by prudence and circumspection* – in ihren Launen und Wechselfällen zurechtfinden wie ein Schüler in der schwierigen Lehre eines eigensinnigen Meisters, über Dauer und Tragweite seines Erfolges immer im Ungewissen. Wie soll die Vernunft die konkrete Einheit eines Sinnzusammenhangs ermitteln, während der Gegenstand ihres Bezuges sich ihr anarchisch entzieht? Wenn Schiller, „mit dürren Worten“ das Gestaltungsprinzip der *Lehrjahre* dahingehend bestimmt, dass Wilhelm „von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes tätiges Leben [tritt], aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen“,<sup>104</sup> und wenn meine aus ein wenig weniger dürren Worten Schillers abgeleiteten Überlegungen zur Kulturerfahrung zutreffen, dann ergibt sich der Roman als eine Form, die den höchsten Ansprüchen der Vernunft genügt – der Darstellung der Gattung durch sich selbst –, die aber zugleich das Versagen, Sich-Versagen der gesellschaftlichen Wirklichkeit solchem Anspruch gegenüber zur Sprache bringt, ohne ihn zu annullieren. Wie soll man eine derartige Form nennen? Prosa oder Poesie, Poesie der Prosa? Wie soll man ihren Zusammenhang fassen? Als „Coalition“ in der „Separation“, als „Separation“ in der „Coalition“? Und wie soll man ihr Subjekt, den Erzähler, begreifen? Als Dichter, der zugleich sein eigener Halbbruder ist „und die Erde noch so sehr berührt“?<sup>105</sup>

Wer die Erde noch so sehr berührt, muss für ihre Gegenwart empfindlicher sein als andere. Er hat wohl, wie die Griechen, allen Grund, auf den er sich verlässt, an ihr.

Bey diesen artete die Kultur nicht so weit aus, dass die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet [...]. Einig mit sich selbst, und glücklich im Ge-

---

gen für Gesetze gelten können, in einer Hand, und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen lässt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt“ (Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Vorrede zur zweiten Auflage, B XIV).

104 Schiller an Goethe am 8. Juli 1796, in: Goethe, *Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 202–207, hier S. 205.

105 *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 462. – Vgl. dazu Kitahara Hiroko, Der Romanschreiber, der „Halbbruder des Dichters“, wirft einen Zankapfel: Ueber die Konstellation des Romans in Schillers „Ueber naive und sentimentalische Dichtung“, in: *Goethe-Jahrbuch* 51 (2009), S. 56–68.

fühl seiner Menschheit musste er [der Grieche] bey dieser als seinem Maximum stille stehen, und alles andre derselben zu nähren bemüht seyn; wenn wir, uneinig mit uns selbst, und unglücklich in unseren Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen, und eine so misslungene Form aus unsern Augen rücken.<sup>106</sup>

Bei den Griechen ist die Kultur nichts weiter als die objektivierende Wiederholung der Menschennatur. Sie können daher ihr gesellschaftliches Leben auf Empfindung gründen, das unmittelbare Bewusstsein von der Gegenwart eines Gegenstandes,<sup>107</sup> der seine Gegenwärtigkeit und Gegenständlichkeit nie verliert. Sie brauchen ihren Lebensraum weder zu suchen noch zu erweitern, sie müssen ihn nur erfüllen. Wir hingegen, so Schiller über sich und seine Zeitgenossen, sind von solcher Nähe zu uns selbst weit entfernt. Wir erleben die Begegnung mit der Gattungsnatur nicht als Glück sich vergegenwärtigender Gegenständlichkeit, sondern als das Unglück sich entziehender, diffundierender Wirklichkeit, die uns keine Form, sondern nur die Form der Nicht-Form anbietet. Vernunft, im Glück mit der Empfindung einig und sich in ihr begreifend wie genießend, muss sie im Unglück unter verständige Gesetze zwingen, die ihrer formlosen Flucht ein notgedrungenes, notwendiges Ende machen.<sup>108</sup>

106 *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 430 f.

107 „Die Wirkung eines Gegenstandes auf die Vorstellungsfähigkeit [...] ist Empfindung. Diejenige Anschauung, welche sich auf den Gegenstand durch Empfindung bezieht, heisst empirisch“ (Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, Transzendente Ästhetik, § 1, B 34). „Anschauung ist eine Vorstellung, so wie sie unmittelbar von der Gegenwart des Gegenstandes abhängen würde“ (Kant, *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können*, § 8, A 50f.).

108 „Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch zueinander. Seine [des griechischen, noch rein mit der Gattungsnatur übereinstimmenden Menschen] Empfindungen sind nicht das formale Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der Notwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen diese hervor.“ Wirklichkeit in diesem Zustand ist jedoch nichts als gesetzte Gattungsnatur und darum mit ihr in gleicher Notwendigkeit. Für den heutigen Menschen, so Schiller, gilt das nicht mehr: „Die Übereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande wirklich stattfand, existiert jetzt bloss idealistisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern ausser ihm; als ein Gedanke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens“ (*Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 436 f.). – Kants kritisches Denken entspringt der geschichtlichen Erfahrung allgemeiner Wirklichkeitsflucht. Es sucht objektive Erkenntnis zu gewährleisten, ohne jene Flüchtigkeit zu ignorieren, indem es Vernunft und

## V

Kunst hat in einer Welt wie der griechischen, wie Schiller sie rekonstruiert, kein Sonderrecht gegenüber anderen gesellschaftlichen Lebensäußerungen. Sie wiederholt die objektivierende Verdopplung der Gattungsnatur, hält ein Glück fest, das jedem Einzelnen gegeben ist wie sein Leben. Das Bild, das sie schafft, gilt weder als Mitte jener Verdoppelung noch als Mittel, mit dem sich der Einzelne auf seine Welt bezieht, weil es in beiden Fällen Vermittlung in einen Raum glücklicher Unmittelbarkeit einführen würde. Es herrscht Ästhetik der Nähe, der Distanzlosigkeit, engstmöglicher „Coalition“ mit dem gesellschaftlichen Leben und Wirken. In einer Welt wie der heutigen, aus der, Schillers Diagnose zufolge, alle Unmittelbarkeit verschwunden ist, muss Kunst nicht Unmittelbarkeit wiederherstellen (das würde sie in ein falsches, fälschendes Bild der Wirklichkeit verwandeln), aber ihre Vermittlungen so stellen, dass sie den Schein verlorener Unmittelbarkeit und das Bewusstsein des Verlustes hervorbringen.<sup>109</sup> Kunst kann in der Geschichte untergegangenes Glück nicht erneuern, aber das gegenwärtige Unglück so reflektieren, dass es auf künftiges Glück hinzudeuten scheint.<sup>110</sup> Es herrscht Ästhetik der Entfernung, der Distanz, strengstmöglicher

---

Empfindung als selbsttätiges und empfangendes Vermögen aufeinander bezieht. „Gleichwohl wird [...] doch dabei immer vorbehalten, dass wir eben dieselben Gegenstände auch als Dinge an sich selbst, wenn gleich nicht e r k e n n e n , doch wenigstens müssen d e n k e n können. Denn sonst würde der ungereimte Satz daraus folgen, dass Erscheinung ohne etwas wäre, was da erscheint“ (*Kritik der reinen Vernunft*, Vorrede zur Zweiten Auflage, B XXVI). „Das eben [ist] die beständige Behauptung der Kritik [...]: Die Gegenstände, als Dinge an sich, g e b e n den Stoff zu empirischen Anschauungen [...], aber sie s i n d nicht der Stoff derselben“ (*Über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll*, BA 55f.).

- 109 Es ergibt sich also, „dass dort in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit all seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige N a c h a h m u n g des W i r k l i c h e n – dass hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloss eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter m a c h e n , m u s s“ (*Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 437). Daraus folgt, „dass eine poetische Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals koinzidieren kann“ (Schiller an Goethe am 4. April 1797, in: Goethe, *Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 322–324, hier S. 323).
- 110 Diesem Verhältnis entspricht die Differenz in der Wirkung der naiven und der sentimentalischen Dichtungsart auf ihren Rezipienten, vgl. *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 474f.

„Separation“ vom gesellschaftlichen Leben und Wirken.<sup>111</sup> Kunst reagiert also auf das Verhältnis zwischen der Gattungsnatur des Menschen und deren gesellschaftlicher Verwirklichung. Die Form ihrer Reaktion hängt von der Bestimmtheit dieses Verhältnisses ab.

Jede Poesie [...] muss einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwey verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Grenzen darstellt, wenn sie ihn individualisiert; sie kann ein Unendliches seyn der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Grenzen entfernt, wenn sie ihn idealisiert; also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweyten der sentimentalische Dichter.<sup>112</sup>

Jede Poesie hat die Gattungsnatur des Menschen zum unendlichen Inhalt. In der Welt des naiven Dichters ist diese Natur zu einem Ganzen objektiviert, dessen Teile sich als deren vollendete oder vollendbare Gestalten aufeinander beziehen. Die gesellschaftliche Wirklichkeit stellt die Anlage der Gattungsnatur nicht nur im Ganzen dar, ihre Teilbereiche grenzen auch in einer Weise aneinander, die jeden zum Ebenbild des Gesamtsinns in eigentümlicher Perspektive macht, ohne seinen Zusammenhang mit dem Ganzen zu lösen.<sup>113</sup> Die Länder dieser Erde berühren einander ohne Trennung und ohne Übergang in einer Mitte, die Tren-

111 Vgl. dazu *Ueber naive und sentimentalische Dichtung*, S. 440f., sowie den Artikel von J. Schulte-Sasse „Ästhetische Distanz/Distanzlosigkeit“ in *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. von J. Ritter, Basel 1971 ff., Bd. 2., Sp. 267–269, und Bürger, *Zur Kritik der idealistischen Ästhetik*, S. 9–16 und S. 60–67.

112 *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 469 f. – Vgl. dazu Schillers Brief an Humboldt vom 25. Dezember 1795, in: *Nationalausgabe*, Bd. 28, S. 143–149, und dazu Dieter Borchmeyer, „Über eine ästhetische Aporie in Schillers Theorie der modernen Dichtung. Zu seinen ‚sentimentalischen Forderungen‘ an Goethes *Wilhelm Meister* und *Faust*“, *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* Bd. 22/1978, S. 303–354, hier, S. 327f.

113 „Soviel ist mir [...] klar, dass jede Individualität in dem Grade idealisch ist, als sie selbstständig ist d.h. als sie innerhalb ihres Kreises ein unendliches Vermögen einschliesst, und dem Gehalt nach alles zu leisten vermag, was der Gattung möglich ist“ (Schiller an Humboldt am 4. Januar 1796 in: *Nationalausgabe*, Bd. 28, S. 154; das Zitat stammt offensichtlich aus dem nicht überlieferten Brief Humboldts, auf den Schiller antwortet, vgl. *Nationalausgabe*, Bd. 28, S. 494). Vgl. dazu auch *Über Bürgers Gedichte*, in: *Nationalausgabe*, Bd. 22: *Vermischte Schriften*, S. 245–264, hier S. 246f.

nung und Übergang zugleich ist und in diesem Zugleich verschwindet. Die Wirklichkeit, die dem naiven Dichter seinen Gegenstand gibt, ist nicht nur als ganze sinnvoll, sondern auch in jedem ihrer Teile sinntragend; er hat nichts weiter zu tun, als seine Wiedergabe an diese Gegebenheit so eng wie möglich anzuschließen. Während der naive Dichter seine Form an seinen Gegenstand hat, muss der sentimentalische sich eine Form erst schaffen, die seinen Gegenstand erzeugt. Diejenige, die seine gesellschaftliche Wirklichkeit formiert, ist misslungen. Die Gattungsnatur scheinbar objektivierend, verzerrt sie deren Sinnbild durch Grenzen, die es zufällig durchqueren, zerstückeln und entstellen. Ihr Subjekt empfindet sie als diesen Zufall und vermag sich, uneinig mit sich selbst, in ihm nicht zu finden. Wenn Poesie unter diesen Umständen die Gattungsnatur des Menschen zu ihrem unendlichen Inhalt machen will, muss sie in ihrer Empfindung der Wirklichkeit zuerst alle Grenzziehungen des Zufalls ausmerzen. Damit verliert die Wirklichkeit ihre Flüchtigkeit, aber auch ihre Gegenständlichkeit. Sie erhält sie zurück in ihrem Bezug auf die Vernunft, das Gedächtnis der Gattung für die gelingende Objektivierung ihrer selbst.<sup>114</sup> Die Vernunft reflektiert die zufällige Wirklichkeit so in ihre Erinnerung, dass in der Reflexion das unendliche Bild gattungsgemäßer gesellschaftlicher Objektivität erscheint, wie sie im Rahmen empfindbarer Realität möglich wäre.<sup>115</sup> Die Länder ihrer Erde sind aus dem Stoff zunehmender Trennung von der Erde gemacht. Der sentimentalische Dichter erzeugt seinen Gegenstand aus einer Wirklichkeit, die durch fortschreitende Entfernung ihrer zufälligen Grenzen für die Sinngebung der Vernunft zugänglich wird, ohne dass ihre Sinngestalt die Schwelle der Sinnfälligkeit empfindbarer Welt überschritte.<sup>116</sup>

114 „In dieser Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äussere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch das, was sie selbst daraus macht, ihm poetische Würde giebt“ (*Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 450).

115 „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: dass er sich über das Wirkliche erhebt und dass er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt“ (Schiller an Goethe am 14. September 1797, in: Goethe, *Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 421–423, hier S. 422).

116 Weil sonst die Vernunft in Versuchung gerät, die Grenzen der Objektivierbarkeit für die Gattungsnatur zu überschreiten, indem sie den Stoff, an dem sich die vernünftige Form der Gattung als Wirklichkeit bewähren muss, mit der Form identifiziert und damit ihre unendliche Möglichkeit zum einzigen Massstab der zu verwirklichenden Gattungsgesetze macht, vgl. *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 481f. Da diese Freisetzung der Vernunft gegenüber der in ihr verkörperten Gattungsgesetzlichkeit „keine Ausschweifung der Natur sondern der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins Unendliche per-

Es gibt bei Schiller eine Poetik, die zur unmittelbaren Poetisierung unmittelbarer Wirklichkeit anweist. Es gibt ihr gegenüber eine Poetik, die sich entziehende Wirklichkeit durch abstrahierende Reflexion feststellt und zugleich poetisiert. Eine Poetik zur Poetisierung der Wirklichkeit in ihrem unmittelbaren Sich-Entziehen gibt es bei Schiller nicht. Die Erfahrung solcher Wirklichkeit jedoch ist Angelpunkt seiner gesamten Ästhetik.

In sie durchkreuzenden Zufällen zerfallende, sich der Gattungsobjektivierung entziehende Wirklichkeit soll durch idealisierende Abstraktion und Reflexion für gegenwärtige Gegenständlichkeit wieder empfänglich gemacht werden. Der Versuch hat nur Aussicht auf Erfolg, wenn er voraussetzt, dass die geplante Bearbeitung dem Wesen ihres Materials entspricht, dass es schon einmal gewesen ist, was es wieder werden soll, und es darum jederzeit wieder werden kann. Das sentimentalische Verhältnis zur Wirklichkeit schafft sich in dem naiven seine notwendige Vergangenheit, setzt sich damit ihm voraus und so als in seiner eigenen Vergangenheit vergangen.<sup>117</sup> Andererseits muss die Empfindung sich entziehender gesellschaftlicher Wirklichkeit von Anfang an so bestimmt sein, dass sie das Sich-Entziehen als Bezug auf eine ihr verborgene Gegenständlichkeit

---

fektibel ist, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen“ (ebd. S. 503). „Das einige Werk und Tat der allgemeinen Freiheit ist daher der To d, und zwar ein To d, ohne mehr Bedeutung als das Durchhauen eines Kohlhaupts oder ein Schluck Wassers“ (Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, in: Hegel, *Werke*, Bd. 3, S. 436). Schiller betont, dass ganze Völker sich in diesem Fall befinden können (vgl. *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 485); insbesondere, nehme ich an, das französische zur Zeit der Jakobiner-Herrschaft. Zur Schillers Verhältnis zur französischen Revolution siehe Dietmar Goltschnigg, „M. Gille publiciste allemand“. Schiller und die französische Revolution, in: Gabriella Rácz/László V. Szabó, Hg., *Schöne Welt, wo bist du? Studien zu Schiller anlässlich des Bizontars seines Todes*, Wien 2006, S. 11–27, Norbert Oellers, Bürger von Frankreich – Schiller und die französische Revolution, in: Alice Stasková, Hg., *Friedrich Schiller und Europa. Aesthetik, Politik, Geschichte*, Heidelberg 2007, S. 13–35, Klaus L. Berg-hahn, Citoyen Schillers ästhetische Revolution, in: Hans Feger/Hans Richard Brittnacher, Hg., *Die Realität der Idealisten. Friedrich Schiller – Wilhelm von Humboldt – Alexander von Humboldt*, Köln 2008, S. 235–254, Walter Müller-Seidel, *Friedrich Schiller und die Politik*, München 2009, Hans-Jürgen Schings, *Revolutionsetüden. Schiller, Goethe, Würzburg 2012*, S. 13–144, W. Daniel Wilson, Goethe and Schiller, peasants and students: Weimar and the French Revolution, in: Maïke Oergel, Hg., *(Re-)Writing the radical. Enlightenment, revolution and cultural transfer in 1790s Germany, Britain and France*, Berlin 2012, S. 61–71.

117 Vgl. dazu P. Szondi, Das Naive ist das Sentimentalische. Zur Begriffsdiagnostik in Schillers Abhandlung, in: P. S., *Schriften*, hg. Von J. Bollack u. a., 2 Bde., Frankfurt 1978, Bd. 2, S. 59–105; hier S. 83–103.

auffasst, weil sonst sie und über sie die Vernunft ins Boden- und Sinnlose unendlich negativer Freisetzung ihrer selbst gerieten. Das naive Verhältnis zur Wirklichkeit ist somit die Bedingung der Erfahrung, von der die Entwicklung des sentimentalischen abhängt, demnach das Setzende in dessen Voraussetzung. Das Sentimentalische wird das Naive, das Naive wird das Sentimentalische. Sie bilden die Extreme einer Vermittlung, die nicht statthat und die Form ihrer Momente durch die Abwesenheit ihrer Mitte bestimmt. Poetik des Naiven und Poetik des Sentimentalischen zeigen in ihrem Mit- und Gegeneinander die Spannung einer ästhetischen Theorie, die den Ursprung ihrer Spannkraft nicht zu ihrem Gegenstand werden und schon gar nicht zum Ausdruck ihrer selbst kommen lässt.

Eine Poetik dieser Mitte müsste zur vollkommenen Idealisierung der Realität ebenso anweisen wie zur vollkommenen Realisierung der Idealität. Der sentimentalisch poetisierte Gegenstand wäre der naive, der naive der sentimentalische. Strengste „Separation“ des poetisch Wirklichen von der es korrumpierenden und vereitelnden Wirklichkeit ginge auf dem Punkte ihre Gelingen in engste „Coalition“ mit eben dieser Wirklichkeit über, um sich aus ihr dann wiederherzustellen, wenn sie sich als vollkommen poetisch, weil niemals vollkommen poetisierbar zeigte. Das Übergehende wäre immer schon das Übergegangene und die einfach doppelte Bewegung des Übergehens in solcher Identität gebunden.

R u h e wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle Nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird.<sup>118</sup>

118 *Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 472f. – Die Idylle also. Schiller macht ihre Theorie zu seiner Aufgabe, kommt aber zu keiner, siehe S. 473 und den weiteren Gang der Abhandlung. Er fasst den Plan, selber eine Idylle zu schreiben, scheidert jedoch mit seinem Projekt: Vgl. dazu seinen Brief an Humboldt vom 29. November 1795, in: *Nationalausgabe*, Bd. 28, *Briefwechsel*, S. 115–122, hier S. 118–121, und hierzu Jäger, *Naivität*, S. 252–256, die Erläuterungen bei Borchmeyer „Über eine ästhetische Aporie in Schillers Theorie der modernen Dichtung“, S. 331–334, Wolfram Malte Fues, Verbergen ist Enthüllen. Schillers Theorie der Idylle, in: Wolfram Malte Fues/Wolfram Mauser, Hg., *Verbergendes Enthüllen. Zur Theorie und Kunst dichterischen Verkleidens*, FS für Martin Stern, Würzburg 1995, S. 145–157, Ulrich Profitlich, Komödie oder Idylle? Schillers Suche nach dem „höchsten poetischen Werk“, in: Hans Feger, Hg., *Friedrich Schiller. Die Realität des Idealisten*, ebd. S. 177–202, Stephan Pabst, Fremde Wirk-

Ein Text also, der die Ruhe bewahrt, indem er sich aus der Ruhe bringt. Eine Poetik, die das Sich-Entziehen ihrer Wirklichkeit gegenständlich und den Gegenstand sich entziehend macht. Zwei Hinsichten, zwei Poesien, zwei Texte, auf einmal zugleich und einzeln.<sup>119</sup>

Schiller sucht *Wilhelm Meisters Lehrjahre* der sentimentalischen Dichtungsart zuzuordnen.<sup>120</sup> Der Versuch durchzieht den Briefwechsel mit Goethe<sup>121</sup> bis zum Eingeständnis seines Scheiterns an einer nicht abzuweisenden Leseerfahrung:

Ich meine das Ahnungsvolle, das Unbegreifliche, das subjektive Wunderbare, welches zwar mit der poetischen Tiefe und Dunkelheit, aber nicht mit der Klarheit sich verträgt, die im Roman herrschen muss und in diesem auch so vorzüglich herrscht. Es inkommodiert, auf diese Grundlosigkeiten zu geraten, da man überall festen Boden unter sich zu Fühlen glaubt, und, weil sich sonst alles so schön vor dem Verstande entwirret, auf solche Rätsel zu geraten.<sup>122</sup>

Der Roman bezeichnet die Form, die aus der eben umrissenen Poetik hervorgehen müsste, aber er nimmt diese Form nicht an. Er separiert zwar seine Wirklichkeit von der Erfahrung ihres Sich-Entziehens durch ihre Reflexion in die Vernunft, hält darin aber zugleich das, wovon separiert wird, durch „Coalition“ mit dessen Abwesenheiten gegenwärtig.<sup>123</sup> In die abstrahierende Reflexion ist

---

lichkeit, vertraute Fiktion. Die Gattungstradition der Idylle als Ressource des Eigenen im 18. Jahrhundert, in: Alexandra Böhm/Monika Sproll, Hg., *Fremde Figuren. Alterisierungen in Kunst, Wissenschaft und Anthropologie um 1800*, Würzburg 2008, S. 141–155, Volker Riedel, *Zwischen Elegie und Idylle. Spannungen und Widersprüche in Schillers Antikebild*, „Weimarer Beiträge“ 57 (2011), S. 485–508.

119 Vgl. dazu Jacques Derrida, „Ousia et Gramme. Note sur une note de Sein und Zeit“, in: J. D., *Marges de la Philosophie*, Collection Critique, Paris 1972, S. 31–78, hier S. 75.

120 „Selbst in seinem [Goethes] neuesten Roman stellt sich [...] der poetisierende Geist dem nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjective Vorstellungsweise der objectiven [...] entgegen“ (*Über naive und sentimentalische Dichtung*, S. 460).

121 Vgl. dazu insbesondere Schillers Brief vom 9. Juli 1796 (in: Goethe, *Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 211–216) und die ausführliche, präzise Darstellung des ganzen Vorganges bei Borchmeyer, „Über eine ästhetische Aporie in Schillers Theorie der modernen Dichtung“, S. 312–319.

122 An Goethe am 20. Oktober 1797, in: Goethe, *Briefwechsel mit Friedrich Schiller*, S. 443 f., hier S. 444.

123 Für Schiller, der den Roman letztlich doch ausschließlich unter die Bedingung der Verständigkeit stellt und damit seine Zuordnung zur sentimentalischen Dichtung widerrufen, muss jegliche Idealisierung damit zum Fremdkörper, zum subjektiv Wunderbaren und Ahnungsvollen gegenüber den Klarstellungen des Verstands werden.

die Abstraktion selbst reflektiert, so dass sie durch ihren Vollzug vor dem Vergessen bewahrt bleibt und die Vernunft sich dieser Erinnerung nicht erwehren kann. Es inkommodiert sie, unter dem festen Boden, den sie schafft, die Grundlosigkeit zu fühlen, über die er gelegt ist. In die Spannung zwischen vernünftig unendlicher Sinngebung und ihrer sinnfälligen Wahrnehmbarkeit sickert die Empfindung jener nicht sinnhaften Endlosigkeit ein, die von ihr ausgeschlossen werden sollte. Der Text des Romans schreibt (s)einen zweiten Text mit, indem er ihn ungeschrieben lässt.

Der Romanschreiber ist, Schillers Ästhetik zufolge, nur der Halbbruder des Dichters. Von der Selbstdarstellung der Gattung muss eine Berührung ferngehalten werden, die sie entstellen, verrätseln, verführen würde. Diese Berührung jedoch rührt an die Bedingung, von der die Darstellung abhängt und deren Ausschluss sie mit sich identisch macht. Der Roman hebt den Ausschluss nicht auf, er mahnt nur an ihn und hält die Möglichkeit solcher Aufhebung gegenwärtig.

## VI

Als Schiller die Gattung des Romans von der Poesie fernzuhalten versucht, ist ihr von anderer Seite schon eine große Zukunft prophezeit worden:

Er [der Roman] wird uns nämlich [...] das, was Jahrhunderte und Zeiten uns immer mehr und mehr machen, -- er wird uns lehren Menschen werden, [...] da er noch genauer, als irgend eine Dichtungsart, mit dem Menschen allein es zu thun hat.<sup>124</sup>

Er wird uns lehren, so Blanckenburg, wie wir unser vernünftiges Selbst-Bewusstsein als Gattung in die Tat umsetzen können, ohne unsere gesellschaftliche Existenz zu gefährden oder gar zu zerstören. Er wird uns zeigen, wo in diesem komplexen Getriebe die Schaltstellen liegen, und uns durch das Beispiel seiner Helden anweisen, wie man dessen Zufälle nutzt, ohne der Moralität zu schaden. Uns Erfolg garantieren kann er nicht; aber unsere Umsicht und Besonnenheit so schärfen, dass unsere Aussicht auf Erfolg zunimmt. Das den Roman organisierende poetische Prinzip besteht in enger Verbindung, enger „Coalition“ seiner Form mit der Wirklichkeit, die ästhetische Wirkung derartiger Organisati-

124 Blanckenburg, *Versuch über den Roman*, S. 460.

on in strenger, streng auf sinnsichernde Beobachtung dringender „Separation“ des in dieser Wirklichkeit wirkenden Subjekts.

Schillers und Blanckenburgs Poetik richten sich beide auf den problematischen Punkt des bürgerlichen Sinnprojekts: auf die Mitte zwischen objektiver Bestimmtheit und subjektiver Gesinnung, zwischen gesellschaftlicher Realität und moralischer Idealität, wo Vermittlung ebenso sehr gilt wie nicht gilt – auf das Problem der Individualität. Beide begreifen ihren Gegenstand als ästhetisches Mittel zum Zweck, Individualität zu wirklichkeitsmächtiger Gestaltung anzureizen. Blanckenburg, vom *Tom Jones* her argumentierend,<sup>125</sup> sieht im Roman die zur Erreichung dieses Zwecks geeignetste Form, Schiller, der Blanckenburgs Arbeit nicht gekannt zu haben scheint,<sup>126</sup> schließt den Roman davon aus.

Beide Poetiken stehen in Umkehrung zueinander. Die eine geht durch die „Coalition“ zur „Separation“, die andere durch die „Separation“ zur „Coalition“: poetische Arbeit und ihr ästhetisches Resultat tauschen die Plätze und damit die Form. Beide Poetiken setzen sich durch diese gegenläufige Bewegung einander entgegen, weisen darin aber zugleich auf ihre gemeinsame Mitte hin, die sich zu einer eigenen Poetik zu entwickeln vermag, wenn sie in eigentümlicher Vermittlung jene beiden gegenläufigen zu ihren Momenten macht. Zur Poetik dieser Mitte tendiert, wenn ich recht sehe, der bürgerliche Roman seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts, und *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, dieses „realitäts-süchtigste Buch von der Welt“,<sup>127</sup> scheint mir ein Prototyp dieser Tendenz zu sein.

Welcher Tendenz? Nähe als Bedingung für Distanz und Distanz als Bedingung für Nähe: Der poetische Gegenstand und seine ihm angetragene Aufhebung in die Wirklichkeit halten einander in der Schwebe, vereiteln einander den

125 Vgl. *Versuch über den Roman*, S. VIII f. und S. IX.

126 Mir ist keine Stelle bekannt, an der Schiller auf den *Versuch über den Roman* einginge, obwohl er Blanckenburgs Namen in seinen Briefen gelegentlich erwähnt (vgl. etwa seinen Brief an Körner vom 12. Juni 1794, in: *Nationalausgabe*, Bd. 27, S. 10–12, sowie den an Humboldt vom 7. September 1795 in: *Nationalausgabe*, Bd. 28, S. 46). Als er sich am 27. November 1794 brieflich an ihn wendet und ihn um seine Mitarbeit bei den *Horen* bittet, ist von der romantheoretischen Schrift keine Rede. Blanckenburg beantwortet übrigens Schillers Aufforderung am 2. Januar 1795 mit einer höflichen Absage. Siehe diesen Briefwechsel bei Bernhard Zeller, „Schiller und Blanckenburg. Zu einem unbekanntem Schiller-Brief“, in: *Untersuchungen zur Literatur als Geschichte*. Festschrift für Benno von Wiese, hg. v. J. Günther u. a., Berlin 1973, S. 79–84.

127 Gottfried Keller an Hermann Hettner am 25. Juni 1855 in: *Gesammelte Briefe*, hg. von C. Helbling, 4 Bde., Berlin 1950–1954, Bd. 1, S. 413–416, hier S. 416.

Bestand in ausschließender Bestimmtheit und erzeugen auf diese Weise ein sonderbares Schwanken zwischen der Prosa der gesellschaftlichen Realität und der Poesie ihres idealen Subjekts, das dessen Projekt seine Definition verdirbt. „Individuum est ineffabile“, schreibt Goethe schon am 20. September 1780 an Lavater.<sup>128</sup> Aber nicht *innarrabile*.<sup>129</sup>

---

128 In: *Gedenkausgabe*, Bd. 18, *Briefe der Jahre 1764–1786*, S. 531–533, hier S. 533.

129 „Das ächte Dividuum ist auch das ächte Individuum“ (Novalis, *Das Allgemeine Brouillon*, Nr. 952, S. 451).

## NACH- UND HINWEISE

Material aus *Erzählen im Angang* ist in folgenden Aufsätzen verwendet worden: Das wilde Erzählen, in: Frauke Berndt/Daniel Fulda, Hg., *Die Sachen der Aufklärung*, „Studien zum achtzehnten Jahrhundert“ 34, Hamburg 2012, S. 138–146, sowie *Das fremdeste unter den vertrauten Dingen. Geld und Geldeswert in deutschen Original-Romanen zwischen 1740 und 1770*, „Das 18. Jahrhundert“ 39 (2015), S. 56–66.

Ausgangspunkt für *Wiedergänger war: Fiktionalität im Uebergang. J. M. von Loens ‚Redlicher Mann am Hofe‘ und Chr. H. Kornes ‚Tugendhafte und redliche Frau am Hofe‘*, „Simpliciana“ XX (1998), S. 211–228.

Ausgangspunkt für *Volks-Roman: Eine dichotomische Geschichte war: ‚Volks-Roman‘. Friedrich Herzbergs ‚Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel‘. Eine dichotomische Geschichte*, „Eulenspiegel-Jahrbuch“ 33 (1993), S. 35–93.

Ausgangspunkt für *Schillers Aesthetik und der bürgerliche Roman war: Schillers Aesthetik und der bürgerliche Roman*, „Poetica“ 20 (1988), S. 79–103.

Alle Ausgangspunkte sind in Konsequenz von ihnen initiiert, sie vertiefen der Forschung revidiert und weitergeführt worden.

Die Bibliographie wurde Ende 2016 abgeschlossen.

Der Verfasser dankt dem Schweizerischen Nationalfonds für die frühzeitige Gewährung eines großzügigen Forschungsbeitrags, ohne den die Arbeit an dem hier in Ausschnitten vorgestellten Projekt nicht möglich geworden wäre.

# TITELREGISTER DER IM TEXT BEHANDELTEN LITERARISCHEN WERKE

- Abentheuerliche Reise-Beschreibung nach der Brunnen-Cur bey der Stadt Rimbach in  
vielen seltsamen Begebenheiten bey Gebrauch derselben durch Celindo 68
- Aeneis (Vergil) 77
- Argenis (John Barclay) 129, 135f., 193, 199, 202f.
- Ardinghello und die glückseligen Inseln (Jakob Wilhelm Heinse) 349
- Aristipp (Christoph Martin Wieland) 348
- Axiomata (Gotthold Ephraim Lessing) 336–340
- Begebenheiten der Prinzessin von Sussex, in einer Liebes- und Helden-Geschichte der  
curiösen Welt mitgetheilet (Christian Ernst Fidelinus) 127
- Begebenheiten des Herrn Redlichs 162f.
- Bemerkungen über Dichtung und Sprache (Georg Christoph Lichtenberg) 34
- Besonders merkwürdige Lebensgeschichte des Herrn Paul Leydoffels, Welcher in allen  
drey Hauptständen einen Versuch gethan und sowohl in seiner Jugend, als auch auf  
der Universität und auf Reisen viele Glücks- und Unglücksfälle erlebt. Auf Ansuchen  
einiger Historienfreunde der Presse überlassen 107
- Bey Gelegenheit einer sehr höflichen Critic über den redlichen Mann am Hof (Johann  
Michael von Loen) 198, 202ff.
- Briefe an Lucilius (Lucius Annaeus Seneca) 215f., 219
- Briefe zur Beförderung der Humanität (Johann Gottfried Herder) 39, 82, 99, 118f., 341
- Clarissa, or the History of a young lady, comprehending the most important concerns of  
private life, and particularly showing the distresses that may attend the misconduct  
both of parents and children, in relation to marriage (Samuel Richardson) 143, 341,  
361ff.
- Das Allgemeine Brouillon (Novalis) 279f., 379, 391
- Das Leben und die lustigen Begebenheiten eines biss jetzo noch in Nürnberg lebenden  
Kaufmanns von Ihm selbstn aufgesetzt 68
- Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldu Nothanker (Friedrich Nico-  
lai) 37, 282, 310ff., 321
- Das Luft=Schloss, oder Lebens= und Liebes=Geschichte eines Magisters der Weltweis-  
sheit 68

- Das neu entdeckte Berg-Schloss Belvidere, der Prinzessin Belimene See-Residenz. Nebst ausführlichen Bericht des zeithero unbekannt gewesenen See-Reichs Syrenien 128
- Das Orakel vom Ehestande oder die ersten Linien der Gynäkologie (Heinrich Wolfgang Behrisch) 274, 277
- Das Schöne der Kunst (Friedrich Schiller) 295
- Das Testament Johannis (Gotthold Ephraim Lessing) 340
- Der deutsche Gil Blas, eingeführt von Goethe. Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachsens, eines Thüringers 293ff., 377
- Der Geisterseher (Friedrich Schiller) 364-368
- Der grosse Ernst des thätigen Christentums / aller vergnüglichen Welt- Spiel- und Tanz-Lust auch andern Eitelkeiten der Welt entgegengesetzt (Friedrich Eberhard Collin) 286
- Der in dem wilden America von seiner Wildheit befreyte Europäer. Oder: merckwürdige und lustige Lebens-Geschichte des Herrn von M\*\*\* zu einem angenehmen und zugleich nützlichen Zeitvertreibe von ihm selbst ans Licht gestellt 70
- Der Leipziger Candidate oder die Geschichte des Herrn A.p.d.l.s. in Briefen an Herrn H.m. in B. 166ff.
- Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix 80-103, 109, 116, 127-129, 139, 182
- Der Redliche Mann am Hofe; Oder die Begebenheiten des Grafens von Rivera. In einer auf den Zustand der heutigen Welt gerichteten Lehr- und Staats-Geschichte. Vorge-stellet von dem Herrn von Loen (Johann Michael von Loen) 107, 113, 162, 197-233, 243
- Der reisende Weltweise oder wunderbare Begebenheiten und seltsame Schicksale M.\*\* P.\*\* mit nutzbaren Anmerkungen und merkwürdigen Nachrichten 80, 88, 102, 298
- Der Sächsische Adolph Welcher in dem ehemaligen dreyßigjährigen Kriege Seine ihm zugestossene sonderbare Begebenheiten sowohl zu Wasser, als zu Lande aufrichtig erzählet 71
- Der scheinheilige Betrüger, in den lustigen und nachdenklichen Begebenheiten des schalkhaften, verliebten, kriegerischen, leichtfertigen, andächtigen und gefährlichen Herrn Tartuffe Windrohrs, nach zuverlässigen Nachrichten theils glaubwürdiger Per-sonen, theils aber aus dessen eignem Munde, doch ohne dessen Vorwissen, beschrie-ben von Einem Redlichen Manne 165
- Der Schulmeisters Sohn, oder die wunderbare Geschichte Rudolph von Senzion 70f.
- Der Spiegel unglücklicher Eheleute, welcher die abscheuliche Gestalt zanksüchtiger Män-ner und beissiger Weiber, diesen zur Beschämung und Besserung, andern aber zum

- Abscheu und Warnung, lebhaft vor Augen stellet. Nebst den gewissesten Mitteln, welche diesem Unheil gänzlich abhelffen und solches verhüten werden 144f.
- Der unvergleichlichen Schäferin: Oder der Europäischen Bannissetta, Sonderbare Reise= Liebes= und Lebens=Geschichte, Wegen ihrer Merckwürdigen Begebenheiten herausgegeben von dem Autore (Johann Carl Eberhard) 161
- Der vergnügte Ritter in der Einöde. Oder: Wunderbare Begebenheiten Des edlen Herrn von Liebensburgs, Beschrieben von Seinem aus der Gefangenschaft erlösten Freunde Antiphrasto 109–124, 185
- Der verliebte Vogelsberger, in den merkwürdigen Begebenheiten Jobst Schlehendorns, eines gebohrnen Vogelsbergers. Mit untermischten artigen Liebes-Geschichten anderer Personen, Worinnen insonderheit bewähret wird, wie eine reine Beständigkeit, jederzeit einen beglückten Ausgang zur Belohnung zu erhalten pfl eget 70
- Dichtung und Wahrheit (Johann Wolfgang von Goethe) 26–35, 45, 49, 58, 65, 234, 290, 376
- Die Ausländer in der Schweiz oder Gegebenheiten des Herrn von Tarlo und seiner Freunde (Christoph Heinrich Korn) 260f.
- Die Folgen der Großmuth und Redlichkeit, In der Lebensgeschichte des Herrn Bs. Von ihm selbst entworfen (Johann Christian Brandes) 164
- Die Fragmente eines Ungenannten (Gotthold Ephraim Lessing) 335
- Die Geschichte des Grafen von P. (Johann Gottlieb Benjamin Pfeil) 198f.
- Die glückliche Trennung in der Geschichte der Fräulein von S. 72
- Die glückseeligste Insul auf der gantzen Welt, oder Das Land der Zufriedenheit, Dessen Regierungs-Art / Beschaffenheit / Fruchtbarkeit / Sitten derer Einwohner, Religion, Kirchen-Verfassung und dergleichen, samt der Gelegenheit, wie solches Land entdeckt worden, ausführlich erzählet wird, von Ludwig Ernst von Faramund (das ist: Sinold von Schütz) 86
- Die misvergnügte Ehe in Adaliens Lebensgeschichte 124, 139–144, 147–160, 179, 183
- Die tugendhafte und redliche Frau am Hofe in der Geschichte der Henriette von Rivera (Christoph Heinrich Korn) 234, 243, 250–276
- Die vortreffliche europäische Lucretia, nach denen wahrhaften Umständen ihres Lebenslaufes entworfen von einem redlichen Teutschen 160f., 178–182
- Don Quijote (Miguel de Cervantes) 82f., 114, 152
- Eigene Lebens-Beschreibung (Adam Bernd) 24, 169, 286,
- Ein kurzweilig Lesen von Dil Ulenspiegel (Hermann Bote) 284, 300
- Ein nicht romanhafter Roman. Oder Begebenheiten eines Frauenzimmers vom Lande 198f.

- Eine Duplik (Gotthold Ephraim Lessing) 339
- Essais sur la peinture (Denis Diderot) 355f.
- Essay on Man (Alexander Pope) 205
- Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Vorne und zuletzt ein Gespräch (Friedrich Nicolai) 306
- Geheime Nachrichten Des unglücklichen Ritters Floramondi, Entworfen und abgetheilt In Zweyen Theilen Darinnen er die ihm zu Wasser und Land betroffene Unglücksfälle Als auch Seine um Dienst und Gewerb halben erlittene viele Verfolgung in seinem Vaterland zeigt. Alles mit lustigen, dabey nützlichen und in die Litteratur laufenden Anmerkungen erläutert und vorgestellt von Evandro 67f.
- Geschichte Carl Ferdiners aus Originalbriefen von dem Verfasser der moralischen Briefe des Herzens (Johann Jakob Dusch) 349
- Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens (Johann Peter Eckermann) 347
- History of Tom Jones, a Foundling (Henry Fielding) 14, 38, 48, 136, 190ff., 363f., 370ff., 390
- Ilias (Homer) 77
- In der Schule der Philosophie (Georg Christoph Lichtenberg) 320
- Italienische Reise (Johann Wolfgang von Goethe) 92, 378
- Jacques, le fataliste et son maître (Denis Diderot) 353
- Josephi Mauritii von Brachfeld, Curieuse und Wunder-volle Begebenheiten, In den Unbekannten Sud-Ländern, Nemlich in der glückseligen Insul Jacketan und dem unweit davon entlegenen sehr grossen Reich Adama, auch andern geraumen Ländern, Wobey merckwürdig vorgestellt, auf was setsame Art Er dahin gekommen, und durch was für Gelegenheit und Mittel Er die allerhöchste Gewalt über diese vortreffliche und sehr geraume Länder erhalten habe. Alles mit vielen Moral- und Politischen Regeln, Insonderheit aber für die Liebhaber der geheimen Philosophie, Mit einer sehr deutlichen Beschreibung des grossen Wercks dargeboten, auch mit vielen Kupffern versehen von Ihm Selbst 86
- Jünglingsjahre (Heinrich Jung-Stilling) 290
- Kurtzer Entwurff der Politischen Klugheit, sich selbst und andern in allen Menschlichen Gesellschaften wohl zu rathen, und zu einer gescheiden Conduite zu gelangen (Christian Thomasius) 161
- Krates und Hipparchia ein Seitenstück zu Menander und Glycerion (Christoph Martin Wieland) 348
- Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse (Jakob Wilhelm Heinse) 348
- La Religieuse (Denis Diderot) 355

- Leben der schwedischen Gräfin von G\*\*\* (Christian Fürchtegott Gellert) 69, 72, 143, 229ff.
- Leben und Meynungen des Till Eulenspiegel. Volks Roman (Friedrich Herzberg) 279-342
- Leben und merckwürdige Begebenheiten des Selinthes 69
- Lebensbeschreibung der Europäischen Robinsonetta in einem moralischen Roman, zum Nutzen und vergönneten Zeitvertreib, nach allen ihren wahrhaften Umständen entworfen von V--- 180, 187f.
- Le Paysan perverti ou les dangers de la ville (Nicolas-Edme Restif/Rétif de la Bretonne) 351f., 369
- Les contemporaines, ou Aventures des plus jolies femmes de l'âge présent (Nicolas-Edme Restif/Rétif de la Bretonne) 350
- Les bijoux indiscrets (Denis Diderot) 181, 354
- Les Epistres Morales et Amoureuses. Reveu, corrigé et augmenté en ceste dernière édition (Honoré d'Urfé) 157f.
- Les Liaisons dangereuses, ou Lettres recueillies dans une société, et publiés pour l'instruction de quelques autres (Choderlos de Laclos) 149, 359ff.
- Lettres persanes (Montesquieu) 115, 239
- Liebes- und Lebens-Geschichte der schönen und tugendhaften Hennrietta, In einer Sittenreichen Erzählung vorgestellt 131-139
- Litterarische Reise durch Deutschland (Friedrich Schulz) 43-46
- Materialien (Christoph Heinrich Korn) 236-243, 270
- Monsieur Nicolas ou le Coeur humain dévoilé. Publié par lui-même (Nicolas-Edme Restif/Rétif de la Bretonne) 351f., 369
- Noch eine englische Geschichte zum Zeitvertreib auf dem Sofa. Als eine Fortsetzung der Geschichte der englischen Gräfin von K\*\*\* 88, 103-107
- Nuits de Paris 1789-1793 ((Nicolas-Edme Restif/Rétif de la Bretonne) 352f.
- Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe (Johann Caspar Lavater) 317ff., 325ff.
- Physiognomische Reisen, voran ein physiognomisches Tagebuch, heftweise herausgegeben (Johann Karl August Musäus) 315f., 327ff.
- Rede auf das Geburtstagfest des Königs, im Namen der Akademie Greifswald gehalten (Rudolph Wilhelm Zobel) 266ff.
- Sendschreiben von der Zulässigkeit der Satire (Gottlieb Wilhelm Rabener) 330
- Sentimental Journey (Laurence Sterne) 370
- Siegfried von Lindenberg (Johann Gottwerth Müller) 37-41, 69, 106
- Sudelbücher (Georg Christoph Lichtenberg) 41

- Teutsche Chronik (Christian Friedrich Daniel Schubart) 37ff., 44f., 233, 291
- The expedition of Humphry Clinker (Tobias George Smollett) 362
- Tina oder Ueber die Unsterblichkeit (Arno Schmidt) 75
- Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen (Friedrich Schiller) 268f., 327, 344ff., 358
- Über naive und sentimentalische Dichtung (Friedrich Schiller) 344, 381, 384
- Ueber Physiognomik wider die Physiognomen (Georg Christoph Lichtenberg) 321–328
- Ueber die Ehe (Theodor Gottlieb von Hippel) 276
- Versuch über den Roman (Friedrich von Blanckenburg) 44, 48, 91, 342, 373, 389f.
- Von dem Vergnügen, welches man aus der Erkenntniss der Wahrheit schöpfen kann (Christian Wolff) 159
- Von der wahren Freiheit (Epiktet) 218
- Wilhelm Meisters Lehrjahre (Johann Wolfgang von Goethe) 36, 49, 67, 99, 108, 172, 178, 193f., 220, 283, 296, 347, 364, 374–380, 388f.

## LITERATURGESCHICHTE IN STUDIEN UND QUELLEN

HERAUSGEGEBEN VON  
KLAUS A. MANN, HUBERT LENBAUER, KARL WAGNER

### EINE AUSWAHL

**BD. 19 | SONJA OSTERHALDER**  
DÄNISCHE AUFKÄLLER  
DIE DECKELNATUR VON CONAN  
DOYLE BIS DOBBSMILL  
2011. 242 S. € 22,- | ISBN 978-3-205-78022-0

**BD. 20 | NORBERT CHRISTIAN WOLF**  
KARAKTER ALS BEGRIFFSKONSTRUKTION  
ROBERT MUSILS SOZIOANALYSE  
DES 20. JAHRHUNDERTS  
2011. 126 S. € 22,- | ISBN 978-3-205-78740-2

**BD. 21 | MARTIN ERINGRABH**  
MUSIK UND NICLA MONTELEONE IM THEATER  
HEINRICH VON DOBBSMILL  
2012. 286 S. € 7,-99 | ISBN 978-3-205-78826-7

**BD. 22 | MELJANA STANCO**  
VERBODENES LITERATUR  
DIE DEUTSCH-SPRACHIGE DICHTUNG  
AUF DEM BOSNEN-UND-HERZEGOWINA  
JUGOSLAVIEN VON 1880 BIS 1945  
2012. 320 S. € 22,- | ISBN 978-3-205-79400-0

**BD. 23 | ALEXANDER MONTGOMERY**  
#DANCEÄSTHETIK ALS MYTHOS  
HUGO VON HOFMANNSTHALS  
POETOLOGIE DES POLITISCHEN UND DIE  
BEWERTUNG MODERNER THEATER-  
SCHAFTEFORMEN IN BEINHARDT TRAUERS  
SPIEL „DIE TURBINEN“ (1949/1978)  
2012. 70 S. € 22,- | ISBN 978-3-205-79000-0

**BD. 24 | DANIEL EHRMANN,**  
NORBERT CHRISTIAN WOLF (HrG.)  
KLASSISZISMUS IM AKTION  
DIOGENES #PROPYLÄEN UND DAS  
WESINGER KLIMATPROGRAMM  
2012. 426 S. € 28,-99 | ISBN 978-3-205-79000-0

**BD. 25 | DAGMAR HEMMLER**  
ERBERT LOTHAR  
SCHREIBSTILLER, KRITIKER, THEATER-  
SCHAFENDER  
2012. 480 S. € 8,-99 | ISBN 978-3-205-79040-6

**BD. 26 | ELMAR LENHART**  
ALBERT DRACH UND DAS  
20. JAHRHUNDERT  
DIE DRACHS IM POLITIK, RAUM UND  
KULTUR  
2012. 224 S. € 6,-99 | ISBN 978-3-205-79020-7

**BD. 27 | EDIT KRÁLY**  
#DIE KONZAV MIT DER FORM  
#FROM-DRACHS IN TEXTEN UND  
BILDERN DES 19. JAHRHUNDERTS  
2017. 44 S. € 28,-99 | ISBN 978-3-205-79000-0

## LITERATUR - KULTUR - GESCHLECHT

STUDIENZUR LITERATUR- UND KULTURGESCHICHTE  
(EHEM. GROESSE REIHE)

HERAUSGEBEBEN VON  
ANNE-KATHRIN REULECKE UND ULRIKE VEDDER IN VERBINDUNG  
MIT INSE STEPHAN UND SIGRID WEBSEL

böhlau

### EINE AUSWAHL

ED. 62 | SUSANNE DALLMEYER  
DIE 19. JAHRES HINTERGUNDROMANE  
INDIVIDUELLE LEBENSCHWÄRME IM  
KÖRPERLICHEN ZEITALTER  
2014, 168 S., 28 € DR.  
ISBN 978-3-412-20770-0

ED. 63 | ANTHONIA VEBER  
KÖRPER UND INTERTEXTUALITÄT  
STRATEGIEN DER KULTURELLEN  
GEGENWÄRTIGUNG IN DER GEGENWÄRTIG-  
LITERATUR  
2012, 270 S., 28 € DR.  
ISBN 978-3-412-20880-8

ED. 64 | JULIA FREYTAG  
DIE TONSTIMME ELEKTRA  
EINE VERDORFTE FIGUR IN LITERATUR,  
PSYCHOANALYSE UND FILM  
2012, 282 S., 28 € DR.  
ISBN 978-3-412-20940-0

ED. 65 | UTA SCHÖRMANN  
KOMMODIFIZIERUNG  
DAS INTERTEXTUELLE IN DER LITERATUR  
DES EUROPÄISCHEN REALISMUS DES  
19. JAHRHUNDERTS  
2012, 290 S., 28 € DR.  
ISBN 978-3-412-20994-0

ED. 66 | WILAND SCHWARZBACH  
DER FLIEßENDE MICH. DIE LEISTUNG  
MÄNNLICHKEIT UND HOCHSTAPLELI IN  
LITERATUR UND FILM  
2014, 204 S., 28 € DR.  
ISBN 978-3-412-20992-2

ED. 67 | ALEXANDRA TAORE  
SCHREIBERIN + FRÄULEIN GUCH UND  
DIE MADRIGAL HERBERT  
NOVELLE, VERFÜHRUNGEN UND  
BEARBEITUNGEN  
2012, 228 S., 28 € DR.  
ISBN 978-3-412-20927-4

ED. 68 | GERALD MOHRHÖRER,  
JÜRGEN BÖLL (HrG.)  
DIE MARIE IN DER KIMBY  
VIELFÄHRIGKEITEN VON MÄNNLICHKEIT  
IM 20. UND 21. JAHRHUNDERT  
2012, 210 S., 28 € DR.  
ISBN 978-3-412-20922-5

ED. 69 | ANNE SCHÖNKE ROTHMISTEN (HrG.)  
RACHEN (1898-1918)  
WEDLICHES DANNTUMSALIS LEBENS-  
UND DARSTELLUNGSFORM  
2012, 104 S., 28 € DR.  
ISBN 978-3-412-20928-7

ED. 70 | BERTHE KLOHMANN (HrG.)  
ARTICIFACTE  
HOLZHAFT UND ZWISCHENWEGEN  
IN EXPERIMENTELLEN DARSTELLUNGS-  
FORMEN IN LITERATUR UND KUNST  
2012, 104 S., 28 € DR. | ISBN 978-3-412-20943-1

BOHLEND VERLAG, GURTLAGEN 1, D-50668 KÖLN, 0179 923 98-0  
info@bohle-nd-verlag.de, www.bohle-nd-verlag.de | 0179 923 98-0